

H.p.f.540-3,

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

H.p.f.540-3,

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

DAS NEUNZEHNTE JAHRHUNDERT  
IN BILDNISSEN

H.p.f.540-3,

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

H.p.f.540-3,

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

# DAS NEUNZEHNTE JAHRHUNDERT

IN  
BILDNISSEN

MIT BEITRÄGEN VON PAUL ANKEL, PAUL BAUJEC, FRANZ BENDT, OSCAR BESCHORNER, WILHELM BÖLSCHKE, HERMANN BRUNNHOFER, MAX CORNICELIUS, HUGO FALKENHEIM, EDWARD FALCK, KARL FEDERN, JOSEF FLACHL, HERMAN GRIMM, EDIARD GRISBRACH, FRIEDRICH HAACK, JULIUS HART, THEODOR HUSEMANN, FRIEDRICH JODEL, FRITZ KNAPP, OSWALD KILPPE, FRANZ XAVER KRAUS, KURT LASSWITZ, MAX LEHMANN, H. A. LIER, OTTOKAR LORENZ, ERICH MARCKS, FRIEDRICH MEINECKE, FRANZ MÜNCKER, CARL NEUMANN, PAUL OERTMANN, JULIUS PAGEL, EUGEN PAPPENHEIM, OTTO POLEDERER, D. PYPIN, ALDIS RIEHL, FRANZ RÖHL, CARL RULAND, H. A. SCHMID, LEOPOLD SCHMIDT, GEORG STAMPER, REINHOLD STRIG, GEORG STEINDORFF, IL TROG, J. VON VERDY DU VERNOIS, PAUL WARRCKE, KARL WILKE, OTTO N. WITT U. A.

HERAUSGEGEBEN VON

KARL WERCKMEISTER



BAND III

BERLIN

KUNSTVERLAG DER PHOTOGRAPHISCHEN GESELLSCHAFT

1899

H.p.f.540-3, Titel

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



H.p.f.540-3,

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

# INHALTS-VERZEICHNIS

## DES DRITTEN BANDES.

### I. Bildnisse und Textillustrationen.

<b>Augier, Emile</b> , gemalt von Ed. Dubufe . . . . .	Bildnis No.	308
<b>Beneke, Friedrich Eduard</b> , nach einer Lithographie von Ed. Ueber . . . . .	„	343
<b>Bernard, Claude</b> , nach einer Aufnahme von Pierre Petit, Paris . . . . .	„	389
<b>Rauch, Peter Christian Wilhelm</b> , gezeichnet von Krüger, Lithographirt von Lentzen . . . . .	„	311
<b>Billroth, Theodor</b> , Naturaufnahme von J. Löwy, Wien . . . . .	„	340
<b>Blaze, Louis</b> , gemalt von Pierre Dupuis . . . . .	„	376
<b>Dongland, Aimé</b> , nach einer Lithographie von Deveris . . . . .	„	383
<b>Boys, Franz</b> , nach einer Naturaufnahme . . . . .	„	357
<b>Boissé, Alfred Edmond</b> , Naturaufnahme von Bergwald, Torgau . . . . .	„	319
<b>Besant, William Cullen</b> , nach einem Stich von H. B. Hall . . . . .	„	356
<b>Bulwer-Lytton, Edward</b> , nach einem Gemälde von Macise, gestochen von Edwards . . . . .	„	353
<b>Buckhartz, Jakob</b> , gezeichnet von Hans Landgraf . . . . .	„	358
<b>Calhoun, John Caldwell</b> , gemalt von T. Nicka, gestochen von A. N. Ritchie . . . . .	„	384
<b>Candolle, Pyrame de</b> , nach einer Lithographie von Bore . . . . .	„	386
<b>Carlyle, Thomas</b> , Steinzeichnung von J. H. Lynch nach einem Daguerrotyp . . . . .	„	381
<b>Carlyle, Thomas</b> , gemalt von J. E. Milbise . . . . .	„	382
<b>Carlyle, Thomas</b> , gemalt von Whistler . . . . .	„	383
<b>Carlyle, Thomas</b> , gezeichnet von A. d'Orsay . . . . .	Textill. S.	425
<b>Carlyle, Thomas</b> , Aufnahme von Elliot & Fry . . . . .	„	429
<b>Carpeaux, William Benjamin</b> , Aufnahme von Elliot & Fry, London . . . . .	Bildnis No.	307
<b>Chamoussin, Jean François</b> , gemalt von Cogniet . . . . .	„	378
<b>Chancy, Antoine Eugène Alfred</b> , gemalt von J. Renard . . . . .	„	346
<b>Charcoo, Jean Marin</b> , Aufnahme nach dem Leben . . . . .	„	377
<b>Clay, Henry</b> , nach einem Stich, herabgegeben von William Fane, New-York . . . . .	„	371
<b>Cobden, Richard</b> , gezeichnet von Du Val, gestochen von Lewis . . . . .	„	317
<b>Cobden, Richard</b> , gemalt von Dickinson . . . . .	Textill. S.	461
<b>Comte, Auguste</b> , nach der Lithographie von Tony Voallon . . . . .	Bildnis No.	326
<b>Coppee, François</b> , nach einer Naturaufnahme von Nader, Paris . . . . .	„	334
<b>Cornelius, Peter von</b> , gestochen von Louis Jacoby . . . . .	„	352
<b>Cornelius, Peter von</b> , jugendliches Selbstporträt, auf demselben Blatt Selbstporträt Overbeck's . . . . .	„	361
<b>Courbet, Gustave</b> , Naturaufnahme von Nédon, Paris . . . . .	„	388
<b>Courier, Paul Louis</b> , gezeichnet von Vigneron, lithographirt von Comstons . . . . .	„	382
<b>Czermak, Johann Nepomuk</b> , nach einer Naturaufnahme . . . . .	„	358
<b>Daguerre, Louis Jacques Mandé</b> , nach einer Lithographie von Grévedon . . . . .	„	375
<b>Dannacker, Johann Heinrich</b> , gemalt von Schick . . . . .	„	369
<b>Daudet, Alphonse</b> , nach einer Aufnahme von Eugén Pirou, Paris . . . . .	„	390
<b>Davy, Humphrey</b> , gemalt von Lonsdale, gestochen von Worthington . . . . .	„	303
<b>Defregger, Franz</b> , Selbstporträt . . . . .	„	311
<b>Dibsdal, Benjamin</b> , gemalt von J. E. Milbise . . . . .	„	345
<b>Dostojewski, Fedor</b> , Aufnahme nach dem Leben . . . . .	„	356
<b>Dove, Heinrich Wilhelm</b> , gezeichnet und lithographirt von C. Streckert . . . . .	„	346
<b>Dumas, Alexander, der Aeltere</b> , nach einer Naturaufnahme von Pierre Petit . . . . .	„	388
<b>Dumas, Alexander, der Jüngere</b> , gemalt von Léon Bonnat . . . . .	„	391
<b>Ridson, Thomas Ains</b> , gemalt von A. A. Anderson . . . . .	„	365
<b>Rechner, Gustav Theodor</b> , Naturaufnahme von Georg Bruckstedt, Leipzig . . . . .	„	350
<b>Richter, Kuno</b> , gemalt von Kaspar Ritter . . . . .	„	367
<b>Pöbbel, Friedrich</b> , gezeichnet von Strauch, lithographirt von Hahn . . . . .	„	344

Fuhon, Robert, gemalt von E. Weiss, gestochen von H. B. Hall Jr.	Textill. S.	379
Gambetta, Léon, nach einer Naturaufnahme von Carjat, Paris	Bildnis No.	343
Gautier, Théophile, Naturaufnahme von Nadar, Paris	" "	349
Grasacht, Friedrich Wilhelm, gemalt von Grubbein	" "	349
Guardin, Emile de, gezeichnet und gestochen von Masson	" "	361
Glinka, Michail, Aufnahme nach dem Leben	" "	354
Grevedon, Charles, gemalt von Gerolme-Dorson	" "	350
Grubbe, Friedrich Christian, nach einer Lithographie von Weibezahl	" "	336
Grube, Albrecht von, nach einer Zeichnung von C. Wiltk	" "	262
Grubner, Thomas, gemalt von Trauschold	" "	247
Gyant, Ulysses S., nach dem Stich von William Sartain	" "	297
Gregorovius, Ferdinand, nach einer Naturaufnahme	" "	265
Gros, Gasp, gemalt von Thomas Stowersden	" "	349
Groskow, Karl, nach einer Naturaufnahme	" "	338
Halévy, Jacques-François, Stich von Wegner	" "	210
Hawcharne, Nathaniel, gemalt von A. E. Smith	" "	331
Jacquard, Charles Marie, nach einer anonymen Lithographie	" "	294
Jefferson, Thomas, gemalt von G. Stuart	" "	275
Jering, Rudolf, nach einer Aufnahme von Patri, Göttingen	" "	298
Kirchhoff, Gustav Robert, Originalaufnahme der Photographischen Gesellschaft	" "	314
Knox, Ludwig, Selbstbildnis	" "	258
Koch, Robert, nach einer Originalaufnahme von J. C. Schwarzwächter, Berlin	" "	341
Lachner, Franz, gezeichnet und lithographiert von Stroh	" "	259
Lacordaire, Henry, gemalt von Janmet	" "	282
La Menais, Félix de, nach einer Lithographie von Belliard	" "	281
Lange, Friedrich Albert, Aufnahme nach dem Leben	" "	311
Lepsius, Richard, gemalt von G. Biermann	" "	215
Leuckart, Rudolf, Naturaufnahme von Georg Brakesch, Leipzig	" "	218
Loggellow, Henry Wadsworth, nach einem Stich von H. B. Hall	" "	257
Lowe, Karl, gezeichnet von Hanns Fechner	" "	218
Masculay, Thomas Babington, gemalt von W. Gordon	" "	249
Marschner, Heinrich, Stich nach einer Naturaufnahme	" "	310
Mayer, Julius Robert, nach einer Naturaufnahme	" "	333
Milcowick, Adam, nach dem Agutzell von Tapa	" "	264
Mignet, François, Naturaufnahme, von Pierre Petit, Paris	" "	354
Mohl, Robert von, gemalt von Lenbach	" "	213
Montenabert, Charles de, Lithographie nach der Natur von Karmosell	" "	282
Morse, Samuel F. D., nach dem Stich von John Swan	" "	286
Musser, Alfred de, nach einem Gemälde von Landelle, gestochen von Peller	" "	359
Musser, Alfred de, Zeichnung von Lami in der Comédie Française	Textill. S.	471
Nekrasoff, Nikielaj Alesjewitsch, gezeichnet von Kozulicz	Bildnis No.	472
Nerstel, Hans Christian, gezeichnet von C. A. Jensen, lithographiert von Kaufmann	" "	264
Öhm, Georg Simon, nach einem Gemälde in der Münchener Akademie der Wissenschaften	" "	269
Paganini, Niccolò, nach der Zeichnung von Ingres, gestochen von Callanetta	" "	280
Patzschkofer, Max, gemalt von Lenbach	" "	290
Pilaty, Carl Theodor, nach einer Aufnahme von Fr. Hanfstaing, München	" "	293
Prescott, William Haskling, nach einer Zeichnung von George Richmond, R. A.	" "	260
Prochban, Pierre Joseph, gezeichnet von A. Colleme, lithographiert von Götter	" "	491
Puschkin, Alexander, gemalt von W. Prochban	" "	252
Reis de Charvazet, Pierre, gemalt von Léon Bonnat	" "	249
Reiner, Edgar, nach einer Naturaufnahme	" "	248
Ressel, Joseph, nach einer Lithographie von Vincenzo Pisani	" "	270
Rokimansky, Karl, nach dem Stich von Louis Jostoy	" "	158
Ruge, Arnold, nach einem Daguerreotyp	" "	225
Schnasse, Karl, gemalt von Marie Wiegmann	" "	259
Schnorr von Carolsfeld, Julius, gemalt von L. Gey	" "	208
Schün, Theodor von, gezeichnet von Wolff	" "	267
Schünheim, Christiana Friedrich, gemalt von H. Belz	" "	227
Serthe, Eugène, nach der Lithographie von Grevedon	" "	263
Shelley, Percy Bysshe, gemalt von Amelia Curran	" "	309
Sheridan, Philip II., nach dem Stich von Geo. E. Parine	" "	309
Sierman, Wilhelm F., nach dem Stich von S. C. Parine	" "	308
Siebold, Karl Theodor Ernst von, gemalt von Tischbinger nach Lenbach	" "	320
Sienkiewicz, Heinrich, gemalt von Puchrowski	" "	217
Stoeb, Joseph, nach einer Lithographie von Taubhage	" "	242
Thier, Albrecht Daniel, gezeichnet und lithographiert von Schrack	" "	245
Thiers, Adolphe, gemalt von Léon Bonnat	" "	244
Thomas, Ambroise, gemalt von Nizet Brisebet	" "	250
Thorau, Henry D., nach einem Daguerreotyp	" "	310
Thünen, Johann Heinrich von, nach dem Gemälde von Ternite, lithographiert von Funcke	" "	281
Ty-dall, John, Aufnahme von Elliot & Fry, London	" "	306

Virchow, Rudolph, gemalt von Hans Fischer	Bildnis No.	161
Vitber, Friedrich Theodor, gemalt von Emilie Weiser	"	157
Wabner, Daniel, nach einem Schalkunskelme von Thomas Doney	"	154
Walcker, Friedrich Gottlieb, geschnitten von Vogel	"	116
Wilbrand, Adolph, gemalt von Leubach	"	187
Wöhler, Friedrich, Lithographie von R. Hoffmann	"	187
Wundt, Wilhelm, gemalt von Dora Arnd-Raschid	"	191

## II. Aufsätze.

Agüir, Emilio, von Julius Hart	Seite	431
Aeneas, Friedrich Eduard, von Friedrich Jell	"	369
Bernsd, Charles, von Wilhelm Bölsche	"	403
Benth, Friedrich Christian, von Georg Stumper	"	152
Bilroth, Theodor, von Julius Pagel	"	483
Banc, Louis, von Karl Wilke	"	315
Bonpland, Aimé, von Wilhelm Bölsche	"	707
Bopp, Franz, von Paul Ansel	"	479
Brehm, Albrecht Edmund, von Wilhelm Bölsche	"	451
Bryant, William Gullen, von Edward Falck	"	199
Bulwer-Lytton, Edward, von Julius Hart	"	35
Buschardt, Jakob, von H. Tieg	"	151
Callison, John Caldwell, von Karl Wilke	"	366
Candolle, Pyrame de, von Wilhelm Bölsche	"	368
Carlyle, Thomas, von Karl Pedern	"	454
Carpenter, William Benjamin, von Wilhelm Bölsche	"	431
Champollion, Jean François, von Georg Stumper	"	386
Chazuy, Alfred Eugène, von Karl Wilke	"	104
Charent, Jean Martin, von Julius Pagel	"	384
Clay, Henry, von Karl Wilke	"	390
Cobden, Richard, von Karl Wilke	"	403
Comte, Auguste, von Edmund König	"	381
Coppée, François, von Julius Hart	"	474
Cornelius, Peter von, von Fritz Knapp	"	512
Courtes, Gustav, von Fritz Knapp	"	464
Courcier, Paul Louis, von Julius Hart	"	471
Czerwik, Johann Nepomuk, von Oskar Beschner	"	481
Daguetre, Louis Jacques Mazodé, von Franz Bendt	"	288
Dannecker, Johann Heinrich, von H. A. Liss	"	433
Daukt, Alphonse, von Julius Hart	"	415
Davy, Humphrey, von Otto N. Witt	"	369
Defregger, Franz, von Friedrich Haack	"	437
Dirrieh, Benjamin, von Karl Wilke	"	489
Dostojewski, Fedor, von Ch. Tykocinski	"	347
Dowe, Heinrich Wilhelm, von Georg Stumper	"	408
Dumas, Alexander, der Ältere, von Julius Hart	"	474
Dumas, Charles Alva, von Franz Bendt	"	487
Rechner, Gustav Theodor, von Kurd Lasswitz	"	359
Fischer, Kuno, von Hugo Falkenheimer	"	361
Fröbel, Friedrich, von Eugen Pappenheim	"	136
Gambetta, Léon, von Karl Wilke	"	498
Geizler, Theodor, von Julius Hart	"	405
Giesebrecht, Friedrich Wilhelm, von Georg Stumper	"	486
Girardin, Emma de, von Julius Hart	"	421
Glinck, Michel, von Leopold Schmidt	"	344
Goussin, Charles François, von Leopold Schmidt	"	477
Gräbe, Friedrich Christian, von Paul Wancke	"	111
Gräfe, Albrecht von, von Julius Pagel	"	138
Gribzow, Thomas, von Otto N. Witt	"	335
Groat, Ulysses Simpson, von Karl Wilke	"	417
Gregorius, Ferdinand, von Franz Rühl	"	365
Grötz, Georg, von Franz Rühl	"	460
Grunow, Karl, von Julius Hart	"	473
Häufy, Jacques Promental, von Leopold Schmidt	"	446
Hawthorne, Nathaniel, von Karl Pedern	"	469
Jacquard, Charles Marie, von Franz Rühl	"	475
Johanson, Thomas, von Karl Wilke	"	398
Joring, Rudolf, von Paul Ostermann	"	497

<b>Kirchhoff, Gustav Robert, von Georg Stammer</b> . . . . .	Seite 445
Knaus, Ludwig, von Friedrich Hirsch . . . . .	468
Koch, Robert, von Theodor Husemann . . . . .	485
<b>Kochner, Franz, von Leopold Schmidt</b> . . . . .	517
Lacordaire, Henry, von Franz Xaver Kraus . . . . .	394
La Mennais, Felicité de, von Franz Xaver Kraus . . . . .	396
Lange, Friedrich Albert, von Kurd Lasswitz . . . . .	340
Lepsius, Richard, von Hermann Brunnhofer . . . . .	445
Leuckart, Rudolf, von Wilhelm Bölsche . . . . .	450
Langfellow, Henry Wadsworth, von Edward Falck . . . . .	514
Loewe, Karl von Leopold Schmidt . . . . .	515
<b>Maschke, Thomas Bahagton, von Otokar Lorenz</b> . . . . .	357
<b>Marschner, Heinrich, von Leopold Schmidt</b> . . . . .	434
Mayer, Julius Robert, von Alois Riehl . . . . .	505
Mikiewicz, Adam, von Josef Flach . . . . .	425
Migne, Francis, von Georg Stammer . . . . .	502
Mohl, Robert von, von Georg Stammer . . . . .	411
Moulinier, Charles de, von Franz Xaver Kraus . . . . .	384
Morse, Samuel Finley Brassé, von Franz Bendt . . . . .	420
Morse, Alfred de, von Julius Hart . . . . .	471
Nekrasoff, Nikolaj Alexejewitsch, von D. Pypin . . . . .	377
<b>Oversted, Hans Christian, von Wilhelm Bölsche</b> . . . . .	363
Ohm, Georg Simon, von Georg Stammer . . . . .	371
<b>Paganini, Niccolò, von Leopold Schmidt</b> . . . . .	389
Pataki, Max, von Julius Pagel . . . . .	405
Pilocy, Carl Theodor, von Fritz Knapp . . . . .	419
Prescott, William Hocking, von Karl Wilke . . . . .	476
Prüllner, Peter Joseph, von Karl Wilke . . . . .	506
Ruszkina, Alexander, von Eugen Zabel . . . . .	346
Ruis de Chavantes, von Fritz Knapp . . . . .	467
<b>Quinet, Edgar, von Julius Hart</b> . . . . .	491
<b>Ressel, Joseph, von Franz Bendt</b> . . . . .	394
Rakitzky, Karl, von Julius Pagel . . . . .	481
Ruge, Arnold, von Franz Rühl . . . . .	450
<b>Schmase, Karl, von Carl Neumann</b> . . . . .	353
Schwarz von Gersdorff, Julius, von Friedrich Hirsch . . . . .	569
Schön, Theodor von, von Franz Rühl . . . . .	367
Schönbain, Christian Friedrich, von Franz Bendt . . . . .	347
Sorby, August, von Julius Hart . . . . .	444
Stollé, Percy Dyrce, von Karl Federn . . . . .	460
Storitz, Philipp Henry, von Karl Wilke . . . . .	479
Sturmer, William Tecumseh, von Karl Wilke . . . . .	418
Strobel, Karl Theodor Ernst von, von Wilhelm Bölsche . . . . .	451
Strenkiewicz, Heinrich, von Josef Flach . . . . .	448
Skude, Joseph, von Julius Pagel . . . . .	516
<b>Thaer, Albrecht Daniel, von Georg Stammer</b> . . . . .	311
Thiers, Adolphe, von Karl Wilke . . . . .	461
Thomas, Ambroise, von Leopold Schmidt . . . . .	218
Thomas, Henry David, von Karl Federn . . . . .	488
Thünen, Johann Heinrich von, von Georg Stammer . . . . .	318
Tyndall, John, von Wilhelm Bölsche . . . . .	470
<b>Vérhew, Rudolf, von Julius Pagel</b> . . . . .	577
Vischer, Friedrich Theodor, von Hugo Falkenheim . . . . .	369
<b>Waldster, Daniel, von Karl Wilke</b> . . . . .	381
Waldster, Friedrich Gottlieb, von Paul Ansel . . . . .	504
Walbrand, Adolph, von Paul Warnke . . . . .	459
Wahlen, Friedrich, von Otto N. Witt . . . . .	496
Wandl, Wilhelm, von Oswald Külpe . . . . .	406



## Peter von Cornelius.

(Geb. am 23. September 1783 zu Düsseldorf, gest. am 6. März 1867 zu Berlin.)

(Hierzu Bildnisse No. 241 und 242.)

Herrlich scheint der Glanz, die Fülle geistigen Lebens am Beginn des Jahrhunderts in Deutschland; stolz schauen wir zurück auf jene Jahre, wo gewaltige Künster in höchster Vollendung schufen, neue Grüssen sich entfalteten. Seit den alles vernichtenden dreissigjährigen Kriegen endlich strahlender Sonnenschein. Ein Lichtblick nur, denn im Westen türnten sich düstere Gewitterwolken und grausam fuhr das Unwetter hin über die deutschen Lände. Wilde Heerscharen verwüsteten das Erzeugene, und die letzte Kraft nahmen die Freiheitskriege hinweg. Ein kalter Reif über Nacht; der Irische Trieb erstarrt, jeder Wohlstand zerstört — wo sollte die Muse der bildenden Kunst, die zu neuer Wanderschaft sich erhoben, rasten, wo in dem geplünderten Haus? Viele Jahrzehnte mussten dahingehen, ehe sie ein neues Heim in Deutschland fand. Die deutschen Künstler zogen zunächst nach Rom, lebten und schufen dort. Der erwachte Schaffenstrieb verlangte nach Bethätigung; aber da der gesunde Untergrund fehlte, kam er nicht zu einem reinen, vollen Ausdruck, wenn sich auch ein grossartiges Ringen erkennen lässt. Ausichtslos war der harte Kampf und der Sieg unmöglich. Dieses mühsame Streben verkörpert sich zu grossartiger Gestalt, die zugleich den Geist jener aus Glanz und Stolz in Muthal und bittere, zum Teil hochmüthige Resignation gesunkenen Welt wieder spiegelt, in Peter Cornelius. Auch er suchte in fremden Länden Anregung, Italien wurde ihm zur zweiten Heimat, bis ihn Ludwig I. von Bayern, der grossdenkende Beschützer deutscher Kunst in jenen trüben Zeiten, nach Deutschland zurückrief.

Peter Cornelius war 1811 in Rom eingetroffen. In höchster Begeisterung für das Germanisch-Nationale, für Goethe, voll von glühendem Hass gegen die theatralisch-klassizistische Manier eines David, hatte er die Jahre vorher eine Anzahl Zeichnungen für Holzschnitt zum „Faust“ geschaffen. In Anlehnung an Dürer kommt des jungen Künstlers lebhafter Geist zu dramatischem Ausdruck. Ein Sohn der Rheinlande — sein Vater, Aloys Cornelius, war Maler und Kustos an der Düsseldorfer Akademie (1799 gestorben) — ist er voll Temperament und Frische. Mögen seine Ideen ihm noch so hoch tragen, seine Gedanken sich noch so sehr vertiefen, sein klarer Blick verdunkelt sich nie; er wird nie zum Grübler und bleibt fern von Phantasterien. Darin gleicht er Goethe. In Rom angelangt, zeigt er früh eine leichte Empfänglichkeit für die italienischen besonders für die raffaelischen Gestalten und Formen, für feinen Linienschwung und entwickelt schnell ein hohes Schönheitsgefühl. Sogleich gesellt er sich zu den Nazarenern, zu dem weichen, zartsentimentalen Overbeck und den anderen Genossen von S. Isidoro. Bald beherrscht er die ganze Gruppe. Des Streben des idealgeinnten Schleswigers Asmus Carstens wird ihm zum Vorbild, er wird zum eigentlichen Vollbringer der Ideen dieses schon 1798 gestorbenen Kunstenthusiasten. Leider verschnüht auch er die Benutzung von Modellen, vernachlässigt er eine sorgfältige Ausbildung und Erlernung technischer Hilfsmittel. Aber schon die bald ausgeführten Illustrationen für das dem deutschen Volke zurückgegebene Nibelungenlied lassen italienischen Einfluss erkennen. Doch der 1817 für die nationale Erhebung hoch

Begeisterte Jüngling giebt sich nicht so leicht in die Arme der italienischen Muse. Aus den 1815 für die Casa Bartholdi zusammen mit Overbeck, Veit und Schadow ausgeführten Fresken (jetzt in der Nationalgalerie zu Berlin) spricht noch deutlich eine kraftvolle, deutsche Sprache. Nur gerundet erscheinen die Formen, feiner abgewogen die Kompositionen. Der Gegensatz der beiden von ihm ausgeführten Fresken beruht in dem Ruhigen, nachdenklich Sinnenden der Deutung von „Pharaos Traum“ und dem dramatisch Bewegten der „Wiedererkennung der Brüder Josephs“. In diesem lebt jugendliche Frische des ungebandenen Feuergeistes und in der kraftvollen Ausdrucksweise macht sich die Nachwirkung der Fresken Signorellis in Orvieto, die er 1813 sah, geltend, während in ersterem der Einfluss Raffaels stark sichtbar ist. Auch Thorwaldsen hat sicher auf den Künstler gewirkt. Die grosse Bedeutung dieser Fresken liegt in der neuen, kraftvollen Auffassung, in der Belebung der Figuren, des Ganzen durch ein Gesamtmotiv, einen grossen Gedanken. Keine Gestalt ist überflüssig, keine Bewegung unbedacht oder possenhaft. Das ist der Fortschritt im Gegensatz zu der Coulißenmalerei des vergangenen Jahrhunderts. Alles ist tief durchgegeistert von einer grossen Idee und es kündigt sich mit Gewalt ein grosser historischer Stil an. Wenn auch der Künstler noch befängelt und unsicher erscheint, der Anlehnung an grosse Vorbilder noch bedarf, bald sollte ihm die Gelegenheit zur ganzen Befreiung, zur Schaffung eines ganz eigenen Stiles gebothen werden. Schon hatte er Aufträge zur Ausschmückung des Gartenhauses der Marchese Massimi erhalten und dazu Skizzen zu Szenen aus Dantes divina comedia entworfen, da wurde er zu grösseren Schaffen nach München berufen.

1818 war Ludwig I. von Bayern als Kronprinz nach Rom gekommen. Begeistert von jenen Fresken, übertrug er dem Künstler die Ausführung der Deckengemälde für die neugebaute Pinakothek. Sofort beginnt Cornelius mit der Arbeit. Die drei grossen Lunettenbilder vollendet er noch in Rom. Sie sind vollständig durchtränkt von italienischem Geiste und enthalten eine reiche Fülle von Linien- und Formenschönheiten. Mit einem dem Raffael und Giulio Romano nachempfundenen Schönheitsgefühl sucht er die Härten seiner eigenen Natur zu bezwingen, zu mildern. Als Höchstes erscheint ihm das Schöne in ganzer Foranzvollendung, in der Idee, im Verstande konstruiert, und nicht nach der Natur sinnlich empfunden. Die menschliche Gestalt fasst er als einen Zusammenschluss schöner Linien, die dann zu Gruppen, zu gewaltigen Kompositionen sich fügen, zusammenflessen. Das Ganze soll dann der Ausdruck höchster geistiger Ideen, ethischer

Gedanken sein. Die Symmetrie im Aufbau ist das Hauptprinzip der Komposition, von dem er zunächst nicht ablässt. Das früheste der drei Bilder und zugleich das reizvollste ist die „Unterwelt“. Besonders schön ist die Mittelgruppe, Pluto, Proserpina und die neben dem Thron stehende Eurydike, die noch ungesehen den lieblichen Gesängen des Orpheus lauscht. Zart in den Linien und fein in den Formen mit leichter Beleuchtung, ist es die naiveste der Darstellungen, voll von Empfindung. Es ist der Ausdruck der ersten Begeisterung für das neue grosse Werk. Ein jugendlicher, von italienischer Schönheit berauschter Geist spricht zu uns.

Das zweite Bild, „Herkules im Olymp“, ist eine Wiederholung der Komposition in kräftigeren Formen und freier in Gestaltung und Erfindung, wenn auch etwas überladen. Sehr bedeutend und in neuer Eigenart ist die „Hochzeitsfahrt Poseidons und Amphitrites“. Die mächtigen Rosse, das Götterpaar auf dem Wagen thronend, die heiteren Gestalten der Meerwelt; das Alles, lebensvoll und frisch voll grosser Erfindung, erscheint als erster freier Ausdruck seines grossen Geistes.

1819 zieht Cornelius in München zur Ausführung der Kartons ein; er macht sich sofort an die Arbeit. Da zeigt sich freilich der grosse Mangel an Technik und geschickten Gehilfen, denn er hat in starrem Selbstgefühl alle die besten Künstler von sich gelassen. Hinzu kommt als weiteres Hindernis seine Ernennung zum Direktor der Akademie in Düsseldorf. Hier entwirft er die Kartons im Winter, und im Sommer führte er sie in München aus. 1823 wird der Göttersaal fertig. Im Winter 1823/24 beginnt er die Entwürfe für den zweiten, den trojanischen Saal. Die Ausführung muss er fast ganz Schülern überlassen. Jedenfalls giebt uns das Kolorit wenig Angenehmes. Die Kartons, von des Meisters Hand entworfen, gewähren uns die reinere Freude. Sie befinden sich in der Nationalgalerie zu Berlin. In Nestelndorf begründet er eine Schule und sammelt eine Schar von Schülern um sich, die ihm bei der vollständigen Uebersiedelung 1825 nach München folgten.

Die Befreiung des Künstlers von jedem Abhängigkeitsverhältnis entwickelt sich vor uns, sein Darstellungsvermögen sehen wir gewaltig mit jedem Bilde wachsen. Die Persönlichkeit kräftigt sich, erhebt sich bald zur Grösse. Das Aengstlich-Symmetrische in der Komposition der „Unterwelt“ ist schon in der „Meerwelt“ fast überwunden. Die anderen Darstellungen im Göttersaal zeigen wachsende Kraft. Oft werden wir in den Figuren wie im Ornament an Giulio Romanos Fresken in Mantua (Palazzo del Te) und Rom (Villa Albani) erinnert. Waren

diese dem Künstler doch verbildlich, hielt er sie für das Höchste der Freskenmalerei. In den kleinen Deckenbildern kommt der Sinn des Künstlers für feinen Linienschwung, für zarte, leichtbewegte Gestalten zum vollen Ausdruck. Besonders schön ist der Morgen: Aurora, die auf dem vierspännigen Wagen dem Meere entsteigt. Die Augen blicken nach oben und von zartestem Linienschwung ist der rechte ausgestreckte Arm, die gesenkte Hand lässt Blumen herabfallen, während die Tauschwestern die erwachende Erde erfrischen mit schillernden Tropfen. Von gleicher reiner Schönheit sind die beiden Stücke daneben mit der sich erhebenden und der vor Zeus mit Tithon küssenden Aurora. Auch auf die Darstellung der Nacht und die von Diana und Endymion, Diana und Aktion muss hingewiesen werden.

In den schnell fertiggestellten Entwürfen für den zweiten sogenannten Heldenaal, welchen Darstellungen aus der Geschichte des trojanischen Krieges schmücken sollten, fühlen wir die angeborene, individuelle Art des Künstlers besonders stark hervortreten. Das Herbe, das Deutsche seiner Empfindung, welches durch die zarten, weichen Linien des Südens, durch italienische Schönheit gedämpft war, kommt hier in wilden Kampfszenen voll zum Ausdruck. Von drei Länzenbildern, „Zorn des Achilles“, „Kampf um die Leiche des Patrokles“, „Zerstörung Trojas“, macht besonders letzteres einen gewaltigen Eindruck. Hekuba sitzt in der Mitte zwischen Leichen, dem grossen Schicksal dumpf sich beugend, geschlossen die Augen, den grossen Kopf auf die Linke gestützt. Hinter ihr ragt Kassandra wild auf; von grellestem Licht getroffen, wehrt sie dem Angreifer in trotzigem Hass mit erhobener Rechte von sich. Sie, die den Untergang der Stadt verkündet, richtet prophetisch den Blick nach oben, von dort Rache erbittend, Sühne, die dem Geschlecht durch den rechts im Dunkel entfliehenden Aeneas gewährt werden wird. In geschicktem Kontrast zu ihr ist die Rückenfigur des Neoptolemos, der wild ausholend den Astyanax über die Mauer schleudern will, vorn links gegeben. Nicht weniger bedeutend sind die mächtigen Gesalten der um den Leichnam des Patrokles kämpfenden Helden Hektor und Aeneas. Von den kleinen Darstellungen der Decke seien Paris und Helenus Meerfahrt wegen der zarten Schönheit, ferner Hektor von Aeneas zu Boden geworfen, Nestor und die Atriden wecken den Diomedes, und Priamus den Achill um die Leiche des Hektor bitend, besonders hervorgehoben wegen der kraftvollen Darstellung. Bei diesen Fresken noch mehr als bei denen des Göttersaals haben Schüler die Ausführung in der Hand gehabt.

In den folgenden Jahren (1826–36) entwirft der Meister für die 25 Loggien der neuen Pinskiethek

Fresken mit Darstellungen aus der Geschichte der Kunst, die freilich in ihrer schlechten Ausführung keine reine Freude zu gewähren vermögen. Das ist ausserordentlich zu bedauern, denn hier entwickelt Cornelius einen überraschenden Reichtum der Erfindung und zeigt eine Fülle von Ideen und Gedanken wie kaum je. Aber der Vorwurf, der dem unfähigen Maler jener Entwürfe, Clemens Zimmermann, gemacht werden muss, trifft in höherem Masse den Meister selbst. Er, der seit 1825 Direktor der Akademie in München war, versicherte ja die realistische Wiedergabe des Geschehenen, die Ausbildung einer guten Technik. Wie wenig vermochte er, der in seinem hohen Gedankentog auf die ersten Grundsätze, auf das Handwerk der Kunst voll Hochmut herabsah, seinen Schülern ein guter Lehrer zu sein? Wie lange hat es gewährt, bis München zu dem wurde, zur eigentlichen Schule für Maler, was es heute ist? Nur das damalige Deutschland, Menschen, die in hohen geistigen Idealen schwärmten, konnten ihn immer und immer wieder bewundern, nachahmen. Ihnen war er der Einzige, der Grosse. Aber es stand traurig um die deutsche Kunst, während jenseits der Vogesen eine hohe Blütezeit der Malerei auf dem Boden neuer Naturbeobachtung erwuchs. Es ist beinahe unglücklich, wie gering der Einfluss von dorthin war. Die Deutschen waren blind in ihrer Begeisterung und zudem überwucherte das Politische alles. Ein ganzes, grosses Deutschland musste erst geschaffen werden. Es gab noch keine deutsche Kunst, wenn auch deutsche Künstler, die jedoch meist in Rom oder im Verhältnis zur alten Kunst schaffend, den heimatlichen Boden kaum mehr kannten, heimische Weisen kaum noch verstanden.

Auch Cornelius ging, trat eine grosse Aufgabe an ihn heran, nach Italien, meist nach Rom, und dort entstanden in den Jahren 1830–1840 die Entwürfe zur Ausschmückung der Ludwigskirche. Als glühiger Katholik besass er eine feine Empfindung für die Erzählung der heiligen Geschichte. Der Bewunderer alter Kunst lehnte sich ganz an die traditionellen Darstellungen an, so dass ihm der Vorteil, den die alten Künstler bei der Wiederholung bekannter Vorwürfe zu schätzen wussten, wurde. Mit feinem Geschmack als echter Künstler sah er nicht in der Neuheit, Besonderheit äusserlicher Erfindung, sondern in der individuellen Umgestaltung alter Weisen die Kunst. Das bei weitem wichtigste dieser Fresken ist das grosse „Jüngste Gericht“ im Chor, welches er eigenhändig ausführte. Es ist bedeutend in der Einfachheit des Ganzen, der Mässigung der Phantasie. Bei sorgfältigem Studium entdecken wir die grossen Schönheiten der Gewandung, eine Fülle feiner Charakterisierungen, grosser Gedanken. Daran können wir uns wohl erheben, aber zu grosser

Begeisterung vermag uns das Ganze nicht hinzu-  
reissen. Man empfindet hier mehr denn sonst, dass  
Cornelius als Künstler wie als Mensch doch schon  
der Geschichte gehört. Der Meister will uns  
nicht ein auf den Nerv unseres Auges wirkendes  
sinnlich ergreifendes Werk schaffen, er will im  
Sinne jener Zeit Künstler, nicht Maler sein. Die  
gewaltige höchste Idee, die frei von körperlichen  
Schwächen hier zum religiösen Gedanken des  
Weltgerichtes sich verdichtet, soll uns geistig er-  
heben. Cornelius erscheint als einer jener grossen  
Denker, in denen der universelle Geist des vorigen  
Jahrhunderts gereinigt fortlebt. Der alte Goethe  
ist der Führer dieser Schar, zu der Fichte, die  
beiden Humboldts, die Brüder Grimm gehörten.  
Auch Niebuhr hatte seit 1816, während er den  
preussischen Gesandtschaftsposten in Rom bekleidete,  
dem jungen Künstler reiche Anregung gegeben.

Bald kommt Cornelius ganz in den Kreis dieser  
Gleichgesinnten. In München intriguiert man gegen  
ihn, er geht gern, als er 1841 als Direktor der Aka-  
demie nach Berlin berufen wird. Doch dies ist nur  
Tadel, der Künstler ist ganz frei. Friedrich Wil-  
helm IV., der romantische König, lässt ihm sogar ein  
schönes Haus im Tiergarten ganz zu eigener Benutzung  
bauen und gibt ihm ein hohes Jahresgeld. Zunächst  
schafft Cornelius den sogenannten Glaubensbild, das  
Preuzengeschick des Königs für den Prinzen von Wales.  
Sehr schön ist der Fries mit idealer Darstellung der  
Fahrt Friedrich Wilhelms nach London. Dann wird  
ihm vom König der Auftrag, Fresken zu einer Fried-  
hofshalle zu entwerfen. 1843 begiebt er sich zu Vor-  
studien in das Campo Santo nach Pisa.

Mit Entwürfen für das Ganze kehrt er zurück.  
Vier Hauptbilder, getrennt durch allegorische Einzel-  
gestalten, oben durch eine Lünette, unten durch eine  
Predella abgeschlossen, sind im Karton vollendet  
(in der Nationalgalerie). Eine Fülle grosser Gedanken  
und Ideen ist ausgedrückt in einzelnen Figuren, so-  
wohl wie in grossen Darstellungen. In einem neuen  
höheren Licht erscheint uns der Künstler. Bewunde-  
rungswürdig dies gewaltige neue Erwecken der  
Schöpferkraft; ergreifend die nicht mehr von süd-  
lichem Hauche gemilderte heisse Grösse, die bei  
den Sechzigjährigen immer noch frisch zum Ausdruck  
kommt. Und eigenmächtig ist es. Der Greis kehrt  
zurück zur Jugendzeit. Wird man in den Ludwigs-  
fresken an die Zeit seines Nazarenertums stark  
erinnert, jetzt lässt er die alten deutschen Laute,  
welche er in den Illustrationen zu Goethes „Faust“  
redete, wiederertönen. Sein erstes und zugleich  
bestes Bild, die „apokalyptischen Reiter“, erinnert  
sehr an „Faust am Rabenstein“. Zwei Pferde und  
die Gestalt des einen Reiters scheinen direkt jener  
Zeichnung entnommen. — In der Komposition lehnt

sich der Künstler an den gleichnamigen Dürerschen  
Holzschnitt. Das Ganze macht einen gewaltigen  
Eindruck. Verlangt man doch bei dem tiefen  
Eros solcher Darstellungen am wenigsten nach  
sinnlichen Reizen. Es ist das populärste und  
vielleicht das bedeutendste Werk des Meisters. Er  
charakterisiert vorzüglich die einzelnen Gestalten.  
Der grinsende Tod gleicht jenem Mephisto; der  
Krieg, ein kräftiger nackter Jüngling wütend das  
Schwert schwingend; die Pest wild voreilend die  
töthringenden Pfeile entsendend und hinten der Teufel,  
die Zunge der Waage der Gerechtigkeit festhaltend  
und die Linke zu falschem Schwur erhoben. Das  
jagt hinweg gegen die Menschen anstürmend, die  
vergebens bittend die Arme, die Hände gegen sie  
heben. Alles ist klar verständlich. Die Grösse der  
Auffassung erscheint hier in lebensvollen Gestalten  
und wir fühlen uns mächtig ergriffen.

Überall finden sich grosse Schönheiten; wir ahnen  
überall einen gewaltigen Gedankenfluss, erhabene  
Ideen, weniger in den grossen Darstellungen, dem „Fall  
Babels“, der „Auferstehung der Toten“ und dem  
„Neuen Jerusalem“, als vielmehr in den Lünetten-  
bildern und den Einzelgestalten, die oft von herber  
Grösse sind. Aber auch mit diesen Werken hat  
Cornelius sein Streben, eine populäre Kunst zu  
schaffen, nicht erreicht. Das ist eine Kunst der  
Denker, der sorgenlosen Geister höchster Kultur.  
Wir verlangen nach Einfachheit, nach leicht be-  
greiflicher Darstellung, wo das Dargestellte sinnlich  
fassbar ist. Wir suchen in der bildenden Kunst  
das, wonach wir uns sehnen in dem tagtäglichen  
Kampf aus Dasein, was wir finden, wenn wir  
herauswandern in die freie Natur, zu einfachen  
Menschen: Befreiung von den Fesseln der Kultur.  
Nach der Erleichterung, Erfrischung, heiteren Freude,  
welche eine lichtstrahlende Landschaft, Sonnenglanz,  
eine schöne Gestalt in uns wecken. Diese reine  
Naturanschauung, das naive Empfinden vermischen  
wir bei Cornelius. Seine Gedanken, denen er in  
allegorischen Gestalten Ausdruck giebt, sind zu  
philosophisch, verstandesmässig, als dass sie uns  
entzücken könnten.

Wir sind trotz der Stadtluft in ganz anderem  
Masse Naturmenschen als jene Künstler vor Jahr-  
zehnten. Aber darin ist der grösste der bildenden  
Künstler aus dem Beginn unseres Jahrhunderts, aus  
den Jahren der Romantik doch nur das Kind seiner  
Zeit. Er lebt in jener grossen Gedankenwelt,  
die sich uns offenbart in der Fülle linearer, formaler  
Schönheit, dem mächtigen Reichthum von Motiven  
in den Werken, so dass wir zu dem Künstler auf-  
schauen müssen wie zu einem Heros, der sich über  
uns erhebt, dessen Herzschlag wir schwer nur hören.  
Müheles fällt uns die künstliche edle Frucht des in

den Himmel ragenden Haupte nicht in den Schoss. Wir müssen uns von dem hohen Geisteswahn jener Zeit ergritten lassen, wollen wir den wahren Wert jener Schöpfungen begreifen, soll uns der hohe geistige Genuss werden. Fern von den Leiden des Lebens schwebt jene Welt, die in höchsten Idealen schwärmt. Verstehen wir uns hinein, so packt es uns mit zöflicher Gewalt, hebt es uns empor aus unserem alltäglichen beschränkten Leben. Bald befinden wir uns in einem Kreis hehrer Gestalten, die in geringem Maße den höchsten, ethischen Ideen Ausdruck geben. Das Persönliche wird zum Typischen, das Christliche zum Allgemein-Menschlichen; reinere Abblüderung und Auflösung im Ganzen ist Religion. Mühen wie Modernen uns mehr erfrischen an dem schillernden Wasser

unserer Kunst, mögen wir voll Stolz auf unsere Errungenschaften in der eroberten Welt einer innigen Kunst den „kalten, leblosen Klassizismus“ von uns weisen, es gebührt uns nicht, verächtliche Urteile zu fällen über das hohe Streben einer anderen Zeit. Die Geschichte wird einst ihr Wort sprechen, und wir Deutsche werden dann stolz auf jene Zeit zurückschauen, in der wir trotz oder wegen allen Erdenleides zu solch gewaltiger Monumentalität der Auffassung, solcher vornehmen Höhe der Empfindung, des Denkens uns erhoben. Kein Volk der Neuzeit vermochte das, und Goethe dürfte aus dieser Geisteswelt heraus jenes Wort sprechen: „Wer Kunst und Wissenschaft hat, der hat Religion“, wenn Religion edelste Reinheit und Höhe des Geistes ist.

Fritz Knapp.

## Friedrich Eduard Beneke.

(Geb. am 17. Februar 1798 zu Berlin, gest. am 1. März 1856 ebenda.)

(Hierzu Bildnis No. 24.)

So reich ist die deutsche Philosophie seit Kant an originellen und bedeutenden Geistern, dass nur die glänzendsten Erscheinungen und die begabtesten Schriftsteller unter ihnen sich dem Gedächtnis weiterer Kreise dauernd einzuprägen vermocht haben. Hinter den gefeierten Namen Schellings und Hegels, Herbart's und Schopenhauer's droht die bescheidenere Gestalt Beneke's zu verschwinden. Er hat nicht wie sie die Welt im Brennpunkte seines Systems aufgefangen, sondern in rastloser Arbeit die philosophischen Spezialwissenschaften gefördert, in Logik, Ethik und vor allem in der Psychologie neue Anregungen gegeben. In einer Zeit vorherrschender metaphysischer Spekulation erscheint er als konsequenter Vorkämpfer streng empiristischer Denkweise und hat alle Bitternis solch isolierter Stellung zu ertragen. Wie er als junger Dozent der Universität Berlin seine „Grundlegung zur Physik der Sitten“ veröffentlichte (1822), wurde ihm die Fortsetzung seiner Vorlesungen durch das Ministerium Altenstein untersagt, weil „die Schrift gegründete Bedenken gegen seine Lehrtätigkeit erregt“. Es ist nie bekannt geworden, auf wessen Einfluss diese Massregelung, welche erst 1827 wieder aufgehoben wurde, zurückging. Sie war ein Zeichen der Zeit. Man stand eben damals zu Berlin völlig im Banne der spekulativen Philosophie und vermochte, wie aus den an Beneke erteilten Be-

scheiden hervorgeht, eine Philosophie, welche nicht im Absoluten wurzte und dahin zurückstrebe, nicht als kathedertüchtig anzuerkennen. Den jungen Gelehrten aber traf dies Verbot um so härter, als es ihm auch das Unterrichten auf nichtpreussischen Universitäten sehr erschwerte. Er wäre ohne dasselbe im Jahre 1822 der Nachfolger des trefflichen Fries in Jena geworden und eine bessere Besetzung, nicht im Geiste des Dahingegangenen, hätte diese Lehrkanzel nicht finden können. Die Besorgnis, Beneke möchte durch mangelnde eigene Reife auf seine Hörer nachtheilig wirken, erhielt eine seltsame Illustration durch die 1830 von ihm herausgegebene Bearbeitung von Bentham's „Principles of Morals and Legislation“, welche die Theorien des grossen Utilitars ethisch vertieft, und die seit Kant völlig abgerissene Verbindung zwischen der deutschen und der englischen Philosophie zuerst wieder anknüpfte. Die ganze Tragweite der ethischen Ansichten, welche die so hart verfolgte „Physik der Sitten“ im Keime enthielt, trat ans Licht, als Beneke im Jahre 1837 seine „Grundlinien des natürlichen Systems der praktischen Philosophie“ zu veröffentlichen begann — ein Werk, welches in der Geschichte der deutschen Ethik eine bedeutsame Wendung bezeichnet, indem es die erste Gesinnung des Kantischen und Herbart'schen Idealismus mit einer ungleich lebensvolleren und wirksameren

Begründung der Ethik auf den Wertbegriff zu vereinigen wusste. Die Möglichkeit einer solchen Erwarth suchte Beneke hauptsächlich durch seine Vertiefung in die Probleme der Psychologie, aus welcher eine Reihe ungemein fruchtbarer Theorien hervorging. Diese entwickelte er zuerst 1827 in den „Psychologischen Skizzen“, systematisch durchgebildet in dem „Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft“ von 1833, welches noch im Jahre 1837 eine vierte Auflage erlebte und Beneke in der Geschichte der deutschen Psychologie eine bleibende Stelle sicherte. Zwar ist es durchaus nicht das, was wir heute unter einer naturwissenschaftlichen Psychologie verstehen; es beruht ausschliesslich auf der Selbstbeobachtung und der logischen Analyse der Bewusstseinserscheinungen, mit völligem Ansehen von allem Neurologischen und Physiologischen. Aber es steht auf dem Boden eines strengen Empirismus, beseitigt grundsätzlich alle metaphysischen Annahmen, ebenso den Gedanken einer Anwendung der Mathematik auf die Vorstellungsbewegung und spricht zum erstenmale eines der Grundgesetze des geistigen Lebens, das Gesetz der Summation oder des Wechselstroms der geistigen Energie, aus. Unvollkommen wie diese Theorie bei Beneke noch ist, hat sie ihn doch befähigt, tiefere Einblicke in den genetischen Aufbau des Bewusstseins zu thun, als irgend ein anderer unter den deutschen Psychologen seiner Zeit; sie bot ihm insbesondere auch die Möglichkeit, die Psychologie in das Leben und in die Erziehungslehre einzuführen. In seiner „Pragmatischen Psycho-

logie (1830)“, für welche er dann auch eine eigene Zeitschrift gründete, wie schon in seiner „Erziehungs- und Unterrichtslehre“ (zuerst 1835 u. 8.), knüpft er an jene Bestrebungen praktische Verwertung der Seelenkunde an, welche im Zeitalter der deutschen Aufklärung sorgfältige Pflege gefunden hatte, von denen jedoch die spekulative Periode fast gänzlich wieder abgekunnen war.

Nach Hegels Tod erhielt Beneke eine ausserordentliche Professur an der Berliner Universität mit dem dürftigen Gehalt von 200 Thalern, welche er bis zu seinem Tode inne hatte. Da eine solche Stellung die Gründung einer Familie ausschloss, so lebte Beneke unverheiratet bei seinem Bruder, dem Prediger Beneke. Seit dem Beginn der fünfziger Jahre ward sein Leben durch schwere körperliche Leiden, wie es scheint neuraschenische Natur, getrübt. Am 1. März 1854 verschwand er auf eine nie aufgeklärte Weise. Ein Jahr später wurde sein Leichnam in einem Spreekanal, ein Teil seiner Kleider in den Händen von Arbeitern entdeckt, die sie im Tiergarten gefunden haben wollten. Grosse Gewissenhaftigkeit, unbestechlicher Wahrheitsinn und reine Humanität zeichneten ihn aus. Seinen Arbeiten fehlt bei aller Klarheit der schriftstellerische Reiz, den nur ein gewisser Einschlag der Phantasie in die nüchternen Begriffenarbeit geben kann. Auch in Bezug auf die Form zeigen sie den stärksten Gegensatz gegen die romantische Philosophie, und einen Nachklang der Aufklärungsliteratur, mit welcher Beneke durch den von ihm innig verehrten Jacobi geistig verknüpft ist.

Friedrich Jodt.

## Friedrich Fröbel.

(Geb. am 27. April 1782 in Oberweissbach, Thüringen, gestorben am 27. Juni 1852 in Marienthal, Thüringen.)

(Hierzu Bildnis No. 214.)

Der Pädagoge Friedrich Fröbel war bis in seine letzten Lebensjahre selbst in seinem Vaterlande wenig gekannt. Heute steht sein Name schon bei fast allen hochstrebenden oder emporstrebenden Völkern in Ehren. Nach Tausenden zählen die über alle Erdteile hin bestehenden „Fröbelschen Kindergärten“ für noch nicht schulfähige Kinder, nach Hunderten die Anstalten zur Ausbildung „Fröbelscher Kindergärtnerinnen“, und eine täglich wachsende, vornehmlich deutsche und englische „Fröbel-Literatur“ ist beinahe, in Büchern, Fachzeitschriften und Journalaufätzen auf Fröbels Bedeutung für die Jugenderziehung und Volksgesittung hinzuweisen.

zur Gründung von Bildungsanstalten nach seinen Grundstrichen zu mahnen, seine gedankenvollen Schriften zu erklären, seine Erziehungsweise auszubauen, endlich auch ihre Verbindung mit der Schule herbeizuführen.

Diese Erfolge verdankt Fröbel vor allem der begeisterten und bis in den Tod getreten Wirksamkeit der hervorragendsten Persönlichkeit seines Schülerkreises, Bertha von Marenholz-Bülow († 1893), deren den zahlreichsten, zum Teil durch diese Frau gegründeten oder angeregten „Fröbel-“ oder „Kindergarten-Vereinen“ des In- und Auslandes. Deutschland, Oesterreich, Belgien, England, die Schweiz, Italien,

Russland, Japan, allen voran die Vereinigten Staaten Nordamerikas wirken heute für Fröbel, wie er selbst es schon versucht und empfohlen hatte, nicht zum wenigsten durch ihre Vereine. Hier und dort treten aber auch schon staatliche und städtische Behörden kräftig fördernd ein.

Fröbel fand den Weg erst spät, den er so erfolgreich gehen sollte. Als Knabe von 15 Jahren trat er, auf den Willen des Vaters, eines thüringischen Landpfarrers, zu einem Förster in die Lehre und musste später in diesem und verwandten Fächern einige Jahre lang seinen Unterhalt suchen. Aber der Drang nach reicherer Bildung und einem höheren Beruf, der ihn innerhalb dieser Zeit auch schon zu ernstlichen Studien in den Naturwissenschaften und in der Baukunst nach Jena geführt hatte, veranlasste ihn 1805 nach Frankfurt a. M. zu gehen, um Baumeister zu werden. Hier war es, wo sein Geschick sich entschied. Ein pädagogischer Schulmann nämlich erkannte in dem nun schon dreißigjährigen Knaben den inneren Beruf zum Erzieher und gewann ihn auch sofort für die von ihm geleitete Schule (die „Musterschule“). Auch als Erzieher im Hause der feinsinnigen Frau von Holzhausen in Frankfurt (auf der Oede) befestigte und klärte Fröbel sich in seinem pädagogischen Streben, und ein zweimonatiger Aufenthalt bei Pestalozzi in Pflanzgarten gab ihm neue Anregung und Belehrung, ohne die eigenen Gedankenskreise zurückzulassen. Von 1810 ab studierte er wiederum, zuerst in Göttingen, dann in Berlin Naturwissenschaften, dazu noch Sprachen. 1813 zog er als Lützower Jäger ins Feld; nach seiner Rückkehr aus Frankreich erhielt er in Berlin durch seinen Gönner, den Mineralogen Weiss, eine Gehilfen-

stelle am mineralogischen Museum und war auf dem Wege, sich der akademischen Lehrtätigkeit zuzuwenden. Da führte ihn der Tod eines Bruders in die Heimat und zur Jugenderziehung zurück. Fröbel übernahm die Erziehung der Brudersöhne (einer von ihnen war der spätere Generalkonsul Julius Fröbel); er gewann andere Zöglinge hinzu, zog Freunde aus dem Lützower Korps und Verwandte an seine Seite und stand nun in kurzem an der Spitze einer Erziehungsanstalt („Allgemeine deutsche Erziehungsanstalt“ in Keilhau bei Rudolstadt), welche u. a. den Thätigkeitstrieb der Knaben mit Sorgfalt pflegte. In Jahresberichten und einem (unvollendeten) Buche „die Menschenerziehung“ (1826) sprach er damals seine pädagogischen Gedanken aus. Schwierigkeiten verschiedener Art jedoch veranlassten ihn 1831 die Keilhauer Schöpfung den Freunden zu überlassen und nach der Schweiz zu gehen; von dort lehrte er, nach einer mannigfaltigen und ehrenvollen pädagogischen Thätigkeit, 1836 nach Deutschland zurück, um sich fortan der Kleinkindererziehung zu widmen. In Blankenburg i. Thür. richtete er 1837 den ersten Kindergarten ein, an dem er bald auch eine Bildungsanstalt für Kindergärtnerinnen anschloss. Durch Zeitschriften („Sonntagsblatt“, „Wochenschrift“), durch seine „Mutter- und Kosenieder“ (1843), durch Herstellung seiner „Spielgaben“, durch Vorträge auf Reisen wirkte er, von Freunden und Schülern unterstützt, für die Verbreitung seiner Ansichten; doch hat er deren ihm vorschwebenden Ausbau für die Erziehung der Knaben- und Jugendjahre nicht mehr ausgeführt. — Fröbel war zweimal verheiratet; seine zweite Gattin lebt noch in Hamburg. Er hatte keine Kinder.

Eugen Pappenheim.

### Albrecht Daniel Thaer.

(Geb. am 14. Mai 1754 zu Celle, gest. am 26. Oktober 1828 zu Müglin.)

(Hierzu Bildnis No. 245.)

Der Mann, durch dessen Streben dem landwirtschaftlichen Gewerbe eine auf wissenschaftlicher Beobachtung ruhende Grundlage gegeben wurde, der als ein Reformator unserer Agrarverfassung die Fesseln der Landwirtschaft zu lösen und den rationellen Betrieb der Bodenkultur praktisch durchzuführen trachtete, hat infolge seiner Fürsorge für den Beruf des Landwirts und dessen Hebung den Ehrennamen „Vater Thaer“ wohl verdient, unter dem er bei seinen Berufsgenossen bekannt ist. Als einziger Sohn des hannoverschen Hofmedikus Dr.

Joh. Friedrich Thaer in Celle am 14. Mai 1754 geboren, ward der schwächliche, sentimental angelegte Knabe durch Hauslehrer herangebildet, und neben der freigestrigen Lektüre der Aufzuchtzeit wandte er früh der Mathematik und Geschichte seine Aufmerksamkeit zu. Nach Vollendung seiner medizinischen Studien in Göttingen ward er Mitte der sechziger Jahre dann Assistenzarzt dazselbst bei Schröder und Baldinger und strebte durch Beobachtung und Reflexion nach einer tieferen Erfassung vom Wesen der Krankheit und damit

— 331 —

H.p.f.540-3, 331

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

nach einer Reform der Heilkunde. Er übte gemeinsam mit seinem Vater die ärztliche Praxis in Celle aus und erwarb sich durch Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit bedeutendes Ansehen. Mit Europäischen Lesereisen versehen, reiste Thier in Begleitung seines Studienfreundes Leitzewitz 1776 nach Berlin, wo er die freundlichste Aufnahme und nachhaltige Anregungen in Gelehrtenkreisen fand. Doch blieb er als Nachfolger seines Vaters, seit 1780 Hofmedikus, zunächst in Celle ansässig, woselbst 1786 seine Vermählung mit Philippine von Willich erfolgte. Allein unbefriedigt durch die unter der Unzulänglichkeit der medizinischen Kenntnisse ihm als erfolglos erscheinende ärztliche Thätigkeit, hoffte er, der Gartenfreunde, dem die Beschäftigung mit landwirtschaftlichen Dingen schon seit längerer Zeit seine Masse ausgefüllt, da er die damals herrschenden Missstände in der Landwirtschaft genügend kennen gelernt hatte, vertrauend auf seinen kritischen Blick und seine Kenntnisse in der Naturwissenschaft, mit Erfolg sich an der Hebung der Landwirtschaft seiner hannoverschen Heimat zu beteiligen. Er begann nach Erwerb einiger Grundstücke, auf denen er die nötigen Betriebsgebäude errichtete und die zugehörigen Viehbestände einführte, diesen Probebetrieb nach den von ihm erkannten Principien, die sich, nach Uebersiedlung von Schwertigerkeimern und aus der Unkenntnis des praktischen Betriebes zu erklärenden Verlusten, doch als richtig darstellten. Fruchtwechsel im Feldbau erhöhte dessen Ertrag, und die bei der Stallfütterung verworrenen höheren Ergebnisse der Futterproduktion kannten den Nutzwichständen zu gute, die er deshalb erweitern konnte, womit eine dem Boden wieder direkt fruchtbringende Erhöhung der Düngerproduktion sich ergab. Thier erwarb sich bald durch seine Erfolge bedeutendes Ansehen und schritt zur Auklärung der Landwirte 1791 seinen „Umriss über den Kleebau und die Stallfütterung für den Lüneburgischen Landwirt“. Es folgten 1798 bis 1803 eine Reihe von Schriften, die zum Teil, wie die über englische Landwirtschaft, literarischen Studien ihren Ursprung dankten, zum Teil des Verfassers Erfahrungen in Viehzucht und Ackerbau weiter verbreiten sollten. Seit 1799 gab er die „Annalen der niedersächsischen Landwirtschaft“ heraus. Reisen in Norddeutschland erweiterten seine Kenntnisse der Landwirtschaft, und die seit 1802 auf seinem Gute für Landwirte abgehaltenen Vorlesungen waren der Ausgangspunkt für sein von ihm geplantes landwirtschaftliches Lehrinstitut, dessen beabsichtigte Verbindung mit der Göttinger Universität sich indessen infolge der un-

günstigen Zeitumstände nicht verwirklichte. In Preussen fand Thier für seine Bestrebungen besseren Boden; ihm wurde die Gründung eines landwirtschaftlichen Lehrinstituts übertragen und ein Erbpachtgut im Oderbruch überwiesen, das er jedoch gegen das ihm besser erscheinende Gut Möglin bei Wriezen an der Oder veräußerte. Der Anfang dieser später so berühmten gewordenen Wirtschaft gestaltete sich durch Missgeschick aller Art, durch notwendige Aenderungen des Betriebes vornehmlich äußerst schwierig. Trotz der französischen Okkupation jedoch konnte Thier mit geringen Mitteln, aber mit ungeheurer Mute und organisatorischem Blicke begabt, in tüchtiger Arbeit Gutswirtschaft und Lehrinstitut fördern. Als ordentlicher Staatsrat hatte der gewandte Mann zugleich an der Durchführung der Befreiung des Bauernstandes zu arbeiten und musste seit 1810 als Berliner Professor für Kameralwissenschaften im Sommer in Möglin, im Winter, an der neuen Berliner Hochschule sein Lehramt ausüben. Neben seinem Hauptwerke, den „Grundsätzen der rationellen Landwirtschaft“ (1812), verdanken wir dem Herausgeber der „Möglinischen Annalen der Landwirtschaft“ eine ganze Bibliothek teils landwirtschaftlich-technischer, teils volkswirtschaftlicher und naturwissenschaftlicher Schriften, die alle in seiner klaren, durch die Erfahrung gewonnenen und deshalb überzeugenden Darlegung dem Fortschritte der Landwirtschaft wie der socialen Zustände Preussens ungemein nützlich gewesen sind. Seit 1819 gänzlich in Möglin lebend, schuf Thier, fassend auf wissenschaftlicher Grundlage, durch Züchtung der Merinoschafe eine bis damals unerreichte Veredelung der Wolle, deren Gewinnung auf rationellem Wege er seinen Fachgenossen in zwei Schriften 1816 und 1825 ausführlich darlegte. Seit 1819 war das Möglinische Institut zur „Königlich akademischen Lehranstalt des Landbaues“ erhoben worden. Aensere Ehren und Anerkennung haben dem thätkräftigen Manne, der zu den Wohldättern der Menschheit zu rechnen ist, in reichem Masse bewiesen, wie hoch seine Thätigkeit überall geschätzt worden ist. Sein jüngster Sohn Albrecht Philipp war sein Nachfolger als Lehrer und Gutsherr. Durch schmerzliches Leiden im Winter 1827 beängstigt, ward der edle Mann auf ein langes Krankenzimmer geworfen, von dem ihm am 26. Oktober 1828 der Tod erlöste. Sein scharfer Verstand, sein heller Blick und nicht zum wenigsten sein uneigennütziger Charakter rechtfertigen die Verehrung, die diesem praktischen Förderer unserer nationalen Wohlfahrt ebenso wie seinem deutschen Forschererte gebührt.

Georg Stämpfer.

## Heinrich Wilhelm Dove.

(Geb. am 6. Oktober 1803 zu Liegnitz, gest. am 4. April 1879 in Berlin.)

(Hanns Böhm No. 246.)

Nur im engsten Zusammenhange mit dem Fortschritt der gesamten Naturerkenntnis ist auf einem Einzelgebiete der Naturwissenschaft ein echter Fortschritt zu erreichen. Die Hypothesen, denen wir auf fast allen Gebieten begegnen, können deshalb oft als Vorboten gelten für die klare und konkrete Gestaltung der Anschauung über das Wesen der Naturerscheinungen, und sind ernste, weitblickende und scharf beobachtende Geister ihre Träger, so wird in ihnen stets der Keim liegen zu neuer, fruchtbringender Forschung und somit zum Fortschritt menschlicher Geisteskultur. Solche Männer, denen wir wie Heinrich Wilhelm Dove die Begründung strenger Naturanschauungen danken, zählen deshalb mit Recht zu den wichtigsten Förderern menschlicher Erkenntnis, den höchsten Zielen ihrer Zeit und ihres Volkes.

Zu Liegnitz am 6. Oktober 1803 geboren, besuchte Dove die dortige Ritterakademie und machte seit Ostern 1821 in Breslau, seit 1822 in Berlin mathematische und physikalische Studien, um Ostern 1826 sich als Privatdocent in Königsberg zu habilitieren, wo er 1828 zum außerordentlichen Professor aufstieg. Michaeli 1829 siedelte er dann an die Berliner Universität als solcher über. Nachdem er 1837 Mitglied der „Akademie der Wissenschaften“ geworden, ward ihm 1845 eine ordentliche Professur übertragen. Ein physikalischer Kopf, durch und durch exakten Forschungen zugeneigt, hat sich seine wissenschaftliche Arbeit allen Gebieten der modernen Physik zugewandt, doch gelten seine epochenscheidenden Arbeiten vorzugsweise der Meteorologie, der Lehre von der Kenntnis der Atmosphäre und der Klimate; Wissenschaften, die er durch Umgestaltung ihrer bisherigen Grundlagen erst auf neue, moderne Basis gestellt hat. Durch Doves Anregung entstand in Berlin das „Königliche Meteorologische Institut“, das er von 1849 bis zu seinem Tode, ein Menschenalter hindurch geleitet hat. Dove ist der Organisator des meteorologischen Beobachtungssystems in Preussen und hat selbst die Resultate dieser Beobachtungen berechnet und bearbeitet. Um den Mann auf diesem Gebiete voll zu würdigen, von dem jede Einzelleistung auf dem Gebiete der gesamten Physik schon genügt, seinen Namen mit den Fortschritten der Naturerkenntnis zu verknüpfen, muss man die Lage der meteorologischen Forschung vor Doves Eingreifen beachten, jene vereinzelt und durchaus unvollkommenen systematischen Organisationsbestrebungen am Ende des 18. und zum Beginn

unseres Jahrhunderts. Mit Scharfsinn, richtigem Urteil und mit seiner lebhaften Vorstellungskraft erfasste er sein Ziel, rastlos suchte er sein System meteorologischer Forschung und Beobachtung auszuheben und mit Hilfsmitteln auszurüsten, und sie an den im Laufe der Zeit so stark vermehrten Beobachtungsstationen gemachten Studien hat die wunderbare Kraft dieses Mannes alle in seine Richtungen hineinanziehen vermocht, und damit wirkte er zugleich vorbildlich auch auf die ausserdeutsche meteorologische Forschung; denn seine in geläufiger ansprechender Weise geschriebenen Abhandlungen und Arbeiten über vergleichende Klimatologie, über das Wesen der Stürme sind in die herrschenden Kultursprachen übertragen worden. Und kaum konnte ein Gelehrter zur Organisation des meteorologischen Instituts besser vorbereitet erscheinen. Hätte doch schon Doves Dissertation „de barometri mutabilitate“ 1826 das Interesse der Fachmänner erregt, ebenso wie seine „Untersuchungen über den Wind“ 1827 und seine Schrift über den „Einfluss der Drehung der Erde auf die Strömungen der Atmosphäre“ 1832, der 1837 die „Meteorologischen Untersuchungen“ folgten. Diese Schriften stellen die Entwicklung der Ableitung des berühmten Doveschen Drehungsgesetzes dar, das er in der Schrift: „Das Gesetz der Stürme in seinen Beziehungen zur allgemeinen Bewegung der Atmosphäre“ aussprach. Abwechselnde Polar- und Äquatorialströme bedingen nach Dove die Witterungsänderungen. Ein als Nordwind auftretender Polarstrom geht infolge der Achsardrehung unseres Erdplaneten allmählich auf seiner Bahn in Nordost bis Ost über. Eine einsetzende Äquatorial- oder Südströmung treibt die Windfahne nach Südost und Süd, während die Achsardrehung der Erde dann den Äquatorialstrom über Südwest nach West lenkt, und bei einsetzendem Polarstrom setzt sich diese Ablenkung über Nordwest nach Nord fort. Dieser regelmäßigen Drehung der Windfahne N—O—S—W—N entspricht die Rückdrehung N—W—S—O—N. Damit hatte Dove die Anregung zur weiteren Erforschung dieser Dinge gegeben, die zum allgemeinen zyklonischen, von Buys-Ballot begründeter, barischen Windgesetz geführt hat, das für unsere meteorologischen Feststellungen heute gilt. Die Luft muss demnach von Orten höheren Drucks nach denen mit niederen Drücke strömen, wird jedoch dabei durch die Drehung der Erde auf der nördlichen Erdhalbkugel nach rechts, auf der südlichen nach links abgelenkt.

Als die eigenste Domäne Doves müssen indessen die von 1838—1859 erschienenen Abhandlungen über die nicht periodischen Änderungen der Temperaturverteilung auf der Erdoberfläche gelten, die zu den glänzendsten Leistungen auf dem Gebiete der Physik der Erde für alle Zeiten zu rechnen sind. Alles Material über Wärmeverteilung seit 1729 fand für diese Forschungsarbeit, die die Anschauungen über die thermischen Vorgänge in der Atmosphäre zum Teil neu begründete, Verwendung. Die Lehre von den Temperaturverhältnissen ward durch Dove zu einer Wissenschaft erhoben und in allen Verzweigungen exakt ausgeführt. So entstanden durch seine Anregung in den fernsten Erdteilen Warten zur klimatologischen Beobachtung, und die Gesetzmässigkeit in Abweichungen der Normalwerte in der Temperatur konnte beim Ueberblick über grosse Gebiete entgegenesetzten Wärmecharakters festgestellt und deren graphische Darstellung, die A. von Humboldt (1817) zuerst ausführt, auf das Feinste ausgebildet werden. Die Fülle seiner Kenntnisse ist neben der Universalität des Blicks und der wissenschaftlichen Ziele bei Dove kaum minder bewundernswert, als sein hoher Gedankenflug, der trotz der fortgeschrittenen wissenschaftlichen Einsicht, die wir heute in jenen Dingen errungen haben, stets noch hinausreicht. Ueberall tritt aber auch der Meteorologe als Geograph auf, der eng vertraut ist mit den Erfahrungen der Reisenden aller Zeiten zu Wasser und zu Lande, die ihm die Stützen zur Begründung seiner Anschauungen über Passate, Monsune und über das Gesetz der Stürme bieten. Die Seefahrer des Entdeckungszeitalters, Dampfer (1699) und die modernen maritimen Expeditionen um die Erde liefern ihm, einem geographisch-physikalischen Forscher im Geiste A. von Humboldts, hier das Material. Den meteorologischen Zielen der Polarforschung wandte er lebhaftes Interesse und energische Förderung durch seinen Einflus bei

wissenschaftlichen Geographen zu. Doves Vorliebe für die geographische Seite meteorologischer Fragen erblickt deutlich aus Arbeiten über den „Kreislauf des Wassers auf der Erdoberfläche“, die Klimatologie verschiedener Gebiete, über „Eiszeit, Föhn und Sirocco“ und aus zahlreichen ähnlichen Studien. Als langjähriger Präsident der ältesten deutschen, der „Berliner Gesellschaft für Erdkunde“ und Mitglied zahlreicher wissenschaftlicher Körperschaften verstand der unermüdete, mit einem kernigen Humor begabte Mann, dem Russere Ehren in hohem Masse zu teil wurden, vortrefflich, wissenschaftliche Bestrebungen zu leiten, und seine Gedächtnisrede auf A. von Humboldt offenbart uns so recht seine hohe ethische Persönlichkeit. Forscher und Lehrer auf dem Gebiete der „Physik der Erde“, hat Heinrich Wilhelm Dove, der am 4. April 1859 im 76. Jahre seines arbeitsreichen Lebens in Berlin starb, als der Schöpfer einer neuen Wissenschaft, der modernen Meteorologie, ein bewährter Physiker und gewiegter Experimentator mit solcher Macht in die meteorologische Forschung eingegriffen und einen derartigen Umschwung angebahnt, dass sich um seine Arbeiten die wichtigsten Bestrebungen auf diesem Felde gruppieren mussten. Wenn das heute unseren Erdball umspannende dichtmaschige Netz von Beobachtungsstationen und Wetterwarten zu Lande und zur See und somit die durch die Telegraphie ermöglichten zahlreichen, unmittelbar nach den beobachteten Vorgängen entworfenen synoptischen Wetterkarten zu einer durchaus veränderten Anschauung von der Drehung der Winde geführt haben, so bleibt Dove doch immerhin der Urheber dieser Erweiterung unseres Wissens, und die exakte Behandlung der Probleme wie der bedeutsame universelle Anstoss für unser „Zeitalter der Naturwissenschaft“ sichert seinem Namen eine dauernde Stelle in der Reihe der A. von Humboldt, Arago und Herschel.

Georg Stammer.

### Thomas Graham.

(Geb. am 21. Dezember 1805 zu Glasgow, gest. am 16. September 1869 zu London.)  
(Hermann Bißhofs No. 147.)

THOMAS GRAHAM gehört zu den Männern, welche schon während der Zeit ihrer Arbeit die vollste Anerkennung und lebhafteste Bewunderung seitens ihrer Fachgenossen und weit über die Kreise derselben hinaus gefunden haben; mehr als das, er hat während seines Lebens einen geradezu bestrickenden Zauber auf die damalige wissenschaft-

liche Welt ausgeübt. Heute trennen uns dreissig Jahre von seinem Todestage; nur die wenigsten von den jetzt Lebenden haben ihn persönlich gekannt und wir sind in der Lage, seine Bedeutung ruhiger zu ermassen, indem wir abwägen, welcher Teil seiner Lebensarbeit bleibenden Wert besitzt. Losgelöst von dem Nimbus einer grossen Lebensleistung,

entleidet von der Macht, die er durch seine gewinnende Persönlichkeit über die Mitlebenden gewonnen hatte, steht er vor uns lediglich als Forscher. Und wir erkennen in ihm den freien Geist, der neue Wege fand, neue Gebiete erschloss, die er mit grossen Schritten durchz wandelte. Heute, wo diese Gebiete eifrig bebaut Arbeitfelder der Forschung geworden sind, treffen wir immer und immer wieder auf seine Spuren. Er war einer der Pioniere der chemischen Wissenschaft und hat sich als solcher ein Anrecht auf dauernden Ruhm erworben.

Thomas Graham wurde am 24. Dezember 1805 zu Glasgow geboren. Obgleich er der Sohn eines sehr begüterten Fabrikbesitzers war, so hatte er doch eine an Mühen und Entbehrungen reiche Jugend durchzumachen. Er hatte sich frühzeitig für die Naturwissenschaften begeistert, während sein Vater ihn zum Gelehrten bestimmt hatte. Das zöhe Fesholten von Vater und Sohn an ihren Absichten führte zum Bruche und der junge Forscher war auf seine eigene Kraft angewiesen, noch ehe er seine Studien vollendet hatte. Dank der Unterstützung, welche seine Mutter ihm zu teil werden liess, soweit sie das veranochte, gelang es ihm, seine Studien in Edinburgh zu vollenden. Er kehrte alsdann in seine Vaterstadt zurück, wo er ein kleines Laboratorium eröffnete, sehr bald aber (1830) das Glück hatte, als Professor der Chemie an der Universität angestellt zu werden. Die wissenschaftlichen Arbeiten, welche er nunmehr veröffentlichte, lenkten so sehr die Aufmerksamkeit auf ihn, dass er im Jahre 1837 als Professor an das University College zu London berufen wurde, wo er alsbald den grössten Einfluss erlangte. 1854 wurde durch den Tod des grossen Astronomen Herschel die Stellung eines Münzmeisters von England erledigt, welche seit Newtons Zeiten stets durch hervorragende Forscher besetzt wurden war und deren Verleihung wohl als die grösste Auszeichnung galt, welche einem Gelehrten erwiesen werden konnte. Graham wurde Herschels Nachfolger und verblieb in dieser glänzenden und verantwortlichen Stellung bis zu seinem am 16. September 1869 erfolgten Tode.

Dieses kurze Lebensbild ist der Rahmen für eine gewaltige Fülle der tiefstainigsten Forschung. Wenn wir absähen wollen von Grahams geistvollen Studien über die Phosphorsäuren und andere Themen, welche nur für den Chemiker vom Fach ein bleibendes Interesse haben, so können wir sofort übergehen zu Grahams bedeutendsten Werke, seinen Studien über die Diffusion der Flüssigkeiten und Gase, welche ihn von 1836 bis an sein Lebensende beschäftigten.

Die Diffusion ist jene Erscheinung, welche es bedingt, dass Gase und Flüssigkeiten sich gegen-

seitig durchdringen und miteinander vollkommen vermischen. Es geschieht dies nach gewissen Gesetzen, welche Graham zuerst und mit wunderbarer Schärfe erkannte. Es ist nicht nötig, dass die Gase oder Flüssigkeiten sich berühren, die Diffusion kann vielmehr auch durch durchlässige Scheidewände hindurch stattfinden, sie wird fern zur Osmose oder Dialyse. Auch steht die Diffusion im engsten Zusammenhange mit dem wichtigsten aller physikochemischen Vorgänge, mit der Lösung.

Als erster Erforscher der Diffusionsvorgänge hat Graham ein Gebiet erschlossen, welches nicht nur für die weitere Entwicklung der Chemie und Physik von unberechenbarer Bedeutung war, sondern er hat einen noch grösseren Dienst vielleicht der Physiologie geleistet. Weimns die meisten Lebenserscheinungen spielen sich unter Mitwirkung der Diffusion und Osmose ab und die Natur der lebenden Zelle wäre uns noch heute völlig unverständlich, wenn uns die osmotischen Vorgänge, durch welche sich ihr Stoffwechsel vollzieht, unbekannt wären.

Im Verlaufe seiner mannigfaltigen und stets mit grosser Originalität angestellten Untersuchungen über diesen Hauptgegenstand seiner Forschung hat Graham eine Fülle von merkwürdigen Beobachtungen gemacht. Wir verdanken ihm die erste Erkenntnis über die Natur der gallert- und schleimartigen Körper, den Nachweis, dass viele wohlbekannt Substanzen in vollkommen neuen Formen auftreten können, wenn man sie durch Dialyse gewinnt (eine Beobachtung, welche u. a. auch in der Medizin sehr wichtig geworden ist) und manches Andere. Wohl die überraschendste Entdeckung, welche Graham gemacht hat, bestand in der Erkenntnis der Löslichkeit des Wasserstoffs, des leichtesten aller Elemente und eines farblosen Gases, in metallischem Palladium. Aus der Natur des erhaltenen Palladiumwasserstoffs konnte Graham ableiten, dass in dieser Form der Wasserstoff ein fester metallischer Körper von weisser Farbe sein müsse. Er erbrachte damit den experimentellen Beweis für die längst auf Grund theoretischer Spekulationen vermutete metallische Natur des Wasserstoffs.

Trotz seiner grossen Erfolge blieb Graham bis an sein Ende ein Mann von der grössten Bescheidenheit und Milde des Wesens. Vielleicht lag gerade darin die Macht begründet, welche er über seine Zeitgenossen ausübte. Klugheit und fester Wille, gepaart mit Wohlwollen und Herzengüte, sind auch die Eigenschaften, welche uns unverkennbar aus dem Bilde Grahams entgegenleuchten, dessen sprechende Ähnlichkeit sein treuer Freund und vielfacher Mitarbeiter A. W. von Hofmann gerne zu betonen pflegte.

Otto N. Witt.

## Joseph Skoda.

(Geb. am 10. Dezember 1805 zu Pilsen in Böhmen, gest. am 13. Juni 1881 zu Wien.)

(Hierzu Bildnis Nr. 218.)

Der naturwissenschaftliche Geist, der die Heilkunde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts besesselt und so grossartigen, ungeahnten Errungenschaften auf den verschiedensten Gebieten der Medizin geführt hat, findet seinen hauptsächlichsten Ausdruck in der Verwertung der sogenannten exakten physikalischen Methoden am Krankenbett. Mit ihrer Hilfe sind die Aerzte und Kliniker von Sieg zu Sieg geschritten; in Untersuchung und demgemäss auch Behandlung hat sich auf dem Boden des genannten Prinzips allmählich eine vollständige Umwälzung vollzogen. Die sogenannte „Auskultation“ und „Perkussion“ der Kranken, d. h. die Untersuchung der inneren Organe mittels Hörens und Beklopfens der Brust und übrigen Teile des Körpers, von Auenbrugger und Laënnec zu Ende des 18. bezw. Anfang des 19. Jahrhunderts begründet, von der Mehrzahl der Aerzte anfangs unbeachtet, erhielt in Joseph Skoda ihren eigentlichen Erneuerer und grundlegenden Pfleger in dem Manne, dass Skoda der zweite Vater der bezeichneten Methoden genannt werden kann. Skoda studierte seit 1825 in Wien, wo er 1831 die Doktorwürde erlangte. Noch in demselben Jahre versah er das Amt eines Cholerabezirksarztes in Böhmen, um 1833 diese Stellung mit der eines Sekundärarztes am Allgemeinen Krankenhause in Wien zu vertauschen. Hier war es, wo er unter Rokitskys Leitung pathologisch-anatomischen Studien mit lebhaftem Eifer oblag und an der Hand der Ergebnisse der physikalischen Untersuchungsmethoden kontrollierte, denen er gleichfalls eingehende Aufmerksamkeit widmete. Vorübergehend verwaltete er auch eine Bezirksarmenarztsstelle. 1840 übernahm er als dirigierender Arzt eine eigens eingerichtete Abteilung für Brustkranke und erhielt 1841 den Titel „Primararzt“. 1846 wurde er zum Professor ernannt, als welcher er eine ausserordentlich rührige Thätigkeit entfaltete, bis ihn nach 25jähriger Wirksamkeit sein ungegriffener Gesundheitszustand nötigte, fernschick auf die Professur zu verzichten. Skoda verbrachte den Rest seiner Lebensjahre in stiller Zurückgezogenheit, nicht ohne von langem, zeitweise ziemlich quälendem Leiden heimgesucht zu werden. Sein Hauptverdienst bleibt die gründ-

liche Sichtung, Verbesserung und praktisch-theoretische Vervollkommnung des physikalischen Untersuchungsprinzips. Vor allem hat Skoda auf die Notwendigkeit hingewiesen, die Übereinstimmung der klinischen Erscheinungen mit den Ergebnissen am Leichenisch festzustellen und rationell zu begründen. Indem er betonte, dass es in erster Linie Aufgabe des Arztes sei, die Ergebnisse der physikalischen Untersuchung zunächst auf bestimmte physikalische Zustände des Körpers zurückzuführen, die der Ausdruck unter Umständen sehr verschiedener Krankheitsbilder sein können, gelangte er zur Aufstellung bestimmter Kategorien von Schallerscheinungen, die der physikalischen Beschaffenheit und Konfiguration der Gewebe und Organe entsprechen. Skoda schuf die noch heute gebräuchlichen Ausdrücke: vesiculäres, bronchiales und unbestimmtes Atmungsgeräusch, er begründete die Unterschiede zwischen dem vollen und leeren, hohen und tiefen, dumpfen und hellen, tympanitischen und nicht tympanitischen Perkussionschalle, lehrte die Bedingungen ihres Zustandekommens an der Hand der geläufigen Affektionen des Respiration- und Cirkulationsapparats kennen, verbesserte die äussere Technik des Verfahrens in manchen Stücken und erhob damit die junge Methode zum Rang einer exakten Wissenschaft, die er durch seinen ausserordentlich geschickten und anziehenden Unterricht bei den Aerzten populär zu machen wusste. Scharenweise pilgerten strebsame Kliniker nach Wien, um sich bei und unter Skoda in den physikalischen Methoden unterweisen zu lassen, die seitdem einen unauffhaltsamen Aufschwung erfuhr und am Krankenbett sich je länger desto unentbehrlicher erwies. Geschrieben hat Skoda nur wenig. Ausser kleineren gelegentlichen Aufsätzen in Zeitschriften kommt lediglich die klassisch geschriebene „Abhandlung über Perkussion und Auskultation“ aus dem Jahre 1850 (6. Auflage 1864) in Betracht, in der im wesentlichen Skoda bereits die Grundzüge seiner Neuerungen niedergelegt hat und mit deren Veröffentlichung tatsächlich die neue Epoche in der Geschichte der physikalischen Untersuchungsmethoden eingeleitet wurde.

Julius Pagel.

## Thomas Babington Macaulay.

(Geb. am 25. Oktober 1800 zu Rothley-Temple, gest. am 28. Dezember 1859 zu Holly Lodge, Compton Hill.)  
(Hierzu Bildnis No. 249.)

Der einfache Gedenkstein in der Westminster-Abtei enthält neben den angeführten Daten die folgende Inschrift:

His body is buried in peace,  
But his name liveth for evermore.

Inmitten der Gräber von Johnson und Garrick, Goldsmith und Gay, unweit des Denkmals von Addison wurde der Geschichtschreiber der „glorreichen“ Revolution am 9. Januar 1860 beigesetzt. Sein Platz wurde unter den Poeten gewählt, obwohl seine poetischen Werke allein ihn gewiss nicht die Westminster-Abtei geöffnet hätten und seinen Welt-ruf als Schriftsteller so wenig begründeten, dass heute auf dem Kontinente kaum noch jemand bei seinem Namen an etwas anderes als den Geschichtschreiber und Politiker denkt. Aber der genauere Kenner des geistvollen Essayisten und Redners wird zugestehen müssen, dass ein gutes Stück vom Poeten in ihm war und dass seine ungewöhnlichen Talente für die Form, für den Ausdruck und die Sprache Eigenschaften waren, die ihn den Dichtern anreihen.

Nachrichten von der schottischen Familie reichen bis an das Ende des 17. Jahrhunderts. In den drei Generationen, die bis zum Urosvater aufsteigen, finden sich sehr zahlreiche Nachkommen; darunter meist presbyterianische Geistliche, ferner Beamte und Schriftsteller, auch ein General, der ein Freund Wellingtons gewesen und endlich ein Geschichtschreiber, der das Lob Johnsons erfuhr. Der Grossvater heiratete eine Tochter von Colin Campbell und der jüngste Sohn dieser kinderreichen Ehe, Zacharias, war ein praktischer Kopf und unternehmender Kaufmann, dessen Name als Direktor einer im Jahre 1791 gegründeten Gesellschaft für aus der Sklaverei entlohene oder befreite Neger und als Gouverneur von Sierra Leone mit der Geschichte dieser alten afrikanisch-ergatischen Kolonie in bester Weise verknüpft bleiben wird. Später nahm er seinen Wohnsitz in England und verheiratete sich mit Selina Mills im Jahre 1799. Dem Erstgeborenen gab er den Namen des Mannes seiner Schwester Thomas Babington. Zacharias erlebte noch den Ruhm seines Sohnes und nahm an dessen parlamentarischer Thätigkeit nicht nur genüthlichen, sondern auch eschlichen Anteil.

Die geistige Entwicklung des jungen Macaulay unterschied sich in ihrem Aufbau in nichts von dem allgemeinen Gange des Unterrichts und der Bildung der höheren Stände Englands und auch in der zuerst hervortretenden Berufswahl liegt kein den Ge-

nossen des Trinity college besonders bezeichnendes Moment, aber seine Neigungen waren immer mehr literarischer als juristischer Natur und die vielseitige Fähigkeit, sich ebenso tief und vollkommen der Poesie wie der Politik oder der Wissenschaft in die Arme zu stürzen, hatte er mit vielen seiner grossen Vorbilder und Landsleute gemein. Von dem Augenblicke, als er kaum dreissigjährig einen Sitz im Unterhause einnahm, war er mit dem praktischen Leben Englands und seiner Verwaltung verwachsen und bekleidete Aemter, zu welchen die Parteien hervorragende Köpfe auszuwählen verstehen. So wurde er 1834 Obergerichtsrat in Kalkutta, 1839 Kriegsssekretär, 1840 Kriegszahlmeister, mit welcher Stelle eine Mitgliedschaft in dem personenreichen Kabinete des ersten Ministeriums John Russells verbunden war. Im Jahre 1857 ernannte ihn die Königin zum Peer von England und erteilte ihm das Baronat von Rothley. Ehrenstellen, die er bekleidete, wie die des Lord Rektors von Glasgow, waren selbstverständlich zahlreich. In dem eigenthümlichen Zusammenreffen eines reinen Talentes, welches im Parlamente wirksam zu sein verstand, mit dem schriftstellerischen Glanze seiner Werke lag das Geheimnis seiner raschen und frühzeitigen gewaltigen Erfolge begründet.

Um so schwieriger ist es, den inneren Charakter und Reichtum seiner Gedankenwelt mit wenigen Strichen zu kennzeichnen. Schwerer als bei irgend einem anderen wird es bei Macaulay sein, die verschiedenen Richtungen seiner Thätigkeit von einander zu trennen. In ihm fliessen alle geistigen und Seelenkräfte gleichsam in einander. Sein ganzes politisches Denken und Wesen lässt sich weder von seiner Poesie noch von seiner Geschichtschreibung trennen. Und wiederum würde man kein grösseres Unrecht thun können, als wenn man seine politische Partheistellung kurzerhand in den Zeichen des landläufigen Liberalismus der dreissiger und vierziger Jahre erschöpft fände. Wenn man in seiner Geschichte Englands bei dem Tode Karls II. die kirchenfeindliche Beschreibung von dem Uebertritte und der Reichte des Königs vor dem heimlich eingeführten römischen Priester liest und damit die weitgehenden Zugeständnisse in der Parlamentsrede für Errichtung des katholischen Seminars in Mainzthor vergleicht, oder den berühmten Essay über Raukes Päpste danebenstellt, so sieht man, wie schwierig es ist, die Grundanschauung dieses beweglichen Geistes aufzuzeigen. Wer ihn mit dem Feuer sprechen hörte,

welches an die Pitts erinnerte, durfte glauben, dass hier ein Mann aufgetreten sei, der ganz und gar nur für das parlamentarische Leben da sein werde. Aber als ihn seine Edinburger Wähler wegen der Rede für Melnooth fällen liessen, war er früh, sich einige Jahre ausschliesslich seinen Studien in Bibliotheken und Archiven widmen zu können.

In den englischen Annalen dieses Jahrhunderts ist das Jahr der französischen Julirevolution, in welchem der Kampf für die Reformbill begann, ohne Frage das entscheidendste gewesen: Zu den neuen Mitgliedern, mit welchen die Whigs ein fast vierzig-jähriges Regiment der Tories stützten, gehörte Macaulay. Er trat sogleich als Verfechter der Reform auf und streifte ohne Zagen das grosse Gebiet der Verwaltungsreformen, welche der Parlamentsreform folgen werden. Der junge Redner hatte den alten Parteihäuptern fast zu viel auf einmal gesagt. In späteren Jahren hat auch er sich den strengeren Regeln parlamentarischer Beschränkung williger und wirksamer gefügt, aber die Schärfe seiner Beredsamkeit lehnte sich so stark an die alten Muster von classischer Art und Form, dass man geneigt sein könnte, ihn als einen der letzten Vertreter jener grossen Epoche zu bezeichnen, wo man zu rühmen pflegte, die Demosthenes und Cicero seien im englischen Parlament lebendig geblieben. Auf der Höhe seines Lebens würde diese Art zu sprechen und zu erschüttern in England schon seltener gehört; sie fand vielmehr in den jungen Parlamenten von Deutschland ein Nachspiel, bei welchem die eben erschienenen Reden Macaulays oft vollbewusste Vorbilder abgegeben haben.

Ueberhaupt ist der Einfluss, welchen Macaulay in den Jahren entscheidender Freiheit des politischen Lebens in Deutschland ausgeübt hat, vielleicht grosser und mächtiger gewesen, als in England. Er stand der damaligen gebildeten Welt des Liberalismus so unendlich nahe. Er erschien neben Dahlmann und Gervinus als englischer Hülfsheifer wie der notwendige Dritte im Bunde. Und so wurde auch sein Geschichtswerk hier mit einem Eifer gerühmt, wovon man heute ausländischen Werken gegenüber kaum noch eine Vorstellung hat. Er galt als der, welcher zeigte, wie der unabhängige Mann Geschichte schreiben müsse. Und seine Wirkung war so gross,

dass Ranke nicht wagen zu können meinte, in seiner englischen Geschichte sich ihm zu vergleichen. „Wenn diese Sprache in solcher Vollkommenheit angewandt wird, wie in einem Werke unserer Zeit, ich meine nicht allein in Abrundung der Sätze und Wohlklang des Wortfalls, sondern in einem der heutigen Bildung und Stimmung der Gemüther analogen Geist, wo jedes glückliche Wort das lebendige Mitgefühl weckt; wenn dann in dieser Sprache das Bild der Begebenheiten in anmutenden Zügen und breiter Farbengebung auf der Tafel erscheint, auf dem Hintergrunde einer allvertrauten Bekanntschaft mit dem Lande und seinen Zuständen, so wäre es Thorheit, mit einem solchen Werke in seiner Art in die Schranken treten zu wollen.“ So schrieb im Todesjahre Macaulays überbescheiden Ranke über dessen historisches Lebenswerk. Indessen darf man hinzufügen, dass an der „Geschichte von England“ gerade die Eigenschaft so bestechend wirkte, die den eigenen Werken des deutschen Meisters, wir sagen glücklicherweise, fern blieb: die zwar durchaus vornehme, aber doch publizistische Verarbeitung einer freilich ungeheuren historischen Gelehrsamkeit.

Diese im Dienste politischer Ueberzeugung einerschreitende Kunst ist es auch, die den Ruhm Macaulays als Essayist in Europa begründete. Er verstand es, über Milton, Walpole und Pitt mit hinreissender Beredsamkeit zu schreiben, als wollte er eine Wahlrede für ihre Aufnahme in das Parlament halten. Und wenn er über Macchiavelli und Bacon handelte, so durfte auch solchen Grossen gegenüber sein eigener Standpunkt nicht einen Augenblick zurücktreten und unbeachtet bleiben. Die Charakteristik dieses starken Geistes aber wird nicht geschlossen werden können, ohne daran zu erinnern, dass ihn seine wighistischen Leitmotive einmal doch tief in Irrtum führten, als er an unsern grossen Friedrich sich herangewagt hatte und seine erst anonymen Angriffe nach Bekanntgabe des Urhebers die deutsche Gelehrtenwelt alarmierten. Er sollte jedoch seinen Meister in England selbst finden; dass es die Hand des grössten Biographen des Königs, die seines tiefinnigen Landsmannes Carlyle war, die sein falsches Gemälde so herrlich korrigierte, wird die Mannen des Meisters essayistische Kunst ganz und gern beruhigen.

Ottokar Lorenz.

## Gustav Theodor Fechner.

(Geb. am 19. April 1801 zu Grosssärchen, gest. am 18. November 1887 zu Leipzig.)

(Hierzu Bildnis No. 150.)

Es waren scheinbar entgegengesetzte Überzeugungen, Neigungen und Anlagen, die Fechner in sich vereinigte. Gebildet in der Schule der experimentierenden und mathematischen Naturwissenschaft, war er sich klar, dass Erkenntnis nur möglich sei unter der Voraussetzung eines Weltgeschehens, das sich nach unveränderlichen Gesetzen vollzieht und nur durch Beobachtung und Erfahrung erschlossen werden kann; und ebenso fest hielt er an dem innigen Glauben, dass die Güte und Weisheit Gottes die Welt einem Ziele der Vervollkommnung entgegenführe. Naturwissenschaft aber erfordert, alles Werden als physische Veränderung in Raum und Zeit aufzufassen, unbeeinträchtigt von Forderungen des Gemüths, während für diese die Grundbestimmung des Daseins im geistigen Geschehen liegen muss. Mit Zahl und Mass muss die Welt beherrschbar sein, darauf richtete sich Fechners Arbeit, und doch liebte er nichts mehr, als in seiner Phantasie sich ein Bild zu schaffen von einer Welt, wozu alles Leben und Bewusstsein atmete, wo Pflanzen, Tiere, Menschen und Planeten als empfindende Organe Gottes sich zu einer Einheit zusammenschlossen. Und während er mit Zirkel und Wage die mühsamsten Messungen vornahm, wusste er andererseits in satirischen Märchen seiner Neigung zum freien Spiele der Laune freien Lauf zu lassen. Und darin, dass es ihm gelang, in langer, ernster Lebensarbeit diese Gegensätze zu einem harmonischen Ganzen zu vereinigen, liegt nicht nur der anziehende Reiz seiner liebenswürdigen Persönlichkeit, sondern auch seine dauernde kulturhistorische Bedeutung. Denn nur aus dieser wunderbaren Mischung konnten die unvergänglichen Gaben hervorgehen, die wir ihm verdanken: eine neue Wissenschaft, die Psychophysik, und eine tief-sinnige Weltanschauung, gegründet auf denselben Gedanken, dass alles geistige und alles physische Geschehen sich aufs engste entsprechen.

Fechners Wiege stand im Pfarrhaus des Dorfes Grosssärchen bei Muskau in der Niederlausitz, wo er am 19. April 1801 geboren wurde. Schon mit 16 Jahren bezog er die Universität zu Leipzig, um Medizin zu studieren, und in dieser Stadt, die er nur zu Erholungsreisen verliess, lebte er während von 1817 bis zu seinem am 18. November 1887 erfolgten Tode. Die Medizin befriedigte ihn nicht; zwar legte er die erforderlichen Prüfungen ab, aber er übte niemals praktisch den Beruf des Arztes aus. Die Naturphilosophie Okens kam seinen spekulativen Neigungen entgegen, aber bald erkannte er die

Unfruchtbarkeit dieser Methode und wandte sich der Experimentalphysik zu. Die Elektrizitätslehre verdankt ihm Untersuchungen von dauernden Werte über das im Jahre 1826 von Georg Simon Ohm entdeckte Gesetz, die er in seinen „Massbestimmungen über die galvanische Kette“ (1831) niederlegte. Im Jahre 1833 verheiratete er sich mit Clara Volkmann. Er widmete sich nun umfangreichen literarischen Arbeiten, die, zumal er seit 1834 die ordentliche Professur der Physik übernahm, seine körperlichen Kräfte überstiegen, während er zugleich durch optische Versuche seine Augen schwächte. Die Überanstrengung führte zu einer Katastrophe. Im Jahre 1840 überfiel ihn eine schwere dreijährige Krankheit, durch die Fechner der Blindheit, ja der geistigen Störung unrettbar verfallen erschien, als ihm in überraschender Weise 1843 die Gesundheit wiedergeschenkt wurde. In der erzwungenen Einsamkeit dieser Jahre war ihm in immer deutlicheren Zügen der Gedanke seiner eigenartigen Weltanschauung vor die Seele getreten.

Nach Fechner sind psychischer und physischer Vorgang, d. h. Bewusstsein und körperliches Geschehen, nicht zwei verschiedene Dinge, sondern ein und dieselbe Thatsache, nur von verschiedenen Standpunkten gesehen, je nachdem ein gesetzlicher Zusammenhang von Veränderungen in sich selbst erlebt oder von andern Systemen im Raume wahrgenommen wird. Es giebt kein seelisches Sein, dem nicht ein körperliches entspreche, und umgekehrt; dies nennt man den psychophysischen Parallelismus. Das individuelle Bewusstsein tritt auf, sobald ein Prozess eine gewisse Stärke, die Schwelle, erreicht, die ihn als Teil des allgemeinen Bewusstseins absondert und heraushebt. So schliessen sich in der geistigen Welt ebenso wie in der physischen einfache Systeme zu immer höheren zusammen. Aus einem allgemeinen Zustande der Materie, den man weder als organisch noch als anorganisch bezeichnen kann, sonderten sich sowohl die anorganischen Produkte als die zu immer komplizierteren Systemen sich aufbauenden Zellen ab. Den Pflanzen muss man ebenso eine gewisse Art des Seelenlebens zusprechen wie den Tieren. Aber auch diese höheren Organismen, die Menschen mit eingeschlossen, sind selbst nur Teile eines höheren, übergeordneten Systems, der Erde, die sie alle umfasst, ernährt, in gegenseitiger Wechselwirkung zusammenschliesst und ihre Verbindung mit der Sonne und dem ganzen Kosmos herstellt. Der Erde wie den Planeten über-

haupt kommt daher ebenfalls Bewusstsein zu, und zwar in einem höheren Grade als den Menschen, deren Gesamtbewusstsein vom Erdbewusstsein umfasst und getragen wird, so wie wieder diese höheren Einheiten des Planeten-Bewusstseins im Allbewusstsein Gottes geeint sind. In diesem Geiste, dessen Einzelorgane die individuellen Geister der Geschöpfe sind, vollzieht sich das Weltgeschehen als eine Bestimmung zur Ordnung, die von aussen, als Natur betrachtet, die Gesetzmäßigkeit des Naturgeschehens darstellt.

Infolge dieser Grundanschauung, nach der die Weltentwicklung als eine Tendenz zur Harmonie aufzufassen ist, musste es Fechners wissenschaftliches Hauptbedürfnis sein, auch für das psychische Geschehen die Möglichkeit eines gesetzlichen Masses nachzuweisen, wie wir es für das physische Geschehen besitzen. Dies führte ihn zur Aufstellung seiner psychophysischen „Massformel“, wonach die Empfindung proportional ist dem Logarithmus des Reizes, der sie hervorruft. Die langjährigen mühevollen Untersuchungen, zum Teil gestützt auf diejenigen von E. H. Weber, und die zahlreichen Fragen, die mit jenen psychophysischen Gesetze zusammenhängen, erforderten eine neue Form psychologischer Forschungsmethode, die wir jetzt als experimentelle Psychologie bezeichnen. Als der Schöpfer dieser Wissenschaft, in der heute nach dem Vorgange von W. Wundt zahlreiche Gelehrte in eigenen Laboratorien erfolgreich tätig sind, wird allgemein Fechner anerkannt. In zahlreichen Schriften hat Fechner seine Lehren niedergelegt. In „Nanna oder über das Seelenleben der Pflanzen“ (1848, 2. Aufl. 1898) trat er zuerst mit seiner Ansicht von der Pflanzenbeselung hervor, in „Zendavesta oder über die Dinge des Himmels und der Erde“ (1851) dehnte er die

Beselung auf die ganze Erde als Planet aus, „Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht“ (1879) fasste seine gereifte Lebensanschauung zusammen. Seine naturwissenschaftlichen Gedanken entwickelte die Bücher: „Ueber die physikalische und philosophische Atomlehre“ (2. Aufl. 1894), „Einige Ideen zur Schöpfungsgeschichte und Entwicklungsgeschichte der Organismen“ (1873) und die Schriften über Psychophysik, deren Grundlegung in den „Elementen der Psychophysik“ zuerst 1860 (3. Aufl. 1889) erschien. In seiner „Vorschule der Aesthetik“ stellte Fechner höchst anregende Gedanken über die psychologischen Vorgänge zusammen, auf denen das Gefühl des Schönen beruht, und suchte sie auf experimentellen Wege zu stützen. Unter dem Namen Dr. Mises veröffentlichte er geistvolle Satiren auf wissenschaftliche Zeitfragen und schuf damit ein eigenartliches und fesselndes Genre des Humors.

Sein stilles Gelehrtenleben, nirgends auf äusseren Schein gerichtet, beschloss sich in der Innerlichkeit seines Geistes, und doch wusste er jede Seite des modernen Lebens mit scharfer Beobachtung zu umfassen. Eine milde und versöhnliche Natur, entwickelte er in der Vertretung seiner Ansichten eine überraschende Schlagfertigkeit und kritische Energie.

Als echter Philosoph des neunzehnten Jahrhunderts verstand er Spekulation und Erfahrung, Glauben und Wissenschaft, Idealismus und Realismus zu verbinden, ohne ihre Grenzen zu verwischen, indem er sie von einer höheren Warte aus überblickte und ihre Resultate nützte. So dürfen wir von ihm sagen: „Auf dem festen Boden der Wirklichkeit fassend weist er, ein prophetischer Seher, der unruhig hastenden Zeit die von ihm geschauten Wege zum Ideal.“

Kurd Lasswitz.

## Friedrich Albert Lange.

(Geb. am 28. September 1828 zu Wald bei Solingen, gest. am 21. November 1875 zu Marburg.)

(Hierzu Bildnis No. 221.)

Der Misserfolg der spekulativen Methoden Schellings und Hegels gegenüber den überraschenden Fortschritten der empirischen Naturwissenschaft hatte um die Mitte des Jahrhunderts ein starkes Misstrauen gegen die idealistische Philosophie überhaupt hervorgerufen und der Weltanschauung des Materialismus in Deutschland weiteste Verbreitung verschafft, bis etwa um das Jahr 1870 ein entschiedener Umschlag unter dem neuerstärkten Einflusse des Kantischen Kritizismus sich geltend machte. Wenn nun auch Ursprung und Grund-

legung dieser Bewegung der streng wissenschaftlichen Forschung anderer Denker zuzuschreiben ist, so hat doch ohne Zweifel den grössten Einfluss auf die weitesten Kreise für die Ueberwindung des Materialismus F. A. Langes „Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart“ (1. Aufl. 1866, 3. Aufl. 1896) ausgeübt. Zahlreiche Leser in den Kreisen der Naturforscher, namentlich Studierende, sind durch Langes Werk aus dem dogmatisch-materialistischen Schlummer geweckt worden, so dass seine Wirkung viel tiefer reicht,

als sich direkt in der Literatur gezeigt hat. Gerade weil Lange die volle Berechtigung des Materialismus als Forschungsprinzip der Naturwissenschaft nachwies, erweckte er Aufmerksamkeit und erreichte sein Ziel, zu philosophischem Nachdenken anzuregen und die Einsicht neu zu stärken, dass trotzdem die Ideale der Vernunft in Willen, Fühlen und Glauben ein unentbehrliches Besitztum und Bedürfnis der Menschheit seien. Und er gewann überzeugte Anhänger durch die Macht der geistigen und sittlichen Persönlichkeit, die aus seinem Werke spricht. „Das macht den Zauber seiner Wirkung aus, dass in ihm alles aus einem Gusse war, dass der ganze Mensch in allen seinen Lebensäußerungen von seinen leitenden Gedanken durchdrungen und gesteuert war“ — diese Worte, die der junge Lange in einer Rede über Thomas Arnold als das Ideal eines Schulmanns sagte, bezeichnen das, was in Lange selbst als der Kern seines Wesens lag und ihm in seiner vielseitigen Tätigkeit den durchschlagenden Erfolg gesichert hat.

Langes Vater, Johann Peter, ein verdienter Theologe, überlebte seinen Sohn und starb 1884 in Bonn als Professor und Oberkonsistorialrat. In Friedrich Alberts Jugendzeit wechselten die Eltern mehrfach ihren Wohnort. Seine Gymnasialbildung erhielt Lange in Zürich, wo er auch seine Universitätsstudien begann, die er dann von 1848 an in Bonn fortsetzte und 1851 mit Promotion und Staatsexamen beendete. Nachdem er seiner militärischen Dienstpflicht genügt hatte, war er als Hilfslehrer am Gymnasium zu Köln ein und verheiratete sich daselbst. Nach einer dreijährigen Tätigkeit als Privatdozent in Bonn fand er endlich im Jahre 1858 eine definitive Anstellung als ordentlicher Lehrer am Gymnasium in Duisburg. Hier begann neben seinen wissenschaftlichen Arbeiten, namentlich für die Schmidtsche Encyclopädie der Pädagogik, und der regen Förderung turnerischer Bestrebungen, Langes politische Tätigkeit. Diese aber führte bald zu einer Aenderung seines Lebensplanes. Das Provinzialschulkollegium in Koblenz hatte 1862 in einem Erlasse den Lehrern die Beteiligung an der politischen Agitation untersagt, wogegen Lange in der Lehrerkonferenz einen entschiedenen Protest zu Protokoll gab. Er unterzeichnete einen Wahlaufruf und erhielt dafür eine sehr energische Rüge. Die Antwort war seinerseits ein Gesuch um sofortige Entlassung aus dem Staatsdienst, die nach einigen Zögern auch bewilligt wurde. Nun widmet sich Lange ganz der öffentlichen Tätigkeit. Er wird Mitredakteur der „Rhein- und Ruhr-Zeitung“ und Sekretär der Duisburger Handelskammer. Dies führt ihn auf das Gebiet der Volkswirtschaft, und bald wird ihm statt der politischen Agitation die soziale zur Hauptsache. Dabei ruht seine wissenschaftliche Tätigkeit nicht.

Die Geschichte des Materialismus gewinnt deutlichere Gestalt und fortschreitende Ausarbeitung. Sie erscheint endlich im Oktober 1866, nachdem ihr die Schrift „Die Arbeiterfrage“ (in ihrer ersten Gestalt) in demselben Jahre vorangegangen war. Lange hatte inzwischen seine Stelle als Handelskammersekretär niedergelegt und war Teilhaber einer Buchhandlung und Druckerei geworden. Eine Zeit lang trug er sich mit dem Gedanken einer Professur in Zürich, doch waren die Umstände einer anderen, vollständig unabhängigen Stellung in der Schweiz günstiger. Lange nahm den Antrag seines Freundes Bleuler in Winterthur an und wurde unter Verlegung seines Wohnsitzes in diese Stadt Mitarbeiter des „Landboten“ (1866).

Bewundernswert zeigte sich jetzt Langes Arbeitskraft und seine Fähigkeit, sich in alle Verhältnisse der neuen Heimat hineinzufinden. Die Verfassungsrevision des Kantons ist nach Durchsetzung und Ausführung nicht zum wenigsten sein Werk; zugleich aber war er als Schriftsteller und Redakteur, Buchhändler, Lehrer und in einer Reihe von praktischen Aemtern thätig, zu denen ihn das Vertrauen seiner Mitbürger rief. Von 1860 teilte er sein Leben zwischen Winterthur und Zürich, wo er philosophische Vorlesungen, schließlich eine besoldete Professur übernahm. Inzwischen hatten sich die Verhältnisse in Preussen geändert. Der Kultusminister Falk berief Lange, dessen wissenschaftlicher Ruf ihn unterdes zu einem begehrten Universitätslehrer gemacht hatte, als ordentlichen Professor nach Marburg (1872). Gern lehrte Lange nach Deutschland zurück, wohin ihn sowohl sein Vaterlandsgedühl als seine Neigung zu den Studien zog, da ihm die Philosophie schliesslich doch die liebste Beschäftigung geworden war. Dazu kam, dass er sich auf die Thätigkeit der Studierstube einschränken musste; denn leider hatte ihn ein schweres, als unheilbar erkanntes Uebel ergriffen, das ihn schliesslich am 21. November 1875 hinraffte.

Als Philosophen bleibt ihm das wesentliche Verdienst, die naturwissenschaftliche Richtung der Zeit auf die unerschöpfliche Fülle grundlegender Gedanken hingewiesen zu haben, die für sie in den Lehren Kants bereit lagen, wobei er das A priori Kants etwas im physiologischen Sinne umdeutete. Die Ideen fasste er als unentbehrliche Wertbestimmungen, die in die theoretische Erkenntnis nicht störend eingreifen dürfen, aber gerade für Willen und Gefühl der Menschheit die unerschütterlichste Gewissheit besitzen. In seinen sozialistischen Anschauungen setzte er dem wirtschaftlichen Egoismus einen wirtschaftlichen Idealismus entgegen, der zur Hebung des Massenlebens „Ideen und Opfer“ seitens der Besitzenden fordert.

Es giebt Menschen, die sich in den verschiedensten Berufsweigen versuchen, weil sie es nirgends lange aushalten. Bei Lange geht der Wechsel der Beschäftigungen aus der einheitlichen Anlage seines Wesens hervor, welche die Betätigung seiner Kraft praktisch und theoretisch in gleicher Weise fordert; die Energie muss sich in Wissenschaft wie Leben geltend machen; die Ideen, die er als wohlthätig und

heilsam für seine Mitbürger erkannt hat, werden durch ihn nach allen Seiten hin in Wirklichkeit umgesetzt. Und weil er überall sich selbst und nur sich selbst, dies aber voll und ganz giebt, so zersplittert ihn die Vielseitigkeit nicht. Seine Persönlichkeit bleibt ungeteilt wirksam im einzelnen, und so gewinnt er in jeder Einzelheit seines Lebens das, was einer echten Persönlichkeit zukommt, Verehrung, Achtung, Liebe.

Kurd Lasswitz.

### Johann Heinrich von Thünen.

(Geb. am 24. Juni 1785 auf dem Gute Kanarienhäusen bei Jever, gest. am 22. September 1850 auf Gut Tellow in Mecklenburg-Schwerin.)

(Hierzu Bildnis No. 247.)

Als Landwirt ein Schüler Thaers, gehört Johann Heinrich von Thünen zu unseren scharfsinnigsten Volkswirten, und wenn seine an Ricardo erinnernde, streng mathematische Anschauungs- und Darstellungsweise den seinen Leistungen gebührenden Einfluss auf die Wissenschaft beeinträchtigt hat, so ist er als Idealist und als humaner Charakter von seinen Zeitgenossen geschätzt worden, wie auch sein von ihm zur weithin bekannten Musterwirtschaft erhobenes mecklenburgisches Gut Tellow seinem Namen die verdiente Beachtung gesichert hat.

Als Sohn des Besitzers des Gutes Kanarienhäusen in der oldenburgischen Herrschaft Jever am 24. Juni 1785 geboren, kam Johann Heinrich von Thünen nach seines Vaters Tode 1789 in seines Stiefvaters Haus nach Hooksiel, um daselbst den ersten Unterricht zu geniessen, 1796 ging er auf die „hohe Schule“ nach Jever, wo Mathematik sein Lieblingsfach wurde. Die Landwirtschaft, der er sich zuwandte, erlernte er 1799–1802 auf dem Gute Gerriershausen bei Hooksiel, besuchte dann die von L. A. Staudinger begründete landwirtschaftliche Lehranstalt zu Gr.-Flottbeck, um 1803 in Celle Thaers Vorlesungen zu hören und darauf zwei Semester die Göttinger Universität zu besuchen. Nach seiner im Jahre 1806 erfolgten Vermählung pachtete er zunächst das Gut Rabkow bei Anklam, doch erwarb er 1810 das mecklenburgische Gut Tellow, woselbst er bis an sein Lebensende, als Landwirt und volkswirtschaftlicher Schriftsteller thätig, gewohnt hat. Seit 1814 erschienen seine Arbeiten, zumeist in den „Annalen der mecklenburgischen Landwirtschaftsgesellschaft“, die sich mit landwirtschaftlich-technischen Fragen und solchen des landwirtschaftlichen Gewerbes, des Absatzes der Produkte und des Kredits befassen, und ihrem Verfasser den Ruf einer Autorität auf diesem Gebiete eintrugen. Für die Volkswirtschaft bedeutsam muss Thünes Haupt-

werk erscheinen, dessen erster 1866 erschienener Band den Titel führt: „Der isolierte Staat in Beziehung auf Landwirtschaft und Nationalökonomie, oder Untersuchungen über den Einfluss, den die Getreidepreise, der Reichtum des Bodens und die Abgaben auf den Ackerbau ausüben“. Thünes „isolierter Staat“ stellt sich als Fiktion dar. Es ist eine, vom Aussenverkehr nicht berührte, kreisrunde Fläche, ohne schiffbaren Fluss, aber von gleicher Fruchtbarkeit und mit konstanter Bevölkerung, mit einer einzigen Stadt in ihrer Mitte. Die Ausschliessung des Verkehrs nach aussen hin, durch eine die Fläche umgebende Widnis hervorgerufen, soll zur Feststellung des Einflusses dienen, den die Lage der Grundstücke zum Markte in der Stadt auf Grundrente und Betriebsformen ausübt. Es soll die Bedeutung der Entfernung vom Marktplatz auf die Bodenrente dargestellt werden, die doch in Wirklichkeit durch die Verschiedenheit des Bodens, durch Flüsse und mannigfach abgestufte Entfernungen zum Markte sich als bedingt erweist. Durch jahrzehntelange, bis ins einzelne gehende Rechnungen und genaue Prüfung des landwirtschaftlichen Betriebes fand Thünen, dass die Grundrente d. h. der nach Entfernung aller vom Boden trennbarer Gegenstände als Rest verbleibende Ertrag der Wirtschaft mit der Entfernung vom Markte sinkt, also bei gegebenem Marktpreise in der Stadt muss die für den Markt arbeitende Bodenkultur an einem bestimmten Punkte des „isolierten Staats“ aufhören, je nach der Höhe des Marktpreises. Dieses Gesetz, auf das Ricardo schon gekommen war, fand Thünen selbstständig und bewies es aus seiner eignen Erfahrung. Aber neu ist der Thünesche Nachweis, dass weniger intensiv bewirtschaftete Grundstücke, bei grösserer Entfernung vom Markte noch eine Grundrente liefern, während dies bei intensivem Betriebe nicht geschieht. So konnte er die Formen der Wirtschaft

für den isolierten Staat feststellen, so dass das jeweilig richtige System des landwirtschaftlichen Betriebes hier in seiner Abhängigkeit vom Getreidepreis erwiesen wird und von der Fruchtbarkeit, die, wenn sie gering ist, die gleiche Wirkung auf die Rente hat, wie ein niedriger Getreidepreis. Den landwirtschaftlichen Betriebssystemen kommt nur relative Richtigkeit zu. Die Rücksicht auf die zur Stadt hin erforderlichen Transportkosten ist der ausschlaggebende Faktor für die Auswahl der den benannten Betrieben günstigsten Gegenden. Freilich ist hiermit das Problem der Bedingungen moderner Industrie nicht gelöst. Ueber ein Menschenalter fast hat dann Thünen der „sozialen Frage“ nachgedacht und seinen „naturgemässen Arbeitslohn“ gegen Ricardo für den isolierten Staat aufzustellen gesucht, wobei er freilich selbst zugleich, in den europäischen Staaten, die kein unultiviertes Land besitzen, entscheidet die Konkurrenz über die Höhe des Arbeitslohnes. Er strebt bei dieser Fixierung des naturgemässen Arbeitslohnes eine Versöhnung zwischen Arbeit und Kapital an, die seinen edlen Idealismus als Forscher bezeugt; freilich thatsächlich kaum verwirklicht wird. Die berühmte Formel für den naturgemässen Arbeitslohn  $Vap$ , wobei  $a$  das Existenzminimum einer Arbeiterfamilie und  $p$  das Arbeitsprodukt des sie ernährenden und erhaltenden Mannes bedeutet, nimmt die Grösse des Arbeitsproduktes als die Lohnhöhe bestimmend an. Dabei ist jedoch nicht die Beihilfe des Kapitals zur Produktion und die dafür zu berechnende Vergütung, die in der realen Volkswirtschaft eine bedeutende Rolle spielt, berücksichtigt; die Marktgängigkeit der Produkte bildet ferner ein bedeutsames Kriterium zur Entscheidung der dem Kapital und der Arbeit zufallenden Lohnquote. Somit stellt die Formel für den naturgemässen Lohn, abgesehen von der richtigen Berechnung, doch nur eine Konstruktion dar,

für die in den Kulturstaaten die Unterlagen fehlen, und der keine Beziehung zur tatsächlichen Lohnfrage zukommt. Allein bei Betrachtung des Faktors der Konkurrenz muss doch der Arbeitslohn neben dem Notbedarf noch die Zinsen des für die Ausbildung jedes Arbeiters verwendeten Kapitals in sich fassen, dessen Höhe den Lohn erhöht, und wenn die Ausbildungskosten soweit gestiegen sind, dass die durch sie erzielte Arbeit den höchsten Lohn trägt, dann würde dieses Lohnmaximum dem naturgemässen Lohn im „isolierten Staate“ nach Thünen entsprechen. Ist diese in angestrebter Denkerarbeit gefundene Lösung nun doch als verfehlt, und die Hoffnung Thürens, durch Verminderung des Angebotes die Arbeiterfrage gelöst zu sehen, als trügerisch zu bezeichnen, so ehrt es den edlen Idealisten, dass er den eigenen Gutсарbeitern einen Anteil am jährlichen Reinertrage seines Gutes, von je 6000 Thalern je  $\frac{1}{2}$  p.Ct. auf den Kopf gewährte, diese Gut-haben ihnen verzieste und als Altersrente kapitalisierte. Thünen war indessen ein geistreicher Denker, und Anregungen über Handelspolitik wie über den „Menschen als Kapital“ und den Einfluss der Erziehung des Arbeiters auf das Produkt seiner Thätigkeit dankt ihm die Wissenschaft. Gesundheitsrücksichten hinderten die Teilnahme des hochachteten und beliebten Landwirthes, den die Rostocker Hochschule schon 1830 zu ihrem Ehrendoktor gemacht, an den Beratungen der „Paulskirche“, in die das Vertrauen seiner Landsleute ihn 1848 gewählt hatte. Durch seinen am 22. September 1850 erfolgten Tod verlor Deutschland einen hervorragenden, an Energie des vorurtheillosen Denkens durchaus ursprünglichen Kopf aus der Zahl der Männer, die den verschlungenen Zusammenhängen volkswirtschaftlicher Dinge auf heimischem Boden ihr ernstes Nachdenken gewidmet haben.

Georg Stammer.

## Christian Friedrich Schönbein.

(Geb. am 18. Oktober 1799 zu Metzsteden, gest. am 29. August 1868 auf Gut Sautersberg bei Baden-Baden.)  
(Hierzu Bildnisse No. 25.)

Als Entdecker interessanter Naturvorgänge, als Entdecker wichtiger Stoffe und als geistvoller Erklärer merkwürdiger Phänomene hat sich Schönbein eine bedeutende Stelle unter den Naturforschern gesichert. Weiteren Kreisen wurde er bekannt durch die Entdeckung des Ozons und die Erfindung der Schiessbaumwolle und des Kollodiums.

Sein Weg ging abseits von den Pfaden, auf denen die Forscher auf chemischem Gebiete sich zumeist

bewegten. Er hatte einen glücklichen Blick für neue, bisher nicht erkannte Erscheinungen und wusste sie mit den einfachsten Mitteln in solcher Weise um ihr Wesen zu befragen, dass ihn zumeist ohne Anwendung schwieriger Rechnungen und Experimente die aufklärende Antwort wurde. Nicht die strenge Messung war sein Gebiet, nicht das „Wieviel“ suchte er zu ermitteln, sondern er begnügte sich, in genauer Kenntnis seiner Kräfte, mit der Beantwortung des „Wie“.

Seine Forschungsart dürfte sich am leichtesten aus seiner wissenschaftlichen Entwicklung verstehen lassen. Vierzehn Jahre alt, tritt er als Lehrling in eine chemische Fabrik zu Böhlingen ein, wo er reichlich Gelegenheit fand, sich praktisch in der damals noch wenig getriebenen Kunst des Experimentierens auszubilden. Nach siebenjähriger Lehrzeit kommt er zu dem durch die Herausgabe des „Polytechnischen Journals“ weit bekannten Dr. Dingler, dessen reiche Bibliothek es ihm ermöglicht, seine theoretischen Kenntnisse zu erweitern. Während seines Aufenthaltes in der Nähe von Erlangen macht er die Bekanntschaft bedeutender Männer, von denen u. a. Pfaff und der berühmte Philosoph Schelling genannt werden mögen. Unter dem Einflusse faßt er den Plan, sich ganz den Wissenschaften zu widmen, und bezieht als Zweiundzwanzigjähriger die Universität Tübingen, wo Gosselt und Bohnenberger befruchtend auf ihn einwirken.

Die klassischen Länder der experimentellen Naturwissenschaft waren in jener Zeit England und Frankreich; dorthin zog es auch Schönbein. Er hielt sich zuerst zwei Jahre in England und ein Jahr in Paris auf, wo u. a. Gay-Lussac und Ampère seine Lehrer wurden. Damit waren die Lehr- und Wanderjahre Schönbeins beendet.

Seit 1828 wirkt er an der Universität Basel als Dozent für Chemie und Physik und erhält sechs Jahre später die ordentliche Professur dorthelbst. Er hat die vier Jahrzehnte hindurch bis zu seinem Tode bekleidet.

Im Jahre 1839 machte Schönbein Untersuchungen über den Galvanismus und wurde gelegentlich einer Wasserzersetzung durch den elektrischen Strom auf den eigentümlichen Geruch aufmerksam, der sich im Experimentierraum während des Versuches entwickelte. Er ermittelte bald, dass der Geruch an den Gasen haftet, aus denen sich das Wasser zusammensetzt. Fast während seines ganzen Lebens beschäftigte sich Schönbein mit der Frage nach der

Ursache dieses Geruches, ohne übrigens den wahren Grund selbständig ermitteln zu können. Er nannte den eifrig umworbenen Stoff seines seltsamen Geruches wegen „Ozon“.

Die Ozonuntersuchungen führten Schönbein zufällig (1845) zur Erfindung der Schiessbaumwolle. Es muss ausdrücklich betont werden, dass ihm die hervorragende Bedeutung des gewaltigen Sprengstoffes schon damals klar war, wie seine Schiess- und Sprengversuche beweisen, die er mit Unterstützung der Militärbehörden in Basel und später in England anstellte. Wenn man sich vergegenwärtigt, dass die Schiessbaumwolle den wesentlichsten Teil des rauchlosen Pulvers bildet, welches die Führungsart der Truppen im Kriege vollständig umwandelt, dann muss man zugeben, dass allein durch diese Erfindung dem Namen Schönbein dauernder Ruhm zukommt.

Schönbeins Erfindungen schlossen sich wie die Ringe einer Kette ineinander. Die eine folgt fast selbstverständlich und natürlich aus der andern. So erhält er aus der Schiessbaumwolle das Kollodium, das in der Chirurgie eine so bedeutende Rolle spielt, und welches für die Präparation photographischer Platten unentbehrlich ist.

Die Ermittlung des Ozons, der Schiessbaumwolle und des Kollodiums stellt nur einen kleinen Teil seiner vielen Arbeiten dar; aber sie genügten, um ihn mit Recht zum berühmten Techniker zu machen.

Es wäre ungerecht, nicht auch den theoretischen Scharfsinn anerkennen zu wollen, den Schönbein häufig bei der Erklärung grosser Erscheinungsguppen bewies. Von hervorragendem Einflusse auf die Lehre vom Galvanismus sind z. B. auch seine Arbeiten gewesen, die sich mit der Erklärung dieser bedeutendsten Energieform beschäftigten.

In der Fülle seiner Kraft starb er plötzlich an den Folgen eines Geschwurs im Hause eines Freundes auf dem Gute Sauerberg bei Baden-Baden.

Franz Biedt.

### Michail Glinka.

(Geb. am 1. Juni 1804 zu Nowospasskoje, gest. am 15. Februar 1857 zu Berlin.)

(Hieron. Bildnis No. 254.)

Michail Glinka ist Russland in den Kreis der Nationen getreten, die an der Entwicklung der Tonkunst einen Anteil haben. Namen begabter russischer Musiker kennt zwar die Geschichte schon vor ihm, aber Glinka ist der erste schaffende Tonkünstler von wirklich hervorragender Bedeutung. Sein Beispiel wirkte anregend, zumal auf dem Gebiete

der Oper, wo eine Reihe Komponisten, wie Lwoff, Dargomischky, Seroff u. a. sich ihm direkt anschlossen. Ur und Werstowsky waren die ersten, die russische Volksmelodien in die Kunstmusik einführten, wenn man von flüchtigen Spuren in den Werken älterer Komponisten des Auslandes (z. B. Beethovens) absieht. Des weiteren erwarb sich Glinka unschätz-

bare Verdienste um die Pflege der Tonkunst in seinem Vaterlande. Es wäre aber falsch, in ihm, wie so häufig geschieht, den Begründer einer spezifisch russischen Musik zu sehen. Ein eigentlich nationaler Charakter, wie er sich in den Werken eines Rubinstein, Rimsky-Korsakoff, Balakirew und vor allem bei Tschaikowsky offenbart, ist seiner Musik nicht eigen, so gern er nationale Motive in seinen Arbeiten verwendet. Die Pikanterie des Rhythmus und der melancholische Zug des slavischen Wesens, zwei entscheidende Merkmale, fehlen seiner eigenen Weise durchaus. Glinka, der seine musikalische Kultur Deutschland verdankte, wurzelt vielmehr in der Romantik Webers und Mendelssohns; seine Orchestertechnik ist merklich von den Erregungsschäften Liszt und Berlioz beeinflusst. In seinen Opern erinnert er nicht selten an Marschner auch insofern, als vieles darin jetzt den Eindruck des Verblässen, Altmodeschen macht. Glinka's späte und eigenartige künstlerische Entwicklung erlitt sich unschwer aus seinem Lebenslauf.

Michail Iwanowitsch Glinka wurde am 1. Juni 1803 zu Nowospuskoje bei Selon im Bezirk Smolensk geboren. Seine erste Komposition gab er im Jahre 1823 heraus, ein Variationswerk über ein italienisches Thema. Klavier und Theorie studierte er unter Charles Mayer, im Violinspiel war er ein Schüler Bohms; hauptsächlich aber hatte er sich, als er 1817 nach Petersburg ins Adelsinstitut kam, dem Studium der Sprachen gewidmet. Glinka war von schwankender Gesundheit; sein leidender Zustand war zeitweilig einer dauernden Thätigkeit im Wege und nötigte ihn zu häufigem Klimawechsel. 1829 bereiste er den Kaukasus, ein Jahr darauf finden wir ihn in Italien. Vier Jahre verbrachte er abwechselnd in Mailand, Rom und Neapel, und dieser Aufenthalt kam seinem musikalischen Studium vielfach zu statten. Er fühlte wohl den Beruf zum Musiker in sich, aber es fehlte ihm noch immer an gründlicher Durchbildung. Diese suchte und fand er bei S. W. Dehn in Berlin, den er auf seiner Rückreise im Jahre 1834 kennen lernte, und dem er sich als Schüler anschloss. Dehn, seinerzeit ein Schüler Bernhard Kiens und Lehrer von Friedrich Kiel, der Verfasser des berühmten Lehrbuchs, war ein strenger Kontrapunktist und dabei ein freidenkender, geschmackvoller Künstler. In seiner Schule erwarb sich Glinka bald die ersuchte Meisterschaft und lernte zugleich das Beste der deutschen Musik gründlich kennen. Des Leben im Auslande hatte seinen Blick geweitet, aber der Zusammenhang mit dem Volksliede seiner Heimat und der glückliche Gedanke, dieses in sein eigenes Schaffen aufzunehmen,

bewährten ihn vor unfruchtbarer Eklektizismus. Gleich sein nächstes Werk, das er 1836 schrieb, zeigte die Resultate seiner Studien. Es war die Oper „Das Leben für den Zaren“, die in Petersburg ungeheuren Erfolg hatte und Glinka zum populärsten Komponisten Russlands machte. Das patriotische Sujet und die wirksame Verwendung russischer Originalmelodien gewannen ihm die Herzen seiner Landsleute. Eine zweite Oper „Ruslan und Ludmilla“ (1842) behandelt einen Märchenstoff und zeigt Glinka in seiner Abhängigkeit von der deutschen Komantik. Sie erfreut sich noch jetzt solcher Beliebtheit, dass man sie den russischen „Freischütz“ nennen könnte. Den Versuch, in seiner Heimat zu leben, musste Glinka aus Gesundheitsrücksichten immer wieder aufgeben und suchte mehrmals das milde Klima Spaniens auf. Hier schrieb er die glänzenden Orchesterstücke „Jota Aragonesa“ und „Souvenir d'une nuit d'été à Madrid“, Zeugnisse seiner Begabung für geistreiche Instrumentation. Zuvor war er in Paris mit Erfolg zur Geltung gekommen, dank der Begeisterung Berlioz', der im „Journal des Débats“ mit Lebhaftigkeit für ihn eintrat. Während eines Landesaufenthaltes in der Nähe von Petersburg schrieb Glinka im Winter 1854–55 seine Selbstbiographie. Weitere Opernprojekte, mit denen er sich trug, sollten nicht zur Ausführung kommen; auch zwei Symphonien blieben unvollendet. Das letzte, was ihn beschäftigte, war die Harmonisierung der russischen Kirchenmelodien. Um des Problems zu lösen, wollte er sich mit seinem alten Lehrer Dehn in Verbindung setzen und begab sich 1856 nach Berlin. Hier überraschte ihn am 15. Februar 1857 der Tod.

Ausser den schon genannten Werken sind von Glinka noch zwei Polonaisen, eine Tarantella und die Phantasie über russische Volklieder „La Kamarinskaja“ für Orchester, zwei Streichquartette, ein Klaviertrio, Klavierstücke und mehr- und einstimmige Gesänge bekannt geworden. Bleibenden Ruhm sichern ihm wohl nur seine beiden Opern, die auf der russischen Bühne festen Fuss gefasst haben. Glinka war keine geniale Schöpferkraft, kein ureigener, führender Geist; indem er jedoch in Russland, das zwar eine altherwürdige kirchliche Ueberlieferung, aber keine eigene weltliche Kunstmusik besass, die ein Jahrhundert lange Alleinherrschaft des Italienischen brach und, durch Einführung deutscher Elemente und ihre Verbindung mit der autochthonen Volksmusik, der russischen Tonkunst selbständige Wege wies, wurde er für die Musikgeschichte von Bedeutung und verdient als einer der grossen Männer seines Landes hochgehalten zu werden.

Leopold Schmitz

## Alexander Puschkin.

(Geb. am 6. Juni 1799 zu Moskau, gest. am 10. Februar 1837 zu Petersburg.)

(Hierzu Bildnis No. 253.)

Die Erinnerung an Alexander Puschkin, der vor 100 Jahren, am 6. Juni 1799, in Moskau geboren wurde, gestaltet sich im russischen Reiche zu einem festlichen Ereignisse, dem die eingehendsten Betrachtungen über das Leben und die Werke des Dichters vorausgingen und an dem alle Schichten des Volkes in gehobener Stimmung teilnahmen. Für das Zarenreich bedeuten dieser Name ein Panier, eine unerschöpfliche geistige Kraft, die einen weit sichtbaren Markstein für die Entwicklung der Nation bildet. Man feierte ihn, wie man bei uns vor vierzig Jahren Schiller zum Gegenstand einer allgemeinen Heldenverehrung machte. Puschkin hat in seinem Vaterlande die Kunstpoesie überhaupt erst geschaffen, denn vor ihm konnte man dort nur kalte rhetorische Nachahmungen des Westens ohne Leben und Bestand. Puschkin hat aber auch das Gebiet, das er erst besichern und anpflanzen musste, sogleich zu so blühender Entwicklung gebracht, dass er Muster und Vorbild bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Als er auftrat, blickte man in gebildeten Kreisen mit Verachtung auf die Heimatsprache, überliess sie den Leibeigenen und unternahm sich selbst französisch. Aber schon in wenigen Jahren war dies geringgeschätzte Instrument so fein gestimmt, dass man die edelsten Empfindungen damit ausdrücken konnte. In der Lyrik zeigten sich Anmut und Schmelz, in der poetischen Erzählung eine köhne, bald geistreich sprühende, bald leidenschaftlich fort-reisende Ausdrucksweise. Die Novelle glänzte durch reiche Farbengebung und Kunst der Darstellung, das Drama setzte mit überraschender Schärfe der Charakteristik ein. Man erhielt Meisterwerke der Geschichtsschreibung und der Reiseschilderung. Das alles schuf Puschkin in weniger als zwei Jahrzehnten, und immer wählte er nicht nur russische Stoffe, sondern fand auch den richtigen Ton für die Empfindungen seines Volkes. Zeitlich und räumlich hat er alles, was sich zu Anfang dieses Jahrhunderts über Land und Leute zwischen der Weichsel und dem Ural in Erfahrung bringen liess, poetisch neu beleuchtet. Der alte Wladimirische Sagenkreis nimmt in seinem Jugendwerk „Kuslan und Loemilla“, in dem es von hochzeitlichem Glanz und geheimnis-vollem Spuk bald hell, bald dunkel schimmert, Gestalt an. Die russischen Leser hatten das Gefühl, dass ihnen damit ein Dichter geschenkt sei, wie er in ihrer Mitte bisher nicht vorhanden war.

Puschkin war in seiner Jugend sowohl im Eltern-hause, als auch auf dem Lyceum in Zarskoje Selo

durch die Lektüre der französischen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts stark beeinflusst worden und auf dem besten Wege, selbst ein Franzose zu werden, zuzunehmen die Sprache Voltaires in vollendeter Weise beherrschte. Aber seine alte Wärterin erzählte ihm allerlei Geschichten und Sagen aus der Heimat und brachte es ihm zum Bewusstsein, dass er als echter Moskowiter vor allem das Vaterland hochzuhalten habe. Dann vertiefte er sich in das Studium Lord Byrons und wurde darüber zum Dichter des Welt-schmerzes, der dem Lebensüberdruß seine poetische Seite abgewann. Endlich kam er zu der Erkenntnis, dass die höchsten Spitzen der modernen Poesie Shakespeare und Goethe seien, auf deren Spuren er fortan wandelte. Im weiten Schwunge streute er alles, was er an Anregungen diesen Mustern ent-nommen hatte, über die russische Steppe aus. Er verherrlichte Peter den Grossen, der ihm als Aus-zug und Inbegriff alles Russentums galt und dem er sich geistig und seelisch verwandt fühlte. Ein Ahnherr mütterlicherseits war der bekannte Mohr, den der Zar erziehen liess und später zu einem seiner Günstlinge machte, weil er sich durch Tüchtig-keit und Rechtschaffenheit auszeichnete. Puschkin hat ihn in einer leider unvollendet gebliebenen Novelle „Der Mohr des Zaren“ ein schönes Denk-mal gesetzt. Peter der Grosse kommt in seinen Dichtungen wiederholt vor als der strenge und ge-rechte Herrscher, der sein Volk aus der Barbarei des Mittelalters herausreiss. In der poetischen Er-zählung „Der eiserne Reiter“ sehen wir ihn hoch zu Ross den Felsen hinansprengen und mit der Hand über die Newa hinweg auf den Teil der Festungs-insel hinüberweisen, wo die Gründung Petersburgs begann, genau so, wie ihn der französische Bild-hauer Falconet in seinem prachtvollen Reiterstand-bild dargestellt hat. Wer sich an dem gewaltigen Herrscher verständig und sein Andenken beschimpft, wie der arme Beamte, dem eine furchtbare Ueber-schwemmung in Petersburg sein Liebestes dahinnräuf, wird mit Wahnsinn und frühem Tode bestraft. Auch Puschkin hat ein Reich der Poesie und den geliebten Empfindungen seines Volkes ein Heim geschaffen. Ebenso bedeutend erschien ihm die grosse Katharina, die er in der Novelle „Die Kapitänstochter“ als Semiramis des Nordens schilderte, während er gleichzeitig den rohen und ungebildeten Kosaken Pugatschew, der sich für den ermordeten Peter III. ausgab, in seinem wüsten Henker- und Mordbrenner-treiben veranschaulichte. Und wie er die Geschichte

Russlands erfasste, so setzte er auch die landschaftlichen Schönheiten des Reiches in farbiges Leben um. Das materische Wolga-Ufer, die Steppen Bessarabiens, die vom Meere umspülten Ufer der Krim, die schneebedeckten Gipfel des Kaukasus, alles nimmt in seinen Dichtungen zum ersten Male künstlerische Gestalt an. Mit wenigen Strichen giebt er eine volle Anschauung. Seine Verse prägen sich auch in der Uebersetzung unserem Gedächtnis ein und selbst einen alltäglichen Vorgang weiss er so mit Seele und Stimmung zu durchdringen, dass er einen eigenartigen Reiz für uns gewinnt.

Puschkins Leben verläuft wie eine Tragödie mit einer unruhigen spannenden Entwicklung, einen glänzenden Aufschwung und einem jähen Niedergang. Als junger Mensch schwebte er wegen seiner scharfen Zunge und seines Unabhängigkeitsgefühles in Gefahr, nach Sibirien verschickt zu werden, und musste es als ein Glück ansehen, dass er nur unter Aufsicht gestellt und zuerst nach dem Süden Russlands, dann auf sein Gut Michailowskoje im Pskowschen Gouvernement verbannt wurde. Hier verrieth sich sein Wesen, hier erkannte er seinen Beruf als Gründer der russischen Dichtkunst. Die tiefsten poetischen Anregungen sind von ihm aufgenommen und ausgegangen, während er in der Einsamkeit des Landlebens den Zerstreutungen der Residenz entzogen war. Sein Hauptwerk bleibt „Eugen Onegin“, eine Dichtung im Byronschen Stil in glänzender Verssprache, bald übermütig und frivol, bald tief ergreifend, im Stoff ganz russisch, wenn auch im äusserlichen eine Nachahmung des Westens. Der Titelheld, der ein ihn vergötterndes Mädchen mit kalter Ueberlegenheit zurückweist und seinen besten Freund im Duell erschiesst, zerstört damit alles, was das Leben veredelt, Liebe und Freundschaft und kommt erst, als es zu spät ist, zum Bewusstsein über den unersetzlichen Verlust.

Die weibliche Hauptfigur Tatjana ist mit Recht als originellste Eingebung seines dichterischen Genies gepriesen worden, ein Wesen voll stüsser Romantik, das keinen andern Zweck hat, als zu lieben und geliebt zu werden, und das plötzlich aus allen Träumen gewaltsam herausgerissen wird, um in schmerzhaftem Glanz ein Leben der Entsagung zu führen. Puschkin fühlte sich als Meister auf allen Gebieten der Poesie, als er an den Unzulänglichkeiten der Gesellschaft, die ihn umgab, zu Grunde ging. Er hatte eine Frau von auffallender Schönheit geheiratet, die ihre Pflicht zwar niemals verletzte, sich aber die Huldigungen eines französischen Abenteurers von Dantès gefallen liess und dadurch in einen unwürdigen Verdacht kam. Puschkin musste die Ehre seines Hauses wahren und schritt energisch ein, als die Petersburger Gesellschaft mit anonymen Briefen überschüttet wurde, in denen von den Beziehungen seiner Frau zu dem Franzosen in frecher Weise die Rede war. Er forderte von Dantès, folgte sich dann aber in einen Vergleich, als sein Gegner sich mit seiner Schwägerin verlobte. Als das widerliche Spiel mit den Schmähschriften aber aufs neue begann, zwang er den Verleumder, sich seiner Pistole zu stellen. Am 8. Februar 1837 erhielt er eine tödtliche Wunde bei dem Duell, das auf einer der Newa-Inseln stattfand und starb zwei Tage darauf unter furchtbaren Schmerzen in seiner Petersburger Wohnung. Mit ihm gieng Russlands erster und grösster Dichter in einem Augenblick dahin, als er vermuthlich dem Werk seines Lebens die Krone aufgesetzt haben würde. In Moskau, seiner Vaterstadt, in Petersburg, wo er tugdige, und in Odessa, wo er als Verbannter lebte, sind ihm Denkmäler errichtet. Er ruht unweit seines verhin erwähnten Landgutes, im Swatogarschen Kloster mit seiner Mutter unter demselben Hügel, der bei seiner hundertjährigen Geburtstagsfeier den Schauplatz für eine ergreifende Gedächtnisfeier bildete.

Rugen Zabel.

## Fedor Dostojewskij.

(Geb. am 11. November (30. Oktober) 1821 zu Mskau, gest. am 9. Februar (28. Januar) 1881 zu Petersburg.)

(Hiersu Biobis No. 226.)

**F**EDOR MICHALOWITSCH DOSTOJEWSKI wurde am 11. November (30. Oktober) 1821 zu Mskau geboren. Die späteren Jahre seiner Kindheit verlebte er auf dem Gute seiner Eltern im Gouvernement Tula. Sein Vater, der Arzt war, unterrichtete zum grossen Teil selbst seine Söhne und liebte es, öfters im Kreise seiner Familie aus den bedeutendsten ge-

schichtlichen und literarischen Werken der damaligen Zeit vorzulesen. 1838 kam Dostojewskij in die Petersburger Ingenieurschule, nach deren Beendigung er 1843 im Ingenieurdepartement in Dienst trat. Doch der junge Offizier hatte nicht die geringste Neigung für seinen Beruf. Schon früh zeigte der zur Schwärmerei hineigende Jüngling eine ausgesprochene

Vorliebe für Litteratur und lebte ganz im Reiche der Poesie. Sein höchstes Ideal war, Schriftsteller zu werden. Schon 1844 nahm er seinen Abschied

Von der Natur mit einem warmen Herzen begabt, fühlte sich Dostojewskij von jeher zu den Armen und Leidenden hingezogen, mit denen er stets bereit war, oft selbst in Not, das Wenige, das er besass, zu teilen. Die Liebe zu den Armen, Schwachen und Unglücklichen wird bei ihm zur Religion, die allen seinen Werken ihr eigenartiges Gepräge verleiht. Das Hauptziel seiner Kunst ist, das Gemüth der Gekränkten, Ermüthigten, Verworfenen und sehr oft zugleich auch geistig Kranken zu beleuchten. Diese Tendenz zeigt sich schon in seinem ersten, mit der ganzen Leidenschaft seiner Seele geschriebenen Roman „Arme Leute“ (1846), und dieser Aufgabe, deren Lösung keinem anderen so gut gelungen ist wie ihm, bleibt er auch bis zum Ende treu. Doch innerhalb dieser Grenzen verfehlte nicht die Katastrophe von 1849 eine starke Umgestaltung seiner sittlichen Anschauungen in ihm herbeizuführen. Auf die lebhafteste Phantasie des jungen Schriftstellers, des Freundes der Unterdrückten, wirkten die aus Frankreich eindringenden sozialen Lehren sehr verlockend, und er schloss sich einem Kreise von Anhängern Fouriers an. Wegen Verschwörung zum Tode verurteilt, wurde er zu vier Jahren Zwangsarbeit und nachherigem Militärdienst begnadigt. Im sibirischen Gefängnisse ist er jedem Einflusse der Litteratur und der aus der Fremde kommenden Lehren völlig entzogen. Er liest nur die Bibel und denkt um so mehr. Seine sittlichen Vorstellungen bauen sich jetzt auf eigene Beobachtungen auf, und über diesen Vorstellungen, die sich in ihm durch das enge Zusammenleben mit den Verworfenen und Elenden bilden, leuchtet verklärend seine Menschenliebe.

Mit der Rückkehr Dostojewskijs aus Sibirien (1858) beginnt seine zweite, bedeutendere Periode literarischer Thätigkeit. Seine Werke zeigen jetzt eine stärkere Neigung zum Naturalistischen, bringen gewaltigere Gestalten, komplizirtere Charaktere, und das allgemein Menschliche seiner ersten Romane erhält eine national-russische Färbung. Nach dem Romane „Die Ermüthigten und Beleidigten“ erscheinen (1862) als unmittelbares Produkt seines Gefängnislebens die „Memoiren aus einem toten Hause“, ein Meisterwerk, das einzig in seiner Art ist und in dem der Verfasser die verwickeltesten psychologischen Probleme glücklich löst. Eine ganze Reihe von düsseren Gestalten zieht an uns vorbei; wir schauern beim Anblick ihrer bestialisches Rohheit, und doch können wir uns nicht verhehlen,

dass in diesen Unmenschen hinter dem Tierischen doch auch noch etwas Menschliches verborgen schlummert, das unsere Anteilnahme erweckt. Wir sehen, wie sich unter diesen Elenden selbst, die wegen Auflehnung gegen die gesellschaftliche Ordnung aus der Gesellschaft ausgestossen sind, gewisse sittliche Begriffe bilden, die das Zusammenleben dieser aus allen Enden zusammengewürfelten Zuchthäuser ermöglicht und denen sich die wildesten Sträflinge beugen müssen.

In seinem zweiten Meisterwerke, Raskolnikow, zeigt uns Dostojewskij den Seelenzustand eines Menschen, der ein Verbrechen begeht. Ein armer Student, durch die äusserste Not gegen die Gesellschaft erbittert, verfallt auf den Gedanken, eine Wucherin zu ermorden, die ja nur auf Kosten anderer lebe und deren Geld er nützlicher anwenden könnte. Diese Idee hat sich infolge des langen Brütens in der Einsamkeit so in ihm befestigt, dass er die That als naturwonderliches Ergebnis dieser Idee vollführt. Doch durch die innere Unruhe getrieben, muss er sich selbst dem Gerichte überliefern. Nicht etwa aus Reue, denn in seinen Augen ist seine Handlung, die ihm nur als Mittel zum Zwecke dienen sollte, ebensowenig verbrecherisch wie etwa das Blutvergessen eines Napoleon, sondern weil er weiss, dass die Gesellschaft ihn verdammen muss und er in ihr nicht mehr leben kann. Die psychologische Analyse in diesem Werke, einem der bedeutendsten der Weltlitteratur überhaupt, ist auch der Höhepunkt der Kunst des Verfassers, den er später nicht mehr erreicht. Nur noch die „Gebrüder Karamasow“ verdienen, obwohl weit von der Vollendung, besondere Erwähnung, weil in ihnen die ganze Weltanschauung des Schriftstellers konzentriert ist.

In der seit 1861 gemeinsam mit seinem Bruder Michail herausgegebenen Zeitschrift „Die Zeit“ suchte Dostojewskij die westeuropäische Richtung in Russland mit der slavophilen zu versöhnen. Ohne die westeuropäische Zivilisation zu verwerten, meint er jedoch, Russland müsste jetzt vor allem darnach streben, sie dem Volksgeiste anzupassen, seine Aufgabe sei, sich eine neue, eigene Form zu schaffen, die seinem eigenen Boden und dem Volkarakter entnommen ist. Die zukünftige Mission Russlands ist, wie er hofft, eine allgemein menschliche, und die russische Idee werde die Synthese aller Ideen sein, die die getrennten Nationen Europas entwickeln. Dostojewskij übte einen grossen Einfluss auf die Jugend aus, und als er am 9. Februar (28. Januar) 1881 starb, zeigte die gewaltige Manifestation der russischen Intelligenz, wie sehr sie den edlen Menschenfreund ehrte.

Ch. Tykomski,

## Friedrich Theodor Vischer.

(Geb. am 30. Juni 1807 zu Ludwigsburg, gest. am 14. September 1887 zu Gmunden.)

(Hieszu Bildnis No. 557.)

FRIEDRICH VISCHER — der Aesthetiker, wie ihn die Literaturgeschichte nennt, „der grosse Reperent deutscher Nation für alles Schöne und Gute, Rechte und Wahre“, wie Gottfried Keller erläutert hat, — ist einer der grossen Söhne des kleinen Schwabenvolkes, in dessen Eigenart er sich wie kein zweiter mit liebevollem Verständnis vertieft hat. Seinen Entwicklungsgang hat er in einer autobiographischen Skizze fesselnd geschildert. Anfangs künstlerischen Neigungen zugehört, seit 1825 jedoch ein Zögling des Tübinger Stifts, schon vorher auf dem Bluebeurer Seminar Genosse von David Strauss und Schüler von F. Chr. Baur, war er einer jener Tapferen, die damals unter dem Einfluss der Hegelschen Philosophie den Bruch mit der herrschenden Theologie vollzogen. 1830 habilitierte er sich in Tübingen für das neue, seiner Anlage entsprechende Fach der Aesthetik und deutscher Literatur; schon im nächsten Jahre wurde er auf Grund des durchschlagenden Erfolges seiner Vorlesungen und seiner vorzüglichen Erstlingschrift „Ueber das Erhabene und Komische“ zum ausserordentlichen, 1842 zum ordentlichen Professor ernannt. Da hielt er die feurige, in den Ansichten moderne, Lehrfreiheit denkwürdige Antrittsrede, die gegen ihn die fanatische Wut der Pietisten entfesselte und 1845 die Suspension seiner Vorlesungen auf zwei Jahre zur Folge hatte. Vischer benutzte die unfreiwillige akademische Musse zur Ausarbeitung seines Hauptwerks, der Aesthetik, deren zwei erste Bände 1847 und 1848 veröffentlicht wurden und ihren Verfasser schnell den Ruhm des ersten Meisters auf seinem Gebiete eintrugen. Das Revolutionsjahr sah ihn als Mitglied der gemässigten Linken des Frankfurter Parlaments; das klägliche Ende der vielversprechenden Bewegung bereitete seinen patriotischen Hoffnungen eine bittere Enttäuschung. Da die pietistischen Denonstitionen nicht nachliessen, entschloss er sich 1845 zur Annahme eines Rufes nach Zürich. In den Jahren 1851 bis 1857 erschien der Schlussband seiner monumentalen Arbeit, nebenher gingen jetzt und später jene geistsprühenden Abhandlungen über Literatur, Kunst und öffentliches Leben, die, nochmals in den berühmten Sammlungen „Kritische Gänge“ und „Altes und Neues“ vereinigt, den Zeitgenossen die Individualität Vischers wohl am nachdrücklichsten zum Bewusstsein gebracht haben. 1866 sühnte seine Heimat die Verschuldung gegen ihn; er wurde nach Tübingen und Stuttgart zurückgerufen, lehrte aber aus besonderen Erwägungen seit 1868 nur noch am Stutt-

garter Polytechnikum und ist dieser Stellung trotz verlockender Anerbietungen von auswärts bis zu seinem Tode treu geblieben. In rastloser Thätigkeit, die mehr und mehr auch der Poesie zu gute kam, erlebte er 1887 die grossartige, von einmütiger Begeisterung naher und ferner Kreise getragene Feier des achtzigsten Geburtstages; kurz darauf ist er in ungebrochener Kraft des Geistes dahingegangen.

Vischer gehört zu den providentiellen Erscheinungen der deutschen Geistesgeschichte; eine durch die Zeit geforderte Aufgabe fand in ihm den denkbar berufensten Mann. Das unvergleichliche Zusammenwirken unserer klassischen Dichter und Denker hatte die Kunst aus ihrer unwürdigen Stellung im Dienste des Vergnügens und des Nutzens erlöst, innerhalb der neuen Weltanschauung ihr die Anerkennung erklöpft als einer der notwendigen, schöpferischen Aeusserungen der Menschennatur; Hegels Meisterhand hatte schliesslich auch hier die Konstruktion und Umkleidung der Grundlinien zu einem vorläufigen Abschlusse geführt. Die erneute Durchdringung und alseitige Vervollendung des Gesamtplanes harrie nunmehr eines Philosophen und eines Künstlers in einer Person; eben diese Mischung sich sonst ausschliessender Kräfte ist es, die Vischers eigenste Begabung ausmacht. Mit der vollen Strenge begrifflicher Abstraktion verband er einen quellenden Reichtum bildlicher Anschauung, so dass seine theoretische Arbeit bei aller logischen Schärfe und Objektivität doch überall als sinnentfällige Offenbarung eigenen innerlichsten Lebens und Fühlens erscheint. Und noch weitere Gegensätze sind in ihm aufs glücklichste vereinigt. Wenn ihm sein idealistisches Denken den Blick für die weihervolle Grösse der typisierenden Kunstrichtung öffnete, so war er andererseits in seiner Sympathie für die realistischen Ecken und Härten individueller Lebenswahrheit ein echter Nachkomme des Nürnberger Erzgiessers. Mit gleicher Stärke lebten in ihm genussfroher, reizbarer Schönheitsinn und kernhafte ethische Straffheit, das Bedürfnis nach wunschlos in sich beruhigter Kontemplation und die leidenschaftlichste Teilnahme für die politischen Kämpfe der Nation. Einem derartigen Naturell, dem nichts Menschliches fremd war, mussten sich die Geheimnisse des Schönen in dem ganzen Umkreis seiner Beziehungen willig erschliessen.

Die Bedeutung des solchen Grunde entstammenden Werkes, der Aesthetik, lässt sich am treffendsten unter

Anwendung einer Goetheschen Wortes kennzeichnen: „es spricht eine ungeheure Kultur aus, gegen die wir jetzt schon wieder Barbaren sind“. Durch Tiefe und Fülle des Inhalts gleich ausgezeichnet, birgt dieser ästhetische Kosmos, so viel er auch von weltlichen und unedlichen Benutzern schon ausgebeutet worden ist, der ungeheuren Schätze noch immer die Menge. Schließt die systematische Grundlegung trotz gewichtiger Abweichungen sich im wesentlichen an Hegel an, als dessen hervorragender Fortbildner Vischer in der dialektischen Durcharbeitung der ästhetischen Hauptbegriffe dascht, so war das Werk in seinen übrigen Teilen eine originale Leistung schon durch die erschöpfende Ausgestaltung des unermesslichen Stoffes, seine Ausdehnung über sämtliche Zweige des natürlichen und des geschichtlichen Lebens; als epochemachende That aber wirkte es durch die erhellenden Untersuchungen über Phantasie und Kunstschaffen, zusammen mit der bahnbrechenden Charakteristik der Sphären und ihrer Formensprache, deren erster gründlicher Theoretiker Vischer in genialer Verknüpfung historischer und systematischer Gesichtspunkte geworden ist. So bleibt das Werk in mehr als einer Hinsicht ein klassisches Dokument unserer geistigen Entwicklung.

Doch noch an der Lösung anders gearteter Aufgaben einer zweiten Periode ästhetischen Denkens nahm Vischer entscheidenden Anteil. Mit unbestechlicher Wahrheitsliebe unterzog er 1806 und 1873 die eigene Arbeit einer einschneidenden „Selbstkritik“, die nicht nur formale Mängel, sondern auch schwerwiegende Bedenken gegen Grundlagen und Aufbau des Systems blosslegte. Sinn und Wesen der Kunst hatte er mit durchdringendem Verständnis gedeutet, aber die entwickelten Vorgänge psychologischer und technischer Art, vermittelst deren sich das Reich des Schönen mit seinen Gesetzen dem Boden der Wirklichkeit entringt, wiesen über Vischers Konzeption hinaus auf ein Gebiet kausal-genetischer Fragen, das er bei aller intuitiven Treffsicherheit nur gelegentlich beachtet, nicht methodisch zergliedert hatte. Jetzt gab er für die Beschreibung des künftigen Weges eine Reihe wichtiger Fingerzeige. Als letztes Vermächtnis aber hinterließ er seiner Wissenschaft ein neues Fundament, indem er 1887 aus der bisherigen Forschung die zentrale Bedeutung des Symbolbegriffs — des ahnenden Einfühlens der Seele in unbeseelte Formen — heraus hob und überzeugend begründete; dieser Begriff schlug der Aesthetik die Brücke zwischen empirischer Psychologie und Metaphysik und bildete auch den Schlüsselstein in Vischers siegreicher Widerlegung des Formalismus. Seine unermüdete Durchdenkung aller dieser schwierigen Probleme zeigte eine souveräne Stoffbeherrschung, wie sie uns in den

geistvollen Vorfragen „Ueber das Schöne und die Kunst“ mit so gewinnender Klarheit entgegentritt; in diesem Kabinetsstück unserer populärwissenschaftlichen Literatur hat er den Kerngehalt der ästhetischen Erkenntnis unseres Jahrhunderts in klassischer Form ausgeprägt.

Durch seine Essays errang Vischer das unbestrittene Ansehen des produktivsten Kunstrichters seit Lessing, den Rang des „kritischen Landgrafen“. Niemand hat er hier einen Lehrer gehabt, seine Anschauungen über Künstler und Kunstwerke sind durchweg selbsterarbeiteter Besitz; daher das Unverbrauchte, Ursprüngliche, Bezwingende seiner Darlegungen, daher auch seine tödliche Feindschaft gegen marklose Schöngesteirerei und doktrinaire Engherzigkeit hüben und drüben, wie umgekehrt seine herzliche Freude an allem Phantasievollen und Naturwüchsig-Gestunden. Auf literaturhistorischen Felde hat er nicht allein das Genie Shakespeares, Goethes, Jean Pauls mit kongenialer Tiefblick ergründet; auch für die Würdigung zeitgenössischer Leistungen ist sein Urteil vielfach ausschlaggebend geworden: Erscheinungen wie Märke und Uhland, wie G. Keller und Keibel sieht heute jeder Gebildete unbewusst mit seinen Augen an.

Dauernd Wertvolles hat er endlich auch auf den beiden Gebieten geschaffen, wo die in ihm verbündeten Kräfte einzeln Betätigung suchten: in der Philosophie und in der Poesie. Seine Behandlung metaphysischer, psychologischer und ethischer Fragen bewährt die tiefbohrende Energie eines Denkens, das nirgends in ausgetretenen Geleisen wandelt; unter den Männern, die das Erbe der spekulativen Philosophie für die Folgezeit fruchtbar zu machen gewusst haben, gebührt ihm ein Ehrenplatz. Als Dichter zählt er zu den wenigen echten Humoirsten, die unsere Litteratur besitzt; jede Art des Komischen ist ihm vertraut: treuherzig-schlichter Bänkelsänger-ton, drölig-darüber Spass und Scherz, grimmige Satire, toller Uebermut. Seine Lyrik weilt daneben in rein und zart ausklingenden Stimmungen, in sinnigen und erhabenen Betrachtungen; sie bietet auch reife Sprechreife voll abgklärter Milde und könnigen Gedankenreichtums. Seine unsterbliche Dichtung aber ist der Roman „Auch Einer“; ein philosophisch-humoristisches Erzeugnis eigener Prägung, gestaltet er ein bedeutsames Menschenschicksal zu einem in Ernst und Nartheit lebensvollen Bilde und verwebt eine ergreifende seelische Entwicklung meisterhaft mit den tiefsten Rätseln des Seins.

Die Wucht von Vischers Persönlichkeit ist während seines langen Lebens eine nicht fortzuliegende Tatsache gewesen, der sich auch Widerstrebende beugen mussten. Als Stille war er einer der Auserwählten, die aus dem Urquell

der Sprache schöpfen, ausgestattet mit einem über alle Tonarten gebietenden, in Leidenschaft und Laune heimiſchen Temperament; als Univerſitätslehrer ein begnadeter, Verſtand und Phantasia der Hörer gleichmäßig packender Redner von sprudelnder

Frische; als Menſch eine wahrhaft ehernen Geſtalt von eingeborenem Adel des Charakters und der Geſinnung, der in empfänglichen Herzen heiße Verehrung geweckt und im Kampfe gegen die Gemeinheit hinreiſſende Wirkungen ausgeübt hat.

Hugo Falkenheim.

## Jakob Burckhardt.

(Geb. am 25. Mai 1818 in Baſel, geſt. am 8. Auguſt 1897 ebenda.)

(Hierzu Bildnis No. 158.)

Der im Sommer 1897 in Baſel, ſeiner Vaterſtadt, 79jährig verſtorbene Profeſſor Jakob Burckhardt hat in den letzten Jahren ſeines Lebens eine knappe Autobiographie — in der dritten Perſon — niedergeſchrieben, die bei der Leichenfeier zur Vorleſung kam. Da erfahren wir, daſ der Knabe, der Sohn eines Pfarrers an der Münſterkirche, in einem überaus glücklichen Familienleben aufwuchs, und daſ „das erſte Leid im Leben“ ihm traf, als der Tod dem 12jährigen die liebe Mutter entriß. Dieſer Verluſt machte den tiefſten Eindruck auf den jungen Burckhardt, und daſ daraus reſultierende Gefühl „von der groſſen Hinfälligkeit und Unſicherheit alles Irdiſchen“ beſtimmte ſeine Auffaſſung der Dinge bei all ſeiner ſonſt zur Heiterkeit angelegten Gemütsart.“ „Auch“ — ſo führt der Autobiograph un-  
mittelbar fort — „wurde Schreiber dieſes frühe inne, daſ es ihm bei manchen Anläſſen nicht ſchlimmer und oft beſſer ging als andern, welche in ähnlicher Lage waren.“ Der Jüngling durchlief die Schulen der Vaterſtadt und bezog 1837 die Baſler Uni-  
verſität, die er im Herbeſt 1839 mit Berlin vertauſchte; ſchon bevor er dahin abging, hatte er daſ anfangs erwählte Theologiſtudium mit dem der Geſchichtswiſſenſchaft vertauſcht. Die theologiſche Schulung hat Burckhardt nie herauſ, im Gegenteil ſie „für eine der wiſſenſchaftswerteaſten Vorbereitungen gehalten, welche dem Geſchichtsforſcher zu teil werden können“. Bis 1843 ſtudierte Burckhardt in Berlin, mit Ausnahme deſ Sommerſemesters 1841, daſ er in Bonn zugebracht hat. Neben der Hiſtorie, der er bei Renke leiſend oblag, zog die Kunſtgeſchichte den geiſtvollen jungen Mann mächtig an. Daſ Berliner Muſeum, „die Lehre und der nahe Um-  
gang Franz Kuglers, welchen er — nach ſeinen Worten — im weſentlichen ſeine geiſtige Richtung zu verdanken haben ſollte“, und fügen wir noch bei in Bonn die rheiniſche Baukunſt und die von der Rheinſtadt aus nach den Niederlanden unternommene Kunſtfahrt — daſ alles lieſ daſ Studium der Kunſt-

geſchichte ebenbürtig neben daſ der Geſchichte treten; es reifte neben der Schrift über den Kölner Erzbischof Conrad von Hochſtaden der friſch konzipierte und geiſtreich durchgeführte erſte Cicero-  
ne, „Die Kunſtwerke der belgiſchen Städte“.

Burckhardt erhielt in Baſel den Doktorhut (1843), und ſchon 1844 trat er als Privatdozent in den Lehrkörper der vaterſtädtiſchen Uni-  
verſität; daſ Jahr darauf wurde er Extraordinarius. Dieſe Thätigkeit erlitt bald eine längere Unterbrechung durch literariſche Arbeiten in Berlin und in Italien; es handelte ſich um Neuauflagen kunſthiſtoriſcher Arbeiten Kuglers, die Burckhardt zu beſorgen hatte. Gern würde Kugler ſeinen jungen Freund endgültig an Berlin gefeſſelt haben; allein daſ ſtarke Heimatsgefühl lieſ Burckhardt auf dieſe lockende Ausſicht verzichten; ein kleiner Lehrauftrag an einer höheren Baſler Schulſtaſt garantierte ein ſicheres, wenn auch beſcheidenes Auskommen. So trat Burckhardt auch ſein akademiſches Amt wieder an (1848). Die folgenden Jahre ſehen daſ Buch über „Die Zeit Conſtantins deſ Groſſen“ entſtehen; die Nützlichkeit deſ Theologiſtudiums hätte der Hiſtoriker kaum glänzender als bei dieſem Thema erweiſen können, freilich nicht minder auch die Notwendigkeit, kon-  
feſſionell verarbeitete und erbaulich zurechtgeſtaute kirchengewichtliche Stoffe und Perſonen mit dem friſchen, hellen Blick deſ echten Geſchichtſchreibers anzusehen und auf ihren wahren Gehalt hin zu prüfen. In gewiſſen frommen Kreiſen Baſels ſoll nicht einſt Freude über dieſe Ende 1852 erſchienene Buch geherrscht haben. 1853 verlor Burckhardt im Gefolge einer Schulreorganisaſion ſeine Lehrſtaſte und damit ſeinen kleinen Gehalt. Die Erregeriſche Thätigkeit wurde ihm gleichſam wieder aufgenötigt. Wer weiſt, ob wir ohne dieſe, Burckhardt auf tiefeſte kränkende und von ihm nie vergeſſene und vergehene Entfaſſung deſ „Cicero-  
ne“ erhalten hätten. Auf einer mehrmonatlichen italieniſchen Reiſe iſt dieſes Buch entſta-  
den, daſ, 1855 erſchienene, durch

die jedem Gebildeten verständliche Vermittlung der Kunstschatze auf dem geweihten Boden Italiens geradezu epochemachend geworden ist. Dieser glänzende Ausweis über sein kunstgeschichtliches Wissen, seine Feinheit des ästhetischen Urteils, seine Kraft und Präzision des Ausdrucks zog Burckhardt sofort den Ruf als Ordinarius der Kunstgeschichte an das eidgenössische Polytechnikum in Zürich ein. Und diesem Ruf folgte er. Von 1855 bis 1858 gehörte er dieser neu beginnenden Anstalt an, die damals unter Ilse Lehrers auch den genialen Gottfried Semper zählte. Mit Gottfried Keller hat Burckhardt gute Beziehungen unterhalten. 1858 durfte er dann wieder nach seinem lieben Basel zurückkehren, jetzt endlich als ordentlicher Professor der Geschichte. „Der selige Vater hat noch die vollständige Rehabilitation des Sohnes erleben dürfen“, heisst es in Burckhardts Autobiographie mit leicht verständlicher Anspielung auf Vergangenes.

Von Frühling 1858 bis Frühling 1869 hat Jakob Burckhardt seiner Vaterstadt unablässig gedient. Nichts mehr vermochte ihn wegzulocken; die ehrenvollen Rufe, darunter der an die Berliner Universität nach Rankes Rücktritt vom Lehrstuhl der Geschichte, blieben unerhört.

Neben den Vorlesungen an der Universität, die in grosserem universitätshistorischem Zuschnitt vom Altertum bis auf Napoleon I. sich erstreckten, wobei für die Griechen und das Mittelalter an die Stelle der Geschichtserzählung nach und nach die prächtigste kulturgeschichtliche Schilderung trat; die daneben auch die Kunstgeschichte in immer grösserem Masse, wiederum von den Hellenen an bis auf das 18. Jahrhundert hinab in ihren Bereich zogen; neben ihnen her ging eine langjährige Geschichtslehrertätigkeit an Unter- und Ober-Prima des Gymnasiums, ging die Fülle von Vorträgen vor gemischtem Hörerkreise, von wissenschaftlichen Mitteilungen in der historischen Gesellschaft. Und all das wurde wie mühelos gesendet. In schönster Form floss geistvollste Rede von den Lippen dieses Künstlers des Wortes wie des Stils; alle Mühe der Vorbereitung blieb dem Hörer verborgen; er empfand nur den Zauber dieser völlig freien Rede, die aus einem unerschöpflichen Wissensschatz leicht und klar hervorstübte.

An diesem Lehramt hing Burckhardt leidenschaftlich; in ihm wurzelte seine grosse Popularität bei allen, die in Basel Anspruch auf Bildung machten; und er empfand diese Beliebtheit und Verehrung bei

Alt und Jung als etwas Schönes und Wertvolles. Neben dem wahren Glücksgefühl, das ihm dieses Lehramt im weitesten und vornehmsten Sinne des Wortes gewährte, trat der Gedanke an literarische Erfolge immer nicht in den Hintergrund. Noch war nach seiner endgiltigen Rückkehr nach Basel „Die Kultur der Renaissance in Italien. Ein Versuch von Jacob Burckhardt“ (1860) erschienen, das wunderbare Werk eines gelehrten Geschichtsschreibers, eines feinen Psychologen, eines kongenialen Geistes und eines Künstler des Stils; ihm folgte sieben Jahre später die Systematik der Renaissance-Architektur und -Dekoration, die als „Geschichte der Renaissance in Italien“ bei allen, die tiefer in das Wesen der Baukunst der Früh- und der Hochrenaissance eindringen wollen, des höchsten Ansehens geniessen. Von da an blieb Burckhardt auf dem literarischen Markt stumm; ja er liess nach und nach — mit Ausnahme des „Gonstantin“ — seine Schriften in andere bearbeitende, verbessernde und verschlechternde Hände übergeben, als wären sie für ihn nicht mehr vorhanden. Sein Tod entsiegelte dann noch einige Arbeiten der letzten stillen Lebensjahre, von 1869 an, dem Jahr des Rücktritts vom Amt. „Die Erinnerungen aus Rubens“ und die „Beiträge zur Kunstgeschichte von Italien“ sind frische Strüsse, die der alte Burckhardt auf den reichen Feldern seines Wissens mit nie erlöschendem Eifer für alles Schöne und Echte und Wahre gebunden hat. Dann konnte nach auf Grund ausgearbeiteter Manuskripte und ausführlicher Notizen die Herausgabe der griechischen Kulturgeschichte an die Hand genommen werden. Zwei wertvolle Bände liegen bereits vor.

In seiner Lebensweise wie in seiner Kleidung war Jakob Burckhardt, der Junggeselle geblieben war, von der grössten Schlichtheit und Einfachheit. Sein Körper war bis ins hohe Alter gesund und kräftig geblieben. Und als die Altersbeschwerden kamen, liessen sie den Geist völlig intakt. Ein grosser Gelehrter nicht nur, auch ein grosser Mensch von feinsten Eigenart und edelster Bildung, eine geschlossene, harmonische Persönlichkeit ist mit Burckhardt aus dem Leben geschieden. Die ihr persönlich kannten, werden ihn immer vergessen. Den geistesmächtigen Interpreten vergangener gewaltiger Kulturen wie den feinsinnigen, tiefgründigen Deuter des ästhetisch Bedeutsamen und Bleibenden wird man noch auf lange hinaus in seinen Schriften aufsuchen, bewundern und verehren.

H. Trug.

## Carl Schnaase.

(Geb. am 7. September 1798 zu Danzig; gest. am 20. Mai 1873 zu Wiesbaden.)

(Hierzu Bildnis No. 259.)

SCHNAASE war von Haus aus Jurist. Er hat in Berlin und Heidelberg bei Savigny und Thibaut römisches Recht gehört, war im Justizdienst zuerst in Königsberg und Marienwerder thätig, bis er mit Rücksicht auf seine Gesundheit in das mildere Klima von Düsseldorf versetzt wurde. Hier ist er zwanzig Jahre lang (1820–48) am Landgericht geblieben, zeitweise gleichzeitig mit zwei Juristen ähnlicher Art, Immermann und Friedrich von Veceritz, drei Kollegen, die (wie Immermann im Spass sagte) so wenig als ihnen nur möglich war, an Recht und Gerechtigkeit dachten. 1848 kam Schnaase als Obertribunalsrat nach Berlin; 1857 liess er sich, nahezu sechzig Jahre alt, pensionieren, blieb aber als „Geheimrat“ Schnaase noch zehn Jahre in Berlin wohnen. Die letzten Jahre seines Lebens, seit 1867, hat er den Wohnort in das wärmere Wiesbaden verlegt. Als Student hatte er den Gedanken, sich der Theorie und dem akademischen Beruf zuzuwenden, aber auf Thibauts Rat den Gedanken fallen lassen. Indessen vermochte die Praxis ihn nie recht zu befriedigen, und auch der Uebergang aus dem Bereich des preussischen Landrechts in den des rheinisch-französischen Rechtes, so anregend er dem Juristen sein kann, änderte darin nichts. Und so ist denn Schnaase nicht als Jurist berühmt geworden. Gleichwohl hat ihm die juristische Praxis für das Gebiet seiner frei erwählten Lebensaufgabe eine nicht unbedeutende Mitgift gestellt. Einmal gehen wohl auf die Eindrücke, die er von Savigny empfing, dem Stifter der historischen Rechtsschule, die Ideen von dem tiefen, organischen Zusammenhang zurück, der alle Schöpfungen eines Volkes durchdringt, nicht nur das Recht, sondern auch Religion, Dichtung, Kunst. Solcherweise gewöhnt, den juristischen Einzelfall unter höherem, volkpsychologischem Gesichtspunkte aufzufassen, hat er bezeichnenderweise von einer Anstaltsreise ins Westfälische Immermann die Anregung mitgebracht, aus der nachher der Oberhof in Immermanns Münchhausen entstanden ist. Ausserdem aber dankt Schnaase der juristischen Erziehung zweifellos die Schärfe seiner sprachlichen Formulierung. Auf dem Feld der Kunstkritik, wo Empfinden und Stimmung eine starke Rolle spielen, ist er nie in eine Phrase verfallen und hat sein feines, ästhetisches Fühlen mit bewunderungswürdiger Klarheit auszudrücken vermocht.

Wollte man die landläufige mechanische Theorie auf Schnaase anwenden, wonach Jugendeindrücke eine besondere Bedeutung für die spätere Entwickelung

zugäkne, so müsste man die Lebensaufgabe des Mannes ganz anders gestaltet erwarten. Schnaases Vater lebte in dramatisch-theatralischen Interessen; bis zu seinem sechszehnten Lebensjahr, in dem er den Vater verlor, sah der Knabe auf umstürzten Nomadenwegen alle Theater von Paris bis Wien, und auch im Haus liess der Vater Theater spielen. Später wurde er Zeuge des berühmten Versuchs der Bühnereform, den sein Freund Immermann in Düsseldorf wagte. Aber alles das vermochte nicht, seine Neigungen nach dieser Seite zu lenken. Sodann erfuhr er den Eindruck der Hegelschen Philosophie, da er den Meister in Heidelberg und nachher nochmals in Berlin hörte. Philosophische Neigungen waren bei Schnaase lebhaft, und das Bedürfnis, in die Tiefe der Dinge zu dringen, ist ihm durch sein ganzes Forschen und Leben geblieben; aber dieser Drang hatte sein Gegengewicht in der ruhigen Beobachtung des Tatsächlichen, und er fürchtete die Gefahr, sich in „Abstraktionen zu verlieren und sie mit der Realität der Dinge zu verwechseln“. Schliesslich fehlte es ihm auch seit früher Jugend nicht an Kunstverständen; aber noch als Student stand er in der Boisserschen Sammlung in Heidelberg ohne Verständnis, und erst der Einnundzwanzigjährige hatte in der Dresdener Galerie Genuss, da der noch ungebildete Sinn so viel leichter von italienischer Formvollendung gefangen wird. Aus seiner ersten Angethätigkeit in Ostpreussen heraus liess er sich für ein Jahr beurlauben und reiste nach Italien, um seine allgemeine Bildung zu befördern, nicht mit besonderen kunstkritischen Absichten. Es war mehr der Zusammenhang der geschichtlichen Dinge und ihre Entwicklung, was ihn interessierte, als das einzelne Objekt, und bei dieser Anlage seines Geistes fand er denn an den Monumenten der Kunst einen Anschauungsunterricht sondergleichen. Die Kunsthistorikergesellschaft vergangener Zeiten war ihm die sichtbarste Geschichte, die Geschichte „in ihrer vollen Leblichkeit“. Es war natürlich, dass ihn die Architektur am stärksten anzog, da sie mit Zeit und Umgebung so viel enger zusammenhängt und geschichtlich repräsentativer ist als die individuellen, willkürlicheren Künste der Skulptur und Malerei.

Diese Liebhaberei fand, einmal erwacht, als Schnaase nach Düsseldorf kam, reichliche Nahrung. Die Rheinlande boten ihm das Feld, das sein anregungsbedürftiger Geist brauchte; hier war noch mehr, als was er selbst so ausdrückte: man kommt

hier bis nahe an die Karolinger. Zugleich reifte der Umgang mit den Malern der Akademie manche neue Einsicht. 1830 besuchte Schnaase das Seebad in Schweiningen und besuchte bei dieser Gelegenheit einen Teil der holländischen und belgischen Städte (nicht Amsterdam und auch nicht Haarlem). Als Frucht dieser Reise erschienen 1834 seine „Niederländischen Briefe“. Das Werk eines „rührigen Badegastes“ offenbarte einen vorzüglich geschulten Beobachtungssinn, der die Erscheinungen des Lebens wie der Kunst mit völliger Unbefangtheit betrachtete. Die Kirchen und die Museen, das Treiben an den Kanälen und die riesigen alten Kirchen — alles fesselte ihn, und von den Kunstgenossen sah er nicht etwa bloss, was einer Lieblingsepoche angehöre, sondern auch das entlegene und was der Geschmack jener Tage in Bonn gethan hatte. Die Hauptsache an dem Buch war aber, dass sein Verfasser, was er erst einzeln auf sich hatte wirken lassen, danach in den weitesten Gesichtskreis rückte und nur Anlass weingesponnener Betrachtungen nahm. So ergab sich ihm „ein ziemlich vollständiger Kursus der Geschichte christlicher Kunst“, wobei er sogleich den Charakter der einzelnen Perioden geschichts-philosophisch zu ergründen trachtete. Die Richtung von Schnaases Forscher war mit diesem Buch gegeben. Der nachdenklich-philosophische Zug blieb als ein Haug, wie er häufig bei dem Substrat einer körperlich leidenden Konstitution — sehr gesund ist Schnaase nie gewesen — zu beobachten ist, die einer bewegten, nach aussen gerichteten Thätigkeit nicht gewachsen ist. Was hinzukam, war der notwendige Ballast der Empirie, eine unermüdete Betrachtung der Kunstwerke, das eifrigste Studium durch Anschauung und Lesen. Und so dachte Schnaase wohl daran, die Kunstwissenschaft zu seinem Lebensberuf zu machen. Vielleicht führte er aber, dass bei seinem körperlichen Zustand eine gewisse Spannung des geistigen Daseins und ein Konflikt die Lebensgeister erhöhe, und ist also im Justizdienst geblieben, indessen die Beschäftigung mit der Kunst mit der Leidenschaft einer verborgenen Liebe ihn über die irdischen Dinge hinaushob. Es gibt nun einmal Naturen, die durch die Disharmonie hindurchgehend reiner die Harmonie geniessen und erlangen.

Durch Vorträge in Freundeskreise vorbereitet, erschien 1843 der erste Band der „Geschichte der bildenden Künste“. Dies wurde nun Schnaases Lebenswerk. Der sechste Band wurde 1864 veröffentlicht; dann wurde mit Beihilfe jüngerer Genossen eine zweite Auflage veranstaltet, der achte Band ist mit dieser, erst nach dem Tod Schnaases, aus dem Nachlass herausgegeben worden, so dass das Werk mit der Kunst der alten Völker beginnend

mit dem Mittelalter abschliesst. Der letzte Band ist dem fünfzehnten Jahrhundert gewidmet. Bei der ungeheuren Fülle des Stoffes, bei dem anhaltenden Fortschritt der Studien und Einsichten ist das Einzelne eines solchen Werkes nur provisorisch richtig; auch sind Bücher, die in der Kunst einseitig die formal-stilistische Entwicklung verfolgen, schnellen Veralteten ausgesetzt. Schnaase hat das weniger zu befürchten; der Tiefgang seiner historischen Auffassung sichert dem Buch die Lebensdauer, und eine konzentrierte Leistung ist nicht so schnell zu erwarten. Manches einer hat nach Schnaases Vorgang versucht, seinem leichten kunsthistorischen Fahrzeu ein „kulturbistorisches Kapitel“ mitzugeben und rasch Leseblätter aus zweiter und dritter Hand zusammenzerrafft. Es gehörte aber des Meisters grosse Gelehrsamkeit und historische Begabung, sein vielseitiges Verstandnis und sein intuitives Vermögen dazu, das Kunstgeschichtliche so zu fassen, dass es inmitten des lebten, historischen Lebens als zentrale Betätigung menschlicher Schöpfkraft heraussprang. Mit der Kunstgeschichte des Mittelalters wird Schnaases Name dauernd verknüpft bleiben, und also überhaupt mit der religiösen Kunst. Er bekennt selber, dass man in künstlerischen Dingen nur das verstehe, was man liebe, und hier war es die religiöse Grundlage, die ihn dauernd anzog und neben dem sündlichen auch den inneren Menschen beschäftigte. Für Schnaase war das Christentum, als die Macht, die die ganze sündliche Welt umgestaltet hatte, von unvergleichlicher Bedeutung, und nichts schien ihm wichtiger, als seinen Einfluss zu erhalten und zu steigern, indem es mit der modernen Bildung zusammenwuchs. Daher er in eine Kampfstellung gegen die Orthodoxie sich gedrängt sah, sofern sie das Christentum von der modernen Kultur absperrten wolle. Dass Schnaase in seiner Auffassung des Christentums nicht etwa den Schwerpunkt auf die humane Seite verlegte und dass er das religiöse nicht mit anständig gesinntem ästhetischem Verhalten verwechselte, hierfür giebt es kein bewährteres Zeugnis, als sein Verhältnis zur italienischen Renaissance. Von dem modernen Kultus der Renaissance mit all seinen Folgeerscheinungen war Schnaase um eine Welt geschieden. Den Individualismus der eigenen Zeit empfand er viel zu tief als Urheil, als dass ihm die italienische Renaissance, die dieser Entwicklung den Weg gebrochen hatte, sympathisch erschienen wäre. In seiner Kunstgeschichte liest man von jener Periode: „man war weit entfernt, die tiefe Verderbnis der menschlichen Natur, die Sünde, die selbst dem Edelsten und Besten anhaftet, und die darauf beruhende relative Gleichheit aller Menschen vor Gott zu ahnen, sondern schwärmte für eine Vollkommen-

heit des Individuums und eine geistige Aristokratie". Dies ist wirklich deutlich.

Eine Kunst und eine Zeit, die das Individuum entfesseln, war nicht nach Schmaas Sinn, da er in diesem Fall den Umschlag in den Materialismus des Sinaudeseins als notwendige Folgeerscheinung betrachtete. Blicke er auf sein eigenes Leben, so hatte er Ursache, am den Geist zu glauben, der auch im Schwachen mächtig ist, und die Hegemonie des Geistes wünschte er nicht angetastet zu sehen.

Freunde haben beobachtet, wie vollkommen die äussere Erscheinung des Mannes dem inneren Wesen

entsprach. Er war von zarter, kaum minegrosser Gestalt. „Der geistvolle Kopf, in dem sich milde Freundlichkeit und höchste Feinheit des inneren Lebens ausprägen, während zugleich ein Zug von Schürfe um Mund und Blick spielte, zeigte die Verbindung von zartester Empfindung und durchdringendem Verstand.“

„Nicht bloss die körperlichen Leiden, sondern mehr noch die stete Arbeit des Denkens hatte seinen Zügen etwas Durchgeatigtes, Veräitztes, ja Aetherisches gegeben. Es war ein heiliges Feuer, das aus dem klaren Auge blühte und dem zarten Körper eine Elastizität und Energie verlieh, die uns oft in Erstaunen setzte.“

Carl Neumann.

## Louis Blanc.

(Geb. am 29. Oktober 1811 zu Madrid, gest. am 6. Dezember 1882 zu Cannes.)

(Hierzu Bildnis No. 576.)

Zu den hervorragenden Socialpolitikern der Julimonarchie und der zweiten Republic in Frankreich zählt ohne Zweifel Louis Blanc, der Ansehen und Anhang dadurch gewann, dass er die Ausföhrung der socialen Reform nicht von einer phantastisch ertrümmten Gesellschaft der Zukunft erwartete, sondern von dem bestehenden Staat, von dessen Allmacht die Ueberzeugung nirgends so lebendig gewesen ist als gerade in Frankreich.

Am 29. Oktober 1811 zu Madrid geboren, wo der Vater unter Joseph Bonaparte Generalinspektor der Finanzen war, am College in Rhodéz vorgebildet, lag er seit 1830 zu Paris in dürftigen Verhältnissen dem Studium ob. Zwei Jahre lang war er Hauslehrer zu Arras; 1834 kehrte er wieder nach Paris zurück und trat in die Redaktion des Journals „Le bon sens“, das er von 1836 bis 1838 leitete. Schon in dieser Stellung begann Louis Blanc die sociale Seite anzuschlagen. Am 15. Januar 1839 wurde die „Revue du progrès“ gegründet, die zwar in socialpolitischer Hinsicht mit keinem abgeschlossenen Programm vor ihre Leser trat, aber das ungleich grössere Verdienst für sich in Anspruch nehmen darf, eine durch keine Schablone eingeengte Pflanzstätte socialreformatorischer Gedankenarbeit geworden zu sein.

In dieser „Revue“ veröffentlichte auch Louis Blanc seine Schrift „Organisation du travail“, die sofort Aufsehen erregte, dem Verfasser mit einemmal einen unvergänglichen Namen schuf und auf lange hinaus für den Staatsocialismus der Ausgangspunkt gewesen ist. Louis Blanc geht von dem

Grundsatz aus, dass der vollkommen freie Wettbewerb die ganze Gesellschaft zerrütte, für das arbeitende Volk ein System der Vernichtung sei, aber auch den Ruin der Bourgeoisie, besonders des kleinen Kapitals, herbeiföhre; die ungezügelte Konkurrenz sei schon durch das Beispiel Englands verurteilt und werde schliesslich zwischen England und Frankreich zu einem Kampfe auf Tod und Leben föhren. Gründliche Heilung könne hier nur der Staat bringen, einmal weil er als grösster Kapitalist die konkurrierenden Kapitalien niederzwingen vermöge, dann aber weil die Beseitigung der die ganze Gesellschaft zerrüttenden Konkurrenz ein Lebensinteresse des Staates sei. Die Staatsregierung habe die Wärenerzeugung zu ordnen, die Werkstätten zu übernehmen und den Reinertrag in drei Theilen zu vertheilen. Der eine Theil sei unter die Mitglieder der Genossenschaft zu vertheilen, der zweite zur Unterstützung der Kranken und Arbeitsunfähigen sowie zur Ueberwindung von Krisen, der dritte zur Anschaffung neuer Werkzeuge und Maschinen zu verwenden. Die Produktiv-Associationen hätten die Vorsteher zu wählen und in Konsumverbänden ihre Ergänzung zu suchen. Die „Organisation du travail“, die Uibel der socialen Demokratie, erschien zuerst 1841 in Buchform.

Hatte Louis Blanc in der „Organisation der Arbeit“ an den ökonomischen Zuständen der Julimonarchie Kritik geübt, so hielt er diesem Regiment in der „Histoire de dix ans (1830—40)“ in politischer und socialer Richtung einen Spiegel vor. Dieses fünfbandige Geschichtswerk, das 1841 bis

1841 erschien und eine außerordentliche Verbreitung gewann, wies zum erstenmal auf den sich verschärfenden Gegensatz zwischen „Bourgeoisie“ und „Peuple“ hin und trug nicht wenig zur wachsenden Bewegung gegen das Königthum Louis Philipps bei, die am 24. Februar 1848 zum Sturz der Orléans führte.

Aus dem Bureau der „Réforme“, dem Hauptquartier der sozialen Demokratie, zogen Louis Blanc, Floca und Albert nach dem Pariser Stadthause, wo die provisorische Regierung ihren Sitz nahm. Das Gouvernement provisoire war in seiner Mehrheit rein demokratisch, während Louis Blancs Absichten auf ein „Ministerium des Fortschritts“ gingen, das das staatliche Werkzeug zur ökonomischen Hebung der niederen Klassen werden sollte, wofür er jedoch bei seinen Kollegen nur geringes Verständnis fand. Das Pariser Proletariat beruhigte sich aber nicht mit der Wiederherstellung der republikanischen Staatsverfassung, zur Besserung seiner Lage suchte es vielmehr die Maschine der Staatsverwaltung in beschleunigteren Gang zu bringen.

Schon am 25. Februar forderte der Arbeiter-Marche an der Spitze eines grossen bewaffneten Zuges von der provisorischen Regierung im Namen des Volkes die Anerkennung des Rechts auf Arbeit. Auf Betreiben Louis Blancs verstand sich das Gouvernement provisoire zum Erlass eines Dekrets, das dem Arbeiter seinen Unterhalt durch die Arbeit garantierte und das Associationsrecht der Arbeiter zur Erzielung des rechtmässigen Ertrages ihrer Arbeit anerkannte. Louis Blanc freilich wusste, dass dies die Regierung tief verpflichtende Dekret nur ausführbar sein konnte mittels der sozialen Reform auf Grundlage des Associations-Prinzips.

Auch die Massen hatten dies schnell begriffen: bereits am 28. Februar forderte das Volk von Paris das Ministère du progrès und die Organisation du travail. Blanc trat für diese Forderungen ein, wurde aber von den ablehnenden Kollegen überstimmt und ging schliesslich auf den Vorschlag der letzteren ein, statt des geforderten Fortschritts-Ministeriums eine Kommission niederzusetzen, die die Lage der Arbeiter untersuchen und über dieselbe Bericht erstatten sollte unter Vorschlägen wie hier Besserung anzustreben sei. Der Autor der „Organisation du travail“ ward zum Vorsitzenden der Kommission ernannt. Das im März und April in Luxemburg tagende Arbeiter-Parlament, in dem die Gewerke durch 250 Delegierte vertreten

waren, vermochte nichts Bleibendes zu schaffen, doch hat der permanente zehngliederige Ausschuss derselben gütliche Vereinbarungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern vermittelt und sich für den Maximalarbeitstag, Versatzlichung der Bergwerke, Eisenbahnen und Kanäle, der Banken und des Versicherungswesens ausgesprochen, auch die Gründung von kooperativen Genossenschaften befördert.

Am 28. Februar 1848 hat Louis Blanc die Macht, am 17. März seine Volksbeliebtheit eingebüsst, als er Blanqui, dem Wortführer der gigantischen Volksdemonstration, zu Gunsten der Verschiebung der Wahlen zur konstituierenden Nationalversammlung die Zustimmung versagte; ob es aber zum Heile Frankreichs ausgeschlagen sein würde, wenn der Präsident des Luxembourg aus der Regierung ausgetreten wäre und sich der „socialen Diktatur“ benüchelt hätte, ist zu bezweifeln.

Wie dem aber auch sein mag, mit dem 17. März 1848 war die politische Rolle Louis Blancs ausgespielt. Die missglückte Manifestation vom 16. April traf ihn schon ohnmächtig. Sein am 10. Mai in der Nationalversammlung gestellter Antrag auf Errichtung eines Ministère du progrès wurde fast einstimmig verworfen. In die Kommission exécutive wurde er nicht gewählt. Der Antrag des Procureur général Portalis, die gerichtliche Untersuchung gegen L. Blanc wegen seiner Haltung am 15. Mai zu gestatten, wurde in der Nationalversammlung zwar mit einer Mehrheit von 32 Stimmen abgewiesen, am 25. August sah sich der bedröhte Deputierte jedoch veranlasst, in das Ausland zu flüchten. In England vollendete er seine glänzend geschriebene zwölfbändige „Histoire de la révolution française“, von der 1847 die ersten beiden Bände erschienen waren.

Nach dem Sturz des Kaiserreichs kehrte er am 8. September 1870 nach Paris zurück. Am 8. Februar 1871 wurde er vom Departement der Seine in die Nationalversammlung gewählt, wo er zur äussersten Linken gehörte. In der Deputiertenkammer erhob er seine Stimme noch oft für die Ideale seiner Jugend, trug auch nicht wenig zur Begnadigung der Kommunisten bei und schrieb u. a. noch eine Geschichte der denkwürdigen Februarrevolution, in deren ersten Tagen das Schicksal Frankreichs von seiner Haltung abgehängt hatte. Er ist am 6. Dezember 1882 in Cannes gestorben und am 12. Dezember auf Kosten der Republik auf dem Père-Lachaise bestattet worden.

Karl Wicks.

## Rudolf Virchow.

(Geb. am 13. Oktober 1821 zu Schivelbein in Hinterpommern.)

(Hierzu Bildnis No. 361.)

Der grosse Pathologe erhielt seine Schulbildung auf dem Gymnasium in Coeslin, das er 1839 verliess. Seine medizinischen Studien begann er als Zögling der miltärärztlichen Bildungsanstalten in Berlin, der heutigen Kaiser-Wilhelms-Akademie, die er 1839 bezog. 1843 wurde er Unterarzt und erlangte am 21. November desselben Jahres die Doktorwürde. Nach Ablegung der grossen Staatsprüfung übernahm er (im Herbst 1844) die Stellung als Prosektor an der Charité unter Robert Froriep, dessen Nachfolger er zwei Jahre später wurde. Schon 1847 wurde er als Privatdocent der pathologischen Anatomie an der Berliner Universität zugelassen. Seinen bei dieser Gelegenheit lateinisch gehaltenen sogenannten Habilitationsvortrag hat Virchow erst aus Anlass der 50. Wiederkehr dieses Ereignisses im vorigen Jahre in seinem berühmten, nunmehr bis zum 156. Bande gediehenen „Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medizin“ veröffentlicht, einer Zeitschrift, die er noch im Jahre seiner Habilitation zusammen mit seinem treuen, 1852 verstorbenen Freunde Reinhardt gründete bzw. herausgab und nach dessen Tod allein leitete. Im Jahre 1848 erhielt er vom preussischen Kultusministerium den Auftrag, Oberschlesien zum Zweck des Studiums der dort herrschenden Epidemie von Hungertyphus zu bereisen. Der Bericht, den Virchow nach seiner Rückkehr über die während der Studienreise gemachten Erfahrungen und Beobachtungen erstattete und der Regierung einreichte, fand insofern nicht ganz den Beifall der Behörden, als Virchow den Mut gehabt hatte, die Schäden und deren in Unterlassungsständen der Verwaltungsbehörden liegende Ursachen offen aufzudecken und in ebenso freimüthiger als energischer Sprache dringende Abhilfe zu fordern bzw. die seiner Meinung nach wirksamen Massnahmen zu diesem Zwecke zu bezeichnen. In ähnlich freimüthigem Sinne appellierte Virchow in einer zusammen mit Leubuscher 1848 gegründeten medizinisch-politischen Zeitung „Die med. Reform“ an die öffentliche Meinung namentlich der ärztlichen Kasse und erregte hierdurch, trotzdem die Zeitung bereits 1849 zu erscheinen aufhörte, sowie durch seine lebhaftige Teilnahme an der politischen Bewegung im liberalen Sinne unliebsames Aufsehen bei der vorgesetzten Ministerialbehörde, die ihn zur Strafe seines Amtes als Prosektor entsetzte. Unter diesen Umständen folgte Virchow gern einem Ruf als ordentlicher Professor der

pathologischen Anatomie und der verwandten Fächer an die Universität Würzburg. Hier entwickelte er als Lehrer und Forscher eine ungemein fruchtbare Thätigkeit; er zog durch seinen wissenschaftlichen Ruf eine grosse Anzahl von Schülern an seine neue Wirkungsstätte, er legte hier durch eine grosse Reihe saskter Einzelstudien den Grund zu dem grossen Gebäude, das als „Cellulärpathologie“ seine Hauptlebensarbeit und den Hauptgegenstand seines Ruhmes bildete, er übernahm die Herausgabe des berühmten, noch gegenwärtig erscheinenden, von Constat 1841 gegründeten grossen „Jahresberichts über die Fortschritte und Leistungen in der gesamten Medizin“, er beteiligte sich an der Redaktion der „Verhandlungen der physikalisch-medizinischen Gesellschaft in Würzburg“, schuf im Verein mit zahlreichen Mitarbeitern sein grosses „Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie“ und bereiste 1858 im Auftrage der bayerischen Regierung den Spessart, um die dortige Hungersnot zu studieren und auch hierüber zu berichten.

Alle diese Arbeiten verschafften schon während des Würzburger Aufenthalts Virchow einen weit über Deutschlands Grenzen hinausgehenden Ruf, so dass die preussische Regierung sich beeilte, ihn für die inzwischen schon zweimal erledigte Professur der pathologischen Anatomie an der Berliner Universität 1856 wiederzugewinnen. Virchow wirkte seitdem in dieser Stellung ununterbrochen und, man darf sagen, trotz seiner fast vollendeten 78 Jahre mit ungeschwächten Kräften und jugendlicher Rührigkeit. Was er hiezu für seine spezielle Wissenschaft geleistet, lässt sich im Rahmen einer kürzeren, nur als Begleitkizze für sein Bildnis geltenden Lebensbeschreibung nicht zusammenfassen; dazu gehört eine von mehreren mit dem Gange der Heilkunde innerhalb des letzten halben Jahrhunderts gut vertrauten Aerzten abgefasste Monographie.

Virchows Cellulärpathologie, überhaupt seine unübersehbaren Neuerungen wurden von umwälzender Bedeutung für eine Wissenschaft, welche er selbst fast neu schuf und jedenfalls als Grundlage der gesamten modernen Medizin kennen und würdigen lebete. Was Galen für das Mittelalter war, das wurde und ist Virchow für unser gegenwärtiges Jahrhundert und wird es noch für eine lange Spanne Zeit hinaus bleiben. Es ist bekannt, dass Virchows unheimliche Arbeitskraft sich nicht ausschliesslich auf die Medizin begrenzt, dass er neben seiner Lehr- und Forscherthätigkeit mit den grössten Ver-

dieneu an dem Staats- und Berliner Gemeindeleben beteiligt ist, dessen Entwicklung er in mehr als einer Beziehung gefördert hat. Die Zahl seiner zu diesem Zweck in Wort und Schrift hervorgetretenen Aeusserungen ist tatsächlich unübersehbar. Wenn die Anerkennung der öffentlichen Gesundheitspflege als einer der wichtigsten Faktoren im sozialen und Kulturlieben, namentlich der Gemeinden, inner weitere Kreise zieht, so ist Virchow an diesem Aufschwung der Erkenntnis in vorderster Reihe beteiligt. In Berlin verankert eine grosse Reihe der Gesundheitspflege dienender Einrichtungen der schöpferischen Initiative gerade Virchows ihre Entstehung, der als langjähriger Stadtverordneter auch sonst um das kommunale Gedeihen der Hauptstadt sich verdient gemacht hat. Mit Recht erfreut er sich deshalb der Würde eines Berliner Ehrenbürgers. Das Geheimnis von der Vielseitigkeit Virchows, der als Biolog und Patholog, auf dem Felde der Anthropologie wie der übrigen Naturwissenschaften, als Schriftsteller, Volksredner und Volkslehrer, als Historiker, Hygieniker, ja selbst auf sprachlichem Gebiete Vollendetes, in einzelnen Fächern Unvergängliches geschaffen hat, der dabei noch Zeit findet, täglich schriftlich und mündlich mit Ratschlägen, Empfehlungen und Wohlthaten aller Art sich in den Dienst der Menschheit zu stellen, der Unzähligen Gutes gethan, das unermüdlichen, jetzt über Decennien alten Parlamentariers, der vor kurzem sein 25jähriges Jubiläum als Vorsitzender der Budgetkommission im preussischen Abgeordnetenhaus begehren konnte — ich sage, das Geheimnis dieser staunenregenden Vielseitigkeit liegt in Virchows eiserner Dauerhaftigkeit, für die wir zwei sicher beglaubigte Erzählungen hier mitzuteilen uns nicht versagen mögen, die eine aus der Würzburger

Zeit, die andere aus der Gegenwart stammend. Roswell Park, Professor in Buffalo, erzählt in seiner *Epitome of the history of medicine* (Philadelphia 1898, p. 257) wörtlich folgendes: „A personal friend, now old, once so interested in the great Julius Spital, in Würzburg, at the time when Virchow taught there, tells me, a light was burning every night in Virchow's room until 3 A. M., and yet the professor was always out at work by 7.“ Und vor kurzem, bevor der grosse Gelehrte seine Osterferienreise in die Riviera antrat, musste er vier Nächte hindurch arbeiten, um nur die notwendigen Korrespondenzen und sonstigen unaufschiebbaren Angelegenheiten zu erledigen. Wenig Nahrung und wenig Schlaf genügt für diesen Mann mit den stählernen Nerven und dem schlagfertigen, logisch geschulten, stets wunderbar frischen, in allen Gebieten des Lebens heimischen und klaren Geist. Virchow steht in dieser Hinsicht ohne Gleichen da. Ein echter Volksmann, ein unerschrockener und kühner Vorkämpfer freirechtlicher Bestrebungen, hat er in seinem eigenen Vaterlande manchen politischen Gegner. Wenn aber mit Recht die Vertreter der über allen Schranken der Nationalität und Konfessionalität erhaben thronenden Wissenschaft als die eigentlichen, Versöhnung und Frieden zwischen allen Menschen stiftenden Apostel zu gelten haben, so ist Virchow ein solcher im besten Sinne des Wortes. Deutschland darf mit Stolz ihn zu seinen besten Söhnen rechnen, den in aller Welt durch Ovationen ausgezeichneten, der als Dr. of common law im Besitz der höchsten wissenschaftlichen Ehren ist, welche England zu vergeben hat, von Frankreich mit dem Kreuz der Ehrenlegion geschmückt ist und in der russischen Gelehrtenwelt abgöttisch verehrt und auf Händen getragen wird.

Julius Pagel.

### Albrecht von Graefe.

(Geb. am 22. Mai 1828 zu Berlin, gest. am 26. Juli 1890 ebenda.)

(Litzing Bildnis No. 282.)

O schon die Zahl derer, auf welche Name und Person eines Albrecht von Graefe einen unmittelbaren Zauber ausübte, sei es, weil sie ihm als Schüler nahe standen, oder ihr Augenlicht zu danken haben, mehr und mehr im Schwinden begriffen ist, so dürfte doch wohl das Andenken an diesen Mann, das Berlin durch ein am 22. Mai 1888 enthülltes Denkmal ehrt, noch auf Generationen hinaus lebendig bleiben. Die Popularität, die Albrecht von Graefe bei Lebzeiten in der Bevölkerung wie in

seinen Berufskreisen besass und besitzen musste, wie wenige Aerzte dieses Jahrhunderts, wirkt noch bei der jetzt lebenden Generation nach. In den Annalen der medizinischen Geschichte lebt Albrecht von Graefe als der Schöpfer und Begründer der neueren Augenheilkunde ewig. Wenn es wahr ist, dass der wahre Künstler geboren wird, so gilt das auch von Graefe. Als Sohn des berühmten Wundarztes Karl Ferdinand von Graefe erhielt er unter dessen Leitung eine ausgezeichnete Erziehung,

bestand bereits im Alter von 16 Jahren auf dem französischen Gymnasium mit einer vorzüglichen Note das Abiturienexamen und widmete sich seit 1843 in seiner Vaterstadt dem Studium der Heilkunde, das er nach 1847 erlangter Doktorwürde zunächst mit dem 1847/48 überstandenen Staatsexamen abschloss, wobei von seinen Lehrern und Examinatoren die technisch-operative Begabung erkannt und anerkannt wurde. Eine wissenschaftliche Reise mit längerem Aufenthalt in Prag und die dort empfangene Anregung von Arlt veranlasste v. Graefe nunmehr sich gänzlich für das Spezialfach der Augenheilkunde zu entscheiden. Um sich in dieser Disziplin weiter zu vervollkommen, besuchte v. Graefe Paris, wo er unter Sichel und Desmarres arbeitete, hierauf London, wo er durch einen glücklichen Zufall mit dem berühmten Ophthalmolo-Physiologen Donders aus Utrecht zusammentraf. 1850 nach seiner Rückkehr liess sich v. Graefe in seiner Vaterstadt als Augenarzt nieder und fand schon jetzt ebenso sehr für seine praktische wie wissenschaftliche Thätigkeit Anerkennung. Die umgekehrte, 1851 veröffentlichte Entdeckung des Augenspiegels durch den berühmten Physiologen und Physiker Hermann Helmholtz, damals in Königsberg, brachte neues, unerwartetes Leben in die Augenheilkunde. Graefe war es, der sofort die Tragweite des neuen Instrumentes mit Schärfblick erkannte und es mit ebenso bewundernswerter Regsamkeit wie grosser Gütlichkeit verwertete. Methodisch und planmässig ging er daran, mit dem neuen Instrument die gesamte Pathologie des Sehorgans zu mustern, und in seiner Meisterhand wurde das Instrument zum Schlüssel für zahlreiche bisher räthselhafte Affektionen namentlich des Augenhintergrundes. Die von den älteren Ärzten als Amblyopien oder Amaurosen bezeichneten Leiden, die meist mit völliger Erblindung der Patienten einhergingen, und bezüglich deren Kenntniss die Aerzte selbst gleichfalls im Finstern tappten, erführen fast mit einem Schlage die erforderliche Klärung. Mit Hilfe des Spiegels erkannte Graefe das Wesen der meisten als auf Erkrankung der nervösen bezw. centralen Organe beruhend. Ebenso glückte es ihm, über die Affektion des sogenannten grünen Stars (Glaucom) Licht zu verbreiten und durch eine verhältnissmässig leichte Operation, die sogenannte Iridotomie (Regebogenschneidn), eine für viele Fälle bewährte Heilmethode zu schaffen. Ganz besonders schuf sich Graefe durch seine wenig gelungenen und Aufsehen erregenden Schieloperationen einen

Namen. Nachdem er sich bereits 1852 auf Grund der Abhandlung „über die Wirkung der Augenmuskeln“ an der Universität als Docent hatte habilitieren dürfen, gründete er 1854 das „Archiv für Ophthalmologie“, zu dem er wesentliche Beiträge der Zahl und Bedeutung nach beisteuerte. 1857 wurde er ausserordentlicher, 1866 ordentlicher Professor. Inzwischen hatte Graefe durch seine Publikationen und besonders durch seine genialen Diagnosen und Operationen einen Ruf weit über Europas Grenzen erlangt. Von allen Theilen der Welt pilgerte man zu ihm, um sich entweder in der Technik der Augenspiegel-Untersuchung unterrichten zu lassen oder seiner Meisterhand anzuvertrauen. Die Zahl seiner Schüler und Klienten stieg ins Unberechenbare. Die Anforderungen, welche an Graefes Lehr- und praktische Thätigkeit gestellt wurden, waren riesengross. Um ihnen zu genügen, musste Graefe die Nächte zu Hilfe nehmen. Solchen Strapazen war sein schwacher Organismus auf die Dauer nicht gewachsen. Schon 1861 erkrankte er an einem Anfall von mit Blutrueten verbundener Brustentzündung, was einen längeren Aufenthalt in Baden-Baden erforderlich machte, der jedoch die ersehnte und erhoffte völlige Wiederherstellung nicht brachte. Vielmehr war Graefe seitdem wiederholt von ähnlichen Attacken heimgesucht, ausserdem als der unermüdete Mann sich durchaus keine längere Erholung gönnen mochte und konnte. Erst 42 Jahre alt, erlag er einer rasch fortschreitenden Lungenaffectio. Graefe hat trotz seiner kurzen Lebenszeit um die Augenheilkunde sich unsterbliche Verdienste erworben. Seine Arbeiten sind nicht bloss an Zahl ziemlich herrschlich, sondern jede einzelne ist von fundamentaler Bedeutung. Was er gewesen und geleistet, für seine Wissenschaft wie für die Menschheit, kennzeichnet sich auch durch die Thatsache, dass fast alle hervorragenden Augenärzte und Universitätslehrer der Augenheilkunde aus seiner Schule hervorgegangen sind; nicht nur die deutschen, sondern auch zahlreiche ausländische Aerzte verdanken ihm ihre Spezialausbildung. Wie es vorher zum guten Ton gehörte, nach Paris und London zum Behufe seiner Fachausbildung zu gehen, so wurde durch Graefe Berlin der Wallfahrtsort aller Augenheilkundensüchtigen und Graefes Person der Mittel- und Anziehungspunkt einer unübersehbaren Schar lern- und heilungsbedürftiger Individuen. Mit Recht darf Deutschland auf diesen Sohn, darf Berlin auf seinen grossen Bürger stolz sein.

Julius Pagen.

## Humphrey Davy.

(Geb. am 17. Dezember 1778 zu Penzance in Cornwall, gest. am 29. Mai 1829 zu Genf.)

(Heraus Bildnis No. 263.)

In mehr als einer Richtung ist es heute, am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts, von keinem Interesse, zurückzublicken auf das Leben eines Mannes, der unstreitig eine der glänzendsten Erscheinungen in den ersten Jahren desselben war. Davy war einer der letzten und einer der erfolgreichsten unter den Pionieren der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts geborenen chemischen Wissenschaft; mit ihm erlischt die Reihe der Autodidakten auf diesem Gebiete, welche keine andern Bahnen zu wandern brauchten, als die von ihrem eignen Genie ihnen vorgeschriebenen — alle späteren haben da beginnen müssen, wo ihre Vorgänger aufgehört hatten, und wenn auch viele von ihnen Schule machten, so waren sie alle doch selbst aus irgend einer Schule hervorgegangen. Beispielloos, wie Davys Aufschwung aus eigener Kraft zu der Stellung, welche er schliesslich einnahm, ist auch die blinde Bewunderung, mit der eine ganze Welt ihm zujubelte. Niemals hat vor oder nach ihm ein Gelehrter so bedingungslose Autorität für sich in Anspruch genommen wie er; und dass diese Autorität ihm willig in allen Ländern zugesunden wurde, ist um so auffällender, als gerade er, entgegen dem Zuge seiner Zeit, niemals auch nur den Versuch gemacht hat, den internationalen Charakter der Forschung zu betonen. Einem schimmernden Meteor gleich stieg er am Himmel der Forschung empor; kurz, wie der Glanz eines Meteors, war die Zeit seiner Wirksamkeit und geheimnisvoll wie das Verschwinden einer solchen Erscheinung am Sternenhimmel, war die Art und Weise, wie er, auf der Höhe des Ruhmes stehend, der Welt entrückt wurde.

Es ist überaus schwierig, heute das Wirken Davys in geuechter Weise zu würdigen, denn die Mehrzahl der Entdeckungen, durch welche er seine Zeitgenossen zu stürmischer Bewunderung hinriss, gehören jetzt zu den elementaren Kenntnissen, welche der Anfänger im Studium der Chemie sich zu eigen machen muss; diese elementaren Dinge als Errungenschaften von höchster Bedeutung zu erkennen gelingt nur dem, der sich im Geiste zurückzusetzen vermag in die Zeit, da sie noch nicht ein Gemeingut aller Gebildeten waren. Wer das kann, der wird in Davy bedingungslos ein grosses Genie erkennen, einen jener seltenen Geister, die berufen sind, die Menschheit in ihre Bahnen zu zwingen, ganz gleich auf welchem Gebiete sie ihre Thätigkeit entfalten mögen. Männer, wie Coleridge und Wordsworth vertraten die Ansicht, dass Davy der grösste Dichter

Englands geworden wäre, wenn er, anstatt der Chemie, der Poesie sich gewidmet hätte, und hohe Würdenträger der englischen Kirche bemühten sich, als er schon im Zenith seines Ruhmes stand, ihn zum Eintritt in den geistlichen Stand zu bewegen, weil sie die verbende Kraft seines Geistes für geradezu unwiderrstehlich hielten.

Humphrey Davy wurde am 17. Dezember 1778 zu Penzance in der Grafschaft Cornwall geboren, wo seine Vorfahren seit Jahrhunderten als biedere Bürger gelebt hatten, ohne sich irgendwie auszuzeichnen. Sein Vater freilich, der seines Zeichens ein Holzschützer war, war insofern den Traditionen der Familie untreu geworden, als er dem Müsiggang ergeben war, sein bescheidenes, durch die Sparsamkeit von Generationen angesammeltes Vermögen verthar und die Seinigen in Dürftigkeit zurückliess, als er in noch jungen Jahren plötzlich starb. Der junge Humphrey, welcher sich zunächst durch Unflöss ausgezeichnet hatte, fasste nimmehr den Entschluss, sich emporzuarbeiten, einen Vorsatz, den er mit eismuth Energie durchführte. Er wurde bei dem Apotheker seiner Vaterstadt in die Lehre gegeben und gelangte durch das Wohlwollen begüterter Gönner zur Benutzung verschiedener wissenschaftlicher Werke, die er zunächst ohne Wahl, aber stets mit dem grössten Lerneifer studierte. Gleichzeitig widmete er sich der Dichtkunst, ergötzte immer weitere Kreise durch die Erzählung selbsterfundener Märchen und gelangte nach und nach in den Ruf eines ungewöhnlich aufgeweckten und begabten junger Mannes. Durch einen seiner Gönner wurde er zu einem gewissen Dr. Beddoes, einem angesehenen Arzt in Bristol, in Beziehung gebracht, der neben andern phantastischen Ideen auch die gehalt hatte, die „Pneumatic Institution“ zu gründen, eine Anstalt, in welcher Kranke durch das Einathmen der damals neu entdeckten Gase geheilt werden sollten. Als der junge Davy im Jahre 1798 die Kühnheit gehabt hatte, diesem Dr. Beddoes eine von ihm verfasste Abhandlung einzusenden, in welcher er keinen Geringeren als Lavoisier zu bekämpfen unternahm, machte Beddoes ihm den Vorschlag, als chemischer Leiter der gesagten Anstalt bei ihm einzutreten, ein Anerbieten, welches mit Begeisterung angenommen wurde.

In Beddoes House in Bristol machte Davy die Bekanntschaft vieler Leute, welche später zu grosser Bedeutung gelangten, aber sein chemisches Debut war zunächst ein grosser Misserfolg. Seine Streit-

schrift gegen Lavoisier erfuhr eine geradezu vernichtende Kritik, welche aber, weit davon entfernt, den jungen Forscher zu entmutigen, ihm zu einer für sein ganzes Leben heilsamen Lehre wurde.

Die Atmungsversuche, welche Davy mit verschiedenen Gasen zunächst an sich selbst anstellte, hatten in wiederholten Fällen sehr böse Folgen; aber an einem Gase, dem damals soeben neu entdeckten Stickstoffoxydul, beobachtete Davy die merkwürdige Eigenschaft, nicht nur respirabel zu sein, sondern auch beim Einatmen das Gefühl grossen Behagens zu erzeugen. Diese Entdeckung, welche Davy zusammen mit seinen Studien über die Oxyde des Stickstoffs überhaupt veröffentlichte, erregte das grösste Erstaunen und lenkte die Augen der weitesten Kreise auf den kaum 23jährigen Forscher.

Inzwischen war im Jahre 1799 in London durch den auch als Physiker bekannten internationalen Philanthropen Grafen Rumford eine Gesellschaft gegründet worden, welche sich „Royal Institution“ nannte und in wesentlichen wohltätigen Zwecken dienen sollte. Ihre Mitglieder gehörten der vornehmsten Gesellschaft Londons an und ihre Mittel waren bedeutend. Auf Rumfords Veranlassung errichtete die Gesellschaft in ihrem Hause ein Laboratorium und veranlasste die Abhaltung wissenschaftlicher Vorträge in einem zu diesem Zwecke eingerichteten Hörsaal. Diese Gesellschaft nun — welche, nebenbei gesagt, vor wenigen Wochen das Fest ihres hundertjährigen Bestehens auf das glanzendste gefeiert hat — war es, welche, wiederum auf Veranlassung Rumfords, den jungen Davy aus Bristol nach London berief und ihm, zunächst unter den bescheidensten Bedingungen, die Gelegenheit zu voller Entwicklung gab. In der That hat Davy viele Jahre lang in dem Hause der Gesellschaft gewohnt und sein ganzes Leben lang in dem Laboratorium derselben gearbeitet.

In den ersten Jahren seiner Thätigkeit für die Gesellschaft erhielt Davy seine Aufgaben von dem Vorstande derselben; immer hat er es verstanden, denselben interessante Seiten abzugewinnen und überraschende Lösungen herbeizuführen. Einer dergleichen Aufgaben sind z. B. seine Studien über die Bedeutung der Chemie für die Landwirtschaft entsprungen, Studien, welche Jahrzehnte später von Liebig in ungleich grossartigerer Weise wieder aufgenommen worden sind, welche aber immerhin das Verdienst hatten, die Augen der Welt auch auf diese Anwendung der Chemie zu lenken. Die grössten Erfolge aber blieben Davy auf den Gebieten vorbehalten, deren Bearbeitung er sich frei gewählt hatte.

Gleich im Beginn seiner Arbeit in der Royal Institution hatte Davy es unternommen, die chemischen

Wirkungen des elektrischen Stromes zu erforschen. Hier hat er vollkommen bahnbrechend gewirkt. Wir verdanken ihm die Feststellung aller jener Thatsachen, welche heute noch die Grundlagen der wieder in den Vordergrund des Interesses getretenen Elektrochemie bilden. Auf diesem Gebiete errang er auch seinen ersten grossen Erfolg, der ihn mit einem Schlage zu einem der berühmtesten Chemiker seiner Zeit machte. Es war dies die ihm im Oktober des Jahres 1807 gelangene Entdeckung der Alkalimetalle Kalium und Natrium, welche er mit Hilfe des elektrischen Stromes aus ihren Hydroxyden abschied. Nicht minder bedeutend war die Untersuchung, durch welche es Davy im Jahre 1810 gelang, den Nachweis zu führen, dass das schon 1774 von Scheele entdeckte Chlor, dessen Natur vollkommen missdeutet worden war, ein Element sei. So verdanken wir Davy die richtige Erkenntnis der beiden Elemente, welche in ihrer chemischen Verbindung eine der am weitesten verbreiteten Substanzen, nämlich das Kochsalz, erzeugen, des Chlors und des Natriums.

Zu den wichtigsten Aufgaben Davys in seiner Stellung gehörte es, nicht nur seine eigenen Entdeckungen, sondern Gegenstände aus dem Gebiete der Chemie überhaupt in populären Vorträgen den Mitgliedern der Gesellschaft verständlich zu machen. Gerade dieser Aufgabe widmete der junge Forscher sich mit besonderem Eifer. Mit einer heute kaum mehr verständlichen Begeisterung schildern Davys Zeitgenossen seine hinreissende Beredamkeit, die Klarheit und Schönheit seiner Sprache, die Anschaulichkeit der von ihm vorgeführten Experimente. Unzweifelhaft ist Davy der Begründer jener unübertroffenen Schule von Popularisatoren der Wissenschaft, durch welche England sich im ganzen Verlaufe des Jahrhunderts ausgezeichnet hat.

Im Gegensatz zu seinem Zeitgenossen Cavendish, welchen, durch Geburt und Veranügen zur ersten Gesellschaft seines Landes gehörig, es vorzog, in seinem Laboratorium zum Einsiedler zu werden, fand Davy das höchste Vergnügen darin, sich in der eleganten Welt zu bewegen, deren Mitglied er durch seine Anstellung bei der Royal Institution geworden war. Durch seine im Jahre 1812 erfolgte Erhebung in den Adelstand, sowie durch die im gleichen Jahre stattgefundene Vermählung mit einer der reichsten Erbinnen seiner Zeit (seiner Nichte Sir Walter Scotts) befestigte er nicht nur seine Stellung in dieser ihm unentbehrlich gewordenen Gesellschaft, sondern erlangte auch die Mittel, welche ihn in den Stand setzten, auf jeden pekuniären Gewinn aus seiner wissenschaftlichen Arbeit zu verzichten und seine bis dahin besoldete Stellung nur noch als Ehrenamt zu bekleiden. Sein wissenschaftlicher

Eifer aber erfuhr durch diese Veränderung seiner Verhältnisse nicht die geringste Einbusse. Sogar auf den grossen Reisen, welche er nun, einem langgehegten Wunsche folgend, mit dem ganzen Pompadour vornehmen Manne unternahm, führte er stets ein transportables Laboratorium bei sich, und manche seiner wichtigsten Entdeckungen der späteren Zeit sind auf diesen Reisen zu stande gekommen.

Die Zeit der höchsten Schaffensfreudigkeit Davys fällt in die Jahre 1813—1815, welche er fast ganz auf Reisen zubrachte. Nachdem er im Beginn des Jahres 1813 noch in London die Natur der Fluorwasserstoffsäure und den elementaren Charakter des ihr zu Grunde liegenden Fluors wiederum auf elektrolytischem Wege erkannt hatte, führte ein glücklicher Zufall ihm das zu, was sarkastisch als „seine grösste Entdeckung“ bezeichnet worden ist, nämlich seinen Assistenten Michael Faraday, der als armer Buchbinderlehrling sich von dem Geiste des grossen Forschers angezogen fühlte und dazu bestimmt war, ihn als sein Nachfolger an Bedeutung für die Wissenschaft nach zu übertreffen. Begleitet von diesem ausgezeichneten Gehilfen sowie von seiner Gattin unternahm Sir Humphrey Davy im Herbst des genannten Jahres eine grosse Reise auf dem Kontinent und verlebte zunächst mehrere Monate in Paris, wo er trotz der gespannten Beziehungen zwischen England und Frankreich mit offenem Arme empfangen wurde. Im täglichen Verkehr mit dem glänzenden Kreise von Forschern, der sich damals in Paris gebildet hatte, mit Gayton de Morveau, Fourcroy, Vauquelin, Cuvier, A. v. Humboldt, Chevreul, Thénard, Gay-Lussac, Berthollet, Laplace, Ampère u. a., empfing Davy eine Fülle von Anregungen. Durch Ampère wurde ihm eine Probe eines kurz vorher von dem Seifensieder Courtois in der Asche von Seepflanzen entdeckten Produktes übergeben, welches er mit der ihm eigenen Schnelligkeit untersuchte und als ein neues Element erkannte, dem er den Namen Jod gab. Dadurch erregte er freilich den Unwillen Gay-Lussacs, der über den gleichen Gegenstand arbeitete, sich aber seinerseits sechs Jahre früher als unberufener Teilnehmer in Davys Untersuchungen über die Alkali-metalle eingemischt hatte.

In weitem Verlaufe dieser denkwürdigen Reise eines Forschers führte Davy u. a. in Rom grundlegende Untersuchungen über die Natur der von den Römern benutzten Farbstoffe aus.

Im Frühjahr 1815 nach London zurückkehrend, fand Sir Humphrey die Veranlassung zu seinem letzten und grössten Triumph. Eine Reihe der fürchterlichsten Schlagweiterexplosionen in Bergwerken hatte das ganze Land in die grösste Aufregung versetzt und man wandte sich an Davy um Ausgabe

eines Mittels zur Abhilfe. Mit Begeisterung ergriff er die neue Aufgabe, die er mit der ganzen Sicherheit seiner Meisterschaft in kürzester Zeit löste. Er erforschte das Problem der Verbrennung und konstruierte auf Grund der gewonnenen Resultate die berühmte Sicherheitslampe, jenes unentbehrliche Werkzeug des Bergmanns, dem wir sicher die Rettung zahlloser Menschenleben verdanken. Jubelnd begrüßte nun nicht mehr die Welt der Gelehrten, sondern das ganze Volk die Erfindung des grossen Forschers, dessen Verdienst durchaus nicht verringert erschien, als sich herausstellte, dass George Stephenson, der spätere Begründer des Eisenbahnwesens, unabhängig von Davy eine ähnliche, wenn auch weniger vollkommene Sicherheitslampe konstruiert hatte. Davy lehnte es ab, seine Erfindung zu patentieren. Ein ihm von den Kohlenbergwerksbesitzern Englands überreichtes silbernes Tafelservice bildete den Ausdruck der Dankbarkeit seiner Mitbürger, die Erhebung zum Baron die Anerkennung des Staates.

Mit dieser menschenfreundlichen That Davys beginnt der Stern seines Glückes noch rascher zu erbleichen, als er aufgedauert war. Den ersten glücklichen Jahren seines ehelichen Lebens folgte eine Zeit wachsender Entfremdung zwischen den Gatten. Ein rätselhaftes Nervenleiden, dessen Natur unerklärt bleibt, bescheidet den grossen Forscher, indem es zwar in keiner Weise seinen Geist, wohl aber seine körperliche Kraft schrittweise vernichtet. Im Jahre 1825 entschliesst er sich, die Heimat wieder zu verlassen und in milden Klimaten Heilung zu suchen. Einsam und ruhelos, nur von seinem Arzt begleitet, schweift er fünf lange Jahre in Italien und den Alpenländern umher, bald hier, bald dort Genesung erhaltend. Erst im Frühling des Jahres 1829 gelangt es ihm, seine Gattin, welche bis dahin die Freuden der Londoner Geselligkeit den Pflichten einer Pflegerin des erkrankten Lebensgefährten vorgezogen hatte, dazu zu bewegen, ihn in Italien zu treffen. In ihrer Gesellschaft überschreitet er die Alpen und gelangt nach Genf, wo sich eine plötzliche Besserung zeigt, die aber nur der Vorbote der bevorstehenden Auflösung ist. In den ersten Morgenstunden des 29. Mai 1829 beschleust der Tod dieses kurze, aber an glänzenden Erfolgen überreiche Leben.

Sir Humphrey Davy war ein self-made man in des Wortes schönster und edelster Bedeutung. Man hat von ihm gesagt, dass er dem Glücke mehr verdankte als seinem persönlichen Verdienst — sehr mit Unrecht, denn sein Verdienst bestand zum grossen Teile gerade darin, dass er mit unfehlbarer Sicherheit das Glück zu ergreifen wusste, welches nach dem Worte des Dichters immer da ist. Kein Forscher

hat wie er es verstanden, seinen Arbeiten den Stempel seiner Persönlichkeit so unverkennbar aufzudrücken. Mit grösserem Rechte hat man ihm vorgeworfen, dass Eitelkeit und unersättlicher Durst nach Ruhm die stärksten Triebfedern seines Schöpfers waren, aber es fehlt sicher auch nicht an grossen und schönen

Zügen in seinem Charakter und die Welt hat kein Recht, ihm Schwächen vorzuwerfen, die dazu beitragen, ihn zu dem Grassen, das er vollbrachte, anzuspornen. So lange es eine chemische Wissenschaft geben wird, wird Sir Humphrey Davy zu ihren Pflanzern gerechnet werden!

Otto N. Witt.

## Hans Christian Oersted.

(Geb. am 14. August 1777 zu Rudkøbing auf der Insel Langeland, gest. am 6. März 1851 zu Kopenhagen.)

(Hierzu Bildnis Nr. 363.)

In der Geschichte der menschlichen Erkenntnis giebt es Weihenstunden, da ein ganz neues Forschungsgebiet, eine „neue Wissenschaft“ sich aufthut. Dem neunzehnten Jahrhundert hat es nicht an solchen Momenten gefehlt. Aber es giebt noch eine zweite Reihe des Augenblicks: dann, wenn zwei grosse, alte Wissenschaften sich vereinigen; wenn eine neue Thatsache plötzlich wie eine Klammer getrennte Gebiete aneinander schmiedet, dass sie fortan für eines zählen. Gerade diese Augenblicke haben eine eminente philosophische Bedeutung. Die Besonderheiten unserer Forschungswege spiegeln letzten Endes ja doch nur die Natur, die Welt selbst. Lenken zwei seit Alters gesonderte Wege dort jäh in einet zusammen, so sind wir innerlich ein Stück weiter in der Gesamtaufassung von Natur und Welt als einer Einzelheit, wie nähern uns dem grossen Ziel, in dem sich seit Jahrtausenden der tiefste Kern von Religionen, philosophischen Systemen und weltumfassender Dichtung immer wieder mit der schlichten Naturforschung begegnet ist: der Idee des „Kosmos“, des geordneten einheitlichen Weltganzen. Der Name des Dänen Oersted weckt die Erinnerung an einen der grossartigsten Zusammenschlüsse dieser Art, die unser Jahrhundert erlebt hat. Die Wissenschaft von den elektrischen Erscheinungen berührte sich mit der Wissenschaft von den magnetischen Erscheinungen. Das Wort „Elektromagnetismus“ bezeichnet harscharf den Bund. Oersted war der erste Mensch, der mit klarem Bewusstsein eine elektromagnetische Thatsache gesehen hat. Wenn man einmal etwas paradox das neunzehnte Jahrhundert bloss auf seine Technik hin werfen will, so lässt sich nahezu sagen: damals, als Oersted vor dieser Thatsache stand, ist das neunzehnte Jahrhundert erst geboren worden.

Wie befanden uns im Winter von 1819 auf 1820. Ein Professor der Physik zu Kopenhagen macht seinen Zuhörern Experimente vor. Die Physik der Zeit verfügt über zwei Thatsachen. Auf der einen Seite verfügt sie über die Magnetnadel, — also eine

Thatsache aus dem Gebiete des Magnetismus. Dieser Besitz sieht bereits auf eine lange Geschichte zurück. Jedermann kennt die ausserordentliche Bedeutung der Magnetnadel mit ihrer durch den Erdmagnetismus bestimmten Richtung für die Schifffahrt. Das Wort Kompass sagt hier alles: und dieser Begriff reicht jetzt schon über Kolumbus zurück bis auf die alten Chinesen weit jenseits von Christi Geburt. Umgekehrt ist die zweite Thatsache ganz jung. Rund dreissig Jahre vorher, durch einen glatten Zufall, ohne Wollen und bis zuletzt ohne Einsicht, hat Galvani, der Anatom von Bologna, die Thatsache entdeckt, dass sich durch die Berührung zweier Metalle ein elektrischer Strom herstellen lasse. Rund zwanzig Jahre vorher hat im Anschluss daran Volta, abermals ein Italiener, aber ein Physiker, mit klarer Einsicht die Methode und den Apparat kennen gelehrt, wie ein dauernder elektrischer Strom jederzeit beliebig zu erzeugen ist, also fortan in der Gewalt des Menschen steht. Unter Oersteds Händen jetzt gerath einfach diese neue elektrische Thatsache und jene alte magnetische Thatsache in Berührung miteinander. Der Metalldraht, in dem der von Galvani und Volta glücklich eroberte geschlossene elektrische Strom fließt, gerät irgendwie in die Nähe einer frei beweglichen Magnetnadel. Die Magnetnadel wird beeinflusst durch den Strom, sie wird aus ihrer gewohnten Richtung abgelenkt. Das ist aber das Grundphänomen des ganzen Elektromagnetismus. Elektrizität und Magnetismus haben sich gefunden, um nie mehr von einander zu lassen. Der Mensch wird jetzt als Techniker Herr des Ganzen werden, da er weiss, dass er ihm von beiden Seiten auf den Hals rücken kann. Die physikalische Theorie der Zeit war noch nicht weit genug entwickelt, um die grosse Entdeckung bewusst erzeugen zu können. Der Zufall, der den Leitungsdraht über die Magnetnadel brachte, musste mithelfen. Gleichwohl lag im inneren Zug der Dinge vom Augenblick an, da man beides: Strom und Nadel, besass, auch

die Notwendigkeit dieses Zufalls. Einem musste er begegnen. Nun traf er einen Physiker bereits von Ruf, der die Bedeutung zu begreifen im Stande war, die Sache im rechten Ton veröffentlichte und die Debatte in Fluss brachte. Das ist Oersted's Verdienst. Man fühlt bei ihm stärker und weniger verschleiert, dass im Entdecken eigentlich eine Mission liegt. Der Entdecker ist die Stimme eines Fatums, das hinter ihm steht. Wir freuen uns, wenn es wenigstens eine menschlich sympathische Gestalt ist, über die der Glanz fließt. Und das war Oersted.

Wenn man von seiner „Entdeckung“, von dem grossen Schutzug im Leben des Menschengenies, der ihn als Träger entdeckte, absieht, so war er kein führender Geist, aber eine tiefe und lebenswürdige Persönlichkeit. Er stammte aus einer Apothekerfamilie und Apotheker hatte er eigentlich auch selber werden sollen. Aber in sein Leben kam ein grüsserer Zug, als dieser ahnare, aber enge Beruf verspricht. Nachdem er seine ersten Studien erledigt, erlaubte ihm ein Stipendium, nach dem Brauch der dänischen Verhältnisse von damals das einzige Mittel, etwas höher und freier hinauf zu kommen, glückliche Reisejahre, nach Holland,

nach Deutschland, nach Paris. Dann wurde er Professor der Physik in Kopenhagen, später Direktor der Polytechnischen Schule, zuletzt Staatsrat und wie die Titel des auch äusserlich grossen Mannes alle hiessen. Die Wissenschaft, in der er arbeitete, dankt ihm gute, obwohl nicht über ein gewisses Mass hinaus steigende Sachen auch ausserhalb jener fundamentalen Entdeckung. Das Wichtigste sind seine Untersuchungen über die Wirkung des Druckes auf Flüssigkeiten. Aber in Kopenhagen und allmählich auch bei uns in Deutschland schätzte man noch ganz andere Seiten an ihm. Er wirkte unermüdlich als Popularisator der strengen Forschungsergebnisse. Und in dieser Linie lehrte sich dann der Philosoph, nicht zum wenigsten auch der gemüthlichste Dichter in ihm aus. Schelling ist für ihn massgebend geworden. Sein Buch „Der Geist in der Natur“ fasst alles zusammen, was er nach dieser Seite zu geben hatte. Der aufstrebende Materialismus des Jahrhunderts bekämpfte ihn. Er teilt aber vielleicht das Schicksal dieser ganzen naturwissenschaftlichen Nachfolge Schellings, dass gewisse ihrer geläuterten Ideen noch einmal im kommenden Jahrhundert das Sesam tönen wird, das Berge öffnet.

Wilhelm Böhme.

## Kuno Fischer.

(Geb. am 23. Juli 1824 zu Sandewalde in Schlesien.)

(Hierzu Bildn. No. 265.)

Wenn man von der Blüte der modernen Geschichtsschreibung spricht, so pflegt man dabei allgemein an die Stratumgeschichte und ihre grossen Erzähler zu denken. Die Thaten des geistigen Lebens dagegen mit ihrem überwiegenden theoretischen Interesse entziehen zu sehr des farbigen Reizes der Welt der Ereignisse, um der Historie, die ja nach Ranke's bekanntem Ausspruch Kunst und Wissenschaft zugleich sein soll, die Betätigung der ersteren Eigenschaft in hervorragender Masse zu vergönnen. Es giebt bahnbrechende Werke geistesgeschichtlichen Inhalts, denen bei aller Gediegenheit und Abgeklärtheit der Darstellung doch die Kraft lebendiger Menschen- und Thatenschilderung fühlbar mangelt. Diese anscheinend notwendige Schranke in seinem Arbeitsbereich siegreich durchbrochen und dadurch die Geschichtsschreibung der Philosophie auf einen die benachbarten Gebiete überragenden Gipfel gehoben zu haben, ist die individuelle Leistung Kuno Fischers, der in der gleichwertigen Verbindung von produktivem philosophischem Denken, grundlegender

wissenschaftlicher Forschung und künstlerischer Gestaltungskraft unter den Historikern unseres Jahrhunderts eine nahezu einzige Erscheinung ist.

Zur rechten Stunde hat Kuno Fischer in die Geschichte der deutschen Philosophie eingegriffen. Um die Mitte des Jahrhunderts, als auf die Vorherrschaft der grossen spekulativen Systeme der radikale Rückschlag gefolgt war, sahen sich die tieferen Geister zur Wiedergewinnung der verlorenen Position auf den Weg einer gründlichen kritischen Selbsterkenntnis gewiesen. Hier bot sich der eminent historischen Anlage Fischers das geeignete Feld; als der schöpferische Ausdruck einer solchen positiv gefassten Selbstkritik erscheint heute dem rücksehenden Blicke seine „Geschichte der neueren Philosophie“, die als Motto den Ausspruch Goethes tragen dürfte, dass die Geschichte einer Wissenschaft die Wissenschaft selber sei. Sein Werk ist in seinem tiefsten Gehalt eine von Stufe zu Stufe aufsteigende Ergründung der prinzipiellen Lösungen, die die zentralsten Denkprobleme in den Weltanschauungen der

letzten Jahrhunderte gefunden haben, ein gross angelegter Rechenschaftsbericht über das Bleibende und das Vergängliche in dem gewissen Ertrage der philosophischen Gesamtarbeit. Eben dadurch hat es die erneute Überzeugung von dem unersetzlichen wissenschaftlichen Werte der Philosophie in vorderster Reihe erkömpten helfen und der allmählich wieder erstarkenden Beschäftigung mit philosophischen Fragen einen festen Rückhalt geschaffen — eine entscheidende Wirkung, die am auffälligsten und nachhaltigsten 1860 von seiner Darstellung der Philosophie Kants ausgegangen ist; sie eröffnete den Zeitgenossen das Verständnis für die grundlegende Bedeutung der Erkenntnistheorie und gab so dem charakteristischen Streben der philosophischen Forschung der nächsten Jahrzehnte recht eigentlich die Richtschnur, der sich weder Freund noch Feind haben entziehen können. Und dieser Einfluss ist voraussichtlich noch lange nicht am Ende; erstere doch Hegels lange verkannte und schmerzlich entbehnte Lehre erst jetzt unter Fischers Händen zu neuem Leben!

Um einen Erfolg von solcher Tragweite zu erlangen, bedurfte es freilich einer so grossen und tiefen Auffassung geschichtlichen Lebens, wie sie dem Werke Fischers zu Grunde liegt. Den epochenmachenden Gedanken Hegels, wonach in jedem der weltkundigen philosophischen Systeme ein zwar einseitiges, aber notwendiges Moment der vollen Wahrheit zur Geltung kommt, hat er bis in seine letzten Konsequenzen durchgedacht und durchgeführt. „Ein fortschreitender Bildungsprozess — so lehrt er — kann nur begreifen werden durch einen fortschreitenden Erkenntnisprozess; dieser Bildungsprozess ist der menschliche Geist, dieser Erkenntnisprozess ist die Philosophie als Selbsterkenntnis des menschlichen Geistes.“ Daraus erhellt, dass die Philosophie gerade in der geschichtlichen Reihe der Systeme ihr Wesen entfalten muss, ohne es in irgend einem zeitlichen Abschnitte zu erschöpfen; vielmehr entspringen aus jeder Lösung der notwendigen Probleme der Menschheit mit sachlicher Folgerichtigkeit immer neue und tiefere Probleme. In den widerstreitenden Systemen aber wurden die Widersprüche im Kulturleben der Zeiten zu prinzipiellem Ausdruck gebracht und so von innen heraus überwunden. Von diesem Standpunkte aus ist es Fischer gelungen, die tragenden Gedanken im Entwicklungsgange der neuere Philosophie mit sicherem Griff herauszuheben und auch den seinen eigenen Anschauungen ferne liegenden Leistungen, wie der von Bacon eingeleiteten englischen Erfahrungsphilosophie, in trefflicher Charakteristik gerecht zu werden.

Das Werkzeug, mit dem er sich des eigentümlichen Gehalts der unter einander so weit verschiedenen Systeme bemächtigt hat, ist die Gabe einer

kongenielen Intuition, wie sie in solcher Vollendung weder einem Vorgänger noch einem Nachfolger eigen gewesen ist. Von Anfang an hat er es als seine Hauptaufgabe empfunden, die fremden Gedankengänge in sich selber nachzuerleben und dann im originalen Geiste ihrer Urheber wiederzuerzeugen; seine Rekonstruktion eines Systems giebt sich niemals als seelenloses Referat über das fertige Objekt, sondern stets als belebende Neuschöpfung, die sich in die bewegende Grundidee versenkt und dem organischen Wachstum dieses Kerns bis zum ausgeprägten systematischen Gebilde nachgeht. Zu der Darlegung der allgemeinen historischen Zusammenhänge ist deshalb in Fischers Geschichtsschreibung im Laufe der Jahre mehr und mehr — als ergänzender Faktor und daneben als Schutzwehr gegen dialektische Gewaltsamkeit — die Kennzeichnung der individuellen Geistesanlage der Denker getreten; er zeigt überall, wie die Heroen der Philosophie zwar auf dem Grunde der historischen Ererbschaften stehen und die von der Zeit ihnen anvertraute Sendung erfüllen, wie sie aber zugleich ihren Schöpfungen das konkrete Gepräge ihrer eigensten Persönlichkeit verleihen und ihr Werk schliesslich in einer reizvollen Verschmelzung notwendiger und freier Züge in den Besitz der Nachwelt übergebt. Diese mit seltener Meisterschaft getriebene Herausarbeitung des biographisch-psychologischen Untergrundes ist namentlich auch seinen Beiträgen zur Geschichte der Poesie zu Gute gekommen, deren Behandlung ihm sein starker ästhetischer Trieb von jeher zur Herzenssache gemacht hat; seine Shakespeares und den deutschen Klassikern gewidmeten Monographien sind Zeugnisse einer ins Innere der Dichtungen dringenden, für die inneren Regungen der Dichtersseele empfänglichen Einfühlung und nicht minder einer so reichhaltig-ernsten Forschung, dass z. B. sein Buch über Goethes Faust gerade nach der historisch-kritischen Seite hin bei entscheidender Probe sich als eigentliches Grundwerk der unerlösten Faustliteratur bewährt hat.

Auf der Pflanzzeit, jeder Erscheinung durch Einsicht in ihre Entstehung das Rätsel ihres Seins abzunutzen, beruht die Wirkung des eigenartigen Stils, durch dessen Ausbildung Fischer die wissenschaftliche Prosa bereichert und seine Werke dem eisernen Bestande unserer Nationalliteratur eingefügt hat; hier liegt auch das Geheimnis seiner grossartigen, von der vollen Macht über das gesprochene Wort unterstützten Lehrertolge. In seiner Darstellung verkörpert sich sinnfällig das sein gesamtes Denken beherrschende Prinzip der Entwicklung; was man an ihr stets gerühmt hat: klare Architektonik, strenge Einfachheit und Objektivität, lichtvolle Präzision — das Alles sind Vorzüge, die in dem lebendigen Erfassen der Sache selbst ihre Wurzel haben. Die Knappheit und

Glanz eindrucksvoll verbindende, alle Schwierigkeiten spielend bewältigende Schönheit seiner Sprache ist deshalb keineswegs ein formaler Schmuck seiner Ausführungen; erst aus der durchgreifenden Einheit von Gedanken und Ausdruck konnte die hohe Durchgeistigung des Stoffes hervorgehen, die er erreicht hat. Selbst die Bearbeitung eines so abstrakten Themas, wie sie sein Lehrbuch der Logik enthält, wird durch die Kunst seiner Formgebung zu einer auf jeder Seite fesselnden Lektüre; die einzelnen Begriffe treten mit so handgreiflicher Anschaulichkeit vor das Auge des Lesers, dass sie etwas wie dramatisches Leben gewinnen und ihren Inhalt selber zu entwickeln scheinen. Dieses geistvolle Buch, das die kritische Fundamentierung der Metaphysik frühzeitig als eine der modernen Philosophie obliegende Aufgabe erkannt und sich scharfsinnig an ihr versucht hat, ist Fischers wertvolle Leistung auf systematischem Gebiete. Daneben muss eine sachgemäße Ertüchtigung seiner theoretischen Arbeit vor allem an die tiefgründigen, höchst instruktiven Beurteilungen erinnern, worin er die Denkrichtungen der Neuzeit sowohl auf ihren Wahrheitsgehalt als auch auf ihre Lücken und Widersprüche hin geprüft und damit wichtige Gesichtspunkte zur Klärung der philosophischen Grundprobleme aufgestellt hat.

Das Leben Kuno Fischers ist an zeitgeschichtlich wie persönlich interessanten Thatsachen so reich, dass es ihm föhlich den Stoff zu Memoiren bieten konnte. In Halle, wo er seit 1844 studierte, hat er eine lehrreiche und anziehende Nachblüte der Hegelschen Philosophie erlebt und in dieser mit dem Instinkte des echten Talents die seinem Denken gemäÙe Weltanschauung erkannt. 1847 promovierte er mit einer feine dialektische Meisterschaft bekundenden Arbeit über Platon Parmenides; ihr folgte 1849 in der Schrift „Diotima, die Idee des Schönen“

eine mit feurigem Enthusiasmus entworfene Zeichnung seiner ästhetischen Gedankenwelt. 1850 in Heidelberg habilitiert, erlang er als Redner wie als Schriftsteller zugleich aufsehenerregende Erfolge; allein eben diese wurden ihm verhängnisvoll — theologische Denunziation, die ihm bei der damaligen reaktionären Regierung des Atheismus bezüchtigte, führten 1853 das Verbot seiner Vorlesungen herbei. In zwei Streitschriften von wahrhaft Lessingscher Schärfe vollzog der junge Märtyrer der Lehrfreiheit an dem Urheber der schmerzvollen MäÙregel ein verächtliches Gericht; die aufgedrungene Musse aber verwandte er zielbewusst auf die rasche Fortführung seines von den Besten mit warmer Anerkennung begrissenen Geschichtswerkes. 1856 erhielt er den für sein weiteres Schicksal bestimmenden Ruf nach Jena; an dieser sterberühmten Pflegestätte der Philosophie hat er ein halbes Menschenalter hindurch eine mächtige Wirksamkeit entfaltet und die Erlönerung an die große Zeit eines Nichte und Schelling wieder heraufgeführt. 1872 geschah der letzte Schritt zur Sühnung der alten Unbill: die Universität Heidelberg gewann ihm sich zurück, und hier ist er bis zum heutigen Tage verblieben, unner Ablehnung mehrfacher Berufungen nach hauptstädtischen Hochschulen, in vielseitiger und vielbewundener akademischer und literarischer Thätigkeit. In jedem Jahrgang seiner zahlreichen Hörerscharen hat er seither von neuem Vertiefung und Begeisterung geweckt; auch unsere Ehren sind ihm reichlich, wie selten einem deutschen Gelehrten, zu teil geworden, und die gerechte Würdigung seines Lebenswerkes innerhalb und ausserhalb der Fachkreise hat alle Schwankungen der Tagesmeinung überdauert. Unzweifelhaft gehört Kuno Fischer zu den glänzendsten Vertretern, deren sich das deutsche Geistesleben am Ausgange des Jahrhunderts röhmen darf.

Hugo Falkenstein.

## Ferdinand Gregorovius.

(Geb. am 19. Januar 1811 zu Neidenburg, gest. am 1. Mai 1891 zu München.)

(Hierzu Bildnis No. 265.)

FERDINAND GREGOROVIVS stammt aus MäÙren, und die ersten Eindrücke seiner Jugend sind von tiefem und nachhaltigem Einfluss auf ihn gewesen. Romantik und historisches Leben treten ihm früh entgegen. Er ist aufgewachsen in einem alten Schlosse des deutschen Ordens, dessen Herstellung sein Vater bei dem Oberpräsidenten von Schöu erwirkt hatte, und er sah als Knabe den heroischen Kampf der Polen gegen ihre russischen

Unterdrücker in nächster Nöhe. Im Jahre 1838 bezog er die Universität Königsberg, um Theologie zu studieren, allein er blieb dieser Wissenschaft, obwohl er ein theologisches Examen bestanden hat, innerlich durchaus fern und warf sich vielmehr, namentlich durch Rosenkranz angeregt, auf das Studium der Geschichte, der Philosophie und der Literatur. In dem in den vierziger Jahren so bedeutenden geistigen Leben Königsbergs spielte der

junge Mann, welcher an einer Mädchenschule eine Stelle gefunden hatte, eine nicht unbedeutende Rolle. Seine schriftstellerische Arbeiten aus dieser Zeit, meistens belletristischer Art, sind indessen heute, mit Ausnahme seiner Geschichte Hadrians, alle vergessen. Auch politisch war er damals thätig und zwar im Sinne der demokratischen Partei.

Alein seit vielen Jahren lebte in ihm eine immer stärker werdende Sehnsucht nach dem Süden und seiner Schönheit, und so brach er 1852, angewidert von den in Königsberg doppelt traurigen Zuständen, welche die Reaktion nach dem Scheitern der Revolution von 1848 heraufgeführt hatte, alle Brücken hinter sich ab und gieng nach Italien, zunächst ohne festen Plan, ohne Anhalt, ohne Mittel. Ein plötzlicher Föhnfall führte ihn nach Corsika. Hier fand sein Gemüth die Berruhigung, nach der es durstete und zugleich sein Geist den langgesuchten Stoff der Betätigung.

Das zweibändige Werk, in dem er seine Studien über Corsika zusammenfasste, ist eine Perle unserer Literatur, und man darf wohl sagen, dass es der gebildeten Welt zuerst jene merkwürdige Insel erschlossen hat. Es wurde bereits in Rom abgefasst, wo er seinen dauernden Aufenthalt nahm, und eröffnet die Reihe jener bezaubernden Skizzen, welche später als „Wanderjahre in Italien“ zusammengelassen worden sind und die in der überreichen Literatur über Italien eine Gruppe für sich bilden. Wenige unter Einheimischen und Fremden haben Italien so genau gekannt wie Gregorovius. Er schildert schlicht, jedoch mit scharfer Beobachtungsgabe, Land und Volk und wie sie durch das Zusammenwirken von Natur und Menschenwerk und -Schicksal geworden sind. Ueber alles aber breitet er einen eigentümlichen poetischen Zauber. Es strömt ein gutes Stück Dichter in ihm, und seinem poetischen Gestaltungstrieb verdanken wir nicht nur die Uebersetzung der Lieder des Giovanni Meli von Palermo, sondern auch die liebliche Idylle Euphorion. Von Anfang an aber bildete Rom den eigentlichen Gegenstand seiner Studien; mit Eifer und Andacht versenkte er sich in die Betrachtung der Kunstschätze

und Paläste, des Lebens und der Ruinen, bis ihm daraus endlich der Plan seiner „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“ erwuchs.

Selten ist ein Historiker so vom Geschick begünstigt worden wie Gregorovius. Niemand wird nach ihm diese Geschichte in gleichem Geiste schreiben können. Als er mit der Arbeit begann, stand das mittelalterliche Rom noch völlig aufrecht da; heute ist es bereits fast aus der Welt verschwunden. Diese Geschichte Roms ist ein gewaltiges Werk, trotz mancher Mängel voll tiefer und umfangreicher Forschung, vor allem aber von hohen und weiten, wahrhaft welthistorischen Gesichtspunkten, und alle die Schwierigkeiten, welche dem Protestanten das Urtheil über die Italiener bereiten mussten, sind auf das glänzendste überwunden. Gregorovius stand als freier Mann über dem allen, und es war der Ausdruck wohl begründeter Dankbarkeit, als ihm das zur Hauptstadt Italiens gewordene Rom 1876 das Ehrenbürgerrecht verlieh. Etwa um dieselbe Zeit kehrte dann Gregorovius in die deutsche Heimat zurück und nahm seinen dauernden Aufenthalt in München, doch nicht, ohne fast alljährlich einige Monate in Rom zu verleben. Nachdem er noch einige Nachträge zu seinen römischen Arbeiten, wie die Biographie der Lucrezia Borgia, veröffentlicht, unternahm er im Jahre 1880 eine Reise nach Griechenland und zwei Jahre später eine andere nach dem moslimischen Orient, denen wir eine Anzahl von Aufsätzen im Sile der Wanderjahre verdanken und begann dann sein zweites historisches Hauptwerk, die Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter. Es ist in seiner Art nicht minder bedeutend als das erste, obwohl der vielfach dunkle Stoff den Verfasser häufig gezwungen hat, die Lücken unserer Kenntnis durch geistvolle Kombinationen und allgemeine Erwägungen zu überbrücken. Wenn hier der grosse Hintergrund des Papsttums fehlt, so bot dafür die Mannigfaltigkeit der merkwürdigen kulturhistorischen Erscheinungen, die auf griechischem Boden im Mittelalter zu Tage traten, wenigstens einen gewissen Ersatz.

Franz Rühl.

## Theodor von Schön.

(Geb. am 30. Januar 1778 zu Schveinhauken bei Tilsit, gest. am 23. Juli 1856 zu Preussisch-Arnau bei Königsberg.)  
(Herrn: Bieltz No. 367.)

**T**HEODOR VON SCHÖN war der Sohn eines wohlhabenden Domainenpächters in Litauen. Sein Vater, der später geadelt wurde, war nicht nur ein gebildeter Mann, sondern auch ein Freund Kants.

Der grosse Philosoph übernahm die Leitung der Universitätsstudien des frühreifen Jünglings, und Schön wurde, nach einem Ausbruch Rankes, zwar nicht wissenschaftlich, aber praktisch sein grösster

— 367 —

H.p.f.540-3, 367

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

Schüler. Neben Kant war es insbesondere der Nationalökonom Kraus, der den grössten Einfluss auf ihn ausübte, und auch die Einwirkung Fichtes, mit dem er während seiner Studienzeit eine enge Freundschaft schloss, wird nicht gering anzuschlagen sein. Kant verdankte er seine tiefe philosophische und allgemein wissenschaftliche Bildung, die ganze Art, wie er die Dinge und das Leben anschaut, das Ausgehen von Ideen, das Regeln jeder Sache nach Prinzipien; Kant und Kraus zusammen seine staatsrechtlichen und volkswirtschaftlichen Anschauungen.

Nachdem Schön seine Examina bestanden, unternahm er 1796 eine staatswirtschaftliche Studien-Reise durch einen Teil der preussischen Provinzen, Hannover, Hessen, Sachsen und Thüringen, um fremde Zustände und Verwaltungsweisen kennen zu lernen. Daran schloss sich dann aber in Gemeinschaft mit seinem Freunde Weiss eine mehrjährige Reise nach England, als demjenigen Lande, dessen herrschende Richtungen und Meinungen von denen im grössten Teil der zivilisierten Welt abwichen. Diese englische Reise ist für Schön epochemachend gewesen, sie machte ihn „klar über Staat und Volk“. Hier zuerst sah er öffentliches Leben, hier ging ihm der Begriff des echten Königtums auf. Die Verbindung der Kantischen Philosophie mit den praktischen Anschauungen, die er in England gewonnen, ist charakteristisch für seine ganze Wirksamkeit und hat ihn zu einem für Preussen geradezu einzigartigen Staatsmann gemacht. Nach seiner Rückkehr von London ward er zunächst in den von Preussen neu erworbenen polnischen Provinzen beschäftigt, zu deren Hebung der Minister von Schrötter grosse Pläne entworfen hatte; 1802 wurde er in das General-Direktorium nach Berlin berufen, aber eine Wirksamkeit im Grossen ward ihm doch erst nach der Schlacht von Jena zu teil. Als Mitglied der 1807 eingesetzten Inmediatkommission ist er es gewesen, der die Abschaffung der Erbunterthanigkeit in Preussen beantragt und durchgesetzt und das Edikt vom 9. Oktober 1807 entworfen hat; Stein blieb bei seiner Ankunft in Memel wenig mehr übrig, als seine Unterschrift zu geben. In dieser Habses Corpus-Akte Preussens hat Schön immer die grösste That seines Lebens gesehen, gleichwie ihm die Jahre 1807 und 1808 immer als die glänzendsten erschienen, weil es damals wirklich möglich war, von Ideen auszugehen und weil in der That von dem höchsten Begriff des Staatslebens ausgegangen wurde. Der Anteil Schöns an der Steinschen Gesetzgebung ist ein sehr bedeutender, obwohl im einzelnen gegenwärtig schwer festzustellen, und trotz ihrer vielfach von einander abweichenden Grundanschauungen war Schön damals der vertrauteste Gehilfe Steins. Das eigentliche Programm Schöns enthält Steins be-

rühmtes politisches Testament, das von Schön verfasst ist und seine eigenen Ideen ausspricht. Stein schlug ihn bei seinem Abgange zum Finanzminister vor, aber auf Hardenbergs Rat wurde Altenstein berufen, und Schön erhielt nur die Leitung von Handel und Gewerbe. Die ganze Politik des neuen Ministeriums sagte ihm jedoch so wenig zu, dass er sich bereits im April 1809 zum Präsidenten in Gumbinnen ernennen liess. Ein Versuch Hardenbergs im Jahre 1810, ihn zur Uebernahme des Finanzministeriums zu bewegen, schlug fehl, da sich die beiden Staatsmänner über die leitenden Gesichtspunkte nicht verständigen konnten. In Lützen wandte sich Schön einer rein praktischen Thätigkeit zu, er ging darauf aus, das Vertrauen im Volke wieder zu beleben, seine Bildung zu heben und es zum selbstthätigen Kampfe mit den fürchterlichen Uebeln der Zeit zu stimmen. Als im Jahre 1811 ein Verzweilungskampf mit den Franzosen bevorzustehen schien, war er zum Civilgouverneur von Preussen ausersehen, während York dort die militärische Führung übernehmen sollte. Wahrhaft grossartig war seine Thätigkeit im Jahre 1812, wo das eben von einer fürchterlichen Missernte heimgesuchte Land von der Hauptmasse der grossen französischen Armee durchzogen und vollständig ausgesogen wurde. Das unbegrenzte Vertrauen seiner Landsleute, das er sich damals erworben, trug wesentlich dazu bei, dass er sich an die Spitze der Erhebung Preussens stellen konnte. Ihm wird es verdankt, dass Yorks Kapitulation wirklich die grossen Folgen hatte, welche ihr Urheber beabsichtigte, und dass die Provinz selbständig und nicht unter russischer Leitung in den Kampf eintrat. Im Frühjahr und Sommer 1813 stand er mit Stein an der Spitze des Verwaltungsrats für die von den Alliierten eroberten Länder; doch kehrte er bereits im Herbst nach Gumbinnen zurück. Nach dem Frieden wurde Schön Oberpräsident von Westpreussen und 1824 von der vereinigten Provinz Preussen. Als solcher hat er eine ungemein ausgedehnte, höchst fruchtbare Wirksamkeit entfaltet. Die Provinz verdankt ihm einmal eine tiefgreifende Verbesserung des Unterrichtswesens (allein in Westpreussen hat er 400 neue Schulen gegründet), und die Gründung der Kunstakademie zu Königsberg, dann aber weiter den Chausseebau und die erste Anwendung des Systems Mac Adam in Deutschland, die Einführung der feinen Schafzucht und vor allem die Herwirkung und die einsichtige und uneigennütige Durchführung der allgemeinen Landesunterstützung. Dabei ging er immer darauf aus, die Selbstthätigkeit der Einwohner zu entwickeln und sich der Hauptsache nach auf die Anregung zu beschränken, in der wohlbegründeten Ueberzeugung,

dass sich vermöge der Macht der Ideen nächster alles von selber machen werde.

Am meisten bewundert wurde sein Verhalten zur Zeit der Cholera 1834, wo er nicht nur ein glänzendes Beispiel von Mut und Furchtlosigkeit gab, sondern auch auf eigene Hand alle die nutzlosen und drückenden Anordnungen, welche von Berlin aus getroffen waren, zusser Kraft setzte. Keine seiner Schöpfungen war ihm indessen teurer, als das wiederhergestellte Ordensschloss von Marienburg; noch seine letzte Thätigkeit hat ihm gelehrt.

Schön war von Hause aus gar nicht darauf angelegt, ein provinzieller Sitzmann zu sein, aber die letzten Jahrzehnte Friedrich Wilhelms III. boten für einen Mann seiner Art, wenn er auch regelmäßig zu den wichtigsten Verhandlungen des Staatsrats zugezogen wurde, keinen Raum für eine allgemeinere Wirksamkeit, und er harrete auf die Zeit, wo es wieder möglich sein würde, von Ideen auszugehen.

Mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. schien sie angebrochen zu sein. Schön hatte eine sehr hohe Meinung von dem König und stand ihm

persönlich nahe. Er hoffte, wie die Besten und Einsichtsvollsten mit ihm, auf die Erfüllung des Versprechens von 1815, auf die Verhütung der Konstitution. Durch die kleine Schrift „Woher und wohin?“ suchte er auf den König in diesem Sinne einzuwirken. Dieser seinerseits zog ihn heran und ernannte ihn zum Staatsminister. Aber die frohen Hoffnungen der Nation wurden bald durch eine tückische, im Dunkeln schleichende Partei geknickt und Schön sah sich schon 1842 veranlasst, seinen Abschied aus dem Staatsdienste zu nehmen, freilich ohne damit ganz der Thätigkeit für das Allgemeinwohl zu entsagen. Er gründete 1844 den ostpreussischen landwirtschaftlichen Centralverein, der noch heute segensreich wirkt. Vor der grösseren Oeffentlichkeit erschien er nur noch einmal, im Jahre 1848 als Mitglied der preussischen National-Versammlung, deren Alterspräsident er war. Seit dem Scheitern der grossen Bewegung lebte er zurückgezogen auf seinem Gute Dr.-Arnau bei Königsberg, bis in die letzten Tage die Kraft seines Geistes bewahrend, voll lebhaften Interesses an den politischen Vorgängen, alle Zeit angeregt und anregend.

Franz Rühl.

### Julius Schnorr von Carolsfeld.

(Geb. am 16. März 1794 zu Leipzig, gest. am 24. Mai 1872 zu Dresden.)

(Hierzu Bildnis No. 268.)

Der Historienmaler Julius Schnorr von Carolsfeld entstammt einer alten sächsischen Familie, die sich bis in das 16. Jahrhundert zurückverfolgen lässt. Aus dieser Familie ragt besonders ein gewisser Hans Schnorr hervor, welcher in Carlsfeld bei Eibenstock (in der sächsischen Kreishauptmannschaft Zwickau) ein Messing- und Blechhammerwerk anlegte, sowie daselbst eine Kirche erbauen liess. Er wurde im Jahre 1687 vom Kaiser Leopold I. geadelt unter Verleihung des Beinamens von Carolsfeld. Dessen Urenkel widmete sich der Malerei und liess sich 1790 in Leipzig nieder. Er war Schüler und Freund des durch Goethe berühmten gewordenen Leipziger Akademie-Directors Oeser und bildete sich ausserdem an den italienischen Cinquecentisten, die er in reinlicher, aber etwas kleinlicher Art nachahmte. Er verfertigte Miniaturmalereien und Arbeiten für Buchbinder. Im Jahre 1799 vollendete er den Vorhang des Leipziger Theaters, ein figuresreiches allegorisches Gemälde, das Minerva als Schutzgöttin der Schauspielkunst darstellt. Mehr zur künstlerischen Unterweisung Anderer als zu eigener Produktion veranlagt, war er als Lehrer und später

(seit 1814) als Direktor der Leipziger Akademie an seinem Platze. Er hatte ein starkes literarisches Interesse, Wissens- und Bildungslust und einen Trieb zu redegewandter Thätigkeit. Diesen Interessen trug er Rechnung durch Umgang mit zeitig hochstehenden Männern, wie den Buchhändlern Seume und Göschen. Durch Reisen nach Weimar (in Begleitung Seumes und des Engländers Henry Crabb Robinson), sowie nach Wien und Paris, wo er ältere und neuere Kunstschätze studierte, Endlich durch literarische Arbeiten. Er schrieb u. a.: „Unterricht in der Zeichenkunst als ein Gegenstand der feineren Erziehung zur Bildung des Geschmacks für die höheren Stände“ (Leipzig 1810).

In der bildsamen Luft, welche das Haus dieses Mannes erfüllte, mussten seine beiden Söhne, Ludwig (geb. 1788 zu Leipzig, gest. 13. April 1853 als Kustos der Belvedere-Galerie zu Wien, Romantiker, Lehrer Moritz von Schwind) und unser Julius, zu richtigen Menschen heranwachsen. Julius teilt mit seinem Vater die Anlehnung an das italienische Cinquecento, das starke literarische Interesse und die eigenartige Auffassung von der Kunst als

Bildungsmittel. Der Alte hatte sich mühsam durch das ihm aufgedrungene Studium der Jurisprudenz zum Künstlerberuf durchgerungen. Von den Schönen stand es von Anfang an fest, dass sie, ihrer Neigung gemäss, Maler werden sollten. „Mein Vater“, so erzählt Julius, „gebrauchte mich schon als Knaben zum Gebilden. Galt es für grosse Festlichkeiten: eiligt ein umfangreiches Transparent zu malen, so war ich helfend mit dem Pinsel ihm zur Seite und schlief in der Nacht auf dem Malesboden, den Kopf auf einen Farbenopf gestützt. Galt es auf Isacem Gerüste ein Basrelief im Giebel eines Gebäudes zu befestigen, so erstieg ich mit dem Vater ohne Zagen die höchsten Leitern und sah und merkte mir, wie die einzelnen Stücke aus gebrannter Erde mittelst Schrauben in dem Mauergrunde befestigt und zu einem grossen Basrelief vereinigt wurden.“ Der Benvenuto Cellini bildete Julius Schnorrs Lieblingsbuch. Nach dessen Vorbild bemüht er sich in mannigfaltigen Kunstarbeiten. Auch zeichnet er Anatomien nach und studiert Perspektive. Daneben aber ergeht er sich in freien Compositionen.

In Jahre 1811 bezog er die Kunstakademie zu Wien. Als zwei Jahre später im Norden des deutschen Vaterlandes der Sturm losbrach und das Volk aufstand, wollte auch Schnorr zu den preussischen Fahnen eilen. Aber ein unglücklicher Sturz, der ihn marschunfähig machte, verhinderte ihn daran. Unter dessen veranochte ihn kein Lehrer der Akademie dauernd zu fesseln, sondern er bildete sich ausserhalb derselben nach dem Vorbild seines Freundes Olivier weiter. Olivier hat Schnorr besonders auf die liebevolle Behandlung der Einzelheiten der Natur in der Art der Aldeutschen geführt. Immer mehr trat in jener Zeit für Schnorr die stolze Pose der Italiener hinter der Herzenssinfilt der Aldeutschen und Alrniederländer zurück. Eine Sündflut, die er vom Standpunkt seines ehemaligen Kunstideals zu malen begonnen hatte, übergab er den Flammen. Er begann, an seiner Begabung zu zweifeln und wollte den Künstlerberuf aufgeben, um ein Handwerk zu ergreifen. Doch tröstete er sich schliesslich mit dem Gedanken, dass er auch in der Kunst in Deant wie ein Steinmetz mitwirken könne, der an einem grossen Dornbau einen einzelnen Knauf oder eine Blumenkrone ausarbeiten hat. — In der Wiener Jugendzeit führte Schnorr hauptsächlich drei Gemälde aus, einen „Kampf der drei christlichen und drei heidnischen Ritter auf der Insel Lipadusa“ nach Ariost, eine „Almosenverteilung des h. Rochus“ und eine „Familie Johannes des Taufers bei jener Christi“ (Dresden, Galerie), vielleicht die schönste und ansprechendste Komposition, die Schnorr je geschaffen.

Die drei Bilder lieferten die Mittel zu einer Reise nach Italien. Nach einigen Monaten in Florenz kam er am 23. Januar 1818 in Rom an, wo er von den Overbeck, Cornelius freudig begrüsst wurde und auch zu Bunsen in Beziehungen trat. Die umfangreichste Arbeit, die er in Italien ausführte, war die Ausmalung des Ariostzimmers der Villa Massimo. Die Arbeit konnte erst im Mai 1827 vollendet werden. Unterdessen hatte den deutschen Maler das römische Fieber zu mehrfachen Ausflügen aus der ewigen Stadt gezwungen. So nach Neapel. So in das Latiner- und Sabinergebirge, wo er die ersten Blätter einer bedeutenden Sammlung von Landschaftszeichnungen begann, die sich nach und nach geradezu zu einem künstlerischen Tagebuch gestaltete. Ein würdiges Gegenstück dazu bildet eine Sammlung von Porträtzeichnungen nach berühmten Männern, so nach Overbeck, Thorwaldsen, Rückert, Nieböh, Fürz. v. Stein u. A. Julius Schnorr blieb unter den deutschen Künstlern in Rom als Einziger seinem protestantischen Bekenntnis treu, während sogar sein älterer Bruder, dem Genius des Ortes und der Zeit weichen, zum Katholizismus übertrat. Ebenso fühlte sich Julius Schnorr vorwiegend als deutscher Künstler. Er schrieb einst aus Florenz: „Ich habe in Italien viel gelernt, aber ich will am Eude doch in und für Deutschland malen; eine Wonne wird es für mich sein, wenn die erste Schneeflocke auf meiner Backe zerschmilzt“, und zwei Jahre vorher aus Rom: „Der Deutsche ist nie deutscher gewesen, als er es jetzt hier ist.“ In seinem Herzen ist Schnorr allerdings deutsch geblieben, aber in seiner Kunst nicht. Wenigstens drücken die deutschen Recken der Schnorrschen Nibelungen-Illustration ihre Empfindungen in einer entschieden italienischen Gebärdensprache aus. Man kann da fast Blatt für Blatt die Anklänge an Raffael, Michel-Angelo und andere Italiener verfolgen.

Mit den Nibelungen hatte sich Schnorr in München zu beschäftigen. Hierhin war er einem ehrenvollen Rufe König Ludwigs I. gefolgt. Als er sich an einem herrlichen Sonntagmorgen der Stadt München näherte, hatte er eine Begegnung, die ihn an Solons Erzählung von Kleobis und Biton erinnerte: auf dem Wege zur Kirche traf er zwei prächtrige frische Mädchen, die einen kleinen Handwagen zogen, auf dem eine würdige alte blinde Frau sass, in aufrechter Haltung, den Rosenkranz in den Händen. „Der Aublick war für mich ergreifend“, berichtet er selbst noch in seinem späteren Alter, und es erfüllte mich eine starke Umfingung davon, dass ich ein gutes Land betrete in diesem mir bis jetzt unbekannt gehobenen Teil meines herrlichen Gesamt Vaterlandes.“ Der Künstler hat das glückliche Motiv später in seiner

Bilderbibel verwendet. Schnorr war nach München als Akademie-Professor berufen worden. Ausserdem sollte er sich an den grossen künstlerischen Unternehmungen, die König Ludwig plante, hervorragend betheiligen. Er hatte im Erdgeschoss des neuen Königshauses der Residenz fünf Räume mit Freskengemälden nach dem Nibelungenliede zu schmücken. Die Arbeit konnte aber erst 1831 begonnen werden und zog sich infolge manniglicher Störungen durch viele Jahre hin. Nebenher entwarf Schnorr die Mehrzahl der Zeichnungen für die Holzschnitt-Illustrationen des grossen 1823 bei Cotta erschienenen Werkes: „Der Nibelunge Not.“ Ferner erhielt er 1835 von König Ludwig den Auftrag, drei grosse Sätze im Festsaalbau der Residenz mit Darstellungen aus der Geschichte Karls des Grossen, Friedrich Barbarossas und Rudolfs von Habsburg auszumalen. Er wandte dabei enkaustische Farben an. Im Jahre 1842 war die Arbeit vollendet. Dagegen war es ihm nicht vergönnt, die Nibelungen-Folge der Residenz selbst zu Ende zu führen. Sie ward erst unter der Regierung Ludwigs II. von anderen Händen fertiggestellt.

Schnorr aber siedelte 1846 nach Dresden über. Er hatte einen Ruf als Professor an der Kunstakademie und Direktor der Gemälde-Galerie erhalten. Von hier aus unternahm er 1851 auf Einladung Bunsens eine Reise nach London. Im Verlaufe mit Bunsen kam sein Entschluss zur Herstellung einer „Bibel in Bildern“ zur Reife. Den Wunsch, solch ein „deutsches Nationalwerk“ zu schaffen, hatte er schon als Jüngling gehegt und sich sein ganzes Leben hindurch in biblischen Kompositionen gethätigt. In einem Begleitwort zu der Bibel, welche mit 240 Holzschnitten nach seinen Zeichnungen ausgestattet wurde, stellte er „Betrachtungen über den Beruf und die Mittel der bildenden Künste, Anteil

zu nehmen an der Erziehung und Bildung des Menschen“ an. Ueberhaupt liebte es Schnorr, mit dem geschriebenen Wort seine Kunst zu erläutern und zu vertheidigen. Die Bilderbibel war eines seiner letzten und jedenfalls sein bedeutendstes Werk. Sie krönte seine Lebensarbeit.

Man wirft jener Zeit vor, sie habe, statt die Natur zu studieren, ausschliesslich „aus der Tiefe des Gemüths“ geschöpft. Dies trifft bei Schnorr wenigstens nicht ganz zu. Dieser hatte sich schon von Kindesbeinen an mit der Technik seiner Kunst abgemüht. Im Festsaalbau stellte er keine Figur ohne vorübergehendes Aktstudium dar. Dennoch wollen uns Kindern einer naturalistischen Zeit Schnorrs Werke zu flau, zu allegorisch, ja geradezu etwas süsslich erscheinen. Es hat ihn ohne Zweifel an gesunder künstlerischer Sinnlichkeit gefehlt. Aber auch an die Besten seiner Zeit hat er nicht herangereicht. Neben Schwind erscheint er nur als Künstler zweiten Ranges. Es fehlte ihm der Humor, die Armut, die stonnenswerte Erfindungsgabe, die Kunst der Erzählung und das sprühende Leben des unvergleichlichen Wiener Malers. Man vergleiche daraufhin die Schwindsche und die Schnorrsche Darstellung des Erlkönigs in der Schackgalerie. Aber nichtsdestoweniger hat Schnorr grosse und bleibende Verdienste. Er hat im Nibelungenlied und hauptsächlich in der Bilderbibel, die in Tausenden von Exemplaren verkauft wurde, zwei grosse Illustrationswerke geschaffen, die noch in keiner Weise überholt worden und wahrhaft ins Volk gedrungen sind. Vor allem aber hat er seine Kunst mit einem lauterem Enthusiasmus gepflegt, der uns auch heute noch herzerfrischend daraus entgegenweht. Ueberhaupt muss er ein vortrefflicher Charakter gewesen sein. Schnorr war, alles in allem genommen, ein echter deutscher Mann.

Frdr. Haack.

### Georg Simon Ohm.

(Geb. am 16. März 1787 zu Erlangen, gest. am 6. Juli 1854 zu München.)

[Hierzu Bildnis No. 262.]

Physik und Psychologie begrenzen das weite Gebiet menschlicher Wissenschaft. Wie die Psychologie gleichsam an das Ende der Kette zu stellen ist und die Krönung der Geisteswissenschaften darstellt, so bildet die Physik ihrerseits die Grundlage für die Naturerkenntnis, und mit Hilfe der Mathematik strebt sie die Naturgesetze zu erlassen und allgemein gültige Formeln für sie aufzustellen, denen als materielles Substrat das Experiment zu Grunde liegt. Die theoretische Physik nun ist dasjenige Feld der

Wissenschaft, wo nur ein seltener Scharfsinn in Verbindung mit streng mathematischem Kalkül Frucht zu ziehen vermag, und deshalb müssen die Geister, die diese ungemein schwierige, aber für die Fortbildung der Naturwissenschaften doch unumgängliche Arbeit leisten, ohne die eine auf der Naturwissenschaft ruhende Technik nicht denkbar ist, in die erste Reihe der Lehrer und Führer der Kultur-menschheit gestellt werden. Zu ihnen ist unser Georg Simon Ohm zu zählen. Aus einer Familie

stammend, in der durch vier Generationen das Schlosserhandwerk herrschen worden, und die aus Westfalen nach Franken übersiedelt war, wurde Georg Simon Ohm zu Erlangen am 16. März 1789 als ältester Sohn dem Meister Johann Wolfgang geboren. Der Vater hatte spät, durch körperliche Leiden an der Ausübung seines Berufs gehindert, sich noch dem Studium der Mathematik und der Kantischen Philosophie zugewandt, den mathematischen Unterricht seiner Söhne selbst geleitet und hat einen nachhaltigen Einfluss auf die Eigentümlichkeit der wissenschaftlichen Bildung seines grossen Sohnes, der eigentlich sonst stets ein Autodidakt geblieben, durch Rat und Lehre geübt. Mit sechzehn Jahren bezog Ohm die Universität seiner Vaterstadt, an der er sich der Mathematik, der Physik und Philosophie zuwandte, weil er diesen Wissenschaften leidenschaftlich hingegeben, auch von deren Bedeutung für die menschliche Bildung fest überzeugt war. Freilich hatte sein Vater nur unter der Bedingung die Erlaubnis zum Studium erteilt, dass der Sohn zur leichteren Beschaffung des Familienunterhalts und für den Fall der Not das Schlosserhandwerk bei ihm fortbetriebe. Mangel an Mitteln gestattete indessen nur eine kurze Studienzeit, im Herbst 1806 finden wir den kleinen und schwächlich erscheinenden, aber in allen Leibesübungen gewandten siebzehnjährigen Jüngling schon als Lehrer der Mathematik am Erziehungsanstalt des Piarers Zeiner zu Gottstadt im Kanton Bern. Bald darauf studiert und unterrichtet er in Neuenburg Mathematik, pflegt dort französische Konversation, und im Herbst 1811 lehrt der junge Erlanger Doktor an der heimatischen Universität als Privatdozent Mathematik, ist jedoch durch seine Mittellosigkeit gezwungen, im Januar 1813 an der Bamberger königlichen Realstudienanstalt eine Lehrerstelle anzunehmen. In den 1817 erschienenen „Grundlinien zu einer zweckmässigen Behandlung der Geometrie als höheren Bildungsmittels“ stellt Ohm die Geometrie als das Mittel dar, der Denkkraft das Bewusstsein ihrer Unabhängigkeit zu sichern und den Menschen vom blossen Verstehen zum produktiven Forschen zu leiten.

Ohm konnte als unübertroffener Lehrer der Mathematik von 1817 bis 1826 am Kölner Gymnasium seine Anschauungen, die in seiner offenen und lebenswerten starken Persönlichkeit verkörpert waren, in der Heranbildung einer grossen Schar tüchtiger Mathematiker praxismäßig durchführen. Neben dieser erfolgreichen Thätigkeit hatte er sich indessen zunächst experimentellen Untersuchungen über die Erscheinungen des galvanischen Stroms zugewandt, denen der geschickte Experimentator bald in mathematischer Richtung Ergänzungen zu den Forschungen

eines Laplace, Fourier, Fresnel hinzuzufügen bestrebt war. Eine mathematische Theorie der galvanischen Erscheinungen, gestützt auf die einfachsten Thatsachen, hat Ohm neben die durch Versuch von ihm aufgefundenen Gesetze der galvanischen Erscheinungen zu stellen vermocht und somit eine vertiefte Kenntnis des Galvanismus erschlossen. Er hoffte, eine ähnliche Theorie auch für das Licht finden zu können, die ungleich schwieriger war. Die 1827 erschienene Schrift: „Die galvanische Kette mathematisch bearbeitet“ stellt sich als wissenschaftliche Leistung allerersten Ranges dar. Sie fasste die Mannigfaltigkeit aller durch die Berührung zweier oder mehrerer verschiedenartiger Körper entstehenden galvanischen Erscheinungen in einheitlichem Gesichtspunkte zusammen, indem der Verfasser aus der feststehenden Thatsache der elektrischen Spannung zwischen verschiedenartigen sich berührenden Körpern die von ihm schon durch das Experiment gefundenen Gesetze, bei der Bewegung der Elektrizität nach einer Richtung hin, auch mittels seiner durch sorgsame Prüfung rechnerisch begründeten Anschauung über die Fortpflanzung der Elektrizität in solchen Körpern ableitete.

Ohm hat hier die Gesetze der elektrischen Kette zuerst aufgestellt, über die Unsicherheit und Dunkel herrschte. Theoretisch und experimentell hat er erwiesen, dass die Wirkung einer Kette gleich ist der Summe der elektromotorischen Kräfte, geteilt durch die Summe der Widerstände, und dass bei Gleichheit dieses Quotienten für irgend zwei Ströme, seines voltaische oder thermoelektrische, ihre Wirkung die gleiche bleibt. Zur genauen Bestimmung der einzelnen Widerstände und elektromotorischen Kräfte in der Kette hat Ohm auch die Mittel angegeben und so die Theorie der Stromelektrizität bedeutend aufgehellt.

Diese später von der Royal Society als „eminent“ bezeichneten mathematischen und physikalischen Untersuchungen enthalten bereits das sogenannte „Ohmsche Gesetz“, das 1827 von Fechner und 1837 durch Pouillet's Versuche bestätigt wurde. Dieses Gesetz stellt fest: Die Stärke des galvanischen Stroms steht mit der elektromotorischen Kraft — d. h. mit der Potentialdifferenz der sich berührenden Körper — im geraden, mit dem Leitungswiderstande dagegen in umgekehrtem Verhältnis. Da sich z. B. nur eine stärker geladene Leydener Flasche in eine schwächer geladene entladen kann, und gleich bezeichnete Belegungen zweier Leydener Flaschen sich nicht ineinander entladen, so bedingen ungleich geladene Körper auch einen verschiedenen physikalischen Zustand, wie Körper von ungleicher Temperatur. Hier spielt die theoretische Begründung in die analytische Wärmetheorie Jean Baptiste Fouriers hinüber —

und man sagt: Der stärker positiv geladene Körper hat ein höheres elektrisches Potential. Nur bei geleisteter Arbeit treten Veränderungen von elektrischen Ladungen von selbst ein, und mit dieser geleisteten Arbeit ist das elektrische Potential auch wissenschaftlich messbar. Da nun alle Punkte mit dem gleichen elektrischen Potential eine den Körper umschliessende sogenannte Niveaufläche bilden, so besteht zwischen Punkten auf verschiedenen Niveauflächen eine Potentialdifferenz, und ein elektrisches Partikelchen leistet nur dann Arbeit, wenn es von einer Niveaufläche höheren Potentials auf eine solche niederen Potentials übergeht. Verschiebung in der Niveaufläche leistet keine Arbeit. Die grosse Bedeutung des „Ohmschen Gesetzes“ kennzeichnet sich dahin, dass es Aufschluss gibt über die praktisch beste Verbindung einer Zahl galvanischer Elemente mit einander, über die höchste Stromstärke und über deren beste Leistungsbedingungen. Unter den heute gebräuchlichen Einheiten des „Ampère“ für die Stromstärke, des „Volt“ für die elektromotorische Kraft und des Ohm für den Leitungswiderstand besteht thmatisch die Beziehung: 1 Ampère =  $\frac{1}{r}$  Volt

Ohm so dass ein Volt in dem Widerstand von einem Ohm den Strom von einem Ampère erzeugt. Wenngleich von Mathematikern und Physikern anerkannt, konnte Ohm bei der damals herrschenden Hegelschen Philosophie in Preussens amtlichen Kreisen nicht das erhoffte akademische Lehramt erlangen. Er gab sein Kölner Lehramt auf und lebte von 1827 an in gedrückter Lage, nur mit dem wenig einträglichen mathematischen Unterricht an der Berliner Allgemeinen Kriegsschule betraut, bis er 1833 an der Nürnberger polytechnischen Schule zum Professor für Physik und Mathematik und später zu deren Rektor ernannt wurde. Hier offenbarte sich von neuem die charaktervolle, geniale Lehrmethode des echten Forschers, die befruchtend auf einen weiten Schülerkreis gewirkt hat. Die 1821 an Ohm von der Royal Society verliehene goldene Copleymedaille für die wichtigsten Entdeckungen in der exakten Forschung, die vor ihm nur Gauss als einziger Deutscher erhalten hatte, und seine Ernennung zu deren auswärtigen Mitglieder war eine Folge der von den ausgezeichneten Physikern angestellten Prüfung seiner Sätze durch das Experiment und von deren stets wiederkehrender Bestätigung.

Ohms Forschungsgeist hat auch ein weiteres dunkles Problem, das der musikalischen Akustik, zu lösen unternommen. Die Anzahl der Schwingungen eines tönenden Körpers während einer gegebenen Zeit aus der Gesamtheit seiner physischen Eigenschaften zu bestimmen, hatte seit zwei Jahrhunderten die Physiker beschäftigt. Klangfarbe, Konsonanz,

Dissonanz und die Entstehung wie die Empfindung der Töne waren bis gegen Ende der dreissiger Jahre unseres Jahrhunderts physikalisch nicht erklärt. Helmholtz, der diese Fragen gelöst hat, geht auf Ohms Theorie zurück, nach der ein tönender Körper ausser dem tiefsten, dem Grundtone, gleichzeitig verschiedene höhere (Oberöne) erzeugt, deren Luftwellenschwingungszahl zwei- bis viermal so gross ist, als die des Grundtons. Eine Zusammensetzung solcher Bewegungen ist also der wahrgenommene Ton, als Zusammenklang harmonischer Töne. Jeder Tonhöhe entspricht genau die zu ihr gehörige pendelartige Schwingungsdauer der Luftbewegung. Helmholtz hat durch Thatsachen und dadurch, dass er bei Zusammensetzung und Zerlegung der Töne das Ohmsche Gesetz anwandte, dessen Gültigkeit erwiesen.

In den „Beiträgen zur Molekularphysik“ 1849 versuchte Ohm auf rein mathematischem Wege die Gesetze in ihrem Zusammenhange zu entwickeln, denen die Erscheinungen des Lichts, der Wärme, der Elektrizität, des Magnetismus und der Kristallisation unterworfen sind, um in die Natur dieser geheimnisvollen Erregungen der Materie einen Einblick zu gewinnen. Hierzu bedurfte es einer Erweiterung der höheren Mathematik, die er gleichfalls ins Auge fasste. 1849 nach München an die Akademie der Wissenschaften und als Professor an die Universität berufen, wandte er seine Aufmerksamkeit der Lichtwellentheorie zu, er beobachtete die Interferenzerscheinungen des Lichts in Krystallplatten, d. h. die Gesamtheit derjenigen Vorgänge, die in den Wellenbewegungen eintreten, wenn zwei oder mehrere Wellen zusammentreffen und einander ausweichen. Die ausgezeichneten „Grundzüge der Physik“ sind dem Wunsche entsprungen, seinen Schülern einen Leitfaden für die Lehrvorträge in die Hand zu geben.

Mit äusseren Ehren später reich bedacht, blieb Ohm in seinem Wesen bescheiden und gerecht; ein eruster tiefer Denker, dabei ein wohlwollender Menschentfreund, gab er in gehäufvoller, besonnener Rede, die oft durch mantere Laune belebt und von den Blitzen des Humors durchzuckt wurde, einen Spiegel seines lautereren Charakters. Zu Beginn des Jahres 1854 traf den Forscher ein Schlaganfall, der seine Kraft lähmte, doch haarte Ohm auf der Lehrkanzel aus. Ein zweiter Schlaganfall am 6. Juli endete sein Leben.

Sein Name, als der eines mannhaften Kämpfers für seine Ueberzeugung ist in die Sprache der Wissenschaft übergegangen; denn seine Entdeckungen sind für die Physik grundlegend geworden. Ein edler ganzer Mann, ein Pfadfinder der Forschung, ein leuchtender Geist lebt Georg Simon Ohm im Gedächtnis der Wissenschaft. Georg Stammer.

## Joseph Ressel.

(Geb. am 29. Juni 1797 zu Clusdim in Böhmen, gest. am 10. Oktober 1857 zu Lühach.)

(Hierzu Bildnis S. 276.)

RESSEL gehörte zu den Erfindern, die während ihres ganzen Lebens nur Dornenkronen getragen haben. In der That, keine seiner vielen Erfindungen hat ihm selbst Nutzen gebracht. Er hatte das Unglück, während einer Zeit in Oesterreich zu leben, in der das Genie und seine Handlungen verpönt waren, und in ihrer Betätigung fast strafbar erschienen.

Joseph Ressel ist aus deutschem Stamme entsprossen. Sein Vater war 1791 in Böhmen eingewandert, und dort wurde er zwei Jahre später zu Clusdim geboren. Nach Vollendung der gewöhnlichen Gymnasialstudien in Linz, während derer er sich auch eine ausgezeichnete Geschicklichkeit in der Kalligraphie und in den graphischen Künsten erworben, bezog er 1819 die Wiener Universität. Bereits damals begannen sich die Fähigkeiten des zukünftigen grossen Technikers in Plänen aller Art zu offenbaren.

Schon der Student beschäftigte sich mit der archimedischen Schraube und plante sie zur Bewegung von Fahrzeugen zu verwenden. Im jugendlichen Uebereifer versuchte er gleich sie zur Lösung des höchsten Problems, zur Führung des Luftschiffes in Anwendung zu bringen.

Die Ungunst der Verhältnisse zwang ihn, bereits nach zwei Jahren seine Studien zu unterbrechen. Er versuchte eine Freistelle an der Forstanstalt zu MariaBrunn zu erhalten: In der That wurde sie ihm durch die Gnade des Kaisers Franz, den er durch seine Zeichen- und Schreibkunst in Erstaunen gesetzt hatte, zu teil. 1817 trat er in den österreichischen Staatsdienst ein als Distriktsförster von Platerjach in Krain.

Ressels Versuche, die Schraube zum Betrieb der Dampfboote zu verwenden, begannen mit dem Jahre 1821, in welchem er nach Triest versetzt wurde. Hier besass damals der Engländer Morgan einen kleinen Raddampfer, mit dem er die Linie Venedig-Triest befuhr. Die ausserordentliche Langsamkeit dieser Beförderung veranlasste Ressel, seine alte Idee, das Schiff mit der Schraube zu betreiben, wiederum aufzunehmen.

Hier dürfte der Ort sein, um einige Worte dem eigentlichen Vater der Dampfschiffahrt, dem Erfinder des Raddampfers Robert Fulton (geb. 1765 zu Little Britain Grafschaft Lancaster (Pennsylvanien), gestorben am 24. Februar 1815 während einer Reise nach Trenton), zu widmen: Er hatte das Glück, alle seine Pläne während seines kurzen

Lebens reifen zu sehen. Erst Künstler, dann Ingenieur, betätigt er sich mit Erfolg in Frankreich, England und Amerika; allüberall in grossen Säle wirkend und schaffend. Am 9. August 1803 dampfte er mit dem ersten Raddampfer in Gegenwart der berühmtesten Männer Frankreichs die Seine hinunter. Der 9. August ist der Geburts-tag der Dampfschiffahrt.

Zur vollen Reife gelangten Fultons Arbeiten aber erst in Amerika. Das erste Dampfschiff von grösseren Dimensionen, der „Clairmont“, wird 1807 dem Betriebe übergeben. 1814 verbindet er New-York durch Dampföhren mit Jersey-City, und zwei Jahre später baut er das erste mit Dampf betriebene Kriegsschiff. Den höchsten Triumph erlebt er nicht mehr. Fünf Monate nach seinem Tode fuhr „Fulton the First“, der erste Raddampfer, über den Ocean.

Es sind zwei Hauptfehler, welche die Raddampfer besitzen. Ungeschützt sind an ihnen die beweglichen Teile der Wut der Wegen ausgesetzt, und während einer schrügen Lage des Schiffes vollführen sie ohne Nutzen zu schaffen ihre Arbeit.

Schon während der ersten Jahre in Triest hatte Ressel das Problem der Schiffschraube vollkommen gelöst. Mit genialem Blicke erkannte er sofort die Stelle, wo die Schraube am besten und sichersten wickeln müsse. Bekanntlich fñgt man sie seitdem in den Raum zwischen dem Hintersteven und dem Steuerruder, also innerhalb des sogenannten Propellerbrunnens ein. Der Fortbewegungsapparat wird also in das Innere des bewegten Körpers selbst verlegt; das war ein Geniestreich ersten Ranges.

1826 erboren sich die Kaufleute Julian und Tositti die Kosten für eine kleine Schraube tragen zu wollen. Der Aufwand betrug 60 Gulden.

Die Schraube von 16 Zoll Durchmesser wurde in eine Barke eingefügt und von zwei Männern bewegt. Dieser Versuch bewies die Richtigkeit der Resselschen Schraubenkonstruktion auf das deutlichste.

Ressels Schicksal schien sich damals freundlich gestalten zu wollen. Der Vizekönig von Aegypten Mehmed Ali bestellte ein kleines Schraubenschiff und stellte weitere Aufträge in Aussicht. Leider konnte Ressel nicht die Mittel aufbringen, um diese Aufträge auszuführen.

Erst in dem Triester Grosshändler Onasio Fontana fand Ressel einen kapitalkräftigen Beschützer, mit dessen Hilfe er hoffte, dem Schraubendampfschiff die Meere und Flüsse erschliessen zu

können. Er überreichte Fontana einen ausführlichen Plan zur Verwertung und Ausbeutung der Schraubendampfschiffahrt, der als ein älteres Vorbild des heutigen Lloyd betrachtet werden kann. Zunächst sollte ein grösseres Schraubendampfschiff zur Probe gebaut werden. Der Schiffskörper und die Schraube wurden in Triest angefertigt, die Dampfmaschine im Gewerk Sault-Stephan in Steiermark.

Während dieser Zeit machte Ressel die Bekanntheit eines gewissen Bauer, den er vollständig in seine Erfindung einweilte, und ihn mit Plänen und Karten ausstattete. Diese unvorsichtige Handlung brachte den alten neuen Erfinder um alle Vorteile. Durch Bauer kam die Kenntnis von der Erfindung der Schiffschraube ohne Ressels Namen nach England und Frankreich.

In der gleichen unvorsichtigen Weise handelte er, als er sich im März 1829 im Auftrage Fontanas in Paris befand. Es war deshalb wohl nicht wunderbar, dass sich der Kaufmann erzürnt vom Erfinder zurückzog.

Inzwischen war die Civetta — das erste Schrauben-Dampfschiff — fertiggestellt worden. Es war 60 Fuss lang, 11 Fuss breit und 6 Fuss hoch; die Maschine gehot über sechs Pferdestärkte.

Die Probefahrt fand im Hochsommer 1829 statt und wurde von etwa vierzig Personen begleitet. Das Schiff fuhr schnell und mit merkwürdiger Sicherheit und legte in wenigen Minuten eine halbe Seemeile zurück. Die Geschwindigkeit betrug etwa sechs Seemeilen in der Stunde. Da stoppte die Maschine plötzlich; eine schlecht gelötete Röhre in der Dampfmaschine war abgeschmolzen. Trotz des

Unfalles war damit der Beweis für die Brauchbarkeit der Erfindung geliefert.

Den tollsten Streich, den eine Behörde je vollzog, vollführte damals die Triester Polizei. Sie verbot alle weiteren Versuche, Ressel hat sich praktisch nicht weiter mit der Schiffschraube beschäftigten können.

Im Jahre 1828 veröffentlichte die englische Regierung einen Aufruf an den unbekanntem Erfinder der Schiffschraube. Ein Preis von zwanzigtausend

Pfund Sterling wurde für den ausgesetzt, der aktenmässig sein Erfinderecht nachweisen könne. Ressel übersandte alle seine Schriften und Dokumente. Diese Akten sind stets unangetastet geblieben.

Auch andere Erfindungen verdankt man dem vielgeprüften Manne. Er schuf eine atmosphärische Briefpost, die sich auf ähnlichen Prinzipien aufbaut, wie die Rohrpost. Er konstruierte einen neuen Pflug und eine neue Olivenpresse und verbesserte das Lederzeug der Soldaten. Ja er diente seiner Regierung direkt durch weise Vorschläge, die sich auf die Bewaldung und Kultivierung der Provinzen seines Vaterlandes bezogen.

Trotz alledem blieb er während seines ganzen Lebens ein einfacher Subalternbeamter mit einem Gehalte von nicht viel mehr als 800 Gulden.

Im Oktober 1857 befiel ihn während einer Dienstreise der Typhus; er starb einsam und fern von den Seinen zu Laibach.

Im Jahre 1869 wurde ihm zu Wien vor dem Polytechnikum ein Bronzestandbild errichtet und damit öffentlich sein Erfinderrrecht auf die Schiffschraube anerkannt.

Franz Bendt.



Robert Fulton.  
(Gezeichnet von H. West, gezeichnet von H. D. Hatt.)

## Pierre Joseph Proudhon.

(Geb. am 15. Januar 1809 zu Besançon, gest. am 19. Januar 1865 zu Paris.)

(Hierzu Bildnis No. 271.)

**PIERRE JOSEPH PROUDHON**, der kritischste der sozialen Denker Frankreichs unter der Monarchie, der zweiten Republik und dem Kaiserthum Napoleons III. war ein Sprössling der arbeitenden Klasse, der er mit Herz und Hand angehörte und an deren moralischer und intellektueller Hebung mit allen Kräften seines Geistes zu arbeiten das feierliche Gelübde seiner Jugend war, das er in unverbrüchlicher Treue während seines ganzen Lebens gehalten hat. Als der Sohn hat er um die Existenz kämpfender Eltern am 15. Januar 1809 zu Besançon geboren, erhielt er auf dem Collège seiner Vaterstadt eine treffliche Vorbildung namentlich in sprachlicher Beziehung. Bittere Armut zwang ihn aber, von 1828 bis 1836 als Schriftsetzer und Korrektor sein Brot zu verdienen, theils zu Besançon, theils auf der Wanderingenschaft, die ihn zweimal durch ganz Frankreich führte. Einen Lichtblick in diese freudlose Zeit warfen die Monate März bis Juli des Jahres 1832, in denen er mit werktätiger Unterstützung seines jung verstorbenen Freundes, des Philologen Gustav Falot, zu Paris ausschließlich den Studien leben durfte.

Am 22. August 1838 erkannte dem fast dreißigjährigen Buchdrucker die Akademie zu Besançon die Pension Susard zu, die ihm auf drei Jahre mit einer Jahresrente von je 1500 Francs bedachte. Die Frucht seiner seit Oktober 1838 zu Paris betriebenen philosophischen, geschichtlichen und volkswirtschaftlichen Studien war das ungeheures Aufsehen erregende Werk „Qu'est-ce que la propriété?“ das im Juni 1840 erschien, von der heinrichischen Akademie verurteilt, vom Nationalökonomien Blanqui aber, wenn auch scharf, so doch anerkennend kritisiert wurde, so dass der Justizminister Vivien davon Abstand nahm, gegen den Autor eine gerichtliche Verfolgung anzuordnen. Die gesucht pointierte Antwort, die Proudhon auf die Frage nach dem Rechte des Eigentums findet, hat dem ersten rechtsphilosophischen Denker scharfen Tadel zugezogen, sieht man aber genauer zu, so ist der Verfasser weit davon entfernt, das persönliche Besitztum angreifen zu wollen, vielmehr kritisierte er die Verteilung des Eigentums, das arbeitslose Einkommen, die Rente; nur die Arbeit soll Recht auf Eigentum geben.

Nachdem Proudhon im Herbst 1841 in die Heimat zurückgekehrt war, setzte er sich im Januar des folgenden Jahres durch sein „Avertissement aux propriétaires ou lettre à M. Victor Considérant“ nicht nur mit diesem Führer der Schule Fouriers, sondern mit dem Kommunismus überhaupt aus-

einander. Vom Sommer 1843 bis Ende 1847 begleitete Proudhon im Speditionshaus Gauthier frères zu Lyon einen Vertrauensposten, der eine reiche praktische Erfahrung auf dem Gebiete des Verkehrs-wesens sammeln liess.

Im Oktober 1846 erschien sein „Système des contradictions économiques ou philosophie de la misère“, das in dem Gedanken gipfelt, dass jede wirtschaftliche Form nicht die Verkörperung ewiger sich gleichbleibender Naturgesetze ist, die unter allen Umständen Berechtigung hat, sondern dass sie gegensätzlich wirken, aber auch Unheil heraufbeschwören kann. Das Buch, das eine Darstellung aller wirtschaftlichen Entwicklung geben will, ist eine Abrechnung mit der bisher herrschenden dogmatischen Volkswirtschaftslehre.

Als die Februar-Revolution des Jahres 1848 ausbrach, sprach sich Proudhon wiederholt dahin aus, dass nun die Frage nach der politischen Verfassungsforn zurückzutreten habe hinter die ungleich wichtigeren sozialen Aufgaben, die er in der „Organisation du crédit et de la circulation“ in eine Formel zu bringen sucht. Er will vor allem „das Königtum des Goldes“ stürzen, jedes Arbeitserzeugnis zur gangbaren Münze machen und schliesslich in der Tauschbank ein Organ schaffen, das die Produzenten unter einander in unmittelbare Verbindung bringt.

Proudhons Leitartikel aus dem „Représentant du Peuple“, der von Mitte April bis Ende August 1848 erschien, sind in den dreibändigen „Mélanges“ gesammelt und eine höchst beachtenswerte Quelle für die Kenntnis der politischen und ökonomischen Strömungen im ersten Jahre der Februar-Republik.

Proudhon für seine Pariser Wähler bestimmtes Wahlprogramm aus dem Mai 1848 wendet sich gegen jede Einschränkung — des Erbrechts, tritt ein für die Freiheit des Gewissens, der Presse, der Arbeit, des Handels, des Unterrichts, erläutert den Plan der Tauschbank und fordert die berufliche Gliederung und berufliche Vertretung der Nation. Am 5. Juni wurde er mit fast 78000 Stimmen zum Deputierten des Departements der Seine erwählt.

An die Stelle des Ende August 1848 unterdrückten „Représentant du Peuple“ trat der „Peuple“, der Höhepunkt der journalistischen Thätigkeit Proudhons, der in den letzten Monaten des Revolutionsjahres die Volksbank vorbereitete, die der Entschlus-sfähigkeit des Volkes neuen Aufschwung geben und der Freiheit jedes Einzelnen durch die Ausgestaltung

des Grundsatzes der Gegenseitigkeit einen festen Halt geben sollte.

Da am 28. März 1849 die Verurteilung Proudhons zu drei Jahren Gefängnis und 3000 Francs Geldbusse wegen Angriffes auf den Präsidenten; am 14. April musste die Volksbank liquidieren, und am 13. Juni der „Peuple“ sein Erscheinen einstellen. Aus dem Gefängnis heraus lehnte er seit dem Oktober die „Voix du peuple“, die der Wiederversöhnung der Klassen das Wort redete, wie er denn schon im August 1847 für die Allianz zwischen der arbeitenden Bourgeoisie und der Arbeiterklasse im engeren Sinne des Wortes eingetreten war.

Die „Confessions d'un révolutionnaire“ (1849), die „Idée générale de la révolution au XIX<sup>ème</sup> siècle“ (1851) und die „Révolution sociale démontrée par le coup d'état du 2 décembre“ (1852) sind die Geschichte, Kritik und Philosophie der Februarrevolution. Im Juni 1850 wurde auch die „Voix du Peuple“ unterdrückt.

Am 4. Juni 1852 der Freiheit zurückgegeben, gab Proudhon in dem Schluss des mit Duchéne herausgegebenen „Manuel du spéculateur à la bourse“ (1853) eine knappe Entwicklungsgeschichte der kapitalistischen Gesellschaft, zeigte in der „Philosophie du progrès“ die Antinomien als die Ursache alles Lebens und Fortschritts, würdigte in „Des réformes à opérer dans l'exploitation des chemins

de fer“ (1855) die Eisenbahnen als Triebkräfte der ökonomischen Bewegung, wurde aber wegen seines vierbändigen sozialphilosophischen Werkes „De la justice dans la révolution et dans l'Église“ (1858) zu drei Jahren Gefängnis und 4000 Francs Geldbusse verurteilt, entzog sich jedoch der Strafe durch die Flucht nach Belgien.

In Brüssel entfaltete er trotz erschütterter Gesundheit eine energische schriftstellerische Tätigkeit, die in der Beurteilung des Krieges als eines Kulturfaktors („La guerre et la paix“, 1861), in der Verwerfung aller Vereinlichungsprojekte über Steuern (vom Kanton Waasd preisgekürzte Schrift „Théorie de l'impôt“, 1861), in der Gegnerschaft gegen Napoleons III. italienische Politik eine starke realpolitische Ader zeigte. „Du principe fédératif et de la nécessité de reconstituer le parti de la révolution“ (1863), das politisch gereifte Werk Proudhons feiert die fortschreitende Decentralisation der grossen und die Föderation der kleinen Staaten.

Im September 1862 wieder nach Paris zurückgekehrt, gab er in dem offenen Sendschreiben „De la capacité politique des classes ouvrières“ der eben wiedererwachten sozialistischen Partei Frankreichs ein auf den Grundstätzen der Freiheit und Gerechtigkeit fussendes Programm, scheid aber bald darauf, am 19. Januar 1865, zu Paris aus dem Leben, das für ihn ein ununterbrochener, erschöpfender Kampf gewesen war.

Karl Wulke.

## Nikolaj Alexejewitsch Nekrassoff.

(Geb. am 4. Dezember 1822, gest. am 8. Januar 1868 zu Petersburg.)

(Hiesig Bildnis No. 375.)

Der berühmte russische Dichter Nekrassoff gehörte zu der Zahl derjenigen Männer, die ihre Entwicklung und die Ausbildung ihres Talents ausschliesslich ihrer eigenen Energie verdanken. Er stammte aus einer wenig bemittelten Adelsfamilie von Jaroslawl und wurde noch vor Beendigung seines Gymnasialkurses ganz jung von seinem Vater nach Petersburg geschickt, um sich dort für die militärische Laufbahn vorzubereiten. Nekrassoff kam indessen den Vorschriften seines Vaters nicht nach, sondern huldigte seinem Hang für literarische Beschäftigungen. Die Missachtung des väterlichen Willens hatte Familienscenen zur Folge, die ihn aller materiellen Mittel beraubten. Diese äusserste Notlage, in die er versetzt wurde, bildete den Grund und den Antrieb, weshalb er, ausser stande seine Bildung zu vollenden, sich zur Fröstung seines

Lebens mit kleinen Essays und Gedichten an verschiedene Journale wandte. Im Jahre 1840 erschien eine Sammlung der Erstlingsgedichte Nekrassoffs unter dem Titel „Phantasien und Töne“. Sie offenbarte noch nicht das zukünftige Talent des jungen Schriftstellers; wie denn überhaupt alles, was Nekrassoff bis zum Jahre 1845 drucken liess, noch das Gepräge der Unreife trug. Von jenem Zeitpunkt an jedoch begann sein Name sowohl im Publikum als auch in der literarischen Welt berühmt zu werden. An beide Kreise fesselten ihn weitläufige Bekanntschaften und enge Verbindungen. Damit Hand in Hand ging auch eine Verbesserung seiner materiellen Lage, so zwar, dass er nunmehr der Entfaltung seines Talentes und seiner Ideenwelt freien Lauf gestatten konnte. Von 1847 an begann die journalistische Tätigkeit Nekrassoffs. Als Leiter

des „Sovremennik“ (des „Zeitgenossen“), gewann er die ausgezeichnetsten, hervorragendsten Kräfte.

Nekrassoff ist der Stimmführer humaner Forderungen für das Volk, er ist der Sänger der Unterdrückten. Er kann freilich weder mit Puschkin noch mit Lermontoff verglichen werden, das waren Dichter von wesentlich höherer Begabung, die dritte Rangstufe nach ihnen gebührt aber in der russischen Literatur tatsächlich ihm.

Die Erzeugnisse Nekrassoffs haben es nicht mit allgemein-menschlichen Fragen zu thun, sondern sind der unmittelbare Ausdruck des Lebens seines Volkes, und zwar des Volkes seiner Zeit. Er gehört zu denjenigen russischen Autoren, die in den vierziger Jahren die Erneuerung der russischen Gesellschaft vorbereiteten und sie für die Reformperiode der sechziger Jahre vorbereiteten. In seinen selbstkritischen Gedichten schildert er das Volk, wie es war, als es noch unter der Leibeigenschaft schmachtete, aber auch nach der Freigebung der Bauern war er unermüdet an der Arbeit, die russische Gesellschaft an das schwere Los der arbeitenden Masse zu erinnern. Die auffällige Düsternheit und Traurigkeit der Poesie Nekrassoffs wurzelten in dem tiefen Verständnis für die Leiden und in dem festen Glauben an eine bessere Zukunft des Volkes und in seiner unwandelbaren Liebe zur Heimat. Das sind die Eigenschaften, wodurch sich Nekrassoffs Poesie vor allem auszeichnet und die auch in der bei ihm in höherem Grade als bei andern russischen Dichtern vorhandenen Leidenschaft, in dem bannenden Protest und in der pathetischen Stellungnahme zu Tage treten. Die Forderungen der Zeit waren es, die in dieser Beziehung seine Poesie besetzten, die ihr ein hervorragendes Interesse und dem Dichter selbst eine ungeheure Popularität verschafften.

Das erste Gedicht Nekrassoffs, das die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte, war „Am Wege“ (1845). Es spiegelt sich in ihm das unglückliche Los eines jungen Bauernmädchens wieder, das nach

der gutsherrlichen Laune, wie sie zur Zeit der Leibeigenschaft so oft den Ausschlag gab, mit der Tochter des Gutsherrn dieselbe Bildung erhalten hatte und dann auf Befehl doch die Gattin eines einfachen Dorfburschen werden musste. Das „Vergessene Dorf“ ist ein Gemälde des zerbrochenen Lebens, der Trübsal und der demütigen Geduld der Bauern eines Dorfes, das von seinem Gutsherrn nach der Willkür des Schicksals verlassen worden ist. In den „Bauernkindern“ (1861) schildert er die Lust und Ungehörigkeit des Lebens von Dorfkindern im Schosse der Natur, mitten unter der Mühsal einer Bauernfamilie. In einer ganzen Reihe von Gedichten, wie z. B. in „Die Mutter“, im „Stundenreiter“ und in seinen „Letzten Liedern“ gelangte der Zauber der Erinnerungen an die Mutter des Dichters sowie seine außerordentliche Teilnahme am Lose der Frauenwelt zum Ausdruck. Besonders klar und künstlerisch dargestellt ist das Schicksal einer russischen Bauernfrau in dem Gedichte „Der Frost — Die rote Nase“ (1863), wo in der Schilderung der Heldin des Gedichts, der Bäuerin Darja, die im Walde draussen erfriert, deren ganzer harter Lebenslauf uns vorgeführt wird. In dem Gedichte „Die russischen Frauen“ begeistert sich Nekrassoff an der Selbstverleugung zweier russischer Edel Frauen, die ihren Männern freiwillig nach Sibirien in die politische Verbannung folgten. Die Schilderung des rauhen Erdtrichs, der doppelt schweren Strapazen der verfeinerten Damen und des Widersprechens mit ihren Männern in den Bergwerken ist ein tiefingelunges, kunstvoll ausgeführtes Drama. In dem grossen Gedicht „Wer hat es in Russland gut“ (1873—1876) gab Nekrassoff eine Reihe von Charakterschilderungen aus der Zeit der Aufhebung der Leibeigenschaft.

Die satirischen Erzeugnisse Nekrassoffs schildern hauptsächlich die intelligente russische Gesellschaft mit ihrem rücksichtslosen Materialismus und ihren zwischen Humanität und Egoismus schwankenden Prinzipien.

D. Pypin.

## Thomas Jefferson.

(Geb. am 2. April 1743 zu Shadwell in Virginia, gest. am 4. Juli 1826 zu Monticello.)

(Hierzu Bildnis No. 273.)

Der Vater der nordamerikanischen Demokratie, der dritte Präsident der Vereinigten Staaten, Thomas Jefferson, war ein Sohn der Pflanzeraristokratie Virginias. Am 2. April 1743 zu Shadwell geboren, widmete er sich dem Studium der Rechte

und liess sich mit 24 Jahren in seiner Heimat als Anwalt nieder. Seit 1769 Mitglied der Legislative Virginias, rief er mit Patrick Henry 1773, in einer Zeit zunehmender Erbitterung gegen die Regierung des britischen Mutterlandes, ein Committee of

Correspondence ins Leben, ein schon revolutionäres Rüstzeug, das den Zweck hatte, die Verbindung mit den Schwesterkolonien zu stärken. Massachusetts, Rhode Island, Connecticut, New Hampshire und South Carolina waren die ersten, die dem Beispiele Virginias folgten. Jefferson war Mitglied des Korrespondenzkomitees seiner Heimat; und als es sich darum handelte, für den ersten amerikanischen Kontinentalkongress Delegierte zu wählen, da war es Jefferson, der in seiner köhnen Schrift „Summary view of the rights of British America“ dem britischen Parlament das Gesetzgebungsrecht für Amerika bestrikt, die Ernennung eines amerikanischen Staatssekretärs für die Kolonien forderte und nur die Union von Grossbritannien und Amerika unter derselben Krone anerkannte.

Am 5. September 1774 trat der Kongress in Philadelphia zusammen; erst im folgenden Jahre wurde Jefferson dorthin delegiert, sofort machte sich aber eine schärfere Tonart im amerikanischen Parlament bemerkbar. Die im Juli 1775 an König Georg III. gerichtete Eingabe redete eine viel freiere Sprache als die vorhergehende „Olive branch petition“; als auch sie eine Ablehnung erfuhr, griff die Idee der Unabhängigkeit gewaltig um sich. Die Declaration of Independence zu entwerfen, ernannte der Kongress einen Ausschuss, dem Jefferson, Benjamin Franklin, John Adams, Roger Sherman und Robert Livingston angehörten. Der eigentliche Entwurf der „Deklaration“ entstammt der gewissen Feder Thomas Jeffersons, dessen „Summary View“ bereits bewiesen hatte, dass er die grösste Fähigkeit besass, die politischen Ideen und Forderungen seiner Mitbürger in die klarste Form zu bringen. Der in seinem theoretischen Teile auf John Lockes „Essay on Government“ fussende Entwurf fand den fast uneingeschränkten Beifall der Ausschussmitglieder und des Kongresses, der am 4. Juli die Deklaration zum Beschluss erhob. Nur in einem, allerdings sehr wichtigen Punkte, hatte Jefferson sich eine einschneidende Kritik seiner Kollegen gefallen lassen müssen. Der Besitzer mehrerer Plantagen und vieler Sklaven hatte nicht Bedenken getragen, gegen den Sklavenhandel Stellung zu nehmen, doch wurde der betreffende Paragraph der Unabhängigkeitserklärung ausgemerzt.

Im Oktober 1776 trat Jefferson aus dem Kongress, förderte daheim die zeitgemässe Umgestaltung der Verfassung Virginias und war in kritischer Zeit 1779–1782 Gouverneur dieses Staates. Vom Sommer 1784 bis Herbst 1789 vertrat er die Union am Hofe von Versailles, im ersten Jahre noch an der Seite Franklins. Mit Sympathie begrüsste er den Ausbruch der französischen Revolution. Nach Hause zurückgekehrt, berief ihn Washington als Staats-

sekretär in sein Kabinett, in dem Alexander Hamilton, der geniale Sekretär des Schatzes, Jeffersons unermüdlicher Gegner war. Jefferson betonte bei jeder Gelegenheit die Rechte der Einzelstaaten, Hamilton die der Zentralregierung. Aus diesem immer wieder beigelegten, immer sich erneuernden Gegensatz erwuchs die Begründung der Parteien der Republikaner und der Föderalisten, der Anhänger des Staatenbundes und des Bundesstaates. Die unter Jeffersons Einfluss durch Philip Freneau herausgegebene „National Gazette“ führte angriffsweise den Federkrieg gegen Hamilton und seinen Anhang, der in der „Gazette of the United States“ die hässlichst niederfallenden Streiche parierte. Bei den Präsidentschaftswahlen von 1796 unterlag zwar Jefferson gegen den Föderalisten John Adams und trug nur die Vizepräsidentschaft davon, betonte aber 1798 als Urheber der Kentucky-Resolutionen erneut seinen Standpunkt gegenüber den Zentralisationsbestrebungen und schlug 1800 bei der Präsidentschaftswahl seinen Gegner Adams.

Im Weissen Hause waren die Grundzüge seiner Politik gerechte und schnelle Rechtsprechung, Freundschaft mit allen Völkern, aber keine bindende Allianz, Abtragung der Schuldenlast, Hebung des Kredits, Förderung der Landwirtschaft, Verbreitung der Volksbildung, vor allem Freiheit der Religion, der Presse und der Person. In der Auswahl seiner Räte bewies er eine glückliche Hand; Madison erhielt das Staatsdepartement, Gallatin das Schatzamt. Von 1801–1809 wurde die öffentliche Schuld von 83 auf 45 Millionen Dollars vermindert, ungeachtet der Ausgaben für die Erwerbung Louisianas.

Der Rückfall Louisianas von Spanien an Frankreich (1800) hatte in den Vereinigten Staaten, namentlich im Westen derselben, eine ungeheure Aufregung hervorgerufen, der Jefferson Rechnung tragen musste, obgleich er Frankreich nichts weniger als feindlich gesinnt war. Das schnelle Zugreifen von Livingston und Monroe in Paris, die von konstitutionellen Bedenken in diesem verhängnisvollen Augenblick nicht angekränkelte staatsmännische Haltung Jeffersons sicherten der Union für 15 Millionen Dollars das Mississippithal, den Weg nach dem Westen, die Zukunft. Mit Recht ist die Erwerbung der alten französischen Kolonie als eins der glücklichsten Ereignisse in der Geschichte der Vereinigten Staaten gepriesen worden.

Die zweite Präsidentschaft Jeffersons (1805 bis 1809) ist durch die Embargo-Akte gekennzeichnet, die zwar die amerikanische Handelstlotte vor der Wegnahme durch die kriegführenden Mächte Grossbritannien und Frankreich schützte, aber zu Repressalien jenseits des Ozeans führte und in Neu-England eine masslose Erbitterung hervorrief.

Im Jahre 1809 zog sich Jefferson aus dem politischen Leben auf seinen Landsitz Monticello in Virginia zurück, lebte hier den geliebten Studien und starb daselbst am 4. Juli 1826, genau ein halbes Jahrhundert nach der „Declaration of Independence“. Jefferson ist nicht nur einer der grössten, sondern auch einer der merkwürdigsten Helden der Neuen Welt: Eine von begeisterten Ideen beherrschte Seele, dabei ein feiner, politischer Kopf; abgeneigt

dem Verkehr mit der grossen Menge, und doch deren geliebter Führer; reich und dabei unachtsam auf seine äussere Erscheinung; Aristokrat nach Geburt und Erziehung und ein feuriger Anwalt der Menschenrechte und der Souveränität des Volkes, ein Feind aller Zeremonien; ein Denker von tiefer literarischer Bildung, ein glänzender Schriftsteller, aber ein unerschrockener Mann der That, wo es sich um die Freiheit und Grösse des Vaterlandes handelte.

Karl Wilke.

## Henry Clay.

(Geb. am 12. April 1777 in Hanover-County, Virg., gest. am 29. Juni 1852 zu Washington.)

(Hierzu Bildnis No. 274.)

**H**ENRY CLAY, der „grosse Friedensstifter“ und dreimalige Präsidentschaftskandidat, dem in den drei Jahrzehnten von 1820 bis 1850 das Gleichgewicht zwischen den Nord- und den sklavenhaltenden Südstaaten der nordamerikanischen Union hauptsächlich mit zu danken ist, war ein Sohn Virginias, wo er am 12. April 1777 in Hanover-County geboren wurde. Früh verwaiset, ganz ohne regelrechte Erziehung, wandte er sich dem Studium der Rechte zu und liess sich im Alter von wenig mehr als zwanzig Jahren zu Lexington im Staate Kentucky als Anwalt nieder. Hines wie hohen Ansehens er sich hier erheute, geht daraus hervor, dass er 1803 in die Legislative von Kentucky und 1805, noch nicht dreissig Jahre alt, in den Senat der Vereinigten Staaten gewählt wurde, wo er sich in bitterster Kritik der Embargo-Akte Jeffersons gefiel. 1809 wurde er abermals in den Senat entsandt, 1811 in das Repräsentantenhaus des Kongresses. Henry Clay war damals das Muadstück herzhafter Wüthgehaligkeit der Leute des Westens, die auf die Eroberung Canadas brannten. Mit seinem Anhang im Kongress trieb der feurige Kentuckier den widersprechenden Präsidenten Madison den Kriegserklärung gegen Grossbritannien (1812), um dann freilich zwei Jahre später als einer der fünf Friedenskommissare der Union nach Gent zu gehen. Als Sprecher des Repräsentantenhauses, welches Amt er fünfmal bekleidete, veranlasste er den Kongress zu der geharnischten Erklärung, dass jede Einmischung europäischer Mächte in die Unabhängigkeitsbewegung der spanischen Kolonien Mittel- und Südamerikas als Kriegserklärung gegen die Vereinigten Staaten angesehen werden müsse. Dann aber, als die Sklavenfrage zu einer ernstlichen Entzweiung zwischen dem Norden und dem Süden zu führen drohte, trat bei Clay die auswärtige Politik ganz in den Hintergrund; fortan war die

Versöhnung der Gemüther diesseits und jenseits des Ohio sein eifrig angestrebtes Ziel.

Die stürmischen Wege, die sich im Kongress über die Frage erhoben, ob in dem neu zuzulassenden Staat Missouri die Sklaverei eingeführt werden dürfe oder nicht, glättete Clay nach heissem Bemühen durch Zustandekommen der Missouri-Kompromisse von 1820 und 1821, wonach Missouri als Sklavenstaat, Maine gleichzeitig als „freier“ Staat aufgenommen wurde, aber die auf 36° 30' ostwestlich verlaufende Linie in Zukunft die nördliche Grenze für die sklavenhaltenden Staaten bilden sollte.

Bei der Präsidentschaftswahl von 1824 vertraten Henry Clay und John Quincy Adams von Massachusetts die nationalen Ziele der republikanischen Partei im Westen und Norden, William Crawford von Georgia die reaktionären Tendenzen des Südens und der hauptsächlich im Westen unterstützte General Jackson, damals Senator von Tennessee, die neue Demokratie. In der engeren Wahl schied Clay ganz aus und bestimmte seinen Anhang, für Adams zu stimmen, wodurch diesem die Mehrheit gesichert wurde. John Quincy Adams übertrug aus Erkenntlichkeit 1825 seinem politischen Gesinnungsverwandten Clay das Staatssekretariat, was die heftigsten Angriffe der Partei Jacksons gegen beide zur Folge hatte.

Zum zweitenmale unterlag Clay, 1829 aufs neue von Kentucky in den Senat nach Washington geschickt, bei der Präsidentschaftswahl von 1836 gegen den Demokraten van Buren. Die Wahlen von 1844 wurden von der Frage beherrscht, ob Texas als Sklavenstaat zuzulassen sei oder nicht. Der Demokrat James Polk trat rückhaltlos für die Annexion ein, Henry Clay blieben auch zum drittenmale die Thore des Weissen Hauses verschlossen, teils weil die Abolitionisten die Thorheit begingen, einen

Sonderkandidaten aufzustellen, teils aber auch, weil Clay es verstand, über seine Absichten vollständige Klarheit zu verbreiten.

Als 1849 anlässlich der Zulassung Californiens zur Union sich die erbitterte Fehde zwischen Nord und Süd nach dreissigjährigen Waffenstillstand erneuerte, veranlasste Clay, auf das nachhaltigste unterstützt durch Daniel Webster, noch einmal durch Annahme des von ihm vorgeschlagenen Kompromisses für eine kurze Frist zu versöhnen, wenn auch der Norden im stillen weiter grollte, weil er sich zu Gunsten des Südens überwältigt glaubte. Der Kompromiss von 1850 liess Californien als einen „freien“ Staat zu, verbot den Sklavenhandel im Bundesdistrikt Columbia, organisierte New Mexico und Utah ohne Bezugnahme auf die Sklavenfrage, sprach Texas für den Verzicht auf seine Ansprüche hinsichtlich eines Teils von Mexico eine Schadlos-

haltung von 10 Millionen Dollars zu und gestattete den Erlass eines strengen Gesetzes gegen flüchtige Sklaven. Das Zustandekommen dieses Kompromisses war die letzte That Clays, der am 29. Juni 1852 zu Washington aus dem Leben schied.

In dem Jahrzehnt, das dem Ausbruch des Bürgerkrieges vorherging, wurde die immer auf Vermittelung bedachte Thätigkeit Henry Clays oft vermisst. Er hätte den Bürgerkrieg kommen sehen und alles gethan, die gefährdrohende Katastrophe soweit als nur möglich hinauszuschieben. Der „great Pacificator“ konnte fast immer der unmißlichen Wirkung seines kraftvollen und eindringlichen Wortes sicher sein, das gerade dann des tiefsten Eindruckes nicht verfehle, wenn Clay gezwungen war, völlig aus dem Streife zu sprechen und im hitzigsten Wortgefecht einen unerwarteten Angriff des Gegners geschickt zurückzuweisen.

Karl Wilke.

## Daniel Webster.

(Geb. am 18. Januar 1782 zu Salisbury, gest. am 23. Oktober 1852 zu Marshfield.)

(Hessens Bildnis No. 275.)

Unter den nordamerikanischen Staatsmännern und Parlamentariern, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach dem Rücktritt Jeffersons eine hervorragende Rolle gespielt haben, ist neben Clay und Calhoun Daniel Webster zu nennen, der „Ausleger und Erhalter der nationalen Verfassung“. Er wurde am 18. Januar 1782 in einem bescheidenen Farmhaus zu Salisbury, dem späteren Franklin, im State New Hampshire geboren und wuchs in recht beschränkten Verhältnissen auf, doch wusste es der hart arbeitende Vater trotz der zahlreichen Familie zu ermöglichen, dass Daniel das College zu Dartmouth besuchen konnte. Webster hat der Stätte seiner wissenschaftlichen Vorbildung stets ein dankbares Andenken bewahrt und dasselbe als geschickter Anwalt zwanzig Jahre später durch die That bewiesen. Aber auch das Studium der Rechte wurde ihm nicht leicht, erst durch die Leitung einer Schule musste er die Mittel dazu erwerben. Immerhin war er 1807 so weit, um sich zu Portsmouth in New Hampshire als Anwalt niederlassen zu können.

Bald gewann er in seiner Praxis als Rechtsbeistand ein solches Ansehen, dass er 1812 in die Gesetzgebende Versammlung seines Heimatstaates und gleichzeitig in den Kongress gewählt wurde, dem er zunächst bis 1817 angehörte. Hieran siedelte er nach Boston über. 1820 wurde er in die Konvention

zur Durchsicht der Verfassung des Staates Massachusetts gewählt; hier bewies er sein staatsmännisches Talent, und seine Plymouth und Bunker Hill-Reden machten seinen Namen weithin bekannt. Auf neu wurde er 1822 in den Kongress entsandt. Dreissig Jahre hindurch stand er von jetzt ab im Vordergrund des politischen Lebens als einer der Führer der für den festgefügten Bundesstaat einsetzenden Föderalistenpartei. 1827 bis 1839 war er Mitglied des Senats zu Washington. Als hier im Januar 1830 der Senator Robert Hayne aus Süd-Carolina behauptete, die Verfassung der Vereinigten Staaten sei ein Vertrag, den die souveränen Staaten der Union geschlossen hätten, ohne sich irgendwie ihrer Souveränität zu begeben, erhob sich Webster zu einer Erwiderung, die in der Fülle ihrer Beweisgründe und dem flammenden Enthusiasmus noch heute als ein Meisterstück politischer Beredsamkeit angesehen wird und noch jetzt ihre mächtige Wirkung auf den Leser nicht verfehlt, so wenig als es vor siebzig Jahren bei dem Auditorium Websters im Senat der Fall war. Webster bestritt, dass die Unionsverfassung ein lösbare Vertrag sei, vielmehr besitze man in ihr das Instrument, durch welches sich das Volk der Vereinigten Staaten eine stark zentralisierte Regierung gegeben und gleichzeitig dieser Regierung die Vollmachten gegeben habe, sich die Ausübung ihrer Rechte zu erzwingen; jeder Widerstand des

Einzelstaates gegen das nationale Gesetz sei Revolution, wenn von Erfolg gekrönt, Rebellion, wenn von Misserfolg begleitet. Ob Bundesstaat oder Staatenbund? Diese Frage beherrschte während des 1840er Jahren das politische Leben der Union, bis der Bürgerkrieg die endgültige Antwort gab.

Daniel Webster, vom Präsidenten Harrison 1841 zum Staatssekretär ernannt, schloß 1842 mit Lord Ashburton, dem britischen Gesandten zu Washington, den „Ashburton-Vertrag“, der die seit langem streitige Nordostgrenze der Union festlegte, die Auslieferung gemeiner Verbrecher zugestand und in der „Cruising Convention“ die Aufstellung eines Geschwaders an der Küste Afrikas zur Unterdrückung des Sklavenhandels versprach, um so dem von der britischen Marine bisher beanspruchten Durchsuchungsrecht auch der amerikanischen Schiffe nach schwarzer Menschenfracht zu entgehen, gegen das die Union von jeher Einspruch erhoben hatte. Als Webster dieses Friedenswerk zum Abschluss gebracht hatte, trat er unter dem inzwischen ins Amt getretenen Präsidenten Tyler zurück. Seit 1845 wieder im Senat, erklärte er sich wiederholt gegen jede Ausdehnung des Territoriums der Sklaven-Staaten.

Um so größeres Staunen rief der bisher im Norden vergeblichste Politiker hervor, als er in der ihm verhängnisvollen Rede vom 7. März 1850 für Henry Clays Kompromissvorschlag eintrat, wonach der Süden das ihm belandete Jagdgesetz gegen flüchtige Sklaven erhielt. Der un-

gerechten Verurteilung Websters durch seine engeren Landsleute und Parteigenossen ist jedoch entgegenzuhalten, dass der zum Vertreter gesteigerte, im Dienste des Vaterlandes ergraute Staatsmann in der Antisklaverei-Bewegung eine Gefahr für die Union sah. Freilich hatte er in der Sklaverei von jeher ein Uebel erblickt, dessen Ausdehnung er sich stets widersetzt, aber einem Angriffe auf die nun einmal in den Südstaaten überkommenen Rechtsverhältnisse war er durchaus abgeneigt. Er wusste ganz genau, welcher Sturm die Union durchzusen musste an dem Tage, da der Abolitionismus den Süden angreifen würde. Für Webster war Freiheit und nationale Einheit das Ideal, dessen Verwirklichung er sein ganzes Leben gewidmet hatte. Für das Heil des Ganzen scheute er selbst vor dem schwersten Opfer nicht zurück, nicht vor der Einbisse seiner ganzen Volksbeliebtheit; ob ihm die Sonne und Sterne weiter schienen oder nicht, war ihm gleich. In ihm lebte an jenem 7. März 1850 die Überzeugung, für die Erhaltung der Union einzutreten; wurde die Union zum Wrack, so mochten andere nach der rettenden Planke Ausschauen; blieb die Union erhalten, was lag an ihm?

Das Eintreten für den California-Kompromiss versammelte den gefeierten Tribunen. Zwar briefte ihn Fillmore im Juli 1850 in das Staatssekretariat, aber schon am 24. Oktober 1852 verstammte der einst so beredte Mund zu Marshfield bei Boston für immer.

Karl Wilke.

## Auguste Comte.

(Geb. am 19. Januar 1798 zu Montpellier, gest. am 5. September 1857 zu Paris.)

(Hierzu Bildnis No. 276.)

In dem Kreise der neueren französischen Denker tritt Comte, der Begründer der „positiven Philosophie“, als eine ganz eigenartige Erscheinung hervor. Man hat seinen Ideen vielfach die Originalität abgesprochen. In der That ist die Voraussetzung, von der er ausgeht, dass nur die sinnliche Welt für uns Wirklichkeit besitzt, und dass demnach unser Erkennen immer nur relative, nie aber eine absolute Wahrheit erreichen kann, bereits im vorigen Jahrhundert durch Hume und Kant festgestellt worden, und der Gedanke, dass das Wissen nicht Selbstzweck, sondern nur Hilfsmittel zur Verwirklichung höherer Lebenszwecke sei, weist auf Spinoza und Bacon zurück. Aber die Verarbeitung dieser Elemente zu einer umfassenden, systematisch durchgeführten Welt- und Lebensanschauung ist

das eigenste Werk des Philosophen. Das alles überwiegende Interesse für die Probleme des Staats- und Gesellschaftslebens kennzeichnet Comte als einen Sohn des Revolutionszeitalters; er glaubt mit Condorcet an die fortschreitende Entwicklung der Menschheit, an die Erreichbarkeit eines den Forderungen der Vernunft und Wissenschaft entsprechenden Endzustandes, aber er weicht doch in zwei wichtigen Punkten von den Anschauungen der „Aufklärung“ ab. Es ist seiner Meinung nach ein grosser Irrtum, wenn man geglaubt hat, eine neue Staats- und Gesellschaftsordnung lasse sich nach gewaltsamer Auflösung der bestehenden Verhältnisse durch Majoritätsbeschluss einführen; vielmehr vollziehe sich die Entwicklung der menschlichen Dinge nach allgemeinen Gesetzen, die über aller menschlichen Willkür stehen,

und ebensowenig Ausnahmen und Abweichungen zulassen wie die Naturgesetze. Comte kann hiernach als der Vater der modernen, an die Naturwissenschaft sich anlehenden Gesellschaftswissenschaft bezeichnet werden, für die er den Namen „Soziologie“ in Umlauf gebracht hat. Das oberste Prinzip der historischen Entwicklung glaubte er selbst in dem „Gesetz der drei Zustände“ gefunden zu haben, demzufolge die Menschheit auf ihrer ersten Kulturstufe unter dem Banne theologischer Vorstellungen lebt, auf der zweiten (der „metaphysischen“) sich durch fiktive Begriffe leiten lässt, auf der dritten und höchsten (der „positiven“) die Erfahrung als einzige Lehrmeisterin und die Naturgesetze als die Norm anerkennt. Weiter aber ging Comte auch noch darin über den rationalistischen Standpunkt des vorigen Jahrhunderts hinaus, dass er nicht die Erleuchtung der Köpfe, sondern die Erweckung der Herzen, die Verbreitung der Gefühle der Liebe und Achtung für die Mitmenschen als die wesentliche Bedingung des sozialen Fortschritts erkannte, und demgemäß sein gesamtes Programm in die Formel zusammenfasste: *l'amour pour base, l'ordre pour principe, le progrès pour but.*<sup>23</sup>

Unser Philosoph war der Sohn eines kleinen Beamten in Montpellier. Er besuchte das Lyceum seiner Vaterstadt und sodann nach glänzend bestandener Aufnahmeprüfung die polytechnische Schule in Paris, wo er sich neben seinen mathematischen Studien mit Lifer der Lektüre philosophischer und staatswissenschaftlicher Schriften hingab. Wegen wiederholter Vergehen gegen die Schulordnung von der Anstalt entfernt, schloss er sich seit 1817 dem schwärmerischen Sozialisten Saint-Simon als überzeugter Jünger und eifriger literarischer Mitarbeiter an. Im Auftrage des Meisters verfasste er u. a. den ersten Teil von dessen „Catéchisme des industriels“, eine Arbeit, die 1824 für sich allein unter dem Titel: *Prospectus des travaux scientifiques nécessaires pour réorganiser la société* erschien. Die schon hier hervortretende Differenz der beiderseitigen Anschauungen (Saint-Simon arbeitete unmittelbar auf praktische Ziele hin, während Comte vor allem eine Theorie der Gesellschaft erstrebte) führte jedoch bald zur Trennung der beiden Männer. Inzwischen war der Name des jungen Privatgelehrten rasch bekannt geworden. Zu dem Kursus philosophischer Vorlesungen, den er 1826 in seiner Wohnung eröffnete, fanden sich sogar Männer wie A. v. Humboldt, Blainville, Poissot, Broussais u. a. ein; noch vor dem Abschluss desselben verfiel jedoch Comte, sei es infolge geistiger Ueberanstrengung, sei es infolge häuslichen Kummers (er war seit 1825 verheiratet) in eine Geisteskrankheit, von der er erst nach 2 Jahren vollständig genes. Aus diesen Vor-

trägen, die im Jahre 1829 nochmals privatim und dann öffentlich wiederholt wurden, ging das grundlegende Hauptwerk des Philosophen: „Cours de philosophie positive“ hervor, das 1830–42 in 6 Bänden erschien. Da die Philosophie nach Ansicht des Verfassers nur die Aufgabe haben kann, die Gesamtheit unseres positiven Wissens zu einem einheitlichen Ganzen zu verknüpfen, so ist dies Werk wesentlich eine encyclopädische Übersicht der Ergebnisse und Methoden der einzelnen Wissenschaften, von denen nur die Psychologie schlecht wegkommt, da sie ganz in die Physiologie einverleibt wird. Der Schwerpunkt des Ganzen liegt in der die drei letzten Bände fallenden Darlegung der Gesetze der Soziologie, die nach Comte das Schlussglied des auf der Mathematik als Grundlage sich erhebenden Stufenbaues der Wissenschaften bildet. Die positive Philosophie fand besonders in England vielen Beifall, wo hervorragende Forscher, wie Brewster und Stuart Mill, Comte als einen „europäischen Denker ersten Ranges“ feierten; in Frankreich gewann sie an Littré einen enthusiastischen Propheten.

Unterlassen war die materielle Lage des Philosophen noch immer eine sehr prekäre. Erst seit 1832 hatte er als Repetitor und seit 1837 als Examinator der polytechnischen Schule ein einigermaßen sicheres Einkommen, aber seine Bemühungen eine Professur zu erlangen, blieben erfolglos. Da er dies der Missgunst der massgebenden Persönlichkeiten zuschrieb, so zog er sich mehr und mehr misstrauisch und verbittert in sich selbst zurück und machte seiner Verstimmung in gelegentlichen heftigen Ausfällen auf die „Mathematiker“ Luft. Die Folge war natürlich, dass man ihn im Laufe der Jahre auch aus jenen bescheidenen Stellen verdrängte. Unglückliche eheliche Verhältnisse, die 1812 zur vollständigen Trennung der Gatten führten, trugen noch weiter dazu bei, das Gemüt des Philosophen zu verösten, bis er, nach seinem eigenen Bekenntnis, in dem innigen Verkehr mit einer geschiedenen jungen Frau, Clotilde de Vaux, den Frieden und das Gleichgewicht der Seele wieder fand. Obwohl dies ideale Seelenbündnis schon nach kurzer Zeit durch den Tod Clotildes gelöst wurde, so hing doch Comte bis zu seinem Ende in schwärmerischer Verehrung an diesen seinem „Schutzengel“, dem er einen förmlichen Kultus mit regelmäßigen täglichen „Andachten“ widmete.

Zweifellos haben diese trübsameren Lebensumstände auch auf die Entwicklung der philosophischen Anschauungen Comtes einen Einfluss geübt, aber sie haben sie nicht allein bestimmt. Schon seit 1838 bemühte er sich, ein tieferes Verständnis der „affektiven“ Natur des Menschen, als der eigentlichen Quelle unseres ganzen Thuns zu gewinnen. Er

liess die exakten Wissenschaften fortan ganz beiseite liegen, besuchte fleissig die Oper und las ausschliesslich die grossen Dichtungen aller Nationen, mit besonderer Vorliebe die Imitatio Christi des Thomas u Kempis. So reifte in ihm die Überzeugung, dass das private und öffentliche Leben auf Religion, auf Glaube und Liebe begründet sein müsse. In den drei Hauptwerken seiner zweiten Periode, dem „Système de politique positive“ (3 Bände 1851–54), dem „Catechisme positiviste“ (1852) und der (unvollendeten) „Synthese subjective“ (1856) wird diese Idee im einzelnen durchgeführt. Gegenstand der positiven Religion ist die Menschheit, das „grosse Wesen“; den verdienten Männern der Vergangenheit wird ein öffentliches, dem Weibe in seinem dreifachen Verhältnis als Mutter, Gattin und Tochter wird als der vollendetsten Personifikation des „Grossen Wesens“ ein privater Kultus dargebracht. Im öffentlichen Leben muss der Begriff der individuellen Rechte ganz verschwinden und an seine Stelle der Grundsatz der Verpflichtung des Einzelnen gegenüber dem Ganzen treten, da das Individuum der Menschheit mehr schuldet, als es ihr jemals zurück-erstaten kann; daher ist das „vivre pour autrui“ die oberste soziale Norm. Das geordnete Zusammenwirken der Einzelnen im Dienste der Allgemeinheit wird gesichert durch die spontane Unterordnung unter eine oberste autoritative Gewalt, und zwar ist gemäss der natürlichen Gliederung der Gesellschaft in eine „aktive“ und eine „spekulative“ Gruppe eine weltliche und eine geistliche Autorität nötig. Erstere ruht bei den grossen Kapitalisten, die die Produktion organisieren, letztere wird ausgeübt durch ein hierarchisch organisiertes „Priestertum“, dem die Pflege der geistigen Interessen anvertraut ist.

Im letzten Bande seines Cours hatte Comte vorgeschlagen, zur allmählichen Vorbereitung der

sozialen Reorganisation ein „positives abendländisches Comité“, bestehend aus 8 Franzosen, 7 Engländern, 6 Italienern, 5 Deutschen, 4 Spaniern zu bilden. Die Ereignisse des Jahres 1848 betrachtete er, optimistischer Hoffnungen voll, als die Vorbereitungen des zunächst wenigstens für Frankreich abbrechenden positivistischen Zeitalters und gründete deshalb sofort zum Zwecke der Verbreitung seiner Ideen in allen Volksschichten die *société positiviste*, in der mit Gelehrten und Ärzten Kaufleute, Handwerker und Arbeiter vereinigt waren; der Präsidenschaft bzw. Diktatur Napoleons sollte, wie er erwartete, die positivistische „Übergangsdiktatur“ folgen. Als der Stanzstreich diese Erwartungen vereitelte, suchte er durch Einsendung ausführlicher Denkschriften den Zaren, den Jesuitengeneral, ja selbst den Gross-Vezier für seine Ideen zu gewinnen. Zuletzt zog er sich ganz von der Welt zurück, um sich auf die Ausübung der hohenpriesterlichen Funktionen im Kreise seiner Gläubigen zu beschränken, durch deren freiwillige Spenden er im letzten Jahrzehnt seines Lebens ausschliesslich erhalten wurde. Seine Lebensführung war zuletzt eine rein asketische, so dass Besucher seine Erscheinung mit der des heil. Franz von Assisi verglichen.

Ein Teil seiner früheren Bewunderer, darunter Stuart Mill und Littré, erklärten offen die Wendung Comtes zum Mystizismus für eine geistige Verirrung, die auf pathologische Ursachen hindeute; und in der That sind die Aufstellung des positivistischen Kalenders mit seinen neuen Heiligen, der positivistischen Sakramente u. dergl. schwerbegreifliche Sonderbarkeiten. Dafür verehrt aber eine kleine Gemeinde, die sich bis heute erhalten hat, den Philosophen als den Stifter der Zukunftsreligion und als einen der grössten Wohlthäter der Menschheit.

Eduard König.

## Jean Martin Charcot.

(Geb. am 29. November 1825 zu Paris, gest. am 16. August 1893 zu Marvau, Dep. Nièvre.)

(Hierzu Bildtaf. No. 177.)

Wenn der Geschichtsschreiber der Heilkunde des 19. Jahrhunderts die Fortschritte und Leistungen der einzelnen Sonderzweige aufzuzählen haben wird, so werden diejenigen der noch jungen Nervenheilkunde darin einen umfangreichen Platz beanspruchen. Als einer ihrer Haupttreibkräfte steht Jean Martin Charcot in vorderster Reihe. Sohn eines Wagenbauers, zeigte er schon früh eine auffallende künstlerische Begabung, so dass er bei der Berufswahl lange Zeit zwischen den Kunst- und

medizinischen Studien schwankte. Schliesslich entschied er sich für die letzteren, die er in seiner Vaterstadt 1853 mit der Doktorpromotion beendigte. Nachdem er 1860 nach zweimaligem Bewerb seine Aufnahme als Agrégé in die medizinische Fakultät durchgesetzt hatte, wurde er 1862 Oberarzt an der „Salpêtrière“, dem unermesslichen Asyl für kranke und unheilbare Frauen, dessen reicher Krankenbestand, besonders an Nervenleidenden, nunmehr für die ständige Lebensarbeit des jungen Forschers aus-

schlaggebend wurde. Hier schuf sich Charcot die Quelle seines Ruhms, hier legte er den Grund zu den grossartigen, epochenmachenden Neuerungen in der Nervenheilkunde, mit denen sein Name für immer verknüpft bleibt. Fortab wandte er sein fast ausschliessliches Interesse dem genannten Fache zu und erfüllte nach einigen bahnbrechenden Publikationen 1866 Vorlesungen darüber, welche von Anfang an und bis zu seinem Tode sich eines fortdauernd steigenden Interesses erfreuten, so dass hunderttausend Aerzte aus allen Teilen der Welt, besonders in den späteren Jahren, zu seinen Füssen sasssen. 1872 erhielt er einen Lehrstuhl für pathologische Anatomie, den er bis 1882 bekleidete. Erst in diesem Jahre gelangte er in diejenige äussere Stellung, die er im Interesse seiner Wissenschaft bisher vergeblich erstrebt hatte. Die Regierung schuf für ihn an der Spitze seines Winkens, an der schon genannten Salpêtrière, eine eigene Professur für Nervenheilkunde und gewährte ihm gleichzeitig die erforderlichen Mittel zur Umgestaltung der Krankenanstalt in ein grossartiges Institut für Nervenheilkunde. Neben der alten Krankenabteilung für chronische und sieche Patientinnen schuf Charcot noch eine stationäre Klinik für frisch erkrankte Männer, ein grosses neurologisches Ambulatorium, einen geräumigen Hörsaal, Arbeitsräume und Laboratorien aller Art, ein elektrotherapeutisches, ophthalmologisches, photographisches Kabinett, Sammlungsräume u. s. w. Hier wirkte der geniale Forscher bis an sein Lebensende, umgeben von zahllosen Studenten und Aerzten, von einem fast einzig in seiner Art dastehenden Krankennaterial, als Haupt einer als „Schule der Salpêtrière“ par excellence bezeichneten grossen Mitarbeiterschare neurologischer Forscher, als glücklicher Entdecker und Schöpfer neuer Krankheitsbilder, überhäuft mit Ehrenbezeichnungen aller Art, seit 1883 „Membre de l'Institut“, Inhaber des Grosskreuzes der Ehrenlegion, Ehrendoktor verschiedener Fakultäten, Mitglied zahlreicher gelehrter Gesellschaften, bis ihn, den in den letzten Jahren vielfach von Anfällen von Brustkrampf (angina pectoris) Heimgesuchten, in einem solchen Anfall ein rascher Tod ereilte und Frankreich damit eines seiner ersten Männer, einer seiner „gloires“ beraubt wurde. Charcot war eine durch und durch künstlerisch begabte Natur. Er selbst pflegte sich als „visuel“ zu bezeichnen. Dieser Anlage entsprach seine Arbeitsweise, indem er nach eigenem Bekenntnis diejenigen Krankheitserscheinungen, die ihm rätselhaft vorkamen, immer wieder sich vor Augen führte, um den Eindruck des Gesehenen zu verstärken. Hierin war er so lange unermüdet, bis ihm plötzlich das Verständnis aufging. So brachte er zuerst in das vorher unverständliche und chaotisch

verworrene Wesen der Krämpfe, Lähmungen, Zuckungen Licht und Ordnung, so lehrte er diese verschiedenen Symptomenengruppen auf bestimmte krankhafte Veränderungen des Hirns, Rückenmarks, wie überhaupt des Nervensystems zurückzuführen, so präzisirte er mit der Meisernhand des pathologisch-anatomisch geschulten Klinikers die Krankheitsbilder der sogenannten Tabes (Rückenmarksschwindsucht), multiplen Sklerose, so schuf er bestimmte Schemata für die eigentlichen Krankheitsformen, die er von den „formes frustes“, den abgeschwächten Formen, sonderte, so erwarb er sich namentlich um die Lehre von der Hysterie, jener räthselhaften, besonders dem weiblichen Geschlecht eigenen Affektion, unsterbliche Verdienste, indem er zum erstenmale eine vollständige Beschreibung ihrer Erscheinungen lieferte, ihre Symptome kennen lehrte, die genaue Diagnose erleichterte und vor allem der Krankheit auch in den Ärztenkreisen die erforderliche therapeutische Würdigung verschaffte, so dass fortan die armen Kranken nicht mehr, wie das wohl öfter vorher vorkam, als vermeintliche Simulanten ausgelacht, verspottet und äreht vernachlässigt wurden. Charcot zeigte auch, dass die Hysterie nicht selten das männliche Geschlecht befallt, meist auf Heredität beruht, und gab eine mit Beifall aufgenommene Erklärung der hysterischen Lähmungen, die, wie er nachwies, auch in der Hypnose hervorgerufen werden können. Auch das neuerdings so grosser Wichtigkeit gelangte Krankheitsbild der sogenannten traumatischen Neurose, d. h. über durch Verletzungen, Unfälle, Erschütterungen erzeugte eigenrämlichen Erkrankungen der peripheren Nerven, wurde in klarer und erschöpfender Weise bereits von Charcot festgestellt. Seine zahllosen Publikationen sind in den verschiedensten Zeitschriften zerstreut. Eine Sammlung derselben von seiten seiner Schüler (unter Führung von Bourneville) begann bereits als „Oeuvres complètes“ während seines Lebens zu erscheinen, dieselbe ist bis jetzt, mit dem 11. Bande, noch nicht vollständig. Selbständig veröffentlichte Charcot die „Leçons sur les maladies du système nerveux“ (in 3 Bänden von 1872–1887), ferner „Leçons sur les localisations dans les maladies du cerveau et de la moelle épinière“ (1876). Charcot war ein Meister des Stils wie des Worts; seine mündliche und schriftliche Darstellungsweise war klar, fesselnd, elegant. Als Lehrer unragend, als Arzt hervorragend, als Mensch liebenswürdig, gefällig, von übersprudelndem Humor, ein bedeutender Kunstkenner und -förderer, besonders der Malerei und Musik, war Charcot ein vielseitiger und vielumfassender Geist, der für sein Vaterland, für die Wissenschaft und für die leidende Menschheit zu früh aus der Welt geschieden ist. Julius Pagel.

## Jean François Champollion.

(Geb. am 23. Dezember 1790 zu Figèze; gest. am 4. März 1838 zu Paris.)

(Hieron. Böllnis No. 278.)

Unter den Geisteshelden des 19. Jahrhunderts steht in allererster Reihe der geniale Südfrenzoze, der durch die Entzifferung der Hieroglyphenschrift den Schleier gelüftet hat, mit dem Jahrhunderte hindurch das gesamte ägyptische Altertum, die Geschichte, die Kunst, die Kultur des Pharaonenlandes verhüllt gewesen war. Am 23. Dezember 1790 zu Figèze im französischen Departement Lot geboren, als Sprössling einer altingesessenen Familie der Dauphiné, zeigte Champollion schon früh auf dem Lyceum von Grenoble, wo sich sein älterer Bruder Jean-Jacques (geb. 1778) mit grosser Fürsorge seiner angenommenen hatte, eine lebhaft begabte Begabung für alle Sprachen. Er trieb Latein und Griechisch, Vergil und Homer waren ihm innig vertraut; daneben erlernte er mit Eifer verschiedene orientalische Sprachen, besonders Hebräisch und Syrisch, und brachte es bald darin so weit, dass er sich in selbständigen wissenschaftlichen Arbeiten versuchen konnte. Bald aber umfing ihn das geheimnisvolle Land am Nil ganz mit seinem Zaubern. Durch den Feldzug, den der erste Kaiser Napoleon Bonaparte nach Aegypten unternommen hatte und der zwar militärisch gescheitert, aber doch von grosser Bedeutung für die Wiedereckung des ägyptischen Altertums geworden war, hatte namentlich in Frankreich das Interesse für Aegypten sehr zugenommen. Auch der junge Champollion wurde davon ergriffen, besonders durch den Verkehr mit Fourier, dem Praefekten von Isère, der an der ägyptischen Expedition als wissenschaftliches Mitglied teilgenommen hatte und dem lehrbegierigen Jüngling nicht genug von der Ruinenstätten und Denkmälern des Nillandes erzählen konnte. Vor allem widmete sich Champollion jetzt dem Studium der koptischen Sprache, von der man schon im 18. Jahrhundert erfahren hatte, dass sie die Tochtersprache des Altägyptischen sei. Nur mit einer gründlichen Kenntnis des Koptischen ausgerüstet, das erkannte schon der scharfe Blick des Jünglings, sei es möglich, den Weg zum Verständnis der älteren Sprache zu finden. Eine grössere Arbeit über die Geographie des Pharaonenlandes wurde in Angriff genommen, und die Einleitung dazu von dem Sechzehnjährigen am 1. September 1807 der Akademie von Grenoble vorgelegt. Auf Veranlassung seines Bruders, der schon früher nach Paris übersiedelt war und wohl einsehend, dass Grenoble nicht die Stätte sei, an der sich die Begabung seines Schutzhelferlehen erfüllen könne, zog Jean-François noch 1807 nach der Hauptstadt,

um an der École des langues orientales, am Collège de France und in der kaiserlichen Bibliothek seine Studien fortzusetzen. Hier wurde er von den berühmtesten Hochschullehrern, den Freunden seines Bruders, Millin, Langlès, dem Arabisten Silvestre de Sacy, mit dem grössten Wohlwollen empfangen und in seinen Arbeiten unterstützt. Neben dem Arabischen, Persischen und Sanskrit war es wieder das Koptische, dem er seine Hauptthätigkeit zuwandte, und obwohl Silvestre de Sacy dringend abriet, fing er auch an, die Entzifferung der Hieroglyphenschrift zu versuchen.

Im August des Jahres 1799 war beim Schanzgraben in einem Fort der an der Mittelmeerküste gelegenen ägyptischen Stadt Rosette ein schwarzer Granitblock zu Tage gefördert worden, der, gleich nachdem er dem gelehrten französischen Inschrift in Kairo mitgeteilt war, allgemein die wissenschaftliche Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Er enthielt nämlich drei verschiedene Inschriften: die eine in ägyptischer Bilderschrift, die andere in einer abgetritzten Kursiv, die dritte in griechischer Schrift. Aus dieser letzteren erfuhr man, dass hier ein Beschluss zu Ehren des Königs Ptolemäus V. Epiphanes vorlag, der allen Bewohnern des ägyptischen Reichs mitgeteilt worden und deshalb in „landesüblicher“ und in „hellenischer Schrift“ bekannt gemacht werden sollte. Danach enthielten die drei Kolonnen des Steins denselben Text, und es war klar, dass dadurch zum erstenmal die Möglichkeit geboten war, mittels der griechischen Uebersetzung in das Verständnis einer ägyptischen Inschrift einzudringen. Bereits im Jahre 1802 veröffentlichte denn auch Silvestre de Sacy eine Broschüre, die sich mit der mittleren, kursiven Inschrift-Kolonne beschäftigte und die darin enthaltenen griechischen Eigennamen, Ptolemaios, Berenike, Arsinoë, zu erklären versuchte. Auf diesen Ergebnissen fussend konnte noch in demselben Jahre der Schwede Akerblad die Entzifferung so weit fördern, dass er ein vollständiges Alphabet der kursiven ägyptischen Buchstaben aufstellte. Soweit waren die Forschungen gediehen, als der junge Champollion an die Entdeckung des Steins herantrat, der übrigens mittlerweile durch den Wechsel des Kriegsglücks in englische Hände gefallen und nach London ins Britische Museum gekommen war. Zunächst war es der hieroglyphische Text, der Champollion reizte, und die Frage, wie sich die Schrift des zweiten Teils, das Demotische, zu jenem verhalte; doch blieb vorläufig noch jedes Ergebnis aus.

Im Jahre 1809 folgte Champollion, neunzehnjährig, einem Ruf an die von Napoleon I. neubegründete Universität von Grenoble, um die Professur der alten Geschichte zu übernehmen. Hier entwarf er auch den grossartigen Plan zu einem umfassenden Werke über das alte Aegypten, in dem die Geschichte, die Geographie, die heilige Sprache und Schrift des Pharaonenlandes behandelt werden sollten. 1812 kam der erste Teil davon in zwei Bänden heraus, die die alte Geographie des Landes enthielten. Die Freunde über den Erfolg und die Anerkennung, die dieses sein erstes grösseres Werk silberhalben fand, wurde aber bald durch einen harten Schlag gerührt. 1815 wurde die Universität Grenoble aufgehoben, und Champollion, der, obwohl durchaus von Herzen republikanisch gesinnt, doch für Napoleon eingetreten war, seines Lehramts entsetzt. Enttäuscht, fast an sich selbst verzweifelnd, musste er sich als Verbannter in seine Vaterstadt Figéac zurückziehen. Von neuem nahm er die kopistischen Studien, die Arbeit an einer Grammatik und einem Wörterbuche dieser Sprache auf, die beide leider nie erschienen sind.

Im Herbst 1817 durfte Champollion nach Grenoble zurückkehren und erhielt eine Anstellung als Professor der Geschichte und Geographie. Aber auch jetzt war hier seine Wirksamkeit nur von kurzer Dauer. Der damals in Grenoble mit äusserster Strenge herrschenden ultra-royalistischen Partei galt er wegen seiner politisch wie religiös liberalen Gesinnung als einer der Hauptgegner; auf ihr Betreiben wurde er im März 1821 seines Amtes entsetzt und wandte sich nunmehr nach Paris. Hier brachten seine niemals ganz bei Seite gelegten Studien über den Stein von Rosette die ersten greifbaren Früchte. Im August 1822 veröffentlichte Champollion eine genaue und gründliche Analyse des demotischen Teils des Rosette-Steins, in der er die einzelnen Zeichengruppen von einander trennte, freilich ohne sie selbst lesen zu können. Wenige Wochen darauf fiel die letzte Schranke, die ihn noch von dem ersehnten Ziele trennte: am 17. September 1822 las er der Akademie seinen „Brief an M. Dacier über die phonetischen Hieroglyphen“ vor, in dem er zeigte, dass die Hieroglyphenschrift sich zur Wiedergabe fremder (griechischer oder lateinischer) Eigennamen eines Alphabets von phonetischen Zeichen bediene, deren Lautwerte zum erstenmale genau festgestellt wurden. Schritt für Schritt drang jetzt Champollion auf dem neu gewonnenen Boden vor; in mehreren Abhandlungen, die 1824 in einem grösseren Werke „Précis du système hiéroglyphique des anciens Egyptiens“ zusammengefasst wurden, wies er nach, dass die ägyptische Bilderschrift aus drei Klassen von Zeichen bestehe, die er als figurative, ideographische

und alphabetische bezeichnete. In die begeisterte Zustimmung, die seine epochemachenden Entdeckungen bei den meisten Gelehrten fanden, mischten sich freilich auch scharfe Angriffe, und es fehlte nicht an Gegnern, die ihm die Priorität der Entzifferung streitig machten und für einen englischen Gelehrten Dr. Young in Anspruch nahmen.

Um die an ägyptischen Altertümern reichen Museen Italiens kennen zu lernen, ging Champollion 1824 über Turin nach Rom und Neapel. Kaum war er zurückgekehrt, als er von der Regierung noch einmal dorthin gesandt wurde mit dem Auftrage, ein sachverständiges Urteil über eine Sammlung abzugeben, die der englische Konsul Salt in Aegypten zusammengestellt und nach Livorno gebracht hatte. Auf seinen Bericht hin wurden die wertvollen Schätze von der französischen Regierung erworben und mit älteren Beständen im Louvre zu einem ägyptischen Museum vereinigt, zu dessen Direktor Champollion 1826 ernannt wurde. Den schönsten Lohn für seine mühevollen Arbeiten empfing über Champollion, als er von der französischen Regierung mit der Leitung einer wissenschaftlichen Expedition nach Aegypten betraut wurde, die zusammen mit einer vom Grossherzog von Toskana ausgesandten Kommission auf Grund des neuen Verständnisses der Hieroglyphenschrift die Denkmäler am Nil studieren sollte. Im Juli 1828 herrschte Champollion zum erstenmal den Boden des Landes, dessen Vergangenheit er wissenschaftlich in jahrelanger Forschung erschlossen hatte; bis zum zweiten Katarakt bei Wadi Halfa wurde die Reise ausgedehnt, über deren Verlauf er in überaus frischen, anschaulichen Briefen an seinen Bruder berichtete, die von diesem später auch veröffentlicht wurden. Nur 20 Monate konnte Champollion in Aegypten bleiben; was er aber in dieser verhältnismässig kurzen Zeit an Arbeit geleistet hat, ist stunnenswert: eine reiche Sammlung von Altertümern war zusammengestellt, die wichtigsten Darstellungen in Tempeln und Gräbern abgezeichnet, eine grosse Menge von Inschriften kopiert worden.

Im März 1830 kehrte er nach Paris zurück und ging nun sofort daran, das heimgebrachte Material zu ordnen und zur Veröffentlichung vorzubereiten, sowie die unterbrochenen Arbeiten über die ägyptische Sprache fortzusetzen. Am 18. März 1831 wurde er auf den eigens für ihn errichteten Lehrstuhl der Ägyptologie am Collège de France berufen. Doch kaum hatte er im Mai seine Vorlesungen begonnen, als er sie, mit Rücksicht auf seine Gesundheit, unterbrechen musste. Eine Reise in die Heimat schien ihm Genesung gebracht zu haben; aber schon im Dezember wurde er von neuem leidend, ein Schlaganfall brach seine Kraft. Noch auf dem Krankenlager konnte der Unermüdliche das Manu-

skript seiner „ägyptischen Grammatik“ vollenden und seinen Bruder „als eine Visitenkarte für die Nachwelt“ überreichen. Am 4. März 1832 erlag er einem neuen Anfall, der ihn mitten aus seinen Plänen und Arbeiten herausriß. Die in Ägypten gesammelten Denkmäler und die wissenschaftlichen Tagebücher lagen noch unveröffentlicht und konnten nun erst nach seinem Tode auf Veranlassung der Regierung, die seinen gesamten wissenschaftlichen Nachlass erworben hatte, herausgegeben werden. Noch heute, wo ja die Wissenschaft auf dem von Champollion eröffneten Wege weit fortgeschritten ist und ihre Anfänge längst aus den Augen verloren hat, bilden seine „Denkmäler“ und „Notizen“ ein

unerlässliches Hilfsmittel für jeden Ägyptologen und Altertumsforscher und werden immer ein Denkmal bleiben für das Genie, den Scharfsinn, die Klarheit und die lebenswürdige Bescheidenheit des grossen Taten.

In der französischen Akademie, zu deren Mitglied Champollion nach der Rückkehr aus Ägypten ernannt worden war, hielt ihm sein alter Lehrer Silvestre de Sacy am 2. August 1833 die Gedächtnisrede, die in einem begeisterten Hyannus auf den unsterblichen Gelehrten ausklang, „dessen Entdeckungen“, wie Chateaubriand sagte, „die Dauer der unsterblichen Denkmäler haben werden, in deren Verständnis er uns eingeführt hat.“

Georg Steindorff.

## Louis Jacques Mandé Daguerre.

(Geb. am 18. November 1787 zu Cormoules, gest. am 10. Juli 1851 zu Petit-Brie sur Marne.)

(Hierzu Abbildg. No. 379.)

Häufig sieht man in unseren Familien eigenartige Lichtbilder, die sich wesentlich von den modernen Photographien unterscheiden. Sie fallen durch ihren lebhaften oft fast blendenden Glanz und dadurch auf, dass sie auf Metall und nicht auf Papier ihre Herstellung gefunden haben. Es sind „Daguerreotypen“, nach ihrem Urheber, dem ersten Verfertiger wirklich dauerhafter und haltbarer Lichtbilder Mandé Daguerre, genannt.

Daguerre, geboren am 18. November 1787 zu Cormoules, war Steuerbeamter und widmete sich später der Malerei. Er beschäftigte sich hauptsächlich mit der Dekorations- und Theatermalerei, und erregte durch originelle Lichtspiele und andere farbige Bühneneffekte, die er zu erzielen wusste, lebhafte Bewunderung bei seinen Zeitgenossen.

Viel besprochen wurde damals sein Diorama, das in London durch einen Brand zu Grunde ging. Alle diese Untersuchungen des gewandten und wanderlustigen Mannes dürften nur als ein Tasten und Suchen nach einer grossen Thätigkeit betrachtet werden.

Das Studium der Lichteffekte führte ihn zu strengen optischen Untersuchungen. Besonders das schemenhafte bunte und bewegliche Bild in der Camera obscura hatte stets sein Interesse gereizt, und in ihm die Begier erregt, ihm seine Flüchtigkeit zu rauben und es auf der Platte festzuhalten. Wie ein wahrer Forscher vom Gottesgnaden erwoh und untersuchte er jede Einzelheit. Zuerst ging er an die Verbesserung des Apparates der Camera obscura selbst, und versah

sie mit einer zweckmässigeren und besseren Linsen-kombination, als sie seit den Tagen ihres Urhebers, des grossen Leonardo da Vinci, besessen hatte.

Es ist eine allbekannte Thatsache, dass nur selten eine bedeutende wissenschaftliche Errungenschaft durch einen Forscher allein der Welt beschert wurde. So erfuhr auch 1825 Daguerre zu- fällig von den damals berühmten Optikern, Gebrüder Chevalier in Paris, dass sich auch ein anderer durch seine Geschicklichkeit vielfach genannter Mann Nicéphore Niépce, seit Jahren mit Untersuchungen über die Feststellung von Lichtbildern in der Camera beschäftigt habe.

Durch Vermittlung der Gebrüder Chevalier tritt Daguerre mit Niépce in Verbindung, und 1828 treffen sie sich in Paris. Die Folge war eine auf gegen- seitige Hochachtung und gegenseitige Schätzung ihrer schöpferischen Fähigkeiten gegründete Freundschaft.

Um ihre Erzeugnisse auf dem Gebiete der Lichtbildkunst auch wirtschaftlich ausnutzen zu können, schliessen sie 1829 einen Vertrag. Historisch bedeutsam ist in ihm der erste Artikel, in dem ausdrücklich gesagt wird, das Niépce der Urheber und Daguerre der Verbesserer der neuen Lichtbildkunst sei. In der That besass Niépce mehrere Jahre vor seiner Freundschaft mit Daguerre bereits Methoden, um Lichtbilder auf Asphaltplatten zu erzeugen, und mit Oelen hervorzurufen. Ehe die Unternehmung sich verwirklicht, stirbt Nicéphore Niépce.

Bis zu diesem Zeitpunkte war die eigentliche Daguerreotypie noch nicht ausgebildet.

Nachdem 1837 hatte Daguerre gefunden, dass eine Jodsilberplatte den besten Grund für dauerhafte und gute Lichtbilder gewahrt. Allerdings bedurfte man zu ihrer Herstellung verhältnismässig lange Zeit; eine Thatsache, die in der Praxis zu Schwierigkeiten führte.

Einem zufälligen Ereignis verdankte Daguerre die Ueberwindung dieses Mangels, und die endliche Vollendung seiner Methode.

Er hatte einst verstümmt eine besonders unempfindliche Jodsilberplatte, ohne ein Bild erhalten zu können, in einen Schrank gelegt, in dem sich Chemikalien aller Art befanden. Nach einigen Wochen fiel ihm die Platte zufällig wieder in die Hand, die er nun zu seinem Erstaunen mit dem prächtig entwickelten Bilde bedeckt sah. Es war ihm sofort klar, dass eine der Chemikalien die Hervorrufung des Bildes bewirkt haben müsse. Aber erst nach verhältnissmässig langen Versuchen erkannte er im Quecksilberdampf den hilfsfähigen Stoff.

In dankbarer Erinnerung an seinen verstorbenen Mitarbeiter beschloss er, dessen Sohn teilnehmen zu lassen an seiner neuen Erfindung und damit zugleich eine Ehrenpflicht zu erfüllen. Im neuen Vertrage, den er darauf mit Isidore Niépce schloss und

der gleichfalls eine Grundlage für die wirtschaftliche Verwertung bilden sollte, wird die Daguerreotypie zuerst ausführlich beschrieben.

Die Thatsache, dass es möglich geworden sei, von allen Dingen in dieser Welt dauerhafte und korrekte Lichtbilder zu erzeugen, wirkte auf die Zeitgenossen, und nicht nur auf die leicht erregten Pariser, entzückt ein. Dennoch gelang es auch unter diesen Umständen nicht, Kapitalisten für das Unternehmen zu gewinnen. Dass Daguerre und sein Teilnehmer nicht dem traurigen Schicksal vieler Erfinder verfielen, und dass sie die Früchte ihrer Thätigkeit genossen, verdanken sie hauptsächlich dem Eifer des berühmten Naturforschers Arago, der die neue Erfindung den Würdeträgern der Monarchie und der Akademie der Wissenschaften 1839 bekannt machte. Die Folge war, dass nach Beschluss der beiden Kammern Daguerre eine Staatspension von 6000 Francs und Isidore Niépce eine solche von 4000 Francs erhielten. Dafür wurde die neue Kunst freigegeben und ihre Methoden bekanntgemacht zur Ausübung und Weiterentwicklung für jedermann.

Ein Dutzend Jahre konnte sich Daguerre noch seiner Erfindung widmen. Er starb auf seinem Landsitze zu Petit-Brie sur Marne am 10. Juli 1851.

Franz Benét.

### Niccolò Paganini.

(Geb. am 27. Oktober 1782 zu Genua, gest. am 27. Mai 1840 zu Nizza.)

(Hierzu Bildnis No. 296.)

Das Leben des grössten aller Geigenvirtuosen war ein unruhiges Wanderleben. Fröh trieb es den Knaben, der zu Haus nur unregelmässigen Unterricht genoss und das Beste seiner wunderbaren Begabung und dem eigenen Fleisse verdankte, in die Fremde. Mit 16 Jahren entzog er sich der väterlichen Aufsicht durch die Flucht und ging auf die Wanderschaft. Gewöhnt, schon als Kind öffentlich zu spielen, durchzog er mit seiner Geige Oberitalien und kehrte erst 1804 nach Genua zurück, um ein Jahr lang ernsthafteren Studien zu leben. Der junge Virtuose, der schon damals überall Bewunderung erregte, führte eine unregelmässige Lebensweise und frühzeitig namentlich dem Hazardspiel, das später mehr und mehr seine Leidenschaft wurde. An seine Fabrika knüpften sich auch mancherlei Legenden, zu denen seine Liebesabenteuer den Stoff lieferten; indessen beruhen sie nur zum geringen Teile auf Wahrheit.

Nach kurzem Aufenthalt in Lucca, wo er als Lehrer des Prinzen Bacciocchi angestellt war, nahm Paganini 1809 seine Konzertreisen wieder auf, die ihn von Stadt zu Stadt und bald in alle Länder führten. 1828 kam er nach Deutschland, und zwar zuerst nach Wien, und versetzte auch hier, wie in seinem Vaterlande, alles in Ekstase. 1831 ging er nach London, besuchte England, Schottland und Irland und lebte vom Winter 1833/34 an des öfteren in Paris, das die Hauptstätte seiner Triumphe wurde. Paganini wirkte durch das Faszinierende seines Spiels und seiner Persönlichkeit in einer Weise, die nur mit derjenigen Liszt's verglichen werden kann. In diesen beiden Männern hat das moderne Virtuosenhum seine glänzendste Verkörperung gefunden. An die menschliche Grösse Liszt's reichte freilich Paganini nicht entfernt heran; er war eine genial veranlagte, aber keine bedeutende Natur. Bekannt ist sein Geiz und seine Habsucht, aus der

sich auch seine Spielwut erklärte. Er hinterließ bei seinem Tode seinem einzigen Sohne, den er aus der Ehe mit der Stängerin Antonia Bisnchi hatte, ein Vermögen von etwa 1½ Millionen Mark. Von 1839 ab musste Pagani, dessen Gesundheit längst erschüttert war, ein mildes Klima aufsuchen. Er

starb an der Kehlkopfschwindsucht in Nizza am 27. Mai 1840, noch nicht 58 Jahre alt. Seine Lieblingsgeige, ein wertvolles Instrument, das ihm einst geschenkt worden war, als er das seine in einer Nacht verspielt hatte, wird jetzt als Schenswürdigkeit zu Genus in einem Glaskasten aufbewahrt.

Leopold Schmidt.

## Félicité de La Mennais.

(Geb. am 19. Juni 1782 zu St. Malo; gest. am 27. Februar 1854 zu Paris.)

(Hierzu Bildnis No. 281.)

FÉLICITÉ DE LA MENNAIS war am 19. Juni 1782 zu St. Malo in der Bretagne aus einer Familie des niederen Adels geboren. Die Stürme der Revolution drückten den an sich zu stiller Schwärmerci geneigten Knaben frühzeitig die Neigung zur Einsamkeit und selbst zur Verbitterung auf. Schwere innere Stürme gingen dem durch seinen Bruder Jean Marie, Vikar in St. Malo, bewickten Ueberritt zu einer Behütigung am kirchlichen Leben (1804) voraus. Seit 1807 lagen die Brüder zusammen in dem der Familie gehörigen kleinen Landgut La Chesnaie bei Dinan philosophischen, theologischen, auch profanwissenschaftlichen Studien ob, deren erste Frucht Lamennais 1808 unter dem Titel „*Reflexions sur l'état de l'Eglise en France pendant la 18<sup>ème</sup> siècle et sur la situation actuelle*“ herausgab. Die Schrift wurde, da sie sich sehr heftig gegen das Konkordat von 1801 aussprach, mit Beschlag belegt. Eine zweite Publikation, „*La tradition de l'Eglise sur l'institution des Evêques*“, griff die napoleonische Kirchenpolitik noch schärfer an, indem sie den Beweis liefern wollte, dass die Päpste von jeher, und zwar in der orientalischen wie occidentlichen Kirche, das Recht der Bestätigung der Bischöfe geteilt hätten. Die Vermögensverhältnisse der Brüder waren sehr zerrüttet; Félicité nahm daher vorübergehend in St. Malo eine Stelle als Lehrer der Mathematik an, ging 1810 nach Paris, musste während der Hundert Tage nach England fliehen; zurückgekehrt, entschloss er sich auf Zureden des Abbé Caron zum Eintritt in den Priesterstand (1816). Zwei Jahre später zog der erste Band seines „*Essai sur l'indifférence en matière de religion*“ (Paris 1818) ihm die Aufmerksamkeit weitester Kreise zu. Das Buch erklärte die heutige Leugnung des Autoritätsprinzips als Quelle der Revolution und aller Uebel der gegenwärtigen Gesellschaft; Lamennais debattierte über hier die Autorität der Kirche nicht bloss auf das Gebiet des Dogmas, sondern auch auf das aller profanen Wissenschaft wie der Politik und des sozialen Lebens aus.

Für die Zukunft verlangte er für die Kirche die Leitung aller Angelegenheiten der Menschheit, direkt oder indirekt. Der zweite Band stellte dem sens commun als die alleinige Quelle sicherer Erkenntnis hin und bestritt die Möglichkeit einer jeden subjektiven Erkenntnis der Wahrheit. Es erbob sich eine heftige Kontroverse über diese neuen Aufstellungen, welche der III. und IV. Band des *Essai* zu verteidigen unternahm (1821—23). Um dieselbe Zeit stand Lamennais als Verteidiger der absoluten Monarchie wie als ebenso schlagfertiger Gegner des Galikanismus auf. Die Angriffe auf die sogenannten galikanischen Freiheiten setzten ihn einem Prozess und der Verurteilung zu einer Geldstrafe aus (1826). Man darf von da ab seine innere Abwendung vom absoluten Königtum datieren, denn er 1828 das Zeugnis ausstellte: iam loquetur. Immer ungestörter forderte er jetzt für die Kirche unbeschränkte Freiheit des Gewissens, der Presse, des Unterrichts. Angesichts der Schwierigkeiten, denen dies sein Auftreten im unter Karl X. aussetzte, zog er sich mit gleichgesinnten Freunden 1829 nach La Chesnaie zurück, um eine Art von Verein oder Kongregation zur Verteidigung der kirchlichen Interessen zu bilden. Die Revolution warf ihn aus diesem Stilleben heraus; er begründete jetzt die Zeitschrift „*L'Avenir*“, an der ausser ihm hauptsächlich Gerbet, Lacordaire, Rohrbacher, später auch Montalembert beteiligt waren. Unter der Devise „*Gott und die Freiheit*“ wurde der völlige Bruch mit dem überlieferten Staatskatholizismus, die Trennung von Staat und Kirche, die Aufhebung des Konkordats verlangt. Die konservativen Kreise sahen mit Schrecken ihren bisherigen Führer im Kampfe gegen den Rationalismus und die Ideen der Revolution zum Verteidiger einer überspannten und extremen Freiheitsidee werden. Der Episkopat wurde beunruhigt, die Regierung nahm rasch Stellung gegen die neue Bewegung, die sie durch mehrere Prozesse, namentlich gegen die von Lacordaire und Montalembert gegründete „freie Schule“,

heimsuchte. Die Einführung einer Agence générale zur Verteidigung der katholischen Interessen musste als eine Heiseinschiebung des Episkopats erscheinen. Immer stärker ward in der französischen Kirche die Stimmung gegen diese neuen Apostel, so dass Lamennais mit Lacordaire und Montalembert selbst nach Rom ging, um die kirchliche Behörde zu einer Stellungnahme in dieser Sache zu veranlassen. Gregor XVI. verurteilte den „Avenir“ 1832; die übrigen Redakteure unterwarfen sich rückhaltlos dieser Entscheidung, anlässlich und scheinbar auch Lamennais (1832, 10. September). Aber er fuhr fort, seine Meinungen zu verbreiten, und die beiden die ganze Welt mit ihrem Lärm erfüllenden Streitschriften „Paroles d'un Croquant“ (1834) und „Affaires de Rome“ (1836) vollendeten seinen Bruch mit Rom und dem kirchlichen Glaubensprinzip. Es waren, wie sich Guizot ausdrückte, „Worte eines Gläubigen, der seinen Glauben abgeschworen“, Lamennais erwartete in diesen Publikationen namentlich von dem Volke und der Revolution die Rettung der Gesellschaft; gegen Königtum und Papsttum wüthete er in der Sprache der alttestamentlichen Propheten. Die Schrift „Le Pays et le Gouvernement“ zog ihm 1840 eine Freiheitsstrafe von einem Jahre zu; die „Esquisse d'une philosophie“ (Paris 1841—46) stellt den Uebergang zu einer pantheistischen Weltanschauung dar, wie die publizistische Thätigkeit des Abbés jetzt das volle Eingehen in die Ideen des Sozialismus und Kommunismus aufwies. Die Proklamation der Republik 1848 gab ihm einen Augenblick Hoffnung auf Verwirklichung seiner Ideen; er trat in die konstituierende Versammlung ein, entrollte hier ein vollständiges Programm seiner die Welt umgestaltenden Pläne und zog sich verbittert zurück, als seine Tritume keinen Anklang fanden. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte Lamennais in tiefer Trauer, schweren Leiden und — bitterer Armut. Er hat damals vieles gearbeitet; am sich den notwendigsten Lebensunterhalt zu verschaffen; so auch die Uebersetzung der „Divina Commedia“, die übrigens, wie die frühere der „Nachfolge Christi“, ein in mancher Hinsicht hervorragendes Meisterwerk ist. Den Versuchen seiner ehemaligen Freunde, ihm mit der Kirche auszusöhnen, setzte er bis ans Ende beharrlichen Widerstand entgegen. Am 27. Februar 1854 starb er in Paris.

Guizot hat Lamennais unter die grossen geistigen Uebelthäter (malfaiteurs intellectuels) unserer Zeit gestellt. In mehr als einem Sinne kann man diesem Verdikte heipflichten. Er war ein Genie und sicher das grösste Genie, welches die französische Kirche dieses Jahrhunderts aufzuweisen hat. Was ein Genie ohne die Zucht einer geregelten intellektuellen Erziehung, was ein reicher Geist ohne methodische Schulung zu leisten vermag, das hat er

bewiesen. Er trat mit dem Anspruch auf, das traditionelle Verhältnis der Kirche zum Staat und zur Menschheit völlig neu zu gestalten; aber es fehlte ihm jede geregelte und methodische Hinsicht in die Vergangenheit dieser Mächte. Er war weder Theologe, noch Historiker, noch Kanonist, und so baute er sich eine Vorstellung von der Kirche des Altertums und des Mittelalters auf, die der Wirklichkeit in den allerwesentlichsten Punkten widersprach. Er ist damit der Stifter des französischen Ultramontanismus geworden. Sein ausserordentliches Talent schuf die katholische Publizistik Frankreichs und brachte sie sofort, mit dieser gefälschten Geschichtsauffassung, auf die Wege, welche Louis Veuillot weiter beschritten hat. Die Feder, welche Lamennais entließ, nahm Veuillot mit ähnlicher publizistischer Begabung auf, um sie in seine von Gift und Zwietracht gefüllte Tinte zu senken.

Eine Zeit lang konnte es scheinen, als ob Lamennais vergessen sei. Aber das scheidende Jahrhundert sieht ihn in seiner ganzen Bedeutung für das gegenwärtige und kommende Geschlecht. Er ist, wie das Später in seiner geistvollen Studie klar erkannt hat, der eigentliche Vorläufer des heutigen christlichen Sozialismus. Nicht im extremsten Sinne, denn er war nicht Sozialist und verlangte nicht die Alleinherrschaft dessen, was die heutige Demokratie das Volk nennt. Für ihn war die Religion nicht die Sache, deren er für seine persönliche Rettung bedurfte; er sah in allen Perioden seines Lebens im Grunde in ihr nur die Basis der Gesellschaft. Es resultierte daraus in seiner ersten Periode seine theokratische Auffassung von der Stellung und den Rechten des Papsttums — er wurde damit der Vater des heute von Herrn Bruaetiére und seinen Freunden erfundenen Catholicisme intégral. Lamennais war dann übergesprungen zu der Ueberzeugung, dass die Kirche ihren Frieden mit der Revolution machen müsse, und er erzeugte damit den Katholizismus der liberalen Katholiken Frankreichs. Endlich warf er die Hierarchie und Autorität ganz über Bord, suchte die Demokratie zu vergeistigen, die Identität der Politik und Moral als notwendig zu erweisen. Die Demokratie ist ihm das Instrument zur Verwirklichung seiner Absichten. Ein System, von dem man mit Recht gesagt hat, dass es die grossartigste Utopie darstelle: sein Urheber hat in seiner Einsamkeit in La Chesnaie und selbst mitten in Paris Welt und Menschen nie kennen gelernt; von dem, was in der Politik praktisch durchführbar ist, hatte er keine Ahnung. Sein Geist glich mit seiner ewigen Unruhe dem tosenden Meer, das die Felsen seiner melancholischen Heimat umspült; in dem Abgrund dieses Oceans versank die ganze Vergangenheit der Menschheit mit allen ihren geschichtlichen Bildungen, um dem ungeheuren

Phantom eines ausschliesslich aus den Tiefen der Volkseele aufsteigenden dogmatisch unumschriebenen Christentums zu weichen, so dem nichts Greifbares und Festes war, als der unbedingte Haas gegen alles das, was an das alte Regime erinnerte.

George Sand hat in ihrem „Spiridon“ ein Bild dieses markwürdigen, christlichen Geistes entworfen, den die seltsame und ungeheuerliche Chimäre der Gegenwart, die christliche Sozialdemokratie, als ihren Abnherrn anerkennt. Sie hatte seinen Ausgang damals noch nicht gesehen. Wie wir Lamennais jetzt an der Hand seiner Briefe kennen, lässt sich sein Charakterbild ergänzen. Als Mensch hat er durch die neuesten Publikationen seiner Briefe, besonders der Korrespondenz mit Montalembert, nur gewonnen. Man kannte in ihm früher mehr das Kalte, Harte, Störrische seines Wesens. Es gab Leute, die von dem Stolz dieses neuen Lucifer predigten. Jetzt wissen wir, wie viel warmes Empfinden, wie viel Zärtlichkeit und Güte in dieser Seele wohnte, welche das Leben in den Kampf gegen eine ganze Welt gestellt und notwendig verbittert hatte. Wir wissen aber auch, wie selbstlos er war: er trug ohne Klage das Kleid der

Armut, nachdem er den Purpur hätte haben können. Die Integrität seiner Gesinnung ist über jeden Zweifel erhaben, er hat weder sich noch die Interessen der Kirche, so lange er ihr diente, gleich Anderen an den Meisbietenden verkauft. Er hat oft und schwer geirrt, aber er ist seiner Ueberzeugung stets treu geblieben; er verleugnete seinen Wahlspruch — on ne doit pas mentir à sa conviction, car ce serait mentir à sa conscience — durch keinen verächtlichen Kompromiss. Als Schriftsteller ist er weit mehr Visionär als Denker. Seine Sprache ist oft in hohem Grade poetisch, sein Stil der grossartigste, den Frankreich seit Bossuet sah. Er wird stets zu den grössten Schriftstellern seines Landes zählen: sicher ist er die eigenartigste Incarnation des von der Kultur des grossen Volkes ergriffenen galischen Wesens. Ueber die politische Erbschaft, die er uns hinterlassen, kann ich nur hart urteilen. Aber wer könnte ihm abstreiten, dass er den Pulschlag der Zeit gefühlt, als er 1849 dem Papste Pius IX. durch Ventura antworten liess: „Nous assistons à une grande mort et à une grande naissance: seulement, nous voyons la tombe et le berceau est encore voilé“.

Franz Xaver Kraus.

### Henry Lacordaire.

(Geb. am 13. Mai 1802 zu Reçey-sur-Ource, gest. am 21. November 1861 zu Sorèze.)

(Hierzu Bildnis No. 282.)

HENRY LACORDAIRE erblickte das Licht der Welt am 13. Mai 1802 zu Reçey-sur-Ource, einem Flecken des Departements Côte d'Or, auf der Grenze Burgunds und der Champagne. Der Vater, ein Dorfarzt, starb nicht lange nach der Geburt des Knaben, der seine erste wissenschaftliche Ausbildung auf dem Lyceum zu Dijon erhielt und sich dann dem Rechtsstudium widmete, von seiner natürlichen Begabung für die Beredsamkeit folgend, ins Barrreau einzutreten. Berryer bemerkte sein Talent, rief ihn aber, seine Zukunft in der Kanzelberedsamkeit zu suchen. Der Rat fiel in eine Zeit, wo der junge Mann sich in den Kampf zwischen Glauben und Unglauben gestellt sah. Aufgewachsen in den Traditionen der Revolution, hatte er in Paris religiöse Kreise kennen gelernt; es war die Zeit, wo ein Vierteljahrhundert fest nach dem Erscheinen des „Génie du Christianisme“, Lamennais und Bonald das von Chateaubriand eingeleitete Werk der Restauration des Katholizismus energisch weiter betrieben. Am 11. Mai 1824 entschloss sich Lacordaire zum Eintritt in den geistlichen Stand;

andern Tages wurde er in das Seminar zu St. Sulpice aufgenommen; 1827 zum Priester geweiht fand er zunächst in verschiedenen Stellungen als Aumonier Verwendung. Seit 1830 sehen wir ihn jenem Verein geistvoller junger Männer beigetreten, welche sich um Lamennais scharten und mit ihm im „Avenir“ den Kampf für die Freiheit der Kirche, wie sie das meinten, aufnahmen. Die Verurteilung der Tendenzen des „Avenir“ durch Gregor XVI. (15. August 1832) trennte den Bund. Lacordaires Predigten im Collège Stanislas hatten die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn gezogen; 1834 übertrug ihm der Erzbischof von Paris, Mgr. de Quélen, die Konferenzen auf der Kanzel der Notre-Dame. Für lange Jahre gewann Lacordaire damit einen Mittelpunkt seiner Thätigkeit. Er schrieb sich die Mission zu, durch eine Darlegung der grossen Wahrheiten des Christentums die Seelen seiner Zeitgenossen auf den Glauben vorzubereiten. So stand ihm als Lebenswerk vor Augen, die Kirche nach der philosophischen, politischen, moralischen, dogmatischen Seite zu betrachten und seinen

Zuhörern vorzuführen. Allmählich machte in ihm der Entschluss auf (1837, 1838), zur Erfüllung dieses Lebenszweckes sich einem grossen Orden anzuschliessen. Er verliess 1838 Paris, wo P. de Ravignan die Konferenzen übernahm, und trat in Rom in den Dominikanerorden ein, den er dann seit 1841 in Frankreich wieder einführt. Die nun immer stärker sich herausstellende Reaktion zu Gunsten des Katholizismus war wesentlich sein und seiner Freunde Werk. Die „Fils des Croisés“, wie sich diese „liberalen Katholiken“ gern nannten, schrieben die Vereinigung aller legitimen Aspiratoren des Jahrhunderts mit dem Prinzip der katholischen Kirche auf ihre Fahne. Sie hielten die von Lamennais und De Maistre angegebene Route insofern ein, als sie die alte gallianische Kirche als dem Staate total unterwürfig bekämpften und zur Überwindung des staatlichen Druckes die extremsten Forderungen des kirchlichen Ultramontanismus für notwendig erachteten. In politischer Hinsicht stellten sie sich auf den Standpunkt der Konstitution, verlangten die Freiheit, vor allem Freiheit des Unterrichts, vollste Freiheit für die kirchliche Bewegung. Der Sturz der Juliregierung 1848 fand infolge des Auftretens der Montalembert, Lacordaire, Coeur u. a. f. die öffentliche Meinung unendlich viel günstiger für die Kirche gestimmt als 1830. Lacordaire und Maret mit ihrer „Ère nouvelle“ treten sogar vorübergehend ganz auf den Boden der Demokratie. Ihr Auftreten und der ganze liberale Katholizismus erweckte aber in Frankreich wie in Italien starke Bedenken; Lacordaire zog sich von der „Ère nouvelle“ und selbst von der Predigt zurück und ging 1850 nach Rom, um Pius IX. eine Rechtfertigung einzurichten. Der Staatsstreich bewirkte unter den französischen Katholiken die Scheidung der Geister. Die spezifisch ultramontane Schule unter Louis Veuillot's Führung schloss sich Louis Napoléon an, Lacordaire, Montalembert, De Braglie und ihre Freunde traten in die Opposition nicht bloss gegen Napoléon, sondern auch gegen diejenige Partei unter den eigenen Glaubensgenossen, welche um der von dem Kaiser gewährten materiellen Vorteile willen und zum Dank für die Zurückführung des Papstes nach Rom das geistige Leben und die konstitutionellen Freiheiten an den Caesar dahingaben. Lacordaire nahm in Paris von der Kanzel Abschied mit der Erklärung, dass die Kirche alles ertrage, nur nicht den Bund mit dem Meisid und der Unterdrückung. Von da ab zog er sich nach Sorèze zurück, um dem von seinem Orden hier geleiteten Erziehungsinstitut vorzustehen. Der Ausbruch des italienischen Krieges 1859 führte ihn wieder auf einen Augenblick in das politische Leben zurück. Seine Schrift „La liberté de l'Église et

de l'Italie“ trat für die Erhaltung der weltlichen Macht des Papstes ein, aber sie verhehlte die Sympathien des Verfassers für den italienischen Einheits- und Freiheitsgedanken ebensowenig wie die Forderung der Gewährung der Gewissensfreiheit. Bald nach Erscheinen dieser Broschüre wählte die französische Akademie Lacordaire zum Mitglied (2. Februar 1860), an Stelle A. de Tocquevilles. Der Akt seiner Annahme, am 24. Januar 1861, war einer der merkwürdigsten in den Annalen dieser Körperschaft. Indem Lacordaire das Bild seines Vorgängers auf diesem Fautreuil entwarf, gab er seine eigene Charakteristik: „homme singulier entre tous ceux que nous avons vus, il ne dut sa renommée à aucun parti, il n'en servit aucun . . . Ouvrier actif pourtant, soldat plein de courage, citoyen ardent jusqu'à son dernier jour“. Guizot's Antwort fügt einen andern Zug hinzu: „il faut, pour remuer et dominer les hommes, leur être à la fois sympathique et inattendu“. Schon in jenen Tagen war die Gesundheit Lacordaire's erschüttert; im Herbst desselben Jahres sanken seine Kräfte schnell und sein Leben neigte sich rasch dem Ende zu. In Sorèze empfing er noch den Besuch vieler seiner Freunde, vor allem Montalemberts und Foissets; am 20. November hauchte er seine Seele aus mit den Worten: „mon Dieu, mon Dieu! ouvrez-moi! ouvrez-moi!“

Fassen wir diese Existenz in wenigen Worten zusammen, so war sie eine grosse und mächtige Bezugung der Lacordaire und seine Freunde erfüllenden Ueberzeugung, dass das Christentum und speziell der Katholizismus vollkommen vereinbar sei mit allen berechtigten Forderungen der heutigen Menschheit. Diese „liberalen Katholiken“ waren einem idealen Katholizismus ergeben, der ihnen die ernstgemeinte, vollkommen ehrliche Verteidigung dieser These gestattete. Politisch war Lacordaire im Grunde durchaus Monarchist; Republikaner nur aus Not, seit es keinen König mehr gab. Den Staatsstreich und das Empire verabscheute er als einen innerlich verlogenen, gleichzeitigen Bund des Despotismus mit den retrograden Tendenzen in der Kirche. Diese Tendenzen als die spezifischen des Katholizismus und der Kirche anzuerkennen, hat er sich, der Veuillotschen Schule gegenüber, stets geweigert. Seine historische Durchbildung war, wie diejenige seiner ganzen Generation, zu unvollständig und unzulänglich, um das Ganze der Entwicklung zu überschauen. Von der heiklenden und die objektive, kritische Erörterung erscheidenden Phrase, welche die ganze französisch-theologische Literatur jener Tage beherrschte, hat auch er sich nicht allzeit frei gehalten. Aber seine mächtige Intelligenz und seine reckenlose Ehrlichkeit liessen ihn trotz seiner unzureichenden

Erdichtung doch gegen das Ende seines Lebens vieles erkennen. Montalembert hat in seinem „Testament du P. Lacordaire“ (Paris 1874) zusammengestellt, was Lacordaire über die neuesten Phasen der kirchenpolitischen Entwicklung dachte. Seine Meinung faßt sich, im Gegensatz zu der durch Louis Veuillot angeführten und zum Sieg geführten Schule, der Fortsetzung der alt-Lamennaischen, in der Erklärung zusammen: es sei das Vorgehen dieser Schule, die sich als die echteste Darstellung des katholischen Gedankens ausbeutet, „la plus grande insolence qui se soit encore autorisée du nom de Jésus-Christ“. Kein Wunder, dass sich über die letzten Jahre dieses Lebens das Bleigewicht einer tiefen Schwermut gelegt hat. Was er und die Seinigen geschaffen, sah er alles in Frage gestellt: es blieb ihm der Trost, „de représenter dans un temps de confusion et de bassesse la fidélité à tous les sentiments généreux“. Der Ausgang der Kämpfe erscheint ihm in tiefes

Dunkel gebüllt, aber was auch geschahen werde — er ist zufrieden, an der Schlacht der Geister einen Anteil genommen zu haben, den er nie bereuen werde: den Anteil, „stets eifrig und ehrlich der Fahne der Freiheit und der guten Sache gefolgt zu sein“.

Die „christliche Demokratie“ der Gegenwart hat Lacordaires Meinung gefälscht, indem sie sich auf ihn berief. Nichts lag diesem vornehmen Geiste ferner, als den Bund des Absolutismus mit dem vicierten Stande zu proklamieren. Er hat sich oft geirrt in seinem Urteil über den Wert der Institutionen und denjenigen der Menschen. Aber sein Leben ist und bleibt ein grosses Zeugnis für das Prinzip der Wahrheit, der Freiheit, für den Sieg des Gewissens über jede Fälschung des Pharisäismus. Selbst dem Tode nahe, konnte Montalembert von ihm schreiben: der Anblick dieser Existenz sei das schönste Schauspiel gewesen, das ihm hienieden zu betrachten gewährt war.

Franz Xaver Kraus.

## Charles de Montalembert.

(Geb. am 13. März 1810 zu London, gest. am 13. März 1870 zu Paris.)

(Hercu. Biog. No. 283.)

CHARLES DE MONTALEMBERT war am 13. März 1810 als Sohn des Grafen René de Montalembert und der Elise Forbes geboren. Die Mutter entstammte einem schottisch-irischen Geschlecht, die Montalembert spielten schon seit den Zeiten der ersten Kreuzzüge eine namhafte Rolle in dem Adel des Poitou. So vereinigte Charles de Montalembert die Eigenschaften beider Rassen in sich: der spätere Aufenthalt des Vaters im Ausland, welcher als Gesandter in Stuttgart und Stockholm wirkte, führte den Sohn in die Kenntnis des Deutschen und Schwedischen ein. Schon 1830 lernte er in Irland Bischof Doyle und O'Connell kennen. Ein grosses Talent ersetzte vieles in dem unregelmässigen und unmethodischen Bildungsgange, den ein junger Franzose von Stand damals zurückzulegen pflegte, und so konnte er Lamennais' „Avenir“, in dessen Redaktion er 1830 eintrat, ein wenn auch nicht geordnetes, doch vielseitiges Wissen und eine Fülle zur Verfügung stellen, die schon in den „Lettres à un ami de Collège“ 1827—1830 den Glanz späterer Tage ahnen liess. Mit Lacordaire eröffnete er 1831 eine Freischule, um die Probe auf Art. 69 und 70 der neuen Verfassung zu machen. Die Verteidigungsrede, die er am 26. September vor der Pairskammer hielt, machte ihn rasch berühmt. Er ging 1832 mit Lamennais und Lacor-

daire nach Rom und von dort nach München, wo die Freunde die Verurteilung der Prinzipien des „Avenir“ durch die Encyclika „Mirari vos“ vom 15. August erfuhren. Während sich Lacordaire schon am 11. Dezember von Lamennais lossagte, blieb Montalembert denselben noch längere Zeit zur Seite; aber auch er vollzog am 8. Dezember 1834, von Pisa aus, seine vollständige Unterwerfung, ohne damit aufzuhören, dem ehemaligen Meister eine wehrmüthige Freundschaft zu bewahren und ihn, was nicht bekannt ist, in seiner Noth durch eine Rente zu unterstützen. Montalembert, der eichteste Vertreter der französisch-katholischen Romanik, warf sich nun einige Jahre vorwiegend auf das Gebiet des Studiums mittelalterlicher Geschichte und Kunst und nahm an der auf Repräsentation der Gotik und der christlichen Kunstanschauungen gehenden Bestrebungen der Caumont, Rio, Didron energischen Anteil. Die „Histoire de St. Elisabeth“ (1836) und die Schrift „Du Vandalisme et du Catholicisme dans l'Art“ (1839) sind Früchte dieser Tendenzen. Im Jahre 1839 konnte er den ihm vererbten Sitz in der Pairskammer einnehmen, wo man anfänglich seiner religiösen Schwärmerei spottete, bald aber vor seiner durch vielseitige Kenntnisse, geschickte Diktion, grossartiges Pathos gestützten Beredsamkeit grösste Achtung gewann. Die Freiheit des

Unterrichts, die der Presse und der religiösen Orden einschließlich der Jesuiten, die Emanzipation der Sklaven, die Befreiung der Iren, Polen, der katholischen Schweizer (Sonderbundskrieg) von dem auf ihnen liegenden Joch, die Unabhängigkeit Roms und des hl. Stuhles, — kurz und vor allem die Freiheit der Kirche waren die Gegenstände, denen der Strom seiner oft mehr hürissenden als den Kern der Sache treffenden Beredsamkeit galt. Die Februarrevolution von 1848 machte dieser seiner Tätigkeit in der ersten Kammer ein Ende, führte ihn aber als Abgeordneten des Doubs (wo die Familie begütert ist) in die konstituierende Versammlung, wo er, von Louis Napoleon getöuscht, dessen pseudokonservative Politik längere Zeit — auch gegen seines Freundes Lacordaire bessere Einsicht — unterstützte. Die Expedition nach Rom, die Zurückführung Pius IX. in seine Staaten, namentlich aber das Fallouische Unterrichtsgesetz von 1850 hatten an ihm den lebhaftesten Betrüwerter. Nach dem Staatsstreich wurde er nochmals 1852 von dem Département du Doubs in den Corps législatif ernannt, trennte sich aber völlig von Napoleon, als dieser die Konfiskation der Güter der Orléans durchsetzte. Die Schrift „Des Intérêts catholiques au XIX siècle“ (1852) enthielt seinen Gegensatz gegen den Caesarismus, aber auch gegen die ultramontane Schule, welche, mit Louis Veuillot an der Spitze, sich dem Caesar zur Verfügung stellte. Jetzt war der Bruch in der katholischen Partei eine vollendete Thatsache: er erhielt seinen publizistischen Ausdruck in dem von Veuillot redigierten, die Ansichten des Vauilans wiedergebenden „Univers“ und in dem von Montalembert und seinen Freunden (Lacordaire, Dupanloup, Cochin) inspirierten „Correspondant“. Seit 1857 nicht mehr Mitglied der Kammer, schied sich Montalembert mehr und mehr auf die Publizistik hingewiesen. Grosses und berechtigtes Aufsehen erregte 1861 die Schrift über die Zustände Polens — „Une nation en deuil“ —, noch mehr die beiden Reden, welche er 1863, am und 21. August, auf dem Katholikerkongress in Mecheln hielt. Hier verurteilte er die belgische Verfassung, in der er die Verwirklichung der Prinzipien von 1789 pries, und trat für den Bund der Kirche mit der Freiheit ein. Dieser liberale Standpunkt, gegen den sich schon in Mecheln eine starke Opposition erhob, führte ihn in Verbindung mit Dupanloup und Dollinger, dem er durch langjährige Freundschaft verbunden war, in die Opposition gegen die auf dem Vatikanischen Konzil geplante und durchgesetzte Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit. Die höchst merkwürdige Schrift „L'Espagne, et la Liberté“, welche im Juni 1869 für den „Correspondant“ gedruckt wurde, die

dieser aber nicht herauszugeben wagte (P. Loyson hat sie später in der „Bibliothèque Universelle et Revue Suisse“, Lausanne 1870, t. I.V., drucken lassen), zeigt den Umschwung seiner Gesinnungen, die übrigens seinen Freunden längst kein Geheimnis mehr war; noch wenige Tage vor seinem Tod hat er ihm in der vom 28. Februar 1870 datierten Erklärung (abgedr. in der A. Z. vom 10. März No. 69) Ausdruck verliehen. Die Abhandlung über Spanien ist der fürchtbarste Anklageakt gegen die Politik der Jesuiten, den unsere Zeit formuliert hat; sie stellt zugleich einen Anklageakt dar gegen die Kurie, die er bezieht, sich mit diesen Aposteln des geistigen und weltlichen Despotismus völlig identifiziert zu haben. Einige Tage später erlag Montalembert, am 12. März 1870, einem neuen Anfall des qualvollen Leidens, welches seine letzten Jahre verbittert hatte.

Montalembert war seit 1853 Mitglied der französischen Akademie. Unter seinen zahlreichen Werken, von denen die kleinen (Paris 1861-1869) in 9 Bänden gesammelt sind, ist die „Geschichte des abend-ländischen Mönchtums“ („Les Moines d'Occident depuis S. Benoît jusqu'à S. Bernard“) das hauptsächlichste; eine müttrige, hochbedeute geschichtliche Apologie des Mönchtums des Mittelalters, reich an kostbaren Episoden und Einzeldarstellungen, wenn auch weit entfernt, nach der kritischen Seite heute noch zu genügen.

In der gelehrten Forschung war Montalembert im Grunde stets nur ein Dilettant, aber freilich ein „Dilettant“ im besten Sinne: Freund und Liebhaber aller echten Kunst, aller kostlichen Schöpfungen des Menschengenies, mögen sie Dante, Shakespeare, Fiesole oder Suso zum Vater haben. Seine politischen und kirchenpolitischen Meinungen beruhten zum guten Teil weit mehr auf schwärmerisch-romantischen Vorstellungen, als auf einer scharfen und kalten Beobachtung der Wirklichkeit. Er hat selbst anerkennen müssen, dass er oft sein bestes Pulver für Phantasmen verschossen hat. Die Erkenntnis des grossen Irrtums seines Lebens hat ihm das Herz gebrochen; sie hat ihn nicht verhindert, bis zu seinem letzten Ausruf Kirche, Ehre und Freiheit in einem und demselben Akt enthusiastischen Kultus zu verehren. Enthusiast in allen Phasen seiner Existenz, allem Niedrigen absolut unzugänglich, hat er in seiner ganzen Erscheinung den Typ des vollendeten Ritters einer Vergangenheit dargestellt, die vielfach anders war, als er es glaubte, in der er aber Zuflucht vor seiner Gegenwart suchte, die ihn nach der politischen Seite mit tiefem Abscheu, nach der kirchlichen mit unsagbarer Trauer erfüllte: „sunt lacrymae rerum, et mentem mortalia tangunt“, wie er es sterbend mit dem Worte des alten Dichters bezugte.

Franz Xaver Kraus.

## John Caldwell Calhoun.

(Geb. am 18. März 1782 im Distrikt Abbeville in Süd-Carolina, gest. am 31. März 1850 zu Washington.)

(Hierzu Bildnis No. 284.)

Unter den Politikern, die in der Periode von 1812 bis 1850 die Geschichte der nordamerikanischen Union beeinflussten, ist John Caldwell Calhoun einer der bemerkenswertesten, gleichzeitig aber auch derjenige, der das Recht der Einzelstaaten und die Unantastbarkeit der Sklaverei des Südens am rücksichtslosesten verfocht und dabei selbst nicht vor der Sprengung der Union zurückzuschrecken schied. Die schon vorhandenen Gegensätze zwischen Süd und Nord hat er zweifellos noch verschärft. Calhoun war ein so klarer, scharfblickender Geist, um nicht alle aus seinem Thun etwa sich ergebenden Folgen, also auch den Bürgerkrieg, in Rücksicht gezogen zu haben. Um indessen seinem Andenken nicht ungerecht zu werden, ist immer festzuhalten, dass er Recht und Gesetz auf seiner Seite wähnte, dass er den von ihm befürchteten wirtschaftlichen Ruin des Südens mit allen Mitteln zu verhüten suchte und dass er bei allen seinen Handlungen stets einen unakelosen, auch nicht von den Gegnern angetasteten Ruf bewahrte.

John Caldwell Calhoun, der Sohn irischer Eltern, wurde am 18. März 1782 im Distrikt Abbeville des Staates Süd-Carolina geboren und ist bis zu seinem Tode im öffentlichen Leben seinem Heimatstaate treu geblieben. Im Jahre 1807 liess er sich zu Abbeville als Advokat nieder und gewann als solcher bald eine ansehnliche Praxis. Als gewandter Redner wurde er bereits 1808 in die Legislative Süd-Carolinas und wenige Jahre später in den Kongress der Union gewählt. Im Jahre 1812 betrieb er die Kriegserklärung gegen Grossbritannien und wurde Präses des Ausschusses für das Auswärtige. Nach Beendigung des Krieges trat er als ein tüchtiger Anwalt des Schutzzolles zu Gunsten der machtvoll aufblühenden jungen Industrie Nordamerikas und für den Ausbau eines nationalen Strassensystems in die Schranken. Der Tarif von 1816, der nicht nur den mehr industriellen Norden, sondern auch den Plantagenbau treibenden Süden begünstigte, war in der Hauptsache Calhouns Werk. Unter der Präsidentschaft James Monroes bekleidete er seit Dezember 1817 fast sieben Jahre lang das Amt eines Seerenters des Krieges, wobei er dem Staatsschatz jährlich 1500000 Dollars ersparte. Unter der Präsidentschaft von John Quincy Adams (1802—29) und der ersten Amtsperiode Andrew Jacksons war Calhoun Vizepräsident der Union.

Der die Rohstoffproduktion des Südens gegen die Industrie des Nordens vernachlässigende Zoll-

tarif von 1828 veranlasste Calhoun nach Süd-Carolina zu gehen, um dort die „Nullification“-Bewegung in die Wege zu leiten, die nicht nur gegen den neuen Tarif Einspruch erhob, sondern auch für die Einzelstaaten das Recht in Anspruch nahm, solche Akte der Washingtoner Bundesregierung für null und nichtig zu erklären, die auf Missbrauch der dem Zentralgouvernement von den souveränen Einzelstaaten delegierten Gewalt beruhten; „Exposition and Protest“ Süd-Carolinas hatte in diesem Sinne im Dezember 1828 Calhoun entworfen. Die Lage sah bedrohlich genug aus, als sich auch Virginia, Georgia und Alabama dem Proteste Süd-Carolinas anschlossen, aber die energische Haltung des Präsidenten Jackson und der Kompromisstarif von 1833 glätteten die im Süden hochgehenden Wogen. Süd-Carolina beharrte am längsten auf seinem Washington gegenüber unversöhnlichen Standpunkt, sah sich aber zur Nachgiebigkeit genötigt, als es bei weiterem Widerstande vereinsamte.

Nichtsdestoweniger wurde Calhoun nicht müde, die Interessen des Südens auf das eifrigste zu wahren. Als im Frühling 1836 die Abolitionisten beim Kongress zu Gunsten der Neger-skilaven mit Bittgesuchen vorstellig wurden, erklärte der Vorkämpfer des Südens, „der blinde und verbrecherische Eifer der Abolitionisten“ sei eine garstige Verunglimpfung nahezu der Hälfte der Unionsstaaten. Die Sklaverei sei gewachsen und stark geworden mit der Union, sie übe ihren Einfluss auf alle staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen, an ihre Stelle vermöge man nichts anderes zu setzen. „Wir wollen und können nicht erlauben, dass sie zerstört wird. Ich frage weder nach Sympathie noch nach Mitleid für die Sklavensklaven. Wir werden für uns selbst sorgen. Nicht wir, sondern die Union ist in Gefahr!“

Als John Tyler, ein extremer Demokrat der Richtung Calhouns, Präsident war, berief er den ungebeugten Verfechter der Staatsrechte und der Sklaverei zum Staatssekretär, um mit Texas im tiefsten Geheimnis einen Annexionsvertrag zu verhandeln, der das Mittel werden sollte, die bedrängte Sache des Südens zu stützen. Da der Senat der Aufnahme des Staates Texas in die Union die Zustimmung verweigerte, wurde diese Angelegenheit zum beherrschenden Gesichtspunkt während der Präsidentschaftswahl von 1844. Der Demokrat James K. Polk von Tennessee, der sich für die Annexion und die Sklaverei erklart hatte, siegte, und das Gebiet der Sklaven-

staaten erhielt 1845 durch die Angliederung von Texas einen gewaltigen Zuwachs.

Als die Frage der Aufnahme Kaliforniens seit 1849 alle Gemüter im Kongress aufs neue in Aufregung versetzte, liess sich der todkranke Calhoun am 4. März 1850 in den Senat tragen, um seine Rede über den Kalifornien-Kompromiss vorlesen zu lassen; sie erklärte aufs neue die Sklaverei für „ein Gut, ein wirkliches Gut“ und schloss mit der feierlichen Versicherung: er bitte während seiner ganzen politischen Laufbahn gestritten wider die Agitation der Abolitionisten, mit der Absicht, die

Union zu retten, wenn dies bewerkstelligt werden könnte, wenn aber nicht, dann doch Rettung zu bringen dem Gebiet, wo es der Vorsehung gefallen hätte, ihn das Los zu werfen, dem Gebiet, das die Gerechtigkeit und die Verfassung auf seiner Seite habe.

Während die Kompromissverhandlungen noch gepflogen wurden, schied Calhoun am 31. März 1850 zu Washington aus dem Leben. Elf Jahre später ging die blutige Saat auf, die der hartnäckige Advokat der „Nullification“ während zwei Jahrzehnten in den Boden des Südens gesät hatte.

Karl Wilke.

## Aimé Bonpland.

(Geb. am 22. August 1773 zu La Rochelle, gest. am 4. Mai 1828 zu Senus-Agona.)

(Hierzu Plüvis No. 182.)

So lange man sich an Alexander von Humboldts grosse Amerikafahrt erinnern wird, so lange wird auch diese Fahrt einen Duft, einen Zauber bewahren, den weder vorher noch nachher eine wissenschaftliche Entdeckungstreife besessen hat. Aesthetisches Empfinden und strenge Forscherarbeit mischen sich in wunderbarer Weise, ohne sich zu stören. Es war das Zeitalter Goethes, das zum Orinoko wanderte. In dem fabelhaften Stern, der alle Gefahren spielend überstehen liess, lag etwas wie Poetenglück. Humboldt meinte noch im Alter, er sei, obwohl im grauen Norden geboren, vom Schicksal für die Tropensonne geschaffen worden. Das eigentliche Geheimnis steckte aber in seinem Sonnen-Temperament, das er überallhin mitbrachte. Inmitten dieses verkörperten, innerlich durchleuchteten Bildes sieht für immer nun auch die Gestalt Aimé Bonplands, des treuen Reisegeossen. Der Glanz ist ihm um so mehr zu gönnen, als sein weiteres Leben tief im Schatten lag.

Humboldt besass, als er Ende des vorigen Jahrhunderts seine Reisepläne endlich verwirklichen konnte, die Mittel, sich einen Assistenten mitzunehmen. In seinen spanischen Reiseplänen figurirt Bonpland als sein Sekretär. Er war und wurde aber weit mehr. Humboldt selbst hat gelegentlich erzählt, wie er Bonpland durch einen Zufall kennen gelernt hat. Er wohnte in Paris und plauderte gern mit seiner Partierfrau, wenn er ihr die Schlüssel abliefern. Dort ging ein junger Mann mit einer Botanischerbüchse aus und ein. Das war Bonpland und die Anknüpfung bedeutete für beide einen Bund auf lange, bedeutende Jahre. Bonpland, Sohn eines Arztes, hatte Mediziner werden sollen.

In den tollen Revolutionsjahren war er unter romantischen Umständen und noch vor ordentlicher Vollendung seiner Studien als improvisierter Marine-Chirurg mit einer Kreuzerfregate gegen die Engländer auf die See gekommen. Wieder etwas in ruhige Verhältnisse zurückgeführt, war er dann begeisteter Schüler von Jussieu geworden, also Botaniker. Man hatte schon ein Auge auf ihn, die Regierung wollte ihn mit Banden mit die Welt schicken.

Aber Humboldt kam dazwischen und holte ihn für sich. Der junge Botaniker hatte jene glücklichste Seite echt gallischen Temperaments, immer lustig, verwegen, unverwundlich und mit der Gefahr wachsend, dabei von einziger Arbeitsart — genau was Humboldt brauchte. Seine Kenntnisse umfassten Gebiete, denen sich der preussische „Berggraf“ gerade nicht recht gewachsen fühlte. Den Ausschlag aber gab die persönliche Wahlverwandtschaft. So sind die beiden, auf fünf Jahre von Stunde zu Stunde unzertrennlich, nach dem Orinoko, nach dem Chimborazo, nach den alten Kulturstätten Mexikos gewandert. Wo Humboldt mit den Instrumenten der astronomischen und der Höhen-Messung arbeitete und als Geognost das Gestein prüfte, da sammelte Bonpland vornehmlich Pflanzen, eine unendliche Masse herrlichster Tropenarten, dabei tausende von vollkommen neuen. Nie wird Bonpland der Ruhm streitig gemacht werden können, dass er unter verwickelten, keineswegs leichten Bedingungen einer der fleissigsten und erfolgreichsten praktischen Sammler für botanische Zwecke gewesen ist. Und auch sonst wäre Humboldts Reise zu ihrem Ideenreichtum nicht halb das an Materialreichtum geworden, was sie gab, wenn dieses nervös rastlose junge Sammelgenie den

gedankenschweren Deutschen nicht auf Schritt und Tritt unterstützt hätte — ein „Sekretär“ im köhnsten Idealsinne. Doch die Reise ging eines Tages zu Ende. Daheim ging Humboldt mit sicherem Schritt sofort an den zweiten, ebenso grossartigen Teil seiner Aufgabe: die Herausgabe des wissenschaftlichen Reisewerks. Bonpland sollte den botanischen Teil bearbeiten. Ausserlich wurde es ihm so bequem gemacht wie möglich. Er erhielt auf Humboldts Vermittlung hin eine Staatspension von Napoleon und wurde der Gartendirektor, ja wohl Vertraute der Kaiserin Josefine in Malmaison. Gleichwohl lag hier die Wende seines Glücks. Es erschienen einige Bände der botanischen Abteilung des Reisewerks, auch ein Prachtwerk über Malmaison selbst. Aber Bonpland besass nicht die Kebrseite von Humboldts Unternehmertum: seine beispiellose Zuhilfenahme an Schreittisch. Zu Humboldts Schmerz verzehrte er die Arbeit endlos. Und als dann die ersten Teile fertig wurden, waren sie zum Teil lächerlich und hielten in der Diagnose der Kritik nicht überall stand.

Kunsth hat nachher das Material, so weit es ausstand, retten müssen. Bonpland, ehrlich wie er war, fühlte selbst, dass er hier auf schiefer Ebene sei. Kurz entschlossen, als Josefines trübe Schicksale ihm auch die äusseren Wege verbaute, ging er zum zweitenmal nach Südamerika. Im freien praktischen Beruf wieder als Pionier der Forschung unermittelbar vor dem Feind wollte er wettmachen, was er daheim ohne rechte Schuld verfehlte. Aber die Sonne Humboldtschen Glücks zog nicht mehr mit. In Buenos-Ayres, wo er landete, nahm ihn zwar alles mit offenen Armen auf, er wurde zum Professor mit freier Vullmacht zum Schalten und Wälten, Forschen und Kultivieren ernannt. Als er aber nun in stolzem Zuge gegen die Andeskette hin

eine neue Expedition grössten Stiles wagen wollte, erfuhr er die volle Sonnenwende seines Schicksals. Francia, der Diktator von Paraguay, dessen Gebiet er im alten Leichtsinne überschritten, fasste ihn. Die Botanik berührte hier grobe wirtschaftliche Interessen. Es handelte sich um das argwöhnisch gehütete Monopol der Herstellung des Paraguay-Thees. Hier wurde gerade ein Botaniker doppelt gefährlich! Also wird Bonpland jäh aufgehoben und gefangen gesetzt. Humboldt und Bonpland hatten bei ähnlichen Gelegenheiten einst in Brasilien ihr Glück bewahrt und waren allen Verhaftsbefehlen naiv entgangen. Ihn traf es jetzt. Es war im Jahre 1821. Zehn Jahre hielt ihn Francia fest. Er durfte frei herumgehen, den Ort aber nicht verlassen. Das schöne Südamerika war jetzt sein Kerker. Dabei plagte ihn die achte Not. Er musste sich als Chirurg durchhalten, zufällige Kenntnisse über Destillation von Branntwein gaben noch etwas bessere Chancen. Umsonst mühten sich Humboldt und andere jahrelang um seine Befreiung. Als dann endlich die Lösung durch politischen Druck erreicht war, war seine Kraft gebrochen. In Befreiung ausserte er sich lebenslustig wie ja, auch seine Gesundheit blieb bis ins höchste Alter gleich der Humboldts unerwünscht. Aber er ist nie mehr nach Europa zurückgekommen, hat keine Bücher mehr geschrieben, nichts. Unter romantisch wilden Verhältnissen hauste er am Uruguay, selbst verwildert, ein armer Pionier, der den Zusammenhang mit der Kultur, die er hinausragen wollte, selber verloren hatte. Ein Jahr vor Humboldts Tod ist er erst gestorben. Kein gebesserer Kontrast ist denkbar, als zwischen dem Ende der Beiden, die als Orinokofahrer im Gedächtnis der Nachwelt wie eine in den Konturen zusammenfliessende Lichtgestalt an der Schwelle des Jahrhunderts stehen.

Wilhelm Bütsche.

## Pyramide de Candolle.

(Geb. am 4. Februar 1778 zu Gené, gest. am 9. September 1821 ebenda.)

(Hierzu Bildtafel No. 286.)

DE CANDOLLE gehört zu den ordnenden Geistern in der neueren Naturkunde. Geboren im Todesjahre Linné's, steht er geschichtlich neben Cuvier. Was Cuvier der Tierkunde wurde, leistete er der Botanik. Linné hatte noch beide Gebiete umfasst; sein Traum war ein „System der Natur“ gewesen. Das war der nächsten Generation schon zu schwer, der rapid wachsende Stoff drängte zur

Beschränkung. Heute, abermals über ein halbes Jahrhundert auch nach de Candolle's Tod und inmitten einer ausgesprochenen Epoche des Spezialisismus in der Botanik, erscheint uns auch seine Gestalt wie die eines Riesen, der als Einzelner noch etwas wagte, woran wir nicht mehr denken. Ueber einem ungeheuren Herbarium, einem der grössten der Welt, das schliesslich 80000 Arten enthielt,

entwarf er den Plan zu einem beschreibenden Pflanzenwerke grössten Stils, das alles frühere umfassen und an Umfang weit überbieten sollte. Der erste Versuch erschien ihm nachher selbst zu riesig. Er beschränkte sich auf einen Auszug aus dem anfänglichen Plan. Der „Prodromus“ des Pflanzensystems, der so zu stande kam, umfasst aber noch sieben Bände, er selbst ist über der Arbeit gestorben, sein Sohn und sein Enkel (beide Botaniker) setzten sie fort, und als in den siebziger Jahren der letzte Band heraus war, begannen monographische Nachträge und Revisionen, deren Bändezahl heute noch weiter geht. Das Werk ist gewissermassen die *pièce de résistance* der ganzen beschreibenden Botanik. Dabei war es aber nicht der einfache Ausbau dessen, was Linné angelegt, bloss ins Grösste getrieben. Linné hatte seine Pflanzen dadurch zu einer runden, übersichtlichen Welt geschaffen, dass er sie nicht in regelloser Folge reihete, sondern in ein System schloss. Dieses System war aber selbst noch ein künstliches gewesen, es gliederte in der Sprache der Bibliothek ausgedrückt, immer noch mehr dem alphabetischen als dem Sachkatalog. Linné selbst bezeichnete als ein Ideal, das darüber hinaus führen werde, das „natürliche System“. Nicht nach irgend einem handlichen äusseren Merkmal, das der Anfänger leicht begreifen und verfolgen konnte, sollten hier die Gewächse gruppiert sein, sondern nach tieferen Analogien ihres ganzen Baues, die der ernststen philosophischen Betrachtung Genüge thun. Aber Linné konnte das für seine Person noch nicht machen. Er, den jede Pflanzenart als starre Einzelerschöpfung fasste, fand die Idee nicht, die jene Analogien wirklich fruchtbar gemacht hätte. In Frankreich griffen dann seine nächsten Schüler das Werk auf. Die beiden Jussieu, Onkel und Neffe, gaben den ersten thatsächlichen Versuch eines natürlichen Systems noch im vorigen Jahrhundert. Die rechte Idee fehlte freilich auch ihnen noch, und es war eigentlich bloss der wagende Mut, der sich hinaufaud. De Candolle war jetzt der erste, der die Sache ins ganz Grosse trieb. Bei ihm erscheint das Streben nach dem natürlichen System als eine absolute innere Notwendigkeit für den Fortschritt der Botanik. Nur das natürliche System, das die Pflanzen zu grossen, im ganzen Bau tief verwandten Gruppen einigt, war überhaupt Wissenschaft.

Eine Art Typenlehre wird aufgestellt, gut vergleichbar der Linnéschen, die Cuvier gleichzeitig gab. Das Heer der Gewächse ordnet sich zu bestimmten Nationen gleichsam, die ein fester, gemeinsamer Typus des Baues, ein Grundplan, vereint. Innerhalb dieser Nationen erscheinen dann wieder

engere und engere Gemeinlichkeiten. Es war jetzt nur noch ein Schritt zu der „Idee“, dass all diesen natürlichen Gruppen dasselbe einfache Prinzip zu Grunde liege, das Nationen, Stämme, blutsverwandte Familien bei uns Menschen so sichtbar beherrscht: die gemeinsame Abstammung und wirkliche Stammesverwandtschaft. Die kleinsten Gruppen des Systems wurden Zweige der grossen Stämme, die grossen Stämme parallele Äste eines letztlich umfassenden Stammbaums. De Candolle, gestorben eben um die Zeit, da Darwin die ersten, noch lange nicht veröffentlichten Notizen über seine Entwicklungslehre zu Papier brachte, that jenen letzten Schritt noch nicht. Wie Cuvier hielt er Zeit seines Lebens fest an dem Dogma von der Unveränderlichkeit der Art. Das hält sein Bild scharf innerhalb bestimmter geschichtlicher Grenzen. Eine andere Grenze liegt darin, dass er den Aufschwung der mikroskopischen Forschung, der die ganze Lehre vom Leben und Wesen der Pflanze reformierte, nicht mehr erlebt hat. So bleibt er in gewissem Sinne der letzte, obwohl genialste Herbariums-Botaniker einer älteren Schule, mit dem sich ins Grosse und Freie allerdings, den nur schon das ansteigende neunzehnte Jahrhundert gehen konnte.

Die De Candolles waren französischer Herkunft, aber seit Generationen in Genf ansässig, eine machtvolle reiche Familie, deren Sprössling sich entwickeln konnte wie er wollte. In dem Kinde steckte ein frühreifer Poet, den erst Soussuras geologische und physikalische Vorlesungen zur Naturforschung führen. Die Physik zog ihn zuerst an, erst später die Botanik. Seine feste Schulung erlebte er natürlich nicht im kleinen Genf, sondern im grossen Paris. Sein Ruf war begründet, als er die „Flora Frankreichs“, die Lamarck vor Jahren veröffentlicht hatte, zu einem durchschlagenden Originalwerk umschuf. Lamarck war bekanntlich der grosse Vorläufer Darwins. So nahe berührte sich hier der junge Botaniker mit den Wurzeln der Idee, die der Letzteren seiner Arbeit zu natürlichen System hätte werden können — ohne die Berührung zu merken. Die Napoleonische Glanzzeit brachte ihn mit ihrem Gewaltschritt dann äusserlich rasch nach. Wie Cuvier wurde er vom Ministerium zum Zweck gewisser Exequien in die eroberten Länder verschickt, wobei er sich umfassende landwirtschaftliche und soziale Kenntnisse aneignete. 1808 wird er Professor in Montpellier. Hier schreibt er seine *Théorie élémentaire der Botanik*, sein erstes klassisches Buch.

In übrigen ist ihm aber Montpellier zu eng. Als er 1815 politische Konflikte mit der nachnapoleonischen Regierung bekommt, verlässt er jäh und

für immer Frankreich. Genf nimmt ihn mit offenen Armen auf. Eine besondere Professor wird nun für ihn errichtet, der botanische Garten gegründet und in seine Obhut gegeben. Hier hat er in schönster Arbeitsruhe jenen kolossalen Prodrucus

noch in den grundlegenden Teilen bearbeitet und sich in seinem Sohne den besten Schüler und Nachfolger erzogen. Ein kraftvolles Gelehrtenleben, in dem keine Hemmung und kein Versagen der Kraft war bis zum Schluss. WILHELM BÖSSCHE.

### Friedrich Wöhler.

(Geb. am 31. Juli 1800 zu Eschersheim bei Frankfurt a. M., gest. am 23. September 1882 zu Göttingen.)

(Hieron. Böhm's No. 287.)

In der Ruhmeshalle der grossen Forscher aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, deren genialer Arbeit wir es zu danken haben, dass die Entwicklung der Chemie in Deutschland rascher fortgeschritten ist, als in irgend einem andern Lande, strahlt der Name Friedrich Wöhler in besonders reinem und mildem Lichte. Ungewöhnlich begabt als Forscher, hat Wöhler nicht nur durch sein Talent, sondern auch durch die Eigenart seines Charakters einen wunderbaren und andauernden Einfluss auf die Entwicklung der Wissenschaft ausgeübt. Denn ausser dem Neuen, welches er selbst mit seltener Unermüdlichkeit in einem langen Forscherleben zu Tage förderte, hat er noch der Wissenschaft gedient durch den tiefen Einfluss, den er in treuer Freundschaft auf die beiden grössten Chemiker des Jahrhunderts, auf Berzelius und Liebig fortsetzend ausübte und der in seiner Art bei beiden völlig verschieden, dennoch hier wie dort die segensreichsten Früchte trug.

Friedrich Wöhler wurde als Spössling einer alten Bürgerfamilie am 31. Juli 1800 zu Eschersheim bei Frankfurt a. Main geboren, als sein Vater, der eine Zeit lang Stallmeister des Kurprinzen von Hessen gewesen war, gerade damit beschäftigt war, nach Frankfurt zu übersiedeln, wo er sich auf einem vor den Thoren der Stadt gelegenen Gute der Landwirtschaft widmete, gleichzeitig aber auch seine grosse Arbeitskraft in den Dienst der Stadt stellte, um die er sich viele bis auf den heutigen Tag unvergessene Verdienste erwarb. Der junge Wöhler wuchs unter den behaglichsten Verhältnissen auf und zeigte schon frühzeitig einen ausgesprochenen Hang zur Naturbeobachtung und zum Experimentieren, welcher durch einsichtsvolle Freunde seines Vaters gepflegt wurde. Seine ersten im Jahre 1817 veröffentlichten chemischen Arbeiten hatte er noch als Gymnasiast ausgeführt. Doch widmete er sich zunächst nicht dem Studium der Chemie, sondern demjenigen der Medizin, welches er in Marburg begann und in Heidelberg mit Erfolg zu Ende führte. Nun erst

folgte er dem Räte Leopold Gmelin, sich ganz der Chemie zu widmen. Zu diesem Zwecke wandte er sich an keinen Geringeren, als den grossen Berzelius, der gerade damals auf der Höhe seines Ruhmes stand. Er hatte das Glück, von Berzelius als Mitarbeiter angenommen zu werden, begab sich nach Stockholm und verbrachte ein Jahr in der Gesellschaft des schwedischen Meisters, in dessen bescheidenem Laboratorium er arbeitete und den er auf interessanten Forschungsreisen durch Schweden und Norwegen begleitete. Dieses Zusammensein wurde zur Grundlage einer innigen Freundschaft, welche bis zum Tode von Berzelius dauerte und in einem ununterbrochenen Briefwechsel ihren Ausdruck fand. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland übernahm Wöhler nicht nur die Herausgabe des grossen Berzelius'schen Lehrbuches, sondern er übersetzte auch Jahr für Jahr die Jahresberichte des schwedischen Forschers, welche zu jener Zeit einen entscheidenden Einfluss auf die Entwicklung der Chemie ausübten. Durch diese umfassenden literarischen Arbeiten ist Wöhler nicht selten in seiner eignen Forscherthätigkeit behindert worden, aber er hat sowohl auf Berzelius wie auf die deutsche Chemie, der er die Erzeugnisse des nordischen Meisters zugänglich machte, einen grossen Einfluss ausgeübt.

Nach der Heimat zurückgekehrt, übernahm Wöhler im Jahre 1825 die Stellung eines Lehrers der Chemie an der Gewerbeschule zu Berlin und zögerte nicht, durch eine Fülle von wichtigen Entdeckungen, welche in rascher Folge gemacht wurden, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. In der That kamen während des Berliner Aufenthaltes diejenigen beiden Entdeckungen zu stande, durch welche sich Wöhler auch in dem Kreise der Nichtchemiker dauernden Ruhm erworben hat und welche daher an dieser Stelle nicht übergangen werden dürfen. Beide datieren aus dem Jahre 1828.

Die erste dieser Entdeckungen ist die des Aluminiums, jenes merkwürdigen Metalles, welches die Grundlage des Thones bildet und daher zu den

in der Erdrinde am weitesten verbreiteten Elementen gehört. Aber so unberechenbar gross auch die Mengen des in der Natur vorhandenen Aluminiums sind, so schwierig ist die Abschcheidung desselben im metallischen Zustande. Wöhler gelang es, diese Schwierigkeit zu überwinden, sein Schüler Ste-Claire-Deville stellte viele Jahre später das merkwürdige Metall in grösseren Mengen her und zeigte seine technische Verwendbarkeit. Aber erst der allerneuesten Zeit gelang die Herstellung in grösstem Masse und zu billigen Preisen.

Die zweite der beiden grossen Errungenschaften des Jahres 1828 gekührt dem Gebiete der organischen Chemie an und bestand in der Synthese des Harnstoffes. Die Bedeutung dieser Arbeit ist noch höher zu veranschlagen, als die der Entdeckung des Aluminiums. Sie beseitigte mit einem Schlage die berühmte Hypothese von der Lebenskraft, welche bis dahin der Entwicklung der organischen Chemie im Wege gestanden hatte. Nach dieser Hypothese nahm man an, dass die Substanzen, welche durch Tiere und Pflanzen erzeugt werden, aus ihren Elementen nur unter Mitwirkung einer in den lebenden Geschöpfen thätigen Kraft gebildet werden könnten. Wohl begannen Zweifel an dieser Hypothese sich zu regen, aber noch fehlte es an jedem Beweise für das Gegenteil. Wöhler zeigte, dass das Ammoniumcyanat, welches sich mit Leichtigkeit aus seinen Elementarbestandteilen aufbauen lässt, sich durch blosses Erhitzen in Harnstoff, jenes bekannte Stoffwechselprodukt der Tiere, verwandelt. Damit war der Baum gebrochen. Wöhlers Entdeckung, welche auf einen wohl vorbereiteten Boden fiel, wurde mit Jubel begrüsst und gilt heute noch als der Ausgangspunkt jenes grossartigsten Triumphes der wissenschaftlichen chemischen Forschung, der organischen Synthese.

Diese wunderbare Entdeckung wurde aber auch die Veranlassung zu der ersten Bekanntschaft Wöhlers mit Liebig, dessen Feingehit damals begonnen hatte, die Augen der wissenschaftlichen Welt auf sich zu lenken. Bald entspann sich zwischen den beiden hoch veranlagten und doch so verschiedenen Männern die innigste Freundschaft, welche zunächst in einer grossen Reihe von gemeinsamen wissenschaftlichen Arbeiten ihren Ausdruck fand und bis zum Tode beider Männer dauerte. Liebig's Tod erfolgte bekanntlich im Jahre 1873, aber noch nach seinem Hinscheiden und bis in die letzten Tage seines eigenen Lebens pflegte Wöhler sich mit den Briefen des dahingegangenen Freundes zu beschäftigen und so im Geiste mit ihm zu verkehren. Liebig's feuriger und aufbrausender Charakter wurde durch den Einfluss, den Wöhler über ihn gewann, in günstigster Weise gemildert und man kann wohl sagen, dass

nicht nur die Forscherarbeit beider Männer durch ihren intimen Verkehr sich höher entwickelt hat als jeder einzelne sie hätte treiben können, sondern dass auch ihr ganzes Leben durch den offenen Meinungsaustausch, der zwischen ihnen herrschte, verschönert und veredelt wurde.

Unlebensane Verhältnisse veranlassten Wöhler, im Jahre 1837 nach Cassel überzusiedeln, wo ihm die sächsische Behörde eine ähnliche Stellung schuf, wie er sie in Berlin innegehabt hatte. Aber schon 1836 wurde er als Professor der Chemie nach Göttingen berufen, wo er bis zu seinem Lebensende geblieben ist.

In die Casseler Zeit, sowie in die ersten Jahre des Göttinger Aufenthaltes fällt die grosse Reihe der mit Liebig gemeinsam unternommenen Arbeiten aus dem Gebiete der organischen Chemie, welche ebenfalls als grundlegend bezeichnet werden können, denn sie brachten das, was durch die Synthese des Harnstoffes in Aussicht gestellt worden war, eine reiche Ernte auf dem Gebiete der Synthese. In späteren Jahren wendte Liebig sich hauptsächlich auf das Gebiet der Physiologie und Agrarchemie, während Wöhler mehr zum Ausban der anorganischen Chemie zurückkehrte, mit der er sich so erfolgreich in seiner Jugend beschäftigt hatte. Doch kann man sagen, dass Wöhler der vielseitigste unter den grossen Begründern der modernen chemischen Forschung gewesen ist und dauernd sein Interesse der gesamten Chemie zugewandt hat.

Sehr hoch ist auch Wöhlers Bedeutung als Lehrer zu veranschlagen, er war ein Meister der Beobachtungskunst und wirkte insbesondere durch seinen praktischen Unterricht im Laboratorium. Bis in seine spätesten Tage hinein liebte er es, eigenhändig zu experimentieren, und man hat von ihm mit Recht gesagt, dass es kein Element giebt, mit welchem er nicht durch eigene Arbeit vertraut gewesen wäre. Ein begeisterter Freund der Natur, pflegte Wöhler seine freie Zeit mit der Pflege von Pflanzen und dem Ausbau seiner Mineraliensammlung auszufüllen. Mannigfache Reisen gaben ihm Gelegenheit, immer neue Schätze den schon gesammelten hinzuzufügen. Ein reicher und glücklicher Familienkreis umgab ihn und eine ungewöhnliche Zahl von Freunden, die er sich durch die Liebenswürdigkeit seines Charakters erworben hatte, weiterte in dem Streben, dem verehrten Meister die verdiente Liebe und Bewunderung zu zollen. Die Milde und Sanftmut seines Charakters, verbunden mit einer ungewöhnlichen Schürfe und Sicherheit des Urteils, verschafften ihm eine unbedingte Autocritik, welche trotzdem niemals im stande war, die kindliche Bescheidenheit seines Auftretens zu verändern.

Es war Wöhler vergönnt, seine geistige Frische sowohl, wie seine körperliche Gesundheit bis in ein hohes Greisenalter zu bewahren. Nachdem zunehmende Alterschwäche ihn gezwungen hatte, sich von seinen Amtsgeschäften befreien zu lassen, verbrachte er den Abend seines Lebens in behaglicher Beschaulichkeit und starb infolge einer leichten Erkrankung am 23. September 1886.

Nicht nur der Ruhm, den er sich in der Fülle seiner Schaffenskraft erwarb, wird ihn auf Jahrhunderte hinaus überdauern, sondern seine Arbeit selbst war von solcher Eigenart, dass sie noch nicht auf die volle Höhe ihrer Bedeutung gestiegen ist. Mehr als die meisten seiner Fachgenossen hat Wöhler sich darin gefallen, Pommerdiate zu verrichten. Die Bescheidenheit seines Charakters liess es ihn sehr oft verschmähen, neue Entdeckungen, die er machte, bis in ihre letzten Konsequenzen zu verfolgen. So kommt es, dass nicht selten die aller-

neuesten Errungenschaften der chemischen Wissenschaft und Technik sich bei näherer Betrachtung auf eine von Wöhler gegebene Initiative zurückführen lassen. Als vor wenigen Jahren gleichzeitig von Amerika und Frankreich die Kunde zu uns gelangte, dass es gelungen sei, durch Zersetzung des Calciumcarbid's das bis dahin kaum zugängliche, technisch so hochwichtige Acetylen gas zu gewinnen, da stellte es sich heraus, dass schon vor 50 Jahren Wöhler diese Erfindung in ihrem vollen Umfange gemacht und in der chemischen Literatur beschrieben hatte. Dieses Beispiel steht keineswegs vereinzelt da und berechtigt uns wohl zu der Behauptung, dass noch zur Jahrzehnte hinaus die Chemie eine reiche Nachlese auf dem Felde halten wird, welches Wöhler mit so grosser Liebe und Geschicklichkeit erbaute. Als Forscher und als Mensch gleich bewunderungswürdig, hat Wöhler seinen Fachgenossen für alle Zeiten das Vorbild eines wohlausgefüllten Lebens gegeben.

Otto N. Witt.

## Alexander Dumas der Aeltere.

(Geb. am 24. Juli 1801 zu Villers Coterets in der Picardie, gest. am 5. December 1870 im Dürchen Pays bei Dieppe.)

(Hörze-Büchle Nr. 288.)

Wenn man den Wert des Kunstwerkes abschätzt nach dem Erfolge und dem Beifall, den es bei den grossen Lesermassen, bei Arm und Reich, bei Hoch und Niedrig, bei Gebildeten und Ungebildeten findet, dann steht Alexander Dumas an der Spitze der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts. Kein anderer Roman ist wohl so gierig verschlungen worden, wie sein „Graf von Monte Christo“ — zwölf Bände! — keiner hat so sehr die wicklichen Ansprüche und künstlerischen Bedürfnisse der weitaus Meisten befriedigt. Man muss in diesen lustigen Fabulierer den vollkommensten Typus des Unterhaltungs- und Liebhaberkenners erblicken, der die alte ewige Kunst der Abenteuerromantik, die Kunst der Naivität und der kindlichen Wunderfreude für unser Zeitalter aufs höchste ausgebildet hat. Er bietet die angenehmste Zerstreuung und stellt an sein Publikum nur die einzige geistige Anforderung, dass es Gedrucktes rasch und fliessend zu lesen vermag. Frisch und fröhlich phantasiert er darauf los, und unbedenklich um die Wahrscheinlichkeit und Möglichkeit der Geschehnisse, um einen tieferen Sinn der Vorgänge, reißt er eine spannende und aufregende Geschichte an die andere, und lässt seine Helden und Heldinnen sein und

erleben, was jeder Leser und jede Leserin gern sein und erleben möchte. Datin besteht der Reiz dieser Amadiseromantik. Jeder möchte gern über alle Massen reich sein, wunderbar schön und von tausend Männern oder Frauen geliebt werden, sich als den tapfersten und mutigsten aller Helden preisen lassen, die Macht eines Zauberers besitzen und all die Genüsse auskosten, die sich der Mensch ersinnt, wenn er harmlos kindlich zu phantasieren anfangt. Ein naiver Geist lebt in der Dumas'schen Erzählung, und der Verfasser ist auch Zeit seines Lebens ein grosses gutmütiges Kind geblieben, eine einfache sinnliche genussfrohe Natur, die gemächlich durch das Leben dahinschlenderte, bequem leben wollte und andere gern bequem leben liess. In seinen Adern rohte Negerblut, denn er war der Sohn des im Jahre 1805 verstorbenen Generals Alexander Davy Dumas, Enkel eines französischen Marquis und einer Negerin. Seine Schulbildung blieb vernachlässigt, und nachdem er einige Zeit lang bei einem Notar Schreibdienste verrichtet hatte, kam er als Zwanzigjähriger nach Paris und fand, dank der Vermittelung eines Freundes seines Vaters, eine bescheidene Anstellung im Sekretariat des Herzogs Ludwig Philipp von Orléans. Er wandte sich zunächst der Bühne zu, schwor zur

— 402 —

Falme der Neuromantik, die Victor Hugo gerade eben entfaltete hatte, und verstand es, die neue Kunst ihrer tieferen Eigenart, ihrer feineren ästhetischen Werte zu entwickeln und so dem Geschmack der grossen Menge mündgerecht zu machen. Was diese stets am leichtesten begreift, die bunte Erfindung, die packende effektvolle Handlung, die grosse gefühlvolle Tünde, das Sicht-Oberflächliche in der ganzen geistigen Behandlung des Stoffes, — das fand sie genügend in den grossen Geschichtstragödien, Komödien und Selonschauspielen unseres Poeten, der von den Dramatikern der romantischen Schule allein auf der Bühne festen Fuss fasste. Indes die an Fürstlerischem Können ihm weit überlegenen Talente dort nur Spott und Hohn errieten oder überhaupt nicht zur Aufführung gelangten, trug er eine Reihe glänzender Erfolge davon. Und einige dieser Werke, wie „Kean“ (1836), „Mlle. de Belle-Isle“ (1833) haben sich auch bis auf den heutigen Tag noch im Spielplan des europäischen Theaters erhalten. Während Dumas in den dreissiger Jahren seines Lebens vor allem als Dramatiker hervortrat, wandte er sich in den vierziger Jahren vorzugsweise dem Roman zu und schrieb seine besten und bekanntesten Werke „Die drei Musketeere“, eine langausgespannte Abenteuererzählung, die mit ihren Fortsetzungen vierundvierzig Bände füllte, den „Grafen von Monte Christo“ (1844/45), „Königin Margot“ u. s. w. u. s. w. Sie verschafften dem Namen des Verfassers einen Weltraum und machten ihn volkstümlich, wie kaum einen anderen. Das Geld strömte in ganzen Fluten über ihn herein, aber ebenso leicht, wie er es gewonnen, gab es der sorglose, freigebige Verschwender auch gütig wieder aus. Bei allen seinen glänzenden Einnahmen steckte er doch fortwährend tief in Schulden und geschäftlichen Verlegenheiten. Die Theater, die er begründete, die Zeitungen die er herausgab, verschlangen immer wieder, was der „Schreiber“ mit seiner Feder verdiente. Und nicht nur war Dumas eine besonders charakteristische Erscheinung in der

Literatur des neunzehnten Jahrhunderts, der alle die zahlreichen Geister, welche die Kunst als eine Geschäftssache ansahen, und die bis dahin noch fabrikmässig betrieben, als Meister aller Meister überstahlte, er schlachtete nicht nur seine Romane zugleich als Theaterstücke aus, sondern stand auch an der Spitze eines ganzen Stabes von Schriftstellern, mit denen er gemeinsam arbeitete. Er führte das so fruchtbare Prinzip der Arbeitsteilung erst mit ganzem Nachdruck auch in die Literatur ein, und so ergoss sich über die europäische „Geisteswelt“ eine wahre Sintflut von Romanen, die alle den Namen Dumas auf dem Titelblatt trugen, aber von denen er auch selber mit gutem Witze bemerkte: „Ich habe sie geschrieben, aber ich habe sie nicht gelesen.“ Die Levy'sche Gesamtausgabe seiner Werke, die jedoch keine vollständige ist, umfasst nur die Kleinigkeit von dreihundert Bänden. Zuletzt versagte dieser Heberfülle der Genüsse gegenüber selbst der so verdauungskräftige Magen des echten und gerechten europäischen Leihbibliothekverschlingers. Auch Eugène Sue, der ganz anders die Insinuat und den grausamen Blutdurst der grossen Massen küzelte, verdrängte durch seine scharfgewürzte Kost den immer gütig begnüglichen Dumas aus der Gunst der schönen Leserinnen und der geistreichen Leser. In den sechziger Jahren geht dessen Stern unter, und auf einer Vortragsreise durch Oesterreich, Ungarn und Italien (1863) fand der Abgott des Publikums überall nur leere Sitze und gelangweilte Zuhörer. Er lernte den Wandel der Dinge kennen, wandte der Literatur enttäuscht den Rücken und gründete, da er von jeher ein grosser Kochkünstler und Feinschmecker gewesen, eine Saucenfabrik. Aber auch sie brachte ihm das Glück nicht zurück. Nach seinem Tode hat Frankreich diese Schuld gegen ihn wieder abgetragen und ihm zwei Denkmäler errichtet, das eine in Paris, das andere in seiner Vaterstadt. Gewiss verdient er sie, da wenige Dichter so wie er den Geist ihrer Zeit wirklich verstanden haben.

Julius Hart.

### Claude Bernard.

(Geb. am 12. Juli 1813 zu St. Julien, gest. am 10. Februar 1878 zu Paris.)

[Literz. Bildnis No. 229.]

In der Naturforschung des neunzehnten Jahrhunderts gibt es ein Gebiet, vor dem dem Laien graut. Die Aufgabe ist gestellt: das „Leben“ soll erforscht werden. Ein ganzer Wissenschaftszweig hat sich daran entwickelt: die Physiologie. Sie hat eine doppelte unerschöpfbar grosse Aufgabe, diese Physiologie

Einmal greift sie aus Herz der tiefsten philosophischen Fragen. Das Lebendige ist das Rätsel aller Rätsel. Wer hier in das Gewebe der Dinge schauen könnte, der hätte den Schlüssel in seiner Hand. Dazu kommt die eminent praktische Seite. Durch die Physiologie erst wird der Arzt aus einem Apotheker zum wirklichen Arzt, er lernt dem Feinde, den er bekämpfen soll, ins Auge sehen, wird zum thatkräftigen, bewussten Bundesgenossen des gesunden Lebens, um dessen Schutz ihn der Leidende anfleht. Bis hierher liegt im Aufblühen einer physiologischen Wissenschaft gewiss nichts Grauenvolles. Aber nun zeigt sich, dass gewisse Kenntnisse über das grosse Lebensproblem nur gewonnen werden können durch systematisch durchgeführte Experimente, — Experimente, angestellt an lebenden Tieren. Das bedrögende Tier wird zum Opfer. Hinterher freilich kann das Experiment durch die praktische Wissens-erweiterung, die es geliefert hat, zu einer Quelle des Heils für tausende und abertausende leidender Menschen werden, die sonst selber Opfer blieben, — abgesehen noch von dem philosophischen Erkenntnisfortschritt an sich. Immerhin ist nicht zu leugnen, dass sich in unserem entwickelten Gemütsleben etwas sträubt gegen diese Experimente an lebenden, am Fühlenden Objekt. Es bedarf eines gewissen Vertrauens in den selbstlosen Idealismus der Forschung, um darüber hinweg zu kommen, einer vollkommenen Ueberzeugung, dass der experimentierende Mensch gegebenen Falles selber den Mut hätte, sich für das Wohl der Menschheit und ihre Wissenschaft zu opfern, und dass er sich stets bewusst dafür verantwortlich bleibe, welche ungeheueren, schwer ertrageneren Gur der Menschheit — das Mitleid — er vorübergehend für einen bestimmten Zweck ausser Kraft setzt.

Es ist nicht möglich, von Claude Bernard zu reden, ohne dieser eigentlichen Sachlage zu gedenken. In der Nachwelt wird er in erster Linie immer als der kühnste „Virisektor“ des neunzehnten Jahrhunderts fortleben. Man stellt ihn sich vor und hat ihn gera so abgebildet, wie er Tauben oder Fröschen das Gehirn schichtenweise abtrug, durch einen Stich in gewisse Gehirnteile seltsame Krankheiten künstlich im übrigen Tierleibe erzeugt, oder bei einem lebenden Hunde eine Fistel hervorruft, die bestimmte Aufschlüsse über den Vorgang der Verdauung ermöglicht. Fast die ganze Reihe seiner grössten Entdeckungen ist auf diesem Wege erzielt worden. Die Grösse der Entdeckungen ist aber unserer Frage. Und die Lauterkeit seiner menschlichen Grösse kann ebensowenig bestritten werden. Man wird sich im verwickelten Bilde des Jahrhunderts sagen müssen, dass die Forschung hier ihren Weg der Notwehr ging, der doch darum

die grosse Linie der Humanität wenigstens nicht leichtfertig verlor. Die Fügung der Dinge wollte übrigens, dass dieser eiserne Virisektor von Haus aus ein weiches Poetengemüt war. Als Apothekerlehrling in Lyon dichtete er ein Drama, mit dem er die literarische Welt zu erobern gedachte. Nach Paris gepilgert, erhärtet er aus autoritärem Munde, dass es nichts mit diesem Talente bei ihm sei. Jetzt erst wirft er sich, unter harten geistigen und materiellen Kämpfen, auf die Medizin. Lange genug auch hier ohne Glück und Stern. Seine stille, ernste Art passte wenig in die Pariser medizinische Wissenschaft von damals. Immerhin glückt es ihm, von Magendie, dem Professor der Physiologie am Collège de France, eingeschult zu werden. Magendie betonte das Experiment als die Grundlage physiologischen Fortschritts. Ihm war der Physiologe nur ein Genosse des einfachen Physikers und Chemikers, der nicht ins Blaue philosophierte, sondern die Natur vorurteilslos befragte in dem, was er wissen wollte, — befragte eben auf dem Wege des Experiments. Von hier ist auch Claude Bernard in allem Besten ausgegangen. Mit vierzig Jahren wurde er auch ausserlich Magendies Nachfolger und kam zu Ansehen. Schlag auf Schlag folgten sich jetzt Entdeckungen ersten Ranges, sämtlich aufgebaut auf Experimenten. Er erforscht die Zuckerbildung in der Leber, ein völlig neues Gebiet. Er weist die Rolle des pankreatischen Saftes bei der Bewältigung des Fettes im Verdauungsakt nach, ebenfalls eine geniale Neuheit. Der „Zuckersucht“, eine Gehirnverletzung, die unmittelbar Harnruhe erzeugt, wird zuerst von ihm bei Virisektionen gezeigt. Die sogenannte vasomotorische Wirkung von Nerven auf Blutgefässe geht in ihrer Enträtselung auf ihn zurück. Alle diese Sachen waren bahnbrechend im Erfolg und dreifach genial in der Art, wie er sie gewann. Was er sah, gab er als Lehrer. Bei Demonstrationen vor Schülern fand er seine besten Entdeckungen. Seine Bücher waren seine Kollegienhefte. Nachdem er sich mühsam genug heraufgezogen, rettete er längere Zeit recht eigentlich den Ruhm der ganzen physiologischen Forschung Frankreichs in einer Epoche durch, das Deutschland stenthalten sonst weit überflügelt. Einst war Paris ja in seinen naturwissenschaftlichen Hilfsmitteln der ganzen Welt voran gewesen. Jetzt wurde Bernard's Laboratorium im nassen Keller des Collège de France geradezu sprichwörtlich als denkbar schlechtestes Ort für genialste Leistung. Er selbst in seiner anspruchslosen Bescheidenheit wurde schliesslich ein virisektorisches Opfer dieser traurigen Naturforscherröhle, er erkrankte schwer und erholte sich in langen Jahren nie wieder. Seine Schüler verloren in ihm den treuesten Helfer, eine

wahre anima candida von goldener Seelengüte. Spät ist ihm denn jenseits aller Physiologie noch das Los zu teil geworden, eine wenigstens bedingte Rolle auch in der schönen Literatur zu spielen.

Zola, das Haupt der poetischen Realisten, berief sich in seiner Lebensanschauung auf ihn und baute auf die „Science expérimentale“ mit lächerlicher Hyperbel den „Roman expérimental“. Wilhelm Bittsche.

## Max Pettenkofer.

(Geb. am 3. December 1818 zu Lichtenheim im Bezirk Neuburg an der Donau.)

(Hertz's Bildnis No. 129.)

MAX PETTENKOFER ist der Nefte eines um die Chemie und Arzneimittelehre durch zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten verdienten Münchener Apothekers Franz Xaver Pettenkofer, von dem er schon frühzeitig Anregung zu naturwissenschaftlichen und besonders chemischen Studien erhielt. Neben dem Studium der Heilkunde, dem er in München, Würzburg und Giessen oblag, trieb er mit besonderer Vorliebe Chemie unter Liebig und Scherer und mit solchem Erfolge, dass er ausser der ärztlichen Staatsprüfung nebenher sich der Prüfung als Apotheker unterzog, nachdem er am 30. Juni 1843 in München die Doktorwürde erlangt hatte. Seine praktische Thätigkeit begann er als Assistent für Chemie an der Münze in München. In dieser Stellung fand er reiche Müssigkeit und Veranlassung zu wissenschaftlicher Arbeit, deren Ergebnisse in Gestalt zahlreicher Veröffentlichungen hauptsächlich der physiologischen Chemie zu gute kamen. Pettenkofer lieferte Abhandlungen über den Nachweis des Arsens mit dem Marsh'schen Apparat, über Schwefelgehalt des Speichels, über Kreatinin, entdeckte die nach ihm benannte Gallensäureprobe und machte sich durch diese und weitere Leistungen einen solchen Namen, dass er schon 1847 einen Ruf als ausserordentlicher Professor der Chemie an die Universität München erhielt, wo er nach einigen Jahren in die ordentliche Professur aufstiege (1856). Sehr bald führten Pettenkofer seine chemischen Studien auf das bisher nach der naturwissenschaftlichen Seite völlig vernachlässigte Gebiet der Gesundheitspflege. Er war einer der ersten, der diesen Zweig der Medizin experimentell begründete und mit naturwissenschaftlichen Untersuchungsmethoden zu behandeln begann. Dadurch ist er der Schöpfer der modernen Hygiene geworden.

Ganz besonders pflegte er die chemischen Methoden, mit deren Hilfe es ihm glückte, eine ganze Reihe von Problemen speziell aus der Nahrungsmittelhygiene zu lösen und die Lehre von den Ursachen gewisser ansteckender Krankheiten mit neuen Ge-

sichtspunkten zu befrachten. Weiterhin lieferte er durch seinen Vorgang den Anstoss zur Verwendung auch der übrigen Untersuchungsmethoden auf die Gesundheitspflege, wodurch das Gebiet einen mächtigen Aufschwung nehmen konnte. Pettenkofer bemühte sich ausserdem in seiner Eigenschaft als akademischer Lehrer beim Unterricht das Experiment zu pflegen und wurde so der eigentliche Vater des Universitätsunterrichts in der experimentellen Hygiene. Seine zahlreichen Arbeiten speziell zur Hygiene betrafen eine neue Methode zum Nachweis der Kohlensture in der Luft, den Unterschied zwischen Ofen- und Luftheizung, Ventilationsfragen, Kanalisation, ferner die ersten systematischen Prüfungen der hygienischen Bodenverhältnisse. Gerade diese Bodenuntersuchungen erlangten eine weittragende Bedeutung im Hinblick auf die Erklärung der Entstehung epidemischer Krankheiten, besonders der Cholera und des Typhus. Die Theorie, zu der Pettenkofer aus den Ergebnissen seiner Untersuchungen gelangte, ist bekannt und hatte sich in wissenschaftlichen Kreisen eine Zeit lang solcher Anerkennung zu erfreuen, dass er in allen die Cholera betreffenden Fragen als Autorität galt und wiederholt an internationalen Sanitätskonferenzen als Delegierter teilnahm, die zur Beratung über Massregeln behufs geeigneter Abwehr der Seuche berufen waren. Auch in dieser Beziehung bewährte sich seine Kraft den an sie gestellten Erwartungen entsprechend. Trotz des Wechsels der Anschauungen, wie er mit der Inauguration der bakteriologischen Methoden eingeleitet wurde, behielt die von Pettenkofer betonte Richtung nicht wenige Freunde unter den Forschern. Aus der von ihm gegründeten Schule sind eine ganze Reihe noch heute lebender hervorragender Hygieniker hervorgegangen. Sein Laboratorium, das er anfangs unter dürftigen Verhältnissen im Münchener physiologischen Institut leitete und das erst 1878 in einem eigenen würdigen Gebäude untergebracht wurde, bildete lange Zeit die einzige Stätte in Deutschland, wo Hygiene auf

naturwissenschaftlichen Grundlagen geleitet werden konnte. Von hier aus verbreiteten sich die ersten Bestrebungen, die auf Penzkofer's Initiative zurückzuführen sind, die Hygiene zu einem Zweig der Biologie zu gestalten und sie als wichtige Grundlage der praktisch-ärztlichen Ausbildung einzuführen. Die grossen Verdienste, die er sich in dieser Be-

ziehung erworben hat, finden ihre Anerkennung und gerechte Würdigung in zahlreichen äusseren Ehrungen (1883 Verleihung des erblichen Adels, 1884 Ernennung zum Präsidenten der kgl. bayr. Akademie der Wissenschaften). 1898 trat der greise Gelehrte von allen seinen Ämtern zurück und lebt seitdem im Ruhestand.

Jul. Pagel.

## Wilhelm Wundt.

(Geb. am 16. August 1832 zu Neckarau in Baden.)

(Hierzu Bildnis No. 271.)

WILHELM WUNDT hat durch seine umfassende Thätigkeit auf dem Gebiete der Einzelwissenschaften und der Philosophie, durch die Verbindung eines ungewöhnlichen Talents zur Konstruktion und einer verständnisvollen Achtung vor den Ergebnissen der empirischen Beobachtung und Forschung, endlich durch eine an Leibniz erinnernde Herrschaft über das Wissen seiner Zeit am meisten dazu beigetragen, dass sich Interesse und Wertschätzung weiterer Kreise wieder in steigendem Masse der Philosophie zuwenden, und die Reihe der grossen, schulebildenden Philosophen des 19. Jahrhunderts in eigenartlicher und bedeutender Weise abgeschlossen.

Die selbständigen Arbeiten Wundts haben, nachdem er das Studium der Medizin absolviert hatte, von einer der wissenschaftlichen Grundlagen dieses Faches, nämlich von der Physiologie ihren Ausgangspunkt genommen. Damit hing es zusammen, dass er sich im Jahre 1857 als Privatdozent der Physiologie an der Universität Heidelberg habilitierte. Aber von vornherein war sein Interesse in diesem Gebiet dem Nervensystem und den Sinnesorganen, also denjenigen Erscheinungen vorzugsweise gewidmet, welche mit den physischen Vorgängen in engerer Beziehung stehen. Allmählich überwog die psychologische Tendenz, und so erschien bereits 1863 eine anregende und hervorragende Gesamtdarstellung der Psychologie unter dem Titel „Vorlesungen über Menschen und Tierseele“ (1. und 3. gänzlich umgearbeitete Auflage 1872 und 1897). Hatten schon die vorher herausgegebenen „Beiträge zur Theorie der Sinneswahrnehmung“ eine eingehendere Vertrautheit mit den Lehren der Philosophen über den Vorgang der sinnlichen Erkenntnis aufgewiesen, so traten in den „Vorlesungen“ philosophische Ausführungen logischer, ästhetischer, ethischer Art noch stärker hervor. Ihnen schloss sich im Jahre 1866 eine

naturphilosophische Abhandlung über „die physikalischen Axiome und ihre Beziehung zum Kausalprinzip“ an, und kurze Zeit darauf entstand ein Abriss der Erkenntnislehre und Metaphysik, dessen Veröffentlichung jedoch unterblieb, weil „eine vor- ausgehende eingelegendere Beschäftigung mit den einzelnen Disziplinen unerlässlich schien“.

Dieser inneren Loslösung von der Physiologie ist die äussere erst spät gefolgt. Im Jahre 1864 wurde Wundt zum ausserordentlichen Professor der Physiologie in Heidelberg ernannt. Daneben versah er die Funktionen eines Assistenten von Helmholtz. Obwohl diese bei einer gelegentlichen Anfrage schon früher erklärt hatte, dass die Fakultät, die Wundt als Philosophen berufe, sich ein grosses Verdienst um die Philosophie erwerben werde, erhielt Wundt erst 1874 einen Ruf nach Zürich, um als Nachfolger von F. A. Lange die dortige Professur für induktive Philosophie zu bekleiden. Bereits im folgenden Jahre nahm er die ehrenvolle Berufung auf einen philosophischen Lehrstuhl an der Universität Leipzig an, wo er eine grosse und glänzende Wirksamkeit entfalten hat und zu den Zierden und Hauptziehungspunkten gehört. Die „Grundzüge der physiologischen Psychologie“, die 1874 herauskamen, ein bahnbrechendes Werk, das zum ersten Male den Gedanken eines durchgängigen Parallelismus zwischen psychischen und physischen Vorgängen im Einzelnen darzulegen versuchte, sind der unmittelbare Anstoss für den äusseren Uebergang aus der Physiologie in die Philosophie geworden.

Diesem Buche (4. Auflage 1893), das die Einzel- forschungen der modernen Psychologie in sich aufgenommen und verarbeitet hat und so zu einem grundlegenden für das ganze Gebiet geworden ist, sind drei andere philosophische Hauptwerke gefolgt. Zunächst die „Logik“ (1880—1882, 2. Auflage 1893

bis 1895), die sich namentlich dadurch vor anderen Bearbeitungen desselben Gegenstandes auszeichnen, dass sie die Methoden der einzelnen Wissenschaften geschichtlich und systematisch entwickelt. Ferrer die „*Éthique*“ (1886, 2. Auflage 1892), deren empirisches Fundament in einer Völkerpsychologie der Sitte und des Mythus, des Rechts und der Religion besteht. Endlich das „*System der Philosophie*“ (1889, 2. Auflage 1897), das in eigenartlicher Weise den Versuch macht, die höchsten und letzten Fragen der Philosophie zu beantworten und die Einzelthesen der früheren Forschungen und Ueberlegungen zu einem starken und einheitlichen Gewebe zu verknüpfen.

Der allgemeine Standpunkt, den Wundt in der Philosophie einnimmt, wird durch seine Bestimmung ihrer Aufgabe unzweideutig bezeichnet. Danach soll die Philosophie „die durch die Einzelwissenschaften vermittelten Erkenntnisse zu einem widerspruchstosen System“ vereinigen. Keine anderen Tatsachen und Gesetze, als die in den Einzelwissenschaften gewonnenen, bilden ihr Material, und keine anderen Methoden, als die hier geübten und bewährten, stehen ihr zur Verfügung. Sie kommt daher auch nicht zu anderen Resultaten, als jene, sondern nur zu weiteren, jene umfassenden und voraussetzenden. Dadurch hat Wundt grundsätzlich und endgültig mit der Auffassung und dem Verfahren der spekulativen Philosophie eines Fichte oder Hegel und ihrer offenen und versteckten Anhänger gebrochen. Die Philosophie ist kein Ersatz für die Einzelwissenschaften und sucht auch nicht deren Tatsachen auf einem neuen, vermeintlich mehr in die Tiefe führenden Wege noch einmal zu ergünden oder abzuleiten, sondern sie ist ihre Ergänzung, die als solche auf ihrer Kenntnis beruht und von ihnen abhängt. So ist allem Streit zwischen der Philo-

sophie und den Einzelwissenschaften Einhalt gethan und ein positives Verhältnis zur Philosophie auch für den Einzelforscher unserer Tage möglich geworden.

Aber Wundts Lebensarbeit bedeutet nicht nur für die Philosophie eine wertvolle Leistung, sondern seinem Entwicklungsgange entsprechend auch für gewisse Einzelwissenschaften, insbesondere für die Psychologie. Dass diese, ebenso wie die Naturwissenschaft, eine empirische Disziplin ist, die als solche nicht zur Philosophie gehört, wenn sie auch von Philosophen berufsmässig vertreten wird, diese jetzt immer mehr Boden gewinnende Anschauung ist im wesentlichen auf Wundt und dessen Behandlung der Psychologie zurückzuführen. Er hat das erste Institut für experimentelle Psychologie 1879 in Leipzig eröffnet und damit den Anstoss zu einer gewaltigen Bewegung gegeben, die in fast allen Kulturländern nachgewirkt und der Psychologie die herrschende Stellung verliehen hat, welche sie zweifellos gegenwärtig in der Achtung und dem Interesse weiner Kreise einnimmt. Durch die Einführung der fruchtbaren experimentellen Methode, wozu Fechner der bahnbrechende Vorgänger Wundts war, ist die Psychologie um eine grosse Anzahl neuer, allgemein kontrollierbarer, vielfach exakt formulierbarer Erkenntnisse bereichert worden, die ihren wissenschaftlichen Charakter von Grund aus umgestaltet haben. Der theoretische Widerspruch, mit dem die „neue“ Psychologie anfänglich zu kämpfen hatte, ist verstummt, die Zahl ihrer Jünger aber in beständigem Wachstum begriffen.

So ergibt sich auch bei flüchtiger Ueberschau der Thätigkeit Wundts das Bild eines der ideenreichsten, vielseitigsten und wirksamsten Philosophen des 19. Jahrhunderts.

Oswald Külpe

## Rudolf Jhering.

(Geb. am 22. August 1818 zu Aurich, gest. am 17. September 1893 zu Göttingen.)

(Literar. Bildnis No. 292.)

Wenn es gilt, aus der Reihe der grossen deutschen Juristen des neunzehnten Jahrhunderts diejenigen hervorzuziehen, die als grundlegende Pionier der Forschung neue Bahnen gewiesen, die wissenschaftliche Richtung ihrer Zeit entscheidend beeinflusst haben, so ist neben Savigny sicherlich Jhering an erster Stelle zu nennen. Wie jener für die erste, so ist dieser für die zweite Hälfte des zu-

Ende gebenden Säkulum gewissermassen die typische Erscheinung. In Savigny verkörperte sich die romantische, zum Teil selbst romantische Grundstimmung der Restaurationszeit, die in erblicher Reaktion gegen die Uebrigreste des Naturrechts und der französischen Revolution ein Festhalten an dem Gewordenen predigte und den Fortschritt nicht in der bewussten Willensthat, sondern nur in einem allmählichen, natu-

wichtigen Entwicklungsprozess erblickte. Dagegen ist Jhering der kampfstrohe Genosse eines Zeitalters, das sich in keinem Ringen die nationale Einheit wieder zu erobern wusste, dessen nervöser Schaffensdrang neue Gesetze schier in Ueberzahl hervorbringt — der verehrende Geistesverwandte eines Bismarck.

Rudolf Jhering ist im Jahre 1818 zu Aurich als Sohn des Rechtsanwält Dr. Georg Albrecht Jhering geboren, ein Sprössling also des tapferen, echt germanischen friesischen Bauernstammes, dessen charakteristische Eigenschaften der Jurist denn auch sein Leben lang in seiner persönlichen wie geistigen Art nie verliessen hat. Jhering empfing eine treffliche Vorbildung im Lyceum seiner Vaterstadt unter der Leitung des Konrektor Reuter, dem er hernach in pietätvoller Verehrung seine erste Schrift widmete, und bezog sodann als Siebzehnjähriger die Universität Heidelberg, später München, Göttingen und Berlin. Nach der Promotion im Jahre 1843 habilitierte Jhering sich alsbald — er, der Meister praktischer Rechtsanschauung, ohne jedwede praktische Vorbereitung — an der Berliner Hochschule.

Der Entwicklungsgang des jungen Gelehrten war zunächst durch zwei Momente bestimmt. Einmal durch die Herrschaft der historischen Rechtsschule, die damals fast ohne Widersacher die Katheder besetzt hielt. Savigny hat er gehört und lebendig den bedeutenden Eindruck geschildert, den der grosse Mann auf ihn ausübte; entscheidender noch hat Puchta, der schriftlose Denker der Schule, trotz fehlender persönlicher Beziehung auf Jhering eingewirkt; seinem Andenken wurde daher auch später der erste Band von Jherings Hauptwerk geweiht. Daneben übte die herrschende Entwicklungsphilosophie Hegels und seiner Schule auf Jherings empfänglichen Geist einen hohen Zauber aus; er bekennt selbst, für seine Wissenschaft von Hegel wie auch Schelling und Stahl mehr gelernt zu haben als von manchen zünftigen Juristen und hat nur darüber sein Bedauern ausgedrückt, die philosophischen Studien in den Lehrjahren nicht noch weit euergerischer betreiben zu haben. Jedenfalls hat die Philosophie Jhering befähigt, der historischen Schule gegenüber von vornherein bei aller grundsätzlichen Zustimmung die volle geistige Freiheit zu bewahren. Schon seine Erstlingsarbeit, die „Abhandlungen aus dem Römischen Recht“ (1841), sonst ganz aus der Puchtaschen Geistesrichtung heraus geschrieben, spricht charakteristischerweise im Vorwort das Bedürfnis aus, den in ihrem Entwicklungsgange erstarrten römischen Rechtsinstitutionen die in ihrer Heimat nicht völlig erreichte, aber angebahnte Ausbildung zu geben. Die Aufzählung toter Antiquitäten, wie sie zwar nicht von den Meistern, aber von

manchen Epigonen der historischen Schule mit unkräftigem Belagen betrieben ward, hat Jhering nie genügen können; nie in seinem Leben, rühmt er von sich, habe seine rechtshistorische Forschung Dinge behandelt, bei denen nicht wenigstens mittelbar auch für die moderne Rechtsgestaltung etwas gewonnen werden könne. Gehören Savigny und seine Leute zu den konservativen Vertretern der Entwicklungslehre, so hat diese bei Jhering, ähnlich wie bei den „Junghegelianern“, schon anfänglich nach A. Merckels treffendem Wort einen progressistischen Charakter angenommen. Die Idee des Rechts, sagt er in seiner meistgelesenen Schrift, ist ewiges Werden, das Gewordene muss dem neuen Werden weichen, denn „Alles was entsteht, ist wert, dass es zu Grunde geht“ (Kampf ums Recht S. 9).

Die Abhandlungen hatten ihrem Verfasser in rascher Folge Lehrstühle in Basel (1845), Rostock (1846), Kiel (1849) und Gießen (1852) eingetragen. Hier nach Beendigung der Wanderjahre, nach Gründung eines glücklichen Heimwesens, begann der Gelehrte sein vielgeleitetes Hauptwerk, den „Geist des Römischen Rechts auf den verschiedenen Stufen seiner Entwicklung“ herauszugeben; erschienen sind davon in den Jahren 1852–56 vier Bände, mit denen das grossangelegte Werk aber nicht sonderbar vollendet ist. Jhering will damit eine Kritik des Römischen Rechts vom geschichtsphilosophischen Standpunkt liefern; sein Buch soll, statt äussere Thatsachen mitzutheilen, „die verborgenen Triebfedern, die letzten Gründe, den geistigen Zusammenhang der gesamten Rechtsentwicklung ergötzen“. Dass mit solch kühnem Programm die Schule nichts Rechtes anzufangen wusste, ist klar, und kühl bis zur Ablehnung waren denn auch anfangs die meisten Besprechungen. Aber jeder weitere Band bedeutete neuen Fortschritt, neuen Sieg, und wenige dieses Namens werte Juristen wird es seit einem Menschenalter geben, die nicht aus Jherings geistvollem, humoristisch schön geschriebenem Buche zugleich reiche Belehrung und hohen Genuss geschöpft hätten. Wie meisterhaft verstand er es, zwischen den Zeilen der trockenen Uebersetzung zu lesen, die Ruinen des römischen Forum vor unserm geistigen Auge mit neuem Leben zu bevölkern! Wie deutlich zeigt uns der Meister, wie Roms altes, hartes Zivilrecht mit seiner Formanstrengung, seiner Kargheit der verwendbaren Institute durch das gottbegnadete Volk des Rechtes unter dem Einfluss der veränderten Kulturbedingungen allmählich umgebildet, „internationalisiert“ wurde, zu dem geschmeidigen, überall passlichen Verkehrsrechte der jüngeren Republik und der Kaiserzeit. Es ist ein Hohelied des Römischen Rechts, das uns Jhering singt; aber er ist zu sehr moderner Entwicklungsphilosoph, um

den so schwungvoll gefeierten Gegenstand seiner Darstellung ewige Dauer anzudeuten; auch das Römische Recht ist nur Mittel zum weiteren Fortschritt die Lösung muss sein „durch das Römische Recht über das Römische Recht hinaus“.

Dieselbe Lösung mit genau denselben Worten vernehmen wir abermals aus Jherings Munde, als er im Jahre 1857 die „Jahrbücher für die Dogmatik des heutigen römischen und deutschen Privatrechts“ gründete. Der Erfolg dieser bis auf den heutigen Tag hochangesehenen Zeitschrift war ein außerordentlicher; die namhaftesten Juristen, ein Gerber, Unger, Bahr stellten ihre Mitarbeiterschaft zur Verfügung. An erster Stelle aber waren es doch immer die zahlreichen eigenen Beiträge des Gründers, die seinem Organ Ruf und Einfluss brachten; manche der hier erschienenen Aufsätze gehören zu den Besten, was Jhering geschrieben: so die über die Gefahr beim Kauf, über die passiven Wirkungen der Rechte, den Rechtschutz gegen injuriöse Rechtsverletzungen. Daneben ragt von den Arbeiten dieser Periode die besonders glänzende und eindringliche Festschrift über „das Schuldmoment im römischen Privatrecht“ hervor. Hier zeigt uns der Autor am typischen Beispiel der Römer, wie sich das Recht von seinem anfänglich stark objektivistischen, an der äusseren That haltenden Grundprinzip bei Strafe und Schadensersatz zu dem entgegengesetzten subjektivistischen Standpunkt durchgerungen hat. „Nicht der Schaden verpflichtet zum Schadensersatz, sondern die Schuld“; ein Satz, in dem der Autor, freilich wohl nicht ganz mit Recht, der Weisheit letzten Schluss zu erblicken glaubte.

Im Jahre 1858 folgte Jhering einem ehrenvollen Ruf der österreichischen Regierung nach Wien, und die vier Jahre seiner dortigen Wirksamkeit bilden an äusseren Ebnen und Erfolgen die Glanzzeit seiner Laufbahn. Hunderte von Studenten harrten damals den Worten des gefeierten Lehrers und mancher von ihnen trug hernach durch eigene tüchtige Leistungen dazu bei, den Ruhm des Meisters zu mehren. Enge Freundschaftsbände einten ihn mit vielen der führenden Männer des damaligen Oesterreich, so mit Unger und Glaser, den Meistern des Rechts zugleich und der Staatskunst. In Wien hielt Jhering auch seinen Vortrag über „den Kampf ums Recht“, der in seinem Dutzend Auflagen und zwanzig Uebersetzungen mehr als irgend ein anderes Werk der modernen Rechtswissenschaft auch über die fachmännischen Kreise hinaus Leser und Bewunderer gefunden hat.

Mit dem „Kampf ums Recht“ hat Jhering der historischen Schule, von der ihn seine Entwicklung immer mehr entfernte, in aller Form den Fehdehandschuh hingeworfen. Nicht leicht und schmerz-

los entwickelt sich das Recht aus sich heraus, sondern in hartem, ununterbrochenem Kampfe der feindlichen Mächte. Nicht die langsame Arbeit der Gewohnheit ist es, sondern allein die bewusste Schaffenthat des Gesetzgebers, die den zahlreichen mit dem Fortbestande des Hergebrachten verknüpften Interessen irgend eine wichtige Reform abrotzen kann. Nicht selten bezeichnet Ströme von Blut den Weg, den das Recht bei seinem Fortschritt gewandelt ist. Und diesen Kampf ums Recht seinerseits durchzukämpfen, wo ein frecher Verletzer ihn angreift, ist die ethische Pflicht auch des Einzelnen.

Viele mochte es überraschen, als Jhering, kurz zuvor vom österreichischen Kaiser in den erblichen Adelsstand erhoben, die Sitze seiner Triumphe verliess, um in seiner heimatlichen Universitätsstadt Göttingen mit einem kleineren Wirkungskreise vorlieb zu nehmen, dem ihn erst der Tod entriess. Er pflegte das damit zu begründen, dass er sich verpflichtet glaube, für einen grösseren Wirkungskreis als nur die jeweiligen Hörer zu schaffen, und ihm nur die Ruhe der Kleinstadt zu literarischen Arbeiten Musse liesse. In der That war die Göttinger Zeit ausserordentlich fruchtbar. Neben manchen kleinen Studien schrieb er dort sein zweites Hauptwerk, den „Zweck im Recht“ (2 Bände 1877—82). Schon in seinen vorhergehenden Arbeiten, wie im vierten Band des „Geistes“ und im „Kampf ums Recht“, hatte Jhering die Bedeutung des teleologischen Momentes für die Gestaltung und das Verständnis des Rechtes scharf betont; am Beispiel eines der wichtigsten und schwierigsten Rechtsinstitute, des Besitzes, hatte er schon 1858 zu zeigen versucht, wie das Recht zur Realisierung dieser oder jener Zwecke geschaffen werde. Jetzt erscheint dieser Gedanke in voller prinzipieller Schärfe formuliert: „Der Zweck ist der Schöpfer des ganzen Rechts“, so lautet das Motto und überall durchblühende Leitmotiv des neuen Werkes. Es ist nicht zu leugnen, dass der Feuerifer, mit dem sich Jhering auch hier der Durchführung seiner Idee hingab, ihn vielfach zu weit geführt, dass er sich in seinen philosophischen Ausführungen manche Blöße gegeben hat und in den unendlich langen Erörterungen des zweiten Bandes über Anstand und Höflichkeit zuletzt auf den Sand geraten ist. Aber andererseits enthält sein Werk nicht nur im einzelnen zahllose wertvolle und fruchtbarere Gedanken, sondern es hat auch in der Grundidee seine bedeutenden Verdienste. Jene soziale, an erster Stelle die Wirkung der Gesetze ins Auge fassende Grundannahme der modernen Rechtswissenschaft, die mehr und mehr an Stelle der klassischen „Begriffsjurisprudenz“ tritt, verdanken wir zum guten Teil

den Jheringschen Schriften, und darin wird im Grunde selbst der scharfe und spöttische Fortschritt sehen, der die scharfe und spöttische Art missbilligt, in der Jhering, zumal in seinen folgenden Schriften, der Satire „Scherz und Ernst in der Jurisprudenz“ und in „Besitzwille“, die konstruktive Richtung und ihren einst von ihm selbst so gefeierten Pflanzling gelassen hat.

Als Jhering im Jahre 1872 die Augen schloss, da wurden mit dem Vierundsiebzigjährigen eine Masse Entwürfe und Projekte zu Grabe getragen, von deren Mannigfaltigkeit einzelne aus dem Nachlass herausgegebene interessante Fragmente, wie die „Urschichte der Indoeuropäer“, bereites Zeugnis

abgeben. Seine Hauptwerke blieben unvollendet — und das konnte auch wohl nicht anders sein bei einer so subjektiven und impulsiven Natur, die regelmäßig das Begonnene bei Seite schob, bis sie sich über ein bei der Arbeit aufstocherndes grundlegendes Problem Klarheit errungen hatte. Die klassische Ruhe eines Savigny ist Jhering wie als Menschen, Stilisten und Dozenten so auch als Forscher stets fremd und unverständlich geblieben. Überall hat er mehr anregend als abschliessend gewirkt. Aber wie tief und nachhaltig die Anregungen sind, die die moderne juristische Welt dem genialen „Kämpfer ums Recht“ verdankt, das wird wohl erst das neue Jahrhundert vollauf würdigen lernen.

Paul Oertmann.

## Carl Theodor Piloty.

(Geb. am 1. Oktober 1826 zu München, gest. am 21. Juli 1886 zu Amberg bei München.)

(Hierzu Bildnis No. 365.)

Länger denn irgendwo, viele Jahrzehnte bis in die Mitte unseres Jahrhunderts wahrte es, ehe in Deutschland die romantische, in der höchsten Gedankensphäre sich bewegendes Gestaltenwelt lebenswahrer, naturfrischer Erscheinungen weichen musste. Zwar machten sich schon in den vierziger Jahren die Einflüsse des englischen und französischen Realismus hier und da bei Künstlern, die zu ihrer Ausbildung ins Ausland gingen, geltend. Aber diese fremden Errungenschaften ganz in sich aufgenommen und dann eine eigene persönliche, eine deutsche Kunstweise auf realistischer Grundlage geschaffen zu haben, ist das eigentliche Verdienst Carl Pilotys. Als Sohn eines Malers, des tüchtigen Zeichners Ferdinand Piloty, wurde er früh in der Werkstatt seines Vaters, der eine lithographische Anstalt führte und das Galeriewerk der alten Pinakothek herausgab, mit besten Meistern, mit Rubens besonders vertraut. Seine grosse künstlerische Begabung wurde bald geweckt. Schon mit zwölf Jahren besuchte er die Akademie, wo er freilich wenig Befriedigung seines ehrgeizigen Strebens fand. Szarke, südländische Begeisterung hatte ihn ergriffen, dass doch italienisches Blut, schweres heisses Blut in seinen Adern, stammte er ja aus italienischer, freilich schon vor Jahrhunderten in Deutschland eingewanderter Familie. Fleissig machte er Altstudien, genoss den Unterricht auf der Akademie bei Jul. Schnorr und Carl Schorn nicht nur, sondern studierte auch die alten Meister, in erster Linie Rubens und die Spanier.

Da starb 1844 plötzlich sein Vater und nun musste er zur Unterhaltung der Familie das Geschäft desselben weiterführen. Es war eine arbeitsreiche Zeit für den Künstler, der seinen Neigungen nur in den der Nachtruhe abgerungenen Stunden sich hingeben konnte. Sein leidenschaftliches unruhiges Temperament verlangte nach anderer Kunstbetätigung. Die lebhafteste Anregung empfing er durch die beiden Belgier Louis Gallix und Théve, deren beide in Komposition und Zeichnung wie in Farbstimmung gleich hervorragenden Werke „Die Abdankung Karls V.“ und „Der Kompromiss des niederländischen Adels 1565“ in den vierziger Jahren in Europa berechtigtes Aufsehen machten. Ganz zu glühender Begeisterung hingerissen für effektvolle kolozistische Malweise wurde er dann auf einer Reise nach Venedig 1847 durch die Werke des Paolo Veronese, dessen glänzende Farbenpracht ihn mächtig reizte. Freilich neigte sein schwerblütiges Temperament — er besass nicht das leichte, heitere Künstlergemüt seines Vaters, sondern kränklich und viel leidend erfüllte ihn ernstes, hohes Streben — mit den Jahren mehr zu den Spaniern, Velazquez und Ribera hin. Diese zu studieren hatte er besonders während eines Aufenthaltes in Paris und Antwerpen im Jahre 1852 Gelegenheit. Natürlich gewannen daneben auch die modernen Franzosen, besonders Delacroix, Einfluss auf ihn, was denn seine Bilder bald erkennen lassen.

Zunächst wählte er einfache genrehafte Motive, dramatische Szenen aus nächster Umgebung, die grossen

Eindruck auf sein leicht erregbares Gemüt machen. Schon früher hatte er nach seinem ersten Bilde „Nadende Mädchen“ in der Art von Riedel, eine ergreifende Scene aus dem Leben seiner Schwester „Die Wöchnerin“ gemalt. Die traurige, hochdramatische Darstellung „Die Amme an dem Bette ihres sterbenden Kindes“, gehalten in schwerem Kolorit, zeigt den Künstler frei und als wahr empfindenden Schilderer. Die düstere Gesamtstimmung trifft das Trostlose des Ereignisses vorzüglich. Der Erfolg des Bildes ist ein grosser. Ausgestellt 1853, trägt es dem Künstler den Auftrag des Königs Max zu dem grossen Bilde im Maximilianeum „Gründung der balthischen Liga“ ein.

Damit beginnt des Künstlers grosse Künstlerthätigkeit als Geschichtsmaler. Ein Historienbild liess er dem andern folgen. Sein unruhiges, ehrgeiziges Streben liess ihm keine Ruhe mehr und wir sehen, wie er Unmögliches zu vollbringen sucht; denn es ist unmöglich, die grossen Ereignisse der verschiedensten Welten, Epochen, an denen man nicht selbst innerlich theilhaftig ist, in kurzer Zeit zu fassen und lebenswahr zu schildern. Denn dem Künstler fehlt die Zeit zum sorgfältigen Studium der Lokalverhältnisse, zur Vertiefung in die Gesamtstimmung. Wir müssen schliesslich doch bedauern, dass er dem Trieb der Zeit folgend sich der grossen Historienmalerei zuwendete. Er, der so naturwahr und packend die lebhaft mitempfindenden Familienereignisse schildern konnte, vermochte doch den ihm fernstehenden Helden der Geschichte nur teilweise gerecht zu werden, geschweige denn den Geist der betreffenden Zeit mit der damals erstrebten historischen Wahrheit zu schildern. Und so sind es denn meist nur Theaterhelden, die vor uns sich in übertriebenem Pathos recht wenig natürlich gebürden.

Nur einmal vielleicht ist es ihm gelungen, eine wirkliche historische Charakterfigur zu schaffen, unsere Gestaltenwelt der Geschichte um eine Er-schöpfung zu bereichern; es ist ein Wallenstein. Mit Schillers Wallenstein, wie überhaupt mit dem dreissigjährigen Krieg hat er sich besonders intim beschäftigt und eine gewisse innere Verwandtschaft des ehrgeligen, temperamentvollen und kränklichen Künstlers mit dem Feldherrn liess sich nicht leugnen. So bedeutet denn der „Seri vor der Leiche Wallensteins“, 1852 gemalt, den Höhepunkt von Pilotys Kunst. Von grosser Glanz der Farben, der schillernden Stoffe, des leuchtenden Helldunkels, übertrifft es das erste äusserreiche Historienbild, besonders in der Wahrheit der Einplanung und der Gesamtstimmung, die von einer nie wieder erreichten Vortrefflichkeit ist. Auf diese Leistung hin wurde er dann zum Akademieprofessor ernannt und nun beginnt eine Lehrthätigkeit von einer Fruchtbarkeit

und Bedeutung, wie sie die deutsche Kunst nicht wieder gezeitigt hat. Auf sie gründet sich der ganze Ruhm Pilotys und seine bedeutsame Stellung, die er in der Geschichte der deutschen Kunst einnimmt. Denn seine literarischen Leistungen, so gross der Fortschritt derselben im Vergleich mit den Werken der romanischen Schule sein mag, tragen doch, wie schon bemerkt, den Stempel der Unvollkommenheit, die durch die wohl unüberwindlichen Schwierigkeiten und gegenüber der Gestaltungskraft eines einzigen Menschen übermächtige Grösse der Aufgabe bedingt war.

Leidlich gelungen ist noch das voll Begeisterung, 1858 in Florenz konzipierte, 1860 ausgeführte Gemälde „Nero auf den Trümmern von Rom“. Ferner seien noch „Wallensteins Zug nach Eger“ (1861), die 1865, grosses Aufsehen erregende „Ermordung Caesars“, der „Triumphzug des Germanicus“ (1873) mit der prächtig stolzen Gestalt der Thamsela und das grosse Kathausbild der Monachia in München (1879) genannt.

Aber, zu des Künstlers hohem Lobe müssen wir es sagen, all die Bilder, all seine Heldengestalten, obgleich sie auch in ihrem theatralischen Pathos innere Wahrheit vermischen lassen, uns modernen Naturalisten unanheim erscheinen, alle zeigen eine gewisse innere Grösse, Vorahnung, sie bleiben fern von Hohlheit und leerer Gemeinheit.

Dieser hohe idealistische Zug in seinem Wesen ist es denn nicht zum wenigsten, der Piloty eine Sondersellung gegenüber den Franzosen und Belgiern giebt, der ihn zum hohen Lehrer, zum Begründer einer wirklich bedeutenden deutschen Schule befähigte. Gewiss ist dies das geistige Erbe, das er von Cornelius und Kaulbach — ihr Nachfolger als Direktor der Münchener Akademie wurde er 1874 — übernahm. Aber mit dieser hohen geistigen Gesinnung paarte sich eine grosse materielle Begabung, eine ausserordentliche Empfindung für künstlerische, für die sinnliche Schönheit der Erscheinung, ihr Farben und Lichtreflekt. Das geistige Element, das bei den Romantikern, bei Cornelius, Kaulbach vorgeherrschte, trat zurück und Piloty war einer der ersten in Deutschland, die zunächst Maler und nicht grosse Denker sein wollten, die nicht um grosse Gedanken wiederzugeben, sondern aus reiner Freude an der sichtbaren Erscheinung zu Künstlern wurden. Im Streben, die Pracht der seinem Auge aufgehenden Licht- und Farbenwelt wiederzugeben, studierte er die Malweisen alter und moderner Koloristen und entwickelte bald eine sehr solide, ausgezeichnete Technik. Zunächst waren es natürlich die kräftigeren Effekte, welche zur Wiedergabe reizten, glänzende schillernde Seidenstoffe, leuchtende Farben, ein tiefes, etwas schweres Helldunkel. Diese selbe

Errungenschaften andern mitzuteilen, gute Zucht zu üben, energisches Streben zu wecken, war er in ganz besonderem Masse von der Natur begabt. Zudem hatte er schon früh mit der Uebernahme der väterlichen Anstalt andere zur Arbeit anleiten gelernt. Voll liebevoller Hingabe und begeistert für seinen hohen Beruf als Lehrer einer neuen Künstlergeneration hat er all die schweren, bitteren Hindernisse, die ihm ein schmerzvolles Leiden in den Weg legte, überwunden und bis zu seinem Tode einer ihm verehrenden Schülerschar die Wege zur Kunst gewiesen. Seiner Grösse als Künstler mag man manche Einschränkungen machen, der Lehrer, Akademiedirektor Pilotys gehört zu den bedeutendsten seiner Zeit.

Die Bedeutung Pilotys für die Begründung einer lebenskräftigen, deutschen Malerschule, die Rückkehr

zur Natur und Wiedererweckung des Farbensinnes sind nicht hoch genug anzuschätzen. Er verhielt der Farbe, die von den Klassizisten und Romantikern ganz vernachlässigt, verachtet war, wieder zu ihrem Rechte. Uns Nordländern, denen die Farbe immer das am leichtesten verständliche Element in der Malerei bleiben wird, uns Deutschen wurde so die Kunst wieder zu einem volkstümlichen Ausdrucksmittel, zu einer wahren Volkssprache.

So rechnen wir denn seit den Tagen Pilotys eine wirkliche allgemeine deutsche Kunst, und vor den kraftstrotzenden, farbenglänzenden Gestalten, die aus seiner Schule — nur Makert, Lenbach, Max, Defregger, Brandt, Geitzner seien von seinen Schülern genannt — emporsteigen, verflüchtigen sich die übergeistigen Erscheinungen der Romantiker ins Wesenlose.

Fritz Knapp.

## Charles Marie Jacquard.

(Geb. am 7. Juli 1752 zu Lyon, gest. am 7. August 1834 zu Oullins bei Lyon.)

(Lebens-Bildnis No. 254.)

Eine der schätzfähigsten Künste, in der die Menschen sich betätigt haben, ist die Weberei. Schon die ältesten Kulturvölker, von denen wir wissen, übten diese Kunst aus. Zu hoher Blüte gelangte sie dann in Mittelalter, und viele der heutigen Grundsätze haben ihr ihren Wohlstand zu danken. In Lyon ist von alters her die Seidenweberei zu Haus, und ein grosser Teil der Bevölkerung gewinnt aus dieser Kunst sein Brot. Allerdings waren es nicht goldene Früchte, die den Webern hier einst zu teil wurden, sondern ihr Verdienst war nur ein kümmerlichen.

Die Arbeiten am Webstuhl, vorzüglich in der Musterweberei, erforderten die Beihülfe einer Nebeperson; und so kam es, dass schon die jungen Kinder der Weberfamilien an der Arbeit teilnehmen mussten. Es entstand ein kümmerliches, blutleeres Geschlecht; und Elend und Not waren die steten Mitbewohner der Strassstrasse Lyons, in denen die Weberfamilien hauptsächlich hausten.

In solcher Umgebung ist Charles Marie Jacquard geboren. Sein Vater war als Werkzeugmeister in einer Seidenfabrik und seine Mutter als Mustrreinlegerin beschäftigt. Der junge Jacquard hat das Elend der Weberkinder kennen gelernt. Die Eindrücke seiner Jugend waren für ihn später der Hauptantrieb zu seinen segensreichen Erfindungen. Er hat nicht nur die Methoden und Maschinen für die moderne Weberei begründet und erfunden, sondern auch die grausame Jugendbeschäftigung aus dieser

Fabrikationsart entfernt. Für seinen Weberjungen war nach der Meinung seines Vaters die Schule nicht nötig, und nur heimlich erlangte er die Elemente der wissenschaftlichen Bildung. Der Tod der Mutter führte Jacquard in andere Verhältnisse. Er erlernte das Buchbinderhandwerk und betätigte sich darin bis zu seinem zwanzigsten Jahre, in dem ihn durch den Tod seines Vaters als Erbschaft ein Webstuhl und ein kleines Haus zufiel. Während dieser Zeit hatte sich Jacquard in seinen Freistunden ausschliesslich mit der Verbesserung des Webstuhles beschäftigt, und es war ihm gelungen, eine sehr verbesserte Maschine für die Herstellung von Mustergeweben zu konstruieren. Seine geringen Mittel und die Sorgen um eine sehr früh begründete Familie machten ihm jedoch die Verwirklichung seiner Ideen damals unmöglich; er war sogar gezwungen, seinen Unterhalt in den Gipsbrüchen zu Bugey als Arbeiter suchen zu lassen.

Die Stürme der grossen Revolution brachten in sein Leben eine vielleicht nicht unerwünschte Veränderung. Mit ganzem Herzen schloss er sich bis zur Einnahme Lyons durch das republikanische Heer den Bestrebungen seiner Vaterstadt an. Nach ihrem Falle trat er in die republikanischen Regimenter Rhône und Loire ein. In einem Gefecht in der Nähe Hagensus fiel an seiner Seite sein sechzehnjähriger Sohn.

Durch die Kämpfe, welche Lyon mit den Mach-

hsbern der Republik gefahrt hatte, war ein grosser Teil seiner Bevölkerung getötet und die einst blühende Industrie vernichtet worden. Ein Aufruf der Regierung veranlasste die gelohenen Arbeiter, wieder in ihre Heimat zurückzukehren. Ihm folgte auch Jacquard. Das Gewirne der grossen Revolution hatte reinigend und verjüngend gewirkt. Wie ein erfrischender Luftzug war es durch die Welt gegangen. Jetzt fand Jacquard die Männer, welche die Bedeutung seiner Erfindungen erkannten. Sie setzten ihn in den Stand, den Bau seiner ersten, der sogenannten Latzenmaschine, wirklich durchzuführen. Er liess auch die Freude, auf der Industrieausstellung zu Paris im Jahre 1801 die Anerkennung hervorragender Persönlichkeiten zu finden; und er empfing als Staatspreis die bronzene Medaille.

Die grosse Verbesserung, welche die Latzenmaschine aufwies, verursachte schnell ihre Einführung in die Fabriken Lyons und des Auslandes. Im Jahre 1803 erhielt er auf sie, ohne sein Zutun, ein Patent. Jacquard betrachtete es als seine Hauptaufgabe, junge Arbeiter in die Handhabung seiner Maschine einzuführen, und die Lyoner Behörde stellte ihm zu dem Zweck die nötigen Räume im Palaste der schönen Künste zur Verfügung.

Durch ein zufälliges Ereignis sollte der schlichte, fast ängstliche Mann zu einer Berühmtheit werden. In England und Frankreich war ein Preis für die Erfindung einer praktischen Maschine zur Fabrikation von Fischnetzen ausgesetzt worden. Jacquard löste die Aufgabe. Er empfing am 2. Februar 1804 die grosse goldene Medaille und eine Summe von 3000 Francs. Er wurde auch Napoleon vorgestellt, der ihm beglückwünschte und an ihn die Frage richtete: „Herr, sind Sie derjenige, welcher das machen zu können behauptet, was Gott selbst nicht kann, einen Knoten in eine gespannte Schaur?“

Am bedeutungsvollsten für ihn war indessen die Berufung am Conservatoire des Arts et Métiers in Paris. Hier hat Jacquard seine vielen grossen Erfindungen vorbereitet und zum Teil auch durchgeführt und die glücklichsten Tage seines werktätigen Daseins durchlebt.

In den Sammlungen des Conservatoire fand er Bestandteile einer älteren Maschine, welche der berühmte Mechaniker Vaucanson für die Musterweberei gebaut hatte. Wenn die vollkommenere Wiederherichtung der Vaucansonschen Maschine auch nicht zur Lösung des Problems führte, das sich Jacquard als Lebensaufgabe gestellt hatte, so verdoppelte es doch seinen Eifer, seine Ideen zu verwirklichen.

Nicht zu seinem Segen und auch nicht zum Segen der technischen Künste, folgte Jacquard dem Rufe seiner Vaterstadt, um die Leitung eines Arbeitshauses zu übernehmen, in dem wollene Teppiche

gewirkt werden sollten. Die Stellung war um so ungünstiger, weil ihm nicht einmal die nötigen Mittel von der Stadt zur Verfügung gestellt wurden.

Jacquards Weltruf datiert vom Jahre 1805; in dem er die sogenannte „Jacquard-Maschine“ veröffentlichte. Ihre ausserordentliche Bedeutung wurde sofort bei der ersten probeweisen Fabrikation im In- und Auslande anerkannt. Nicht die Vaterstadt, die ihm so viel verdankte, hat sich damals ihrem grossen Sohne gegenüber erkenntlich gezeigt, sondern sie musste erst durch ein kaiserliches Décret vom 27. Oktober 1806 dazu gezwungen werden. Jacquard erhielt seitdem eine Staatspension von 3000 Francs und eine Prämie von 50 Francs für jeden Webstuhl, der mit seiner Maschine ausgestattet wurde. Dafür wurden seine Maschinen und Patente Eigentum der Stadt Lyons.

Aus dem Leben fast aller grosser Erfinder, während der Frühzeit der modernen Technik, also im Beginn des Jahrhunderts, ist von Kämpfen gegen die Dummheit, den Neid und die Bosheit der grossen Menge zu berichten. Die Arbeiter und Fabrikanten Lyons erblickten in Jacquard, ihrem grössten Wohlthäter, ihren grimmigsten Feind. Mit Absicht zerstörte man die feineren Teile der Jacquardmaschine und mit einer gewissen Freude wurden die dadurch schlechteren Fabrikate als Produkte der Jacquardmaschine in den Handel gebracht.

Immer wilder und lötziger wurden damals die Kämpfe in Lyons.

Man schleppte endlich die Originalmaschinen nach dem Platze des Terraux und verbrannte sie zum Jubel der Bevölkerung.

Jacquard wurde öffentlich angeklagt, den Ruin vieler Arbeiter und Fabrikanten Lyons veranlassen zu haben; und auch verurteilt! Nur durch die inständigsten Bitten des geduldigen Mannes wurden die wunderbaren Richter veranlasst, ihm die eigene Verführung seiner Maschinen zu gestatten. Er verfertigte darauf im Palaste St Pierre vor einer grossen Zuschauermenge ein prächtiges Mustergewebe. Der Beweis für die Güte der Maschinen war so augenscheinlich und so durchschlagend, dass man ihn freisprechen musste.

Die Volksleidenschaft hatte ihr Opfer gehabt und es erfolgte nur, wie so häufig, auch für Jacquard ein vollständiger Umschwung in der Stimmung seiner Mitbürger. Die Rente, welche man ihm willkürlich entzogen hatte, wurde ihm wiederum bewilligt. Seine Fachgenossen jubelten ihm zu, wo sie ihn auch traten. Im Jahre 1810 empfing er die höchste Auszeichnung, die einem Sohne Frankreichs werden kann: das Kreuz der Ehrenlegion.

Niemals hat Jacquard teil gehabt an den Reichtümern, welche seine Erfindungen den Fabrikanten

einbrachten; er hat sich stets mit seiner kleinen Reule begnügt. Von den dreißigtausend Webartikeln, die damals in Lyon und Umgebung in Betrieb waren, verwendeten mehr als ein Drittel die Jacquard-Maschine.

Der Kampf, den einst Jacquard mit seinen Landsleuten geführt hatte, ging wie ein dosterer Traum durch sein ferneres Leben. Er zog sich, nachdem

er seine Erfindungen gesichert und anerkannt sah, auf sein kleines Landgut Oullins bei Lyon zurück. Dort starb er am 7. August 1834.

Sechs Jahre später setzte ihm seine Vaterstadt — mit Unterstützung des dankbareren Auslandes — auf dem Sobany Platz ein bronzenes Standbild mit der Inschrift: Jacquard. La ville de Lyon reconnaissante 1840.

Frans Beadt.

## Alexander Dumas der Jüngere.

(Geb. am 28. Juli 1824 zu Paris, gest. am 27. November 1895 zu Marly.)

(Hierzu Bildnis S. 295.)

Nur wenige werden Alexander Dumas, den Sohn des alten Alexander Dumas, des lustigsten Fabulisten dieses Jahrhunderts, für eine grosse und überragende Persönlichkeit oder für ein künstlerisches Genie ansehen — aber niemand kann auch bestreiten, dass er, was Wirkung und Erfolg angeht, unter den Dramatikern der Neuzeit eine der vordersten, wenn nicht die allererste Stelle einnimmt. Das Paris der fünfziger und sechziger Jahre, das Paris des zweiten Kaiserreichs spricht aus seinem Munde, und dieses Paris ist eigentlich das Besondere und Bedeutende, die Seele seiner Werke. Durch sich selbst ist Dumas kaum etwas, aber alles durch die Gesellschaft, die hinter ihm steht, deren Sprechrohr er abgibt, deren Meinungen und Anschauungen er zum Ausdruck bringt. Nicht er, aber dieses Paris Napoleons III. hat in der europäischen Kulturgeschichte dieses Jahrhunderts eine Zeitlang die beherrschende Rolle gespielt und konnte sich damals wirklich nicht ganz mit Unrecht für die Hauptstadt oder gar für das Gehirn der Welt ansehen. Von hier aus empfing „die Gesellschaft“, die Klasse der oberen Zehntausend, ihre Gesetze und Weisungen, freilich nur die Gesetze und Weisungen über das, was ihr zumeist am Herzen liegt: über die Kunst, die Langeweile des Tages durch ewige Zerstreuungen zu überwinden. Paris lockte als die Welt, in der man sich am besten amüsiert, als die Stadt der steilen Vergnügungen, und einen Winter an der Seine verliebt zu haben, war die Sehnsucht der goldenen Jugend und der Lebemannwelt von ganz Europa. Aber auch die Neugierde der ehrbaren bürgerlichen Klassen konnte nicht dem Dränge widerstehen, einen Blick in die Geheimnisse dieser Pariser Kultur zu thun, um so weniger, als sie in ausgesuchtester Weise gerade die Genösse zu bieten schien, welche in der üblichen Situationschauung als

die verbotenen gelten. Europa reiste nach dem „Seinebühl“ hin, um sich dort „in den Strudel“ zu stürzen, und Paris wanderte durch die europäischen Grossstädte, wanderte nach Madrid und Rom, nach Wien, Berlin und Petersburg aus. Das Theater als Vergnügungsanstalt war der eigentliche Ort, um dieses Paris, die Stadt des Vergnügens, auch ohne Reise und für weniger Geld kennen zu lernen. Hier sah man „echte“ und „getreue“ Abbilder seines gesellschaftlichen Lebens, man blickte in die Salons hinein, auf deren Parquetböden das bunte Treiben sich abspielte, schaute die Menschen, die Träger dieser Welt, vor sich, die typischen Erscheinungen, aus denen sich ganz Paris zusammensetzte, hörte ihren pikanten Gesprächen und Unterhaltungen zu und verfolgte mit Spannung die Intriguen, die sie gegeneinander spannen. Das Drama, welches sich die Aufgabe dieser Schilderung der Pariser Sitten in den Kreisen der lebemannschen Vergnügungswelt stellte, hat im dritten Viertel dieses Jahrhunderts die ganze europäische Bühne beherrscht und dem französischen Geist in der Litteratur eine Vorherrschaft errungen, die noch immer nicht völlig überwunden ist. Sein eigentlicher Schöpfer, sein bedeutendster, sein geistreichster Vertreter aber war eben der jüngere Dumas, der damit eine von Eugène Scribe bereits eingeschlagene Richtung weiter verfolgt. Im Grunde ist es eine Bohème-Welt, die Welt eines moralischen Zigeunerturns, die er schildert; die Salons der Halbwelt, in deren prunkvollen Räumen sich die Geburts-, Geld- und Geistesaristokratie, gemischt mit Abenteurern und Abenteuerinnen aller Art, ein Stelldichein giebt. Dumas stellt diese Kreise noch nicht mit dem moralischen Abscheu des späteren Naturalismus dar, sondern er giebt ihnen einen geistreichen und pikanten Anstrich. Es geht eigentlich sehr vornehm in ihnen zu,

man bewegt sich in den besten züsserlichen Formen und drückt sich in einer durch und durch gewählten Sprache aus. Esprit und Bildung kann man keinem abprechen und selbst die Bedienten entpuppen sich gelegentlich als kleine Voltaires. Es ist eine schlaraffische Welt, in der nie von Arbeit, stets nur vom Genossen gesprochen wird. Das Simondrama wird bei Dumas fils zum Thesendrama. Für ihn besteht der Wert und Zweck der Kunst allein in der moralischen Aufklärung und er benutzt die Bühne, um von ihr herab seine sirtlichen Anschauungen zu verkündigen und deren Richtigkeit zu „beweisen“. All seine Dramen sind im Kern Gerichtsreden, Leitartikl und dialogisierte Plaudereien, Urzeugnisse mehr der schriftstellerischen als der dichterischen Kunst, und es fehlt daher den Gestalten, die alle nur Schallrohre des Autors sind und unter anderen Namen immer wieder als dieselben auftreten, ganz an einzelpersönlichem Wesen, während die Handlung wie eine mathematische Beweisführung aussieht. Dumas hat sich selber für einen grossen Moralisten angesehen, aber seine witzigen und pikanten Salonplaudereien bleiben ganz in Paradoxen stecken und städela an der Oberfläche der Fragen herum, ohne in deren Tiefe einzudringen. Er wird sich selber nicht über die Widersprüche klar, in die sich seine bald freigeistig-immoralistische, bald rigoristische Sittlichkeit verstrickt. Er kämpft für und wider dieselbe Sache, und wenn man seine Dramen genauer untersucht, so findet man, dass er zumeist das, was er beweisen will, nicht beweist und in dem Zuhörer fortwährend Täuschungen wachruft.

Durch Ueberraschungen und unerwartete Effekte weiss er für die Dauer eines Augenblicks den Leser zu sich herüberzuziehen, aber im nächsten Augenblick zerplatzen seine Sophismen wie Seifenblasen.

Im Kern seines Wesens war er eine gutnütige, laze und sentimentale Natur und empfand als solche Mitleid mit den Gefallenen, die durch seine Liebe entubt werden und in deren Fall er kein Ehebündnis erblickt. Lichter noch ist das Empfinden bei ihm, wenn er, selber ein unehelicher Spross, gegen die Welt auftritt, die in solcher Herkunft aus freier Liebe etwas Schimpfliches erblickt. Er führt einen Kampf für die zu seiner Zeit noch verbotene Ehescheidung, während er andererseits, streng wie ein alter Spanier, dem betrogenen Ehegatten das Recht zugesteht, sein schuldigtes Weib zu töten. Jedenfalls ist Dumas ein durch und durch national-französischer Schriftsteller, der geistreichste Plauderer und ein geschickter Theatraliker, und auch das jüngste Drama der Franzosen steht noch wesentlich unter seinem Einfluss. Mit einem Bündchen lyrischer Gedichte, die noch wesentlich romantisches Wesen und Victor Hugoschen Einfluss verraten, trat er als Siebzehnjähriger in die Literatur ein und schrieb dann verschiedene Romane, die seinen Namen rasch bekannt machten, unter anderem „Die Cameliendame“, den er bald darauf für die Bühne bearbeitete. Am 2. Februar 1852 wurde das Drama, wohl das meistaufgeführte der neueren Zeit und auch heute noch Paradestück unserer grossen Schauspielerinnen, im „Gymnase dramatique“ zum erstenmale dargestellt und brachte dem Verfasser europäischen Ruf ein. Dieser Bühnenerfolg blieb ihm bis zuletzt treu und namentlich sind es die folgenden Dramen, auf denen seine Bedeutung beruht: „Le demi-monde“ (1855), „Le fils naturel“ (1858), „Un père prodigue“ (1859), „L'ami des fermes“ (1860), „Une visite de nocces“ (1871), „La princesse Georges“ (1872), „Monsieur Alphonse“ (1875), „L'étranger“ (1876), „Denise“ (1885), „Fraaillon“ (1887), „L'affaire Clémenceau“ (1890).

Julius Hart.

## Alphonse Daudet.

(Geb. am 13. Mai 1840 zu Nimes; gest. am 16. Dezember 1897 zu Paris.)

(Hierzu Bildnis No. 296.)

In seinem Buche „Trente ans de Paris“ (1868), in welchem Alphonse Daudet, ähnlich wie in seinem anderen Werke „Souvenirs d'un homme de lettres“ (1889), allerlei Erinnerungen aus seinem Leben ausplaudert, erzählt er unter anderem auch in seiner lebenswürdig-schmeichlenden Weise, wie er als siebzehnjähriger Bursche, ein paar Sous in der Tasche, seinen Einzug in Paris hielt. Ein Kind des Sudens und der Provinz, macht er es sich zur Aufgabe

seines Lebens, die Menschen, Zustände und Sitten dieses Paris zu schildern, die ihn anmassen und zugleich anziehen, über die er ein Strafgericht abhält, während er doch auch wieder ihrem Einfluss unterliegt und in all die besonderen Anschauungen eines modernen Weltstüders einget. Mit frischen Sinnen und mit gläubig-idealen Begeisterungen kommt er vom „Dorfe“ in die „Stadt“, doch diese Stadt zerubt ihn mehr und mehr, führt zu einer nervös-

sieberhalten Ueberspannung aller Kräfte, bis zuletzt auch seine Kunst einen trüben, matten und zersetzten Eindruck macht.

Der Gegensatz zwischen Weltstadt und Provinz, die heute fast wie zwei fremde Welten von einander getrennt sind, spielt auch im Leben und in der Dichtung Alphonse Daudets eine bedeutsame Rolle, und gerade aus diesem Zwiespalt heraus zieht sein Roman allerbund Reize und Wirkungen. Mit einer gewissen Sentimentalität gedenkt er das idyllische und gemüthliche Lebens in den kleinen Städten und Dörfern, in denen das Dasein noch so viel ruhiger verfliesst. Die Menschen sind dort edler und besser, zufriedener und glücklicher. Aber in diese Sentimentalität mischt sich auch etwas von der Ueberlegenheit und dem ironischen Spott des Weltstädtlers, den die Leute aus der Provinz zuletzt doch wieder als ein wenig beschränkt und dumm erscheinen. Es sind die gutmüthigen und braven Menschen, doch eben keine grossen Geister. Die Weltstadt aber ist für Daudet der Schauplatz des erbittertesten Kampfes ums Dasein, der rücksichtslosen Ausbeutung, der wüsten Geld- und Erwerbshagier und eines vollkommen ideallosen Mammonismus. Doch dieses aufgeregte und gehetzte Leben mit allen seinen Nervenreizen und Spannungen kann er für sich selber nicht ertragen. Er eifert dagegen, aber er unterliegt ihm. So fehlen seinem Roman zuletzt die grossen Perspektiven und die wahrhaft befreienden Wirkungen, und ein etwas gutmüthiger Optimismus, ein lebenswideriger Humor mildern wohl einigermaßen das Bittere, Abstossende und Düstere seiner Situationsbilder, ohne dass sie doch den Mangel an höheren Idealausschauungen zu ersetzen vermögen. Ueber seinen Jugendwerken, von denen vor allem „Le petit Chose“ (1868), die „Lettres de mon moulin“ (1867) und die „Contes du lundi“ (1873) genannt werden müssen, liegt noch der ganze Zauber einer stimmungsvollen und feinen Heimitatskunst, die in einer lyrischen Natur- und Landschaftspoesie wurzelt und ein rein gemüthvolles Wesen atmet. Dann aber kommt der parisische Geist bei Daudet zum Durchbruch und er schafft zunächst die humoristisch-komische Gestalt seines Tartarin de Tarascon, eines neuen Mönchshausen, in der er sich mit gutmüthigem Spott über seine Landsleute, über die halb-unbewussten Aufschneidereien und Prahlereien des Südfranzosen und über die Menschen der Provinz und Kleinstadt lustig macht. Alle diese Arbeiten hatten die literarische Welt Frankreichs auf den Namen Daudet aufmerksam gemacht und grössere Hoffnungen erweckt, die mit einem Schlage in Erfüllung gingen, als der Dichter zum erstenmal entschieden der Darstellung des Pariser Lebens sich zuwandte. Der grosse

Ehebruchroman „Fromont jeune et Risler aîné“ (1871) verschaffte ihm über Nacht einen europäischen Ruf, der durch keines der nachfolgenden Werke mehr gesteigert werden sollte. Es ist Daudets bedeutendstes Werk geblieben, in dem alle seine grossen Vorzüge sich vereinigen und am reinsten zum Ausdruck kommen. Balzac und Dickens sind die Meister, deren Einfluss er am deutlichsten verspüren lässt; die Schärfe und Keckheit seiner Charakteristik erinnert an den Ersteren, während er mit Dickens den familiären gemüth- und empfindungs-vollen Ton gemeinsam hat, der seiner Tragik den ruhrenden Zug und seinem Humor ein freundlich-anheimelndes Wesen verleiht. Nicht mit Unrecht hat man auf ein gewisses germanisches Element aufmerksam gemacht, das in diesem Roman, ebenso wie in der nachfolgenden, künstlerisch nahverwandten Erzählung „Jack“ (1876), unverkennbar steckt. Schon in dem „Nabab“ (1878) aber kommt mehr ein satirisch, tendenziöser Geist zum Durchbruch und damit ein Mangel an überlegener und ruhig-objectiver Darstellungskunst, an edler innerer Ergreiflichkeit. Die Charakteristik wird verzerrt und einseitig übertrieben, schlägt zur Karikatur um und der Daudetsche Humor nimmt ein verletzendes und spotisches Wesen an. Der Verfasser spekuliert auf Augenblicks- und Tageswirkungen und bringt die Chronique scandaleuse von Paris zu Papier, stellt allerhand bekannte Persönlichkeiten unter leicht erkennbarer Maske an den Pranger. Vor allem ist das der Fall in den Romanen „Les rois en exil“ (1880), „Nana Roumestan“ (1882) und „L'immortel“ (1888), von denen der letztere nur eine grobe Hohlspiegelsatire auf die französische Akademie vorstellt. Mit „L'evangeliste“ (1884) und mit „Sappho“ (1884) knüpft Daudet jedoch wieder an die Poesie der Empfindung und der Leidenschaften an, wie sie in seinen ersten beiden Hauptwerken vorherrscht. Aber er zeigt sich darin beeinflusst von dem inzwischen zur Herrschaft gelangten Naturalismus Zolascher Art, dem er innerlich freud gegenübersteht und der seiner gemüthvolleren optimistischen Weltanschauung nicht besonders zusagt. Es haftet daher auch diesen Erzählungen ein etwas unruhiges Wesen an, das sie nicht ganz fertig erscheinen lässt. Die schwere Krankheit, an welcher der Dichter jahrelang dahinsiechte, hat es wohl mit in Schuld, dass seine letzten Werke deutliche Zeichen der Erschöpfung an sich tragen. So waren bei seinem Tode die Blätter seines Ruhmes schon ein wenig welk geworden und sein Name stand am höchsten in Ansehen in den siebziger und zu Anfang der achtziger Jahre, erblich aber, als die naturalistische Mode zur Herrschaft gelangte.

Julius Hart.

## Ulysses Simpson Grant.

(Geb. am 27. April 1822 zu Point Pleasant in Ohio, gest. am 23. Juli 1885 zu Mount Mac Gregor.)

(Hierzu Bildnis No. 267.)

ULYSSES SIMPSON GRANT, der im Westen und Osten der Alleghanies gleich erfolgreiche Heerführer der Union im Secessionskrieg, in der Zeit der „Rekonstruktion“ zweimal Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, wurde am 27. April 1822 zu Point Pleasant in Ohio geboren. Nach Besuch der Militärakademie zu Westpoint wurde er 1843 Lieutenant im 4. Infanterie-Regiment und im mexikanischen Feldzuge zum Kapitän befördert, verließ jedoch 1854 den Dienst, um sich der Landwirtschaft und dem Handel zu widmen.

Als jedoch Lincoln durch Proklamation vom 15. April 1861 75.000 Freiwillige zu den Waffen rief, übernahm Grant als Oberst die Führung des 21. Freiwilligen-Regiments in Illinois. Durch die Besetzung von Cairo an der Mündung des Ohio in den Mississippi schob er der von den Konföderierten geplanten Blockade des Zusammenflusses der beiden Ströme einen Riegel vor; indem er sich zu Paducah in Kentucky auf dem linken Ufer des Ohio festsetzte, bekam er die Mündung des Tennessee in die Hand. Im Februar 1862 erriß er den Südsüdlichen die Forts Henry auf Tennessee und Donelson am Cumberland, wodurch der Westen des Staates Tennessee den Truppen der Union eröffnet wurde. Grant, schon vorher Brigadekommandeur, rückte dafür zum Generalmajor auf. Bei Pittsburg Landing mußte er zwar einem plötzlich geführten Stos Albert Sidney Johnstons weichen, doch glückte es diese wenig erhebliche Schlappe gleich darauf durch den Sieg bei Shiloh (6.—7. April) reichlich wieder aus.

Im Mai und Juni 1862 warf sich Halleck, der den Oberbefehl über die Streitkräfte unter Grant, Buell und Pope übernommen hatte, auf Corinth und Memphis, die beiden wichtigsten Knotenpunkte der westlichsten Strecke der Memphis auf Charleston Railroad, und unterbrach durch die Eroberung dieser Plätze die nördlichste Verbindungslinie der Konföderierten zwischen Mississippi und dem Atlantischen Ocean. Als Halleck und Pope nach dem östlichen Kriegsschauplatz abgezogen waren und Braxton Bragg, der Chef der konföderierten Truppen im Westen der Alleghanies, den ergebnislosen Vorstoß nach Norden bis zum Ohio bei Louisville ausführte, schlugen Grant und Rosecrans die gegen sie aufgestellten Beobachtungscorps unter Price und Van Dorn bei Julia (19. September) und Corinth (3.—4. Oktober).

Die Trennung der der Secession beigetretenen Staaten im Westen des Mississippi vom Osten der

Konföderation und die Eröffnung des ganzen Stromlaufes für die Union erfolgte nach langwieriger Belagerung durch Eionshorn von Vicksburg (4. Juli 1863) durch Grant, die übrigens auch die Übergabe von Little Rock, der Hauptstadt von Arkansas, herbeiführte. Dieser bedeutende Erfolg Grants trug ihn die Ernennung zum Generalmajor in regulären Heere und zum Oberbefehlshaber aller Streitkräfte der Union im Westen der Alleghanies ein. Im November eilte Grant den in Chattanooga und Knoxville durch Bragg und Longstreet festgehaltenen Corps der Generale Thomas und Burnside zu Hilfe und erriß durch den Sieg bei Chattanooga der Secession auch den Osten des Staates Tennessee.

Im März 1864 wurde Generalleutnant Grant zum Oberbefehlshaber aller Heere der Union ernannt, worauf er das Kommando über die Potomac-Armee übernahm. Während Sherman seinen Atlantikfeldzug eröffnete, überschritt Grant mit 120.000 Mann im Mai 1864 den Potomac. Die Schlacht in der Wildnis und die Kämpfe bei Cold Harbor kosteten dem Norden 65.000 Mann, während Lee einen Verlust von 14.000 Mann hatte. Lee besetzte Petersburg am Appomattox, wo ihn Grant belagerte und sich im November mit Sheridan verändigte, der inzwischen die Konföderierten unter Early aus dem Shenandoahthale hinausgetrieben hatte.

Im Frühjahr 1865 standen in Virginien 125.000 Unionisten 65.000 Konföderierten gegenüber. Die Unterbrechung aller rückwärtigen Verbindungen Lees führten bei Appomattox Court House zur Kapitulation der Hauptarmee des Südens (9. April), nachdem schon am 3. Richmond, die Hauptstadt der Secession, gefallen war.

Auch nach Beendigung des Krieges blieb Grant höchstkommandierender General und war August 1867 bis Frühjahr 1868 interimistisch Sekretär des Krieges. Im folgenden Jahre Präsidentschaftskandidat der republikanischen Partei, siegte er bei den Wahlen über seinen demokratischen Gegner Horatio Seymour mit weit über Zweidrittel-Majorität der Wahlmännerstimmen; auch 1872 ließ ihn die Mehrheit der Voten zu trotz der zunehmenden Gegnerschaft, die der Parteiregierung der Republikaner erwachsen war. Grants beide Präsidentschafts-Perioden (1869 bis 1877) beendigten zwar das Werk der „Rekonstruktion“ durch die bis 1871 erfolgte Wiederzulassung der Staaten Virginien, Mississippi, Texas und Georgia und die Annestrukte des Kongresses

von 1872; doch riefen die Unruhen der Ku-Klux-Gesellschaft in den vorwiegend Sklavenstaaten blühtig Verwirrung hervor, so dass die Bundesgewalt nicht selten genötigt war, zur Herstellung der Ordnung militärisch einzuschreiten. Die Industrie blühte gewaltig auf, doch ergriff die Bevölkerung auch ein wildes Spekulationsfieber ohnegleichen in der Geschichte der Union. Zahlreiche Skandale wie der des „Tweed-Ring“ zu New York wurden der herrschenden republikanischen Partei in Rechnung gesetzt, sogar dem Kongress wurde Korruption zum Vorwurf gemacht. Die unter diesen Umständen unausbleibliche demokratische Strömung erlangte schon 1872 im Repräsentantenhaus die Verdrängung der republikanischen Mehrheit.

Die mit Grossbritannien ausgebrochenen schroffen Meinungsverschiedenheiten fanden bis 1872 ihre Schlichtung zu Gunsten der Union, so in der Alabamafrage, so in dem Grenzstreit über den St. Juan-Archipel.

Nach Ablauf seiner zweiten Amtsperiode im März 1877 trat der rühmreiche Feldherr eine

mehrjährige Reise nach Europa an, hier überall mit den einem Staatsoberhaupt zukommenden Ehren empfangen. Im Jahre 1880 wurde er zum drittenmal von einem grossen Teil seiner Parteigenossen für das höchste Amt der Republik ins Auge gefasst, doch drang er auf der Chicagoer Konvention nicht durch, da die Republikaner denn doch daran Anstoss nahmen, mit der Tradition zu brechen, die nur eine zweimalige Präsidentschaft derselben Person zulässig halt. 1884 begegnete Grant noch das Missgeschick, sein Vermögen durch verfehlte Spekulationen einzubüssen, so dass er bis zu seinem bald darauf, am 23. Juli 1885, in Mount Mac Gregor bei Saratoga erfolgten Tode auf die Pension angewiesen war, die ihm der Kongress im Hinblick auf die grossen Verdienste des Siegers von Vicksburg, Chattanooga und Appomattox Court House bewilligt hatte.

Die noch im Todesjahr Grants veröffentlichten „Memoirs“ sind ein wertvoller Beitrag zu einer der denkwürdigsten Perioden der nordamerikanischen Geschichte.

Karl Witke.

## William Tecumseh Sherman.

(Geb. am 8. Februar 1820 zu Lancaster, Ohio, gest. am 14. Februar 1891 zu New York.)

(Herrn Bildnis No. 198.)

Unter den genialen Heerführern des nordamerikanischen Bürgerkrieges ist auf Seite der Nordstaaten einer der hervorragendsten Sherman, wie Grant und Sheridan ein Sohn des Staates Ohio, wie sie ein Zögling der Militärakademie zu Westpoint. Am 8. Februar 1820 zu Lancaster geboren, trat er 1836 in die Militärschule und widmete sich vier Jahre später der Artilleriewaffe. 1850 Kapitän geworden, verliess er 1853 den Dienst und ging in San Francisco zum Bankfach über, in dem er aber keine besonderen Erfolge erzielte.

Wenige Wochen nach Ausbruch des Secessionkrieges trat er in die Armee zurück und wurde im Mai 1861 Oberst des 13. regulären Infanterie-Regiments. In der für die Truppen der Union verhängnisvollen Schlacht am Bull Run (21. Juli 1861) war die von Sherman geführte Brigade eine von jenen, die dem Gegner am hartnäckigsten standhielt. Im Oktober des ersten Kriegsjahres wurde der tapfere und besonnene Führer mit dem Oberkommando einer Freiwilligenbrigade in Kentucky betraut.

Grant hatte im Februar 1862 die Thäler des Cumberland und des Tennessee den Konföderierten entrissen, als Sherman ihm zugewiesen wurde, der

den Oberbefehl über eine Division erhielt, die sich bei Shiloh (6. und 7. April) hervorthat. Als Grant von Corinth aus auf Vicksburg marschierte, drang Sherman rechts von ihm auf die genannte Festung vor, deren Einnahme am 4. Juli 1863 erfolgte, wodurch der ganze Stromlauf in die Hände der Unionstruppen fiel. In der Schlacht bei Chattanooga (November 1863) warf er sich auf den rechten Flügel von Braxton Bragg und trug wesentlich zum Siege Grants über die Konföderierten bei; dann eilte er sofort zum Einsatz von Knoxville, wo Burnside von Longstreet eingeschlossen war. Bei der Annäherung Shermans zog sich der General der Konföderierten durch das Gebirge ostwärts nach Virginien zurück.

Im Februar 1864 unternahm Sherman von Vicksburg aus einen Vorstoss in den Staat Mississippi bis zum Eisenbahnknotenpunkt Meridian. Als Grant im folgenden Monat den Oberbefehl über die gesamten Streitkräfte der Union zu beiden Seiten der Alleghanies übernahm, wurde das Kommando im Westen Sherman anvertraut, für den jetzt die rühmreichste Epoche seines Lebens mit dem Atlanta-Feldzug begann. Am 5. Mai brach Sherman

von Chattanooga mit 100.000 Mann auf, um die Bergpässe zwischen dem Tennessee und dem Chattahoochee unter steten Kämpfen mit Joseph E. Johnston und dessen Nachfolger Hood auf unheimlichsten Märschen zu übersteigen und die stark befestigte Hauptstadt von Georgia, Atlanta, den Konföderierten zu entreissen, die auf diesem Kriegsschauplatz anfänglich 75.000 Mann stark waren. So gross die Hindernisse waren, sie wurden durch die strategische Geschicklichkeit Shermans und durch die Begeisterung, den Mut und die Disziplin der vertrauensvoll zu ihrem Führer aufblickenden Soldaten überwunden. Als die Unionstruppen sich Atlanta näherten, wich Hood nach Norden aus, um auf diese Weise den Feind von Atlanta abzuziehen, indessen begünstigte sich Sherman, die Generale Thomas und Schofield gegen Hood aufzustellen; unbeirrt durch die Manöver der Konföderierten, nahm er noch in mehreren Treffen siegreiche Führer der Westarmee des Nordens am 1. September Atlanta ein, das durch seine Fabriken und mehrfachen Eisenbahnverbindungen eine Ritzkammer der Südstaatlichen gewesen war.

Um den Kriegsstreit des Nordens wieder aufzulegen zu lassen, den Konföderierten die reichen Hilfsmittel der Goldstaaten abzuschneiden und durch kühnes Vordringen in das Herz der Secession Eindruck auf die öffentliche Meinung Europas hervorzurufen, billigte Grant den von Sherman geplanten Vormarsch zur atlantischen Küste. Am 12. November 1864 erfolgte der Ausbruch von Atlanta, am 10. Dezember

wurde die Verbindung mit der nordstaatlichen Marine gewonnen, die Savannah blockierte, am 13. Fort Mac Allister genommen und am 21. Savannah besetzt, das von den Konföderierten geräumt worden war.

Am 17. Februar 1865 zog Sherman in Columbia, die Hauptstadt von Süd-Carolina, ein, worauf der Generalissimus der Konföderierten, Lee, Johnston gegen den von Süden anrückenden Gegner abschickte, um diesen zurückzuwerfen und der Nord-Virginia-Armee Luft zu machen. Doch wurden die Südstaatlichen am 16. März unter Hardee bei Averysboro und am 19. unter Johnston bei Bentonville geschlagen, worauf Sherman am 21. bei Goldsboro die Vereinigung mit Schofield vollzog, am 13. April Raleigh einnahm und Johnston am 26. zur Kapitulation zwang, nachdem sich Lee bereits am 9. bei Appomattox Court House ergeben hatte.

Nach der Beendigung des Secessionskrieges, die wesentlich durch Shermans kühne Waffenthaten beschleunigt worden war, erhielt der rühmgekrönte Feldherr das Kommando über das Militärdepartement des Westens, in welcher Stellung er auch administrativ tätig wurde. Zum Generalleutnant aufgestiegen, bekleidete er die Stellung des Höchsterkommandierenden aller Streitkräfte der Union bis zum 1. November 1883 und trat dann in den Ruhestand. Seine für die Geschichte des Bürgerkrieges höchst wertvollen „Memoirs“ hatte er 1875 in zwei Bänden zu New York veröffentlicht, wo er am 14. Februar 1891 aus dem Leben schied.

Karl Wiltze.

## Philip Henry Sheridan.

(Geb. am 6. März 1831 zu Somerset, Ohio, gest. am 5. August 1888 zu Nonquit, Massachusetts.)

(Hanns-Bildnis No. 399.)

**P**HILIP HENRY SHERIDAN, der hervorragende Reitergeneral der Potomac-Armee, der den letzten Anschlag der Konföderierten auf Washington durch den Shenandoah-Feldzug vereitelte und wesentlich zur Waffenstreckung Lees beitrug, wurde am 6. März 1831 zu Somerset in Ohio geboren. Trotz der Unmittelbarkeit seiner Eltern wurde ihm der Besuch der Militärakademie zu Westpoint ermöglicht. In einem Feldzuge gegen die Indianer in Oregon rückte er in seinem Kavallerie-Regiment zum Kapitän auf. Trotz der für den strebsamen Offizier wenig erspürlichen langen Friedensjahre blieb er doch bei der Fahne. Der Bürgerkrieg brachte die schalicht erwartete Ge-

legenheit, sich hervorzuthun und schon das erste Feldzugsjahr ein schnelles Avancement.

Im Mai 1862 wurde er als Oberst dem Befehlen Buell's unterstellt, der, mit Grant und Pope unter dem Kommando Halleck's vereinigt, gegen Corinth operierte. In der Schlacht bei Perryville, in der Buell den Konföderierengeneral Braxton Bragg zum Rückzug auf Chattanooga zwang, um es dann freilich an der nötigen Verfolgung fehlen zu lassen, führte Sheridan eine Brigade (8. October 1862). Zu dem mit schweren Verlusten erkaufenen Siege bei Murfreesboro (31. December 1862) trug Sheridan mit seiner Division neben Thomas das meiste bei. Bei Chickamauga (19. September 1863), wo Thomas

den Tag retrerte, erangt Sheridan durch eine grossartige Marschleistung über die Missionary Ridge der Umklammerung durch Dragg. Die Erstürmung derselben Berghöhe durch Sheridan entschied den Sieg Grants bei Chattanooga (25. November).

Als Grant als Generalissimus im Mai 1864 den Potomac überschritt, befehligte unter ihm Sheridan die gesamte Kavallerie der Potomac-Armee. Die Vorstösse des kühnen Reitergenerals nach den Kämpfen in der Wildnis (Mai) und bei Cold Harbor (Juni) in den Rücken und in die Flanken Lee's erschütterten die Hauptarmee der Konföderierten in Virginia. Als Lee einen seiner tüchtigsten Unterführer, den General Jubal Early, in das Shenandoahthal vorschickte, um von hier aus Washington zu bedrohen, beauftragte Grant den energischen Sheridan, die Konföderierten wieder aus dem Thale hinauszudrängen. Sheridan siegte am 19. September bei Winchester am Opequan, am 22. bei Fisher's Hill, brachte Early am 19. Oktober bei Cedar Creek einen schweren Schlag bei und vernichtete, inzwischen zum Generalmajor der regulären Armee befördert, am 2. Februar 1865 ein neues Corps Early's bei Fishersville.

Nach seiner Vereinigung mit Grant vor Petersburg erhielt er das Kommando über die gesamte Kavallerie und über das 3. Armeekorps und eroberte

am 1. April nach verlustreichem Kampfe die wichtige Stellung von Five Forks, die alle Verbindungen der Konföderierten im Süden von Richmond und Petersburg beherrschte, worauf Lee seine Armee aus den Befestigungen herauszog und der dringenden Umklammerung durch einen Marsch im Thale des Appomattox aufwärts nach dem Gebirge zu entgehen suchte, um hier vielleicht mit Johnston Föhlung zu gewinnen. Doch wurde ihm der Weg durch den in Gewaltmärschen vorwärts dringenden Sheridan verlegt. Am 7. April erreichte die Avantgarde Lee's Appomattox Court House, wo sich ihr ein Corps abgesessener Reiterei quarr vorlegte. Lee versuchte rückwärts auszubrechen, als hinter der Kavallerie Sheridans starke Infanteriemassen in Schlachtlinie aufzutraten. Nun endlich ergab sich der geniale Führer der Konföderierten, der das Vergebliche jedes weiteren Widerstandes ein sah.

Nach Beendigung des Bürgerkrieges befehligte Sheridan in Louisiana und Texas, wurde 1869 zum Generalleutnant befördert und mit dem Kommando der Missouri-Division betraut und am 1. November 1883 zum Höchstkommandierenden der Armee ernannt.

Am 5. August 1888 schied der ausgezeichnete Reiterführer zu Nonquit in Massachusetts aus dem Leben.

Karl Wittke.

### Samuel Finley Breese Morse.

(Geb. am 27. April 1792 zu Charlestown in Massachusetts, gest. am 2. April 1872 zu New York.)

(Herrn Bildnis No. 300.)

Auf dem Packetboot „Sully“, das regelmässig zwischen Havre und New York fuhr, befand sich während des Oktobers 1832 eine internationale Gesellschaft geistig ausserordentlich reger und interessierter Männer. Unter ihnen fiel besonders der 41-jährige Historienmaler Samuel Morse und der amerikanische Arzt Dr. Charles T. Jackson auf. Jackson hatte in Paris die Vorlesungen des berühmten Physikers Pouillet über die damals neu entdeckten Erscheinungen des Elektromagnetismus angehört, und erzählte der Schiffsgesellschaft mit begeisterten Worten von den neu erschlossenen Wundern der Elektrizität. Am besten war wohl Morse für diese durch Experimente illustrierten, gesprächsweisen Vorträge vorbereitet, denn er hatte im Winter 1826 beim Professor J. F. Dana im Athenaeum zu New York Vorlesungen über Elektrizität gehört.

Die Fahrt auf dem „Sully“ war für Morses ferneres Leben entscheidend. Er hatte bereits, wäh-

rend der oben geschilderten Tage, klar den Gedanken erfasst, dass es möglich sein müsse, Depeschen auf elektrischem Wege mit Verwendung von Elektromagneten niederzuschreiben. Der Morse-Schreibapparat wog durch seine äusserst einfache und bequeme Handhabung mit am meisten zur Verbreitung und Entwicklung des telegraphischen Verkehrs bei. In die Oktobertage 1832 ist der Geburtstag des Schreibtelegraphen zu verlegen.

Samuel Finley Breese Morse wurde am 27. April 1792 zu Charlestown in Massachusetts geboren. Er widmete sich zuerst der Historienmalerei und ging zu seiner Ausbildung wiederholt nach Europa. Dort finden wir ihn 1811 bis 1813 und wiederum 1829 bis 1832. Seine Leistungen als Künstler sollen nicht hervorragend gewesen sein.

Morse war eine echte Erfindernatur. Der Gedanke, den er einmal erfasst hatte, verliess ihn nicht mehr und mit zäher Energie erzog und prüfte

er die Möglichkeit, seine Pläne zu verwirklichen. Er hat denn auch sofort nach seiner Ankunft in New York die Untersuchungen über den Schreibtelegraphen aufgenommen. Bereits drei Jahre nach der historischen Fahrt des „Sully“ waren seine Apparate so weit durchgebildet, dass er sie in den Räumen, die ihm die City-Universität von New York zur Verfügung gestellt hatte, dem Publikum öffentlich vorführen konnte. Immerhin drollig ist es und für den Maler bezeichnend, dass sein ältester Apparat auf einer Malerstaffelei hergerichtet war.

Im gleichen Jahre wurde Morse zum Professor der Kunstgeschichte ernannt. Er hat übrigens niemals Vorlesungen über diese Fächer gehalten; sein Kopf war ganz von seiner Erfindung erfüllt.

Inzwischen waren von Europa Nachrichten über die Erfolge, die Gauss und Weber, Steinhilber und andere auf dem Gebiete der elektrischen Telegraphie erzielt hatten, nach Amerika gelangt; und Morse hat diese Arbeiten mit Bewusstsein bei seinen ferneren Versuchen verwendet.

Die Apparate, die Morse in den ersten Jahren nach seiner Erfindung konstruierte, gaben noch nicht die Punkt-Strich-Zeichen (·, —), die man jetzt als das Morse-Alphabet zu bezeichnen pflegt; sondern sie entwarfen die Depesche auf einen Papierstreifen in Form einer hin- und hergehenden Zickzacklinie.

Für den praktischen Gebrauch reif waren die neuen Methoden und Apparate erst nach fünfjährigen Bemühungen. Am 2. September 1837 gelang vor einem grösseren geladenen Publikum die Uebertragung einer Depesche über eine längere Linie in Zickzackschrift, und im Oktober desselben Jahres wurde der Morse-Telegraph zur Einführung in den Vereinigten Staaten in Vorschlag gebracht.

Kurz vor 1840 tritt dann zuerst das Punkt-Strich-System als Morseschrift auf.

Ein elektrischer Strom, der zur Uebertragung von Depeschen über längere Linien geschickt wird, nimmt durch den Widerstand, den er in den Lei-

tungen erfährt, schnell an Stärke ab. Es war Morses Verdienst, dieser für das Nachrichtenwesen gefährlichen Thatsache durch die Erfindung des Relais zu begegnen. Man verwendet seitdem den Telegraphierstrom nur zur Auslösung des Systems; zum wirklichen Schreiben der Depesche und zur ganzen Arbeitsleistung des Telegraphenapparates einen besonderen Lokalstrom.

Morse konstruierte seinen Apparat bereits in der Form als Relaischreiber, als Parolenschreiber und als Klopfer, d. h. die Zeichen werden in den Papierstreifen eingedrückt, beziehlich mit Farbe geschrieben, oder aber mit dem Oblec aufgenommen. Auch einen chemischen und einen Drucktelegraphen hat Morse konstruiert.

Im Jahre 1843 legte Morse die erste Telegraphenlinie in seinem Vaterlande zwischen Washington und Baltimore. Die ausserordentliche Zweckmässigkeit des Morse-Telegraphen beschleunigte auch seine Einführung in Europa. Er wurde dort zuerst auf der Linie Hamburg-Cuxhaven 1848 in den regelmässigen Gebrauch gestellt.

Morses Einfluss auf die gesamte Entwicklung der Verkehrentechnik ist ein sehr bedeutender gewesen. Er hat sich unter anderen schon verhältnismässig früh eifrig mit der Frage beschäftigt: Amerika durch ein Kabel mit Europa zu verbinden, und sie vielfach mit seinen Fachgenossen diskutiert.

Wie allgemein Morses Verdienste anerkannt wurden, ergibt sich am besten schon daraus, dass im Jahre 1857 die Vertreter von zehn Ländern in Paris zusammentraten und ihm ein Ehrengeschenk von 400 000 Francs widmeten.

Mit dem Bewusstsein, sein Leben durch eine grosse That ausgefüllt zu haben, zog sich Morse im Alter auf sein Landhaus Poughkeepsie bei New York zurück. Noch während seines Lebens wurde ihm im Centralpark zu New York von seinen dankbaren Mitbürgern ein Denkmal errichtet. Er starb am 2. April 1872.

Franz Becht.

## Emile de Girardin.

(Geb. im Jahre 1802 in der Schweiz oder 1805 zu Paris, gest. am 27. April 1881 ebendaselbst.)  
(Hierzu Bildnis No. 301.)

GIRARDIN war ein kennzeichnender und hervorragender Typus für die französische Journalistik dieses Jahrhunderts, ein in allen Sätzen gerechter, einflussreicher Tagesgeschäftstheoretiker, ein beweglicher Geist und thätiger Charakter, — das echte Kind von Paris, und Vertreter jener skrupellosen Welt und Weltanschauung, die in den Tagen des Julikönig-

tums und des zweiten Kaiserreiches in Frankreich den Ton angab, und die man zu besten in den Balzac'schen Romanen geschildert findet. Er gehört zu den energischen und zähen Glücksjägern seiner Zeit, die sich um jeden Preis mit dem Ellenbogen Platz machten, in die Schaar der Unternehmern, Gründer und Spekulanten, für welche bei den poli-

tischen Zuständen des Landes, dem ewigen Wechsel der Regierungsformen goldene Tage angebrochen waren. Er hat seine scharfe und glänzende Feder weniger in den Dienst von Ideen, als in den seiner Person gestellt, und für selber war immer die eigentliche Partei, für die er kämpfte und der er allein treu geblieben ist. Die öffentliche Aufmerksamkeit hat er zu verschiedenen Malen auf sich gelenkt, das erstemal mit seinem romanartigen Jugendwerk „Emile“ (1827), dessen Held er selber war, und in dem er die Geschichte seiner illegitimen Geburt erzählt. Er trat darin für seine Sohnesrechte auf und erlangte von seinem Vater, dem Grafen Alexander de Girardin, die öffentliche Anerkennung, dessen Namen zu führen und mit seinem bisherigen Namen de Lamothé zu vertauschen. Nachdem er mit weniger oder mehr Glück verschiedene Zeitungen herausgegeben und an einigen zweifelhaften industriellen Unternehmungen sich beteiligt hatte, fasste er als Erster die Idee, ein billiges Tageblatt zu schaffen, das wegen seines Preises in die weiteren Volksschichten eindringen konnte und rief durch die Begründung der „Presse“ (1836) eine Umwälzung im Zeitungswesen hervor. Zwanzig Jahre später konnte er seine Eigentümerschaft an dem Blatte für die Summe von 800000 Frs. verkaufen. Die beständigen Fehden, die er mit seinen politischen und literarischen Gegnern anführte, führten zu einem Duell mit Armand Carrel, dem Führer der republikanischen Partei, das am 22. Juli 1856 stattfand und mit der schweren Verwundung und dem zwei Tage später erfolgten Tode Carrels endete. In Girardins politischen Ansichten herrschte ein ewiger Wechsel, und die Partei, die er heute leidenschaftlich verteidigte, griff er morgen ebenso eidschaftlich an. Bald kämpfte er für die Regierung, bald stand er in den Reihen der Opposition, einmal bekannte er

sich zur Monarchie, das andere Mal zur Republik, er billigte die autokratische Reaktion, aber auch die demokratische Revolution, wusste jedoch seine Gesinnungsänderungen stets mit viel Geist und Grazie als scharfe und vollkommenste Real- und Opportunitätspolitik zu verteidigen. So behielt seine Feder in all dem Wechsel der Geschichte Frankreichs ihren hohen Wert, auch in den Tagen des zweiten Kaiserreichs und der dritten Republik. 1852 wurde er von Napoléon, den er zuerst gegen Cavaignac auf den Schild erhoben, dann heftig bekämpft hatte, aus Frankreich verwiesen, jedoch für kurze Zeit nur. Dann kehrte er wieder zurück und gründete 1866 die „Liberté“, in welcher er für die Ideen des freihheitlichen Imperialismus eintrat, wie sie sein Freund Emile Ollivier hegte. Als dieser zum Minister berufen wurde, wurde Girardin in den Senat gewählt und machte sich bekannt durch den chauvinistischen Kifer, mit dem er zum Kriege gegen Deutschland hetzte. Nach dem Sturze Napoléons bildete er als Chefredakteur der „France“ eine starke Stütze der fortschrittlich-republikanischen Partei und leitete 1877 mit grossem Geschick und Erfolg den Feldzug gegen das reaktionär-konservative Ministerium Broglie—Fourrou. Auch dem französischen Abgeordnetenhaus hat er zu verschiedenen Malen angehört. Seine Aufsätze zur Tagesgeschichte, seine politischen und sozialen Gedanken liegen in mehreren Bänden gesammelt vor, und auch mit den zwei Dramen „Le supplice d'une femme“ und „Les deux soeurs“ (1865) hat er seiner Zeit Aufmerksamkeit erregt. In erster Ehe war er vermählt mit der hervorragenden Schriftstellerin „Madame de Girardin“, die als Delphine Gay zu Anchen am 26. Juni 1804 geboren wurde und schon in früher Jugend einen literarischen Namen sich errungen hatte. Er starb am 27. April 1883 zu Paris.

Julius Hart.

### Paul Louis Courier.

(Geb. am 4. Januar 1772 zu Paris; ermordet am 10. April 1825 in der Nähe seines Gutes Vézetz bei Tours.)  
(Hierzu Bildnis No. 102.)

In den grossen Kämpfen des neunzehnten Jahrhunderts zwischen dem Adel und der Geistlichkeit auf der einen Seite und dem dritten Stande, der bürgerlichen Welt andererseits, die vor allem auf französischem Boden ausgefochten und zur Entscheidung gebracht wurden, hat Paul Louis Courier in zweiten und dritten Jahrzehnt eine hervorragende Rolle gespielt. Als nach dem Sturz Napoléons unter der Herrschaft Ludwigs XVIII. die politische und

kirchliche Restriktion ihr Haupt erhob, der „weisse Schrecken“ durch das Land ging und die Urtus des Royalismus mit einigen Gewaltstreichern all die durchaus überlebten Zustände vor der grossen Revolution wiederherzustellen versuchten, stand Courier mit Béranger an der Spitze der literarischen Opposition, welche die zu neuem Sieg gelangte feudale und ultramontane Weltanschauung mit den scharfen Waffen der freigeistigen und liberalen Ideen des

Aufklärungszeitlers bekämpfte. Die übermühtig-satirischen Lieder Mérangers und die witzigen Briefe und Fländereien Couriers gingen von Hand zu Hand und bereiteten die Stimmungen vor, die schliesslich zum allgemeinen Volksaufstand, zur Julirevolution und zum Sturz der Bourbonen führten. Auf die Kirche und jede Art von nazarenisch-asketischer Gesinnung blickte Courier mit der alten Verachtung des echten Humanismus herab, der in hellenischer Weltanschauung aufging und die antiken Literaturen als die vornehmste Quelle jeder Bildung ansah. Dem Studium des griechischen und römischen Geistes hat er sich Zeit seines Lebens mit dem Eifer des Philologen hingegeben und auch durch Uebersetzung und Herausgabe von Werken der spätgriechischen Poesie, sowie durch sonstige gelehrte Arbeiten einen fachwissenschaftlichen Ruf erworben. Trotz dieser seiner Neigungen für das Buch und obwohl er den Krieg verabscheute, trat er als Zwanzigjähriger in das Heer ein und nahm bis zum Jahre 1809 als Artillerie-Offizier an verschiedenen Feldzügen teil. Drei Jahre lang lebte er alsdann in Italien, um dort seine immer wieder abgebrochenen und immer wieder aufgenommenen klassischen Studien gründlicher zu betreiben, kehrte 1812 nach Frankreich zurück und führte dort auf seinem Gute Verète bei Tours das in der Poesie so oft geniesene bescheidenliche Leben *procul negotiis*, als Bauer und als Philosoph. Dem Kaiserreich und dem napoleonischen Ruhm stand er kühl und ablehnend gegenüber und an der Legendensbildung, wie sie Béranger für die Person des gefallenen Helden betrieb, hat er sich seiner ganzen Natur nach nicht beteiligen können. Die öffentlichen Zustände in den Tagen des Kaiserreiches bewegten ihn aber auch nicht so leidenschaftlich, dass er mit einer öffentlichen Kritik heraustrat, und erst, als nach der Wiederherstellung des Königtums die triumphierende Geistlichkeit die Rückkehr zur mittelalterlichen Welt predigte, da erwachte das Humanistenblut in ihm und trieb ihn aus seiner stillen Zurückgezogenheit in die politische Arena hinaus. Da fühlte er in sich die Fähigkeit, gegen den Obskurantismus jeder Art, gegen die kirchliche und staatliche Reaktion mit ähnlichen Waffen anzukämpfen, wie sie in den „*Epistoles obscuro-rum virorum*“, in Pascals „*Lettres provinciales*“ und in den „*Junius-Briefen*“ früher zur Anwendung gekommen waren. 1816 schrieb er sein erstes Flugblatt „*Pétition aux deux Chambres*“, in dem er in raffiniert schlichter und volkstümlicher Sprache, als einfacher Landmann auftretend, die Chikane und Verfolgungen an den Pranger stellte, welche von Thron und Altar gegen die Anhänger des Liberalismus ungingen. Mit einem Schlage stand Courier in der Mitte der sich heftig bekämpfenden Parteien,

bewundert von der einen, gehasst und geflucht von der anderen, — und jeder seiner folgenden Briefe, 1818 in zwei Bänden gesammelt als „*Pamphlets politiques et littéraires*“, steigerte seine Bedeutung als Streiter für die Interessen des aufgeklärten Bürgertums und einer konstitutionellen Verfassung. Mit schonungsloser Satire grüßte er die geistlichen und weltlichen Würdenträger an und verspottete die Bigotterie, den Aberglauben und die Dummheit der Zeit, den Uebermut der herrschenden Kreise und den Knechtsinn und das Strebertum in den Reihen der Anhänger der Regierung. Glänzende Proben seiner Darstellungskunst und seines heissenden Witzes geben vor allem sein „*Simple discours de Paul Louis, vigneron de la Chavonnière*“, in dem er die Veranstaltung einer allgemeinen Geldsammlung zum Ankauf des Schlosses Chambord für den Herzog von Chambord als schändliche Betrügerei brandmarkte, — seine „*Pièce diplomatique*“, ein fingierter Brief Ludwigs XVIII. an Ferdinand von Spanien über die gemüthliche Repräsentativ-Verfassung des damaligen Frankreichs, — seine Schreiben über ein von der Regierung erlassenes Tanzverbot und über die merkwürdigen Folgen des Priestercölibats, sein Brief an die französische Akademie, als diese einen völlig unfähigen Adligen als Mitglied aufgenommen hatte u. s. w. u. s. w. Vergebens suchte man den bösen Kühler durch Geld- und Gefängnisstrafen mundtot zu machen. — Courier bewahrte sich die kühle Ueberlegenheit und die ironische Ruhe, durch die er von Anfang an mit am meisten gewirkt und die Gegner gevizt hatte. Er galt für gefürchtet genug, dass, als er am 10. April 1825 erschossen in der Nähe seines Gutes aufgefunden wurde, die öffentliche Meinung lange Zeit hindurch an einen politischen Mordmord glaubte, besonders da man den Mörder, einen Angestellten Couriers, der aus Privarrache die That begangen, vor Gericht freisprach. Die politischen und literarischen Pamphlete, auf denen der Ruhm dieses Schriftstellers beruht, sind einzeln an Umfang nur gering, aber vollendete kleine Kunstwerke in Hinsicht auf Stil und Sprache, im Ausdruck klassisch und volkstümlich zu gleicher Zeit. Der Verfasser tritt als schlichter Bauer auf und fühlt, denkt und redet wie ein feingebildeter Humanist. Vorübergehende Tagesereignisse bieten ihm den Anlass zum Schreiben, und er formt aus ihnen feine Kultur- und Sittenbilder aus dem Leben seiner Zeit, die sich dauernde Geltung bewahren. Courier hat, wie Goethe von ihm sagt, „von Byron die grosse Gegenwart aller Dinge, die ihm als Argumente dienen, von Beaumarchais die grosse advokatische Gewandtheit, von Diderot das Dialektische; und zudem ist er so geistreich, dass man es nicht in höherem Grade sein kann.“ Julius Hart.

## Eugène Scribe.

(Geb. am 24. Dezember 1791 zu Paris, gest. am 20. Februar 1861 ebenda.)

(Hilfsz. Bildnis No. 343.)

Die literarischen Stimmen Frankreichs sprechen heute von Eugène Scribe fast ausnahmslos in den Ausdrücken der höchsten Geringschätzung und sein Name hat dort ungefähr denselben üblen Klang, wie bei uns die Namen Kotzebue, Raupach und Birch-Pfeiffer. Dem stürmischen Beifall und den glänzenden Erfolgen, die ihm von seinen Zeitgenossen bereitet wurden, stellt die Nachwelt die äusserste Missachtung entgegen, und je mehr man ihn früher anerkannte, desto bitterer spricht man heute über ihn. Es ist das eine Erscheinung, die sich in der Kunstgeschichte immer wiederholt und leicht verständlich wird bei der Art und Weise, wie Geister vom Schlage Scribes zu schaffen pflegen. Sein literarisches Wesen trägt einen durchaus unpersönlichen und uneigenartigen Charakter, und seine Neigungen und Leidenschaften, seine Gedanken und seine ganze Weltanschauung bewegen sich, ohne je abzuweichen, in den Geleisen des Allgewohnten, des flachen Herkömmlichen. Von Hans aus eine rechte und echte spießbürgerliche Natur, stellt er auch in seinen Dramen die spießbürgerlich alltägliche Welt dar, und seine Helden und Heldinnen sind Dutzendmenschen, wie man ihnen überall in den Gassen begegnet. Leicht findet er daher das Ohr der grossen Menge, die ihn ohne Anstrengung versteht, die genau so fühlt und denkt, wie er selber und in seinen Werken ein Spiegelbild ihres eigenen Treibens erblickt. Von der Wahrheit und tausendfachen Ähnlichkeit seiner Portraits fühlte sich der französische Bourgeois, in dessen Sinn er schrieb, besonders einträchtig; denn es waren sehr geschmeichelte Photographien, die er von ihm herstellte. Alle dessen Vorurteile und Beschränktheiten erscheinen da als das einzig Richtige und eigentliche Geistesmächtige, seine Grossmuth und Gabe, seine Klugheit und Tapferkeit, seine Arbeitskraft und Aufopferungsfähigkeit, seine Bedeutung für Staat und Gesellschaft werden mit lauter Zunge gepriesen. Er und die moralische Weltordnung sind eins. Der Bürger als Edelman! Molière spottete darüber noch, Scribe aber lässt den Grafen ein Bürgermädchen, den Bürger eine Gräfin heiraten, und der französische Bourgeois von damals hätte so etwas nicht ohne tiefere Wonnebetrachtung an. Hatte er doch für diese Gleichberechtigung so lange in blühigen Revolutionen gekämpft und sah nun auf der Bühne erfüllt, was sein heimliches Sehnen war. Mit Worten ein grimmiger Aristokratenhasser, hegte er doch in untersten Herzen eine unzerstörbare Ehrfurcht vor

den vorerwähnten Geburtstheilen. Scribe kannte sein Publikum, und seine Kunst wollte auch nichts anderes, als diesem Publikum zu Gefallen schreiben. Sie begehrt nichts als den Theatererfolg, — den Erfolg um jeden Preis. Mit einer durchaus guten und echten, nie von höheren Ideen angeirrtelten Naivität, hat er die Literatur stets mit den Augen eines kleinen, äusserst fleissigen und gewissenhaften Geschäftsmannes angesehen, der sich gar nicht anders denken kann, als dass auch das Dichten in erster Linie zum Geldverdienen da ist. „Jetzt haben sich die schönen Künste empört und sind entschlossen, nicht mehr vor Hunger zu sterben. Wir haben Kunstgenossen, die Equipagen und Hotels besitzen, und wir sind stolz auf sie. Zu lange hat die Malerei die Dachstube bewohnt; sie steigt jetzt ins erste Stockwerk herab, und sie thut recht daran.“ Das ist, was Scribe als Wiederherstellung der Künste, als Revolution der Literatur und letztes Ideal des dramatischen Schaffens ansah. Er schrieb ein Unterhaltungs- und Zerstreuungsdrama für die Menge, das wie das Kotzebuesche aus Sentimentalität und Komik gemischt ist und vor allem auf Spannung und Ueberschuldung ausgeht, und rein durch Stoffliches Interesse wirkt. Geschickt wirrt er die Fäden der Handlung ineinander, und ruft dann den Zufall zur Hilfe, dass er sie wieder auseinanderknet, oder lässt die Menschen sich plötzlich völlig verändern oder nimmt, was er im Anfang behauptet, am Schluss ruhig wieder zurück. Aber es liegt auch im Wesen dieser Kunst der blossen Spannungen und der kleinen Theatereffekte, dass man ihre Werke nur einmal anhören kann und so ist es eine ganz natürliche Erscheinung, wenn eine solche Art von Literatur bei ihrem ersten Auftreten stürmischen Beifall findet, aber auch sofort wieder in Vergessenheit versinkt und der Nichtachtung anheimfällt.

Frühzeitig hat sich Scribe von Studium der Rechte ab und der Bühnenschauspiellerei zugewandt und sein erstes dramatisches Auftreten fällt gleich in die Zeit nach dem Sturz des ersten Napoléons. In den Tagen der Bourbonenherrschaft sind es namentlich die kleinen Pariser Variété-Theater und seit 1820 das Théâtre de Gymnase, für welche er arbeitet. Er entfaltete dabei eine unglaubliche Fruchtbarkeit, wie bis an sein Lebensende anhält, so dass er es ungefähr bis auf fünfhundert grosse und kleine Stücke gebracht hat, unter denen alle Gattungen des Bühnenspiels, Dramen, Sitten- und Familienchauspiele, geschichtliche und andere Lust-

spiele, Schwünke und Possen, Vanderilles und Operntexte vertreten sind. Er brachte zum erstenmal die Mitarbeiterwirtschaft in ein ordentliches System und betrieb das Dramenschreiben ganz wie ein industrielles Unternehmen. Behutsam und vorsichtig, mit unablässigem Fleiss, arbeitete er sich in seine ausserordentlich praktische Bühnen- und Coulisseekenntnis hinein und studierte den Geschmack und die Wünsche des grossen Publikums, die für ihn allein massgebend waren. Vom Kleinen schritt er zum Grossen vor, und in den Tagen des Juliönigkums übte er sich stark genug, den Aufschwung in die höheren Sphären zu nehmen und für das Théâtre français zu schreiben. In den dreissiger und vierziger Jahren verfasste er seine wertvollsten und berühmtesten Werke und stand auf der Höhe seines Ruhmes und seiner Erfolge. Das französische Bühnendrama dieser Zeit ist so gut wie ausschliesslich durch den einen Namen Scribe vertreten und charakterisiert. Auch nach Deutschland wirkte er stark herüber, er beherrscht auch unsere Theater, und das Schauspiel der jugendlichen Schriftsteller, der Gutzkow, Laube, steht in hervorragendem Masse unter seinem Einfluss. In dieser Zeit entstanden u. a. „Berrand und Raton“ (1833), eine Satire auf das politische Verschwörerwesen,

„Kameradschaft“ (1837), gegen das literarische Clignereum gerichtete, das geschichtliche Intriguenlustspiel „Das Glas Wasser“ (1842), „Lüge und Wahrheit“ (1848), „Adrienne Lecouvreur“ (1849), „Erzählungen der Königin von Navarra“ (1851), die zum Teil heute noch auf unseren Bühnen gespielt werden können. Es ist vor allem seine historische Intriguenkomödie, die man eine Zeit lang sehr bewunderte. Scribe betrachtet die Geschichte als eine Anekdotensammlung und will uns klar machen, dass alle grossen Weltereignisse aus den allerlächelichsten und kleinsten Ursachen hervorgehen. Sein naïv-spießbürgerlicher Geist, dem jede höhere Ideewelt verschlossen ist, kommt deutlich und klar in dieser Auffassung zum Vorschein. Aber sie fand Zustimmung und entsprach dem Wesen der französischen Krümerbourgeoisie, dem nüchternen und philiströsen Geist, der in den Tagen des Juliönigkums herrschte, und der sich überhaupt in dem Scribe'schen Drama, in den platt materialistisch-industrialistischen Kunstfassungen dieses Theaterschriftstellers mit am meisten offenbart. Seit den fünfziger Jahren sank sein Ansehen und es verdrängten ihn seine Schüler, die Augier, Dumas fils und Sardou, die mit pikantere Reizen das Publikum zu fesseln wussten.

Julius Hart.

### Adam Mickiewicz.

(Geb. am 24. Decbr. 1798 in Zasie bei Nowogrodek in Litauen, gest. am 26. Novbr. 1855 zu Konstantinopel.)  
(Hörac. Böhm. No. 594.)

MICKIEWICZ wurde geboren, als Polen seine politische Unabhängigkeit bereits verloren hatte, als Kind sah er aber den Triumph der napoleonischen Legionen und das mächtige Erwachen der polnischen patriotischen Studentenvereine an der Wiener Universität und stand in literarischer Hinsicht unter dem Einfluss sowohl der klassischen Dichtung als auch der deutschen und byronischen Romantik. Alle diese Elemente finden wir in seiner Poesie wieder, besonders in seiner Jugenddichtung. In den Balladen und Romanzen ahmt er Bürger, Goethe und Schiller nach, ohne aber seine Individualität aufzugeben, die er vor allem auf vollständigem und humoristischem Gebiete zeigt. In dem IV. Teile seines phantastischen Dramas „Dziady“ (die Totenfeier) steht er formell unter dem Einfluss des „Fausti“, nähert sich stellenweise in der Stimmung dem „Werther“, verleiht aber seinen Liebeschmerzen so innige und kräftige Töne, dass das Werk als erotische Dichtung bis nun unübertroffen in der polnischen Literatur steht.

Von Byron nimmt er die bequeme, der mannigfachen Stimmungen fähige Form der poetischen Erzählung und schafft in der „Grażyna“ ein echtes Meisterwerk; im Hintergrunde steht das alte Litauen mit seinen inneren Zwisten, nach aussen im Kampfe mit dem deutschen Kreuzritterorden, im Vordergrund drei meisterhaft gezeichnete Charaktere: der schwache, fremden Einflüssen zugängliche Fürst Litawor, sein heldenmütiges Weib Grażyna, sein kluger alter Ratgeber Rynwid; klassische Vollkommenheit der Form und klassische Ruhe herrschen in diesem Jugendwerke des künftigen Hauptes der polnischen Romantik. In dieselbe Zeit fällt aber auch die „Ode an die Jugend“, ein Erguss des selbstbewusstesten jugendlichen Prometheus, dabei von dem edelsten Idealismus der Gesinnung erfüllt.

Eine neue Epoche in Mickiewicz' Leben und Dichten beginnt mit dem Zeitpunkte, als die russische Regierung mit voller Strenge gegen die polnischen Studentenvereine auftrat. Der Dichter wurde mit

vielen Genossen zuerst verhaftet, von Untersuchungsrichtern gequält, dann aus den polnischen Gegenden Russlands auf ewig verbannt und gezwungen, in Petersburg, Moskau, Odessa zu leben. Neue Eindrücke bereichern die Phantasie und das Gefühl. Er lernt die russische Gesellschaft kennen, gewinnt in dem Dichter Puschnin einen innigen Freund, bis bald der nationale Gegensatz zwischen Polen und Russen die Beiden für immer trennt. Neue Liebesverhältnisse haben das Herz und die Sinne gefangen, endlich wirkt der Aufenthalt in der Krim, die Natur und die Menschen des Orientes befruchtend auf ihn ein. Es erscheinen die Sonette; die erotischen zeugen von stark sinnlicher Leidenschaft, die deskriptiven vereinigen ein feines Naturgefühl, eine tiefe Reflexion mit meisterhafter Behandlung der schwierigen Form. Es bleibt das patriotische Element der früheren Epoche, in es tritt jetzt mächtiger auf. In der poetischen Erzählung „Konrad Wallerrod“, die wie vor kurzem „Grabyas“ eine Episode aus den erbitterten Kämpfen der Litauer mit den Deutschen behandelt, hat die Liebe zum Vaterlande, der Haas gegen die Feinde den höchsten Gipfel erreicht; neben der titanischen Gestalt des Haupthelden, der zu einem Verbrecher aus Vaterlandsiebe wird, steht der ruhige, doch nicht minder imponierende Sänger Halban, ein Vertreter der mächtigen nationalen Volkspoesie.

Das russische Klima erweist sich als schädlich und es gelingt dem Dichter, die Erlaubnis zu einer Reise ins Ausland zu erlangen; er sollte nie mehr die engere Heimat wiedersehen. Auf seiner Reise kommt er mit seinem Freunde, dem Dichter und Uebersetzer Odynie, auch nach Weimar, huldigt dem Altmeister Goethe, freundlich von ihm aufgenommen. Dann geht es über die Schweiz nach Italien. In Rom und Florenz neue Eindrücke, auch religiöser Art, auch eine neue Liebe, die aber wiederum aussichtslos war, da Mickiewicz nur ein armer Dichter, seine Auserwählte eine Komtesse war. Da kommt die Nachricht vom polnischen Aufstande von 1830, er eilt, um fürs Vaterland zu kämpfen, wird aber an der preussisch-russischen Grenze zurückgehalten: es ist schon zu spät, der Aufstand ist überwältigt. Alles, was der Pole Mickiewicz fehlte, hat er in dem III. Teile der „Dziady“ niedergelegt. Gustav, der sentimentale Liebhaber aus dem IV. Teile, verwandelt sich in Konrad, für den es nur ein Gefühl giebt: die Vaterlandsiebe. In einer Reihe von dramatisch wirkensamen Szenen lässt der Dichter den Kreis seiner Jugendgenossen von der Universität, die von der russischen Regierung gemartert werden, aufleben. In dem „Rachellede“ und der „Improvisation“ nimmt der patriotische Schmerz, gepaart mit promethischem Selbstbewusstsein, den höchsten

Grad und streift hart an der Blasphemie vorbei: Konrad fordert stolz Gott selber in die Schranken heraus. Der III. Teil der „Dziady“ bedeutet den Höhepunkt der polnischen exklusiv patriotischen Poesie.

Aus Dresden ausgewiesen, wandert Mickiewicz nach Frankreich, nach dem Lande, das damals alle polnischen Emigranten gastlich aufnahm. Er lebt in Paris, missmutig ob der inneren Zwietracht der dortigen polnischen Kolonie. In seinem Innern geht eine tiefe Wandlung vor sich. Immer leidenschaftlicher vertieft er sich in die Idee, Polen sei die edelste aller Nationen, die von Gott geliebteste, seine Feinde seien Gottes Feinde, seine Söhne Gottes Abgesandte. Diese ist die Stimmung der im pathetischen Stil der Bibel gehaltenen preussischen „Bücher der polnischen Nation und der polnischen Emigration“. Doch arbeitet er auch an dem Werke, das das kostbarste Kleinod der gesamten polnischen Dichtung ist und wohl auf immer blieben wird. „Pan Tadeusz“ (Herr Thaddäus oder der letzte Einrit in Litauen) greift in das napoleonische Zeitalter zurück, das dem Dichter in Erinnerungen aus der Kindheit gegenwärtig blieb. Mit staunenswerter Plastik stellt der Dichter Land und Leute dar, eine Menge von Gestalten aus dem polnisch-litauischen adeligen Milieu wird da vorgeführt, von den hohen Würdenträgern bis zu den ärmsten Leuten herab; die Beustigungen, Versammlungen, Streitigkeiten, Kämpfe werden lebhaft geschildert und trotz aller epischen Objektivität spricht überall ein inniges subjektives Gefühl, eine tiefe Sehnsucht nach dem geliebten Vaterlande, nach dessen ruhmvoller Vergangenheit; es fehlt aber auch nicht an Humor in Darstellung einzelner Gestalten und Ereignisse. Im Mittelpunkt steht eine schlichte, aber für das damalige Polen recht charakteristische Geschichte, die Liebe der Zosia und des Thaddäus, und die Komposition des Ganzen kann der peinlichsten Kritik standhalten.

Wenn auch „Herr Thaddäus“ kein Schwannengesang des Dichters genannt werden kann, so hat nach ihm Mickiewicz kein einziges Werk vollendet, das sich an Wert mit jenem vergleichen liesse. Er heiratete Celine Szymanowska; diese Ehe brachte ihm schliesslich doch kein rechtes Glück, obwohl die Frau eine sonst edle und sanfte Person war. Er vertieft sich immer mehr in das Studium der Mystiker, des Deutschen Jacob Bohme und des Franzosen St. Martin, er wendet sich immer mehr von der realen Welt ab, missachtet den menschlichen Verstand, fasst die Poesie als eine Divination auf. Zwar übersetzt er vortrefflich Byrons „Gaur“, doch ist dies nur ein sporadischer Ausbruch seiner Schaffungslost. Unter der Regierung des Königs

Ludwig Philipp's wächst sein Groll gegen die bestehende Weltordnung und seine persönlichen, auch pekuniären Verhältnisse sind keineswegs solcher Art, dass sie ihn in eine fröhlichere Stimmung versetzen könnten. Noch einmal rafft sich sein Dichtergenie auf; in dem Umstande, dass das Drama „Konfederaci barscy“ (Die Konföderierten von Bar) nur ein Fragment geblieben ist, liegt für die polnische Literatur ein bis jetzt unersetzter Verlust, so viel dramatische Gestaltungsgabe wohnt diesem Bruchstücke inne. Es öffnet sich dem Dichter die akademische Laufbahn. Zuerst liest er in Lausanne über die klassischen Literaturen, dann in Paris am Collège de France über die slavischen. Der nach mündlichen Vorträgen Mickiewicz' aufgezeichnete Kursus lässt manches in Bezug auf die Genauigkeit und Vollständigkeit wünschen, doch wird dieser Mangel reichlich ersetzt durch eine feine Charakteristik sowohl ganzer Epochen und Richtungen, als auch einzelner Dichter. Man dürfte hoffen, Mickiewicz werde für die Poesie wiedergewonnen. Jedes geschah es anders. Der Dichter kam unter den Einfluss eines Apostels der Mystik, Andreas Towiański. Die Doktrin dieses Mannes, die eine charakteristische

und bis zum heutigen Tage nicht vollständig klargelegte Vermischung allgemein mystischer mit spezifisch polnisch-messianistischen Ideen ist, hat Mickiewicz vollständig gewonnen. Seit jeher war seine Seele philosophisch-religiösen Eindrücken zugänglich; hier sah er seine unklaren Ideen und Träume von der Herrschaft des Wortes Gottes in tiefnäherer Form in ein System geordnet. Zwar wird mit der Zeit sein Glaube an Towiański schwächer, doch war es mit dem Dichten für immer vorbei. Er schwärmte jetzt für die Ideale der politischen Freiheit, die nach dem Sturze Ludwig Philipp's aufs neue aufstanden. Die Professur in Paris hat er schon früher verloren, jetzt stellt er sich in den Dienst revolutionärer Ideen, organisiert Freiwilligenlegionen, geht nach Konstantinopel, findet aber dort den Tod. Aufbewahrt auf dem Pariser Friedhofe zu Montmorency, wurde seine Leiche 1890 im Triumph nach Krakau überführt und dort in den Königsgräbern feierlich bestattet. Denkmäler wurden ihm errichtet in Krakau, Warschau, Posen, ja, es giebt in dem sonst an Denkmälern so armen Galizien beinahe keine noch so kleine Stadt, wo nicht sein Standbild stünde.

Josef Flach.

### Thomas Alva Edison.

(Geb. am 10. Februar 1847 zu Milan im Staate Ohio.)

(Hierzu Bildnis No. 105.)

Das junge Reich jenseits des Oceana, das einem gewaltigen Riesen vergleichbar, allein die eine Halbkugel unseres Erdballs erfüllt, hat während des Jahrhunderts alle Keime der alten und neuesten Kultur in seinen unentweiteten Boden aufgenommen, und eine unvergleichliche Ernte gezeitigt; unvergleichlich in der Art und in der Grösse zugleich. So ist es denn auch erklärlich, dass in verhältnissmässig beschränkter Zeit sich ein eigenartiger Menschenschlag dort herausbildete, eine besondere Menschengattung mit ausgeprägten Eigenschaften des Geistes und des Charakters.

In den Staaten der alten Welt ist der Bürger ein Produkt der Tradition, und eingeengt in feste Formen. Der Bewohner des Reiches im Westen im Gegensatz dazu ein Kind der Freiheit und eigenartig und selbständig fast in jeder Beziehung.

Ein typischer Vertreter dieser Art, ein Self-made-man im besten Sinne ist Thomas Alva Edison; unzweifelhaft das grösste Erfindergenie, das Amerika hervorgebracht.

In seinen Adern kreist das Blut zweier grosser Volksstämme; das der Germanen und der Keiten,

Seine Ahnen väterlicherseits waren holländische Mühlenbesitzer, die sich in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts in Amerika ansiedelten. Unter ihnen hat sich Edisons Grossvater während der Freiheitskriege regen an der Entwicklung des Vaterlandes betheilig. Die Mutter war schottische Ursprungs.

Der grosse Erfinder wurde am 10. Februar 1847 zu Milan in der Grafschaft Erie, im Staate Ohio geboren. Er erhielt die Ausbildung, wie sie junge Leute, die sich keinem gelehrten Berufe widmen konnten, im Durchschnitt damals in Amerika empfangen. Wie der Knabe die Mittel erwarb, um seinen Plan, Elektrotechniker zu werden, zu verwirklichen, ist so seltsam und eigenartig, dass es sich nur in amerikanischen Verhältnissen und Gebräuchen begreifen lässt.

Er schrieb — damals zwölf Jahre alt — an den Präsidenten der Vereinigten Presse in New York und bewog ihn gegen ein monatliches Honorar von 10 Dollars, alle Ereignisse, die für die Hauptstationen des täglich von Chicago nach Detroit verkehrenden Zuges interessant sein konnten, an ihn

zu telegraphieren. Auf Grund des Kontraktes erlangte er von der Direktion der genannten Bahnlinie die Erlaubnis, eine kleine Druckpresse in einem der Gepäckwagen des Zuges aufstellen zu dürfen. Auf jeder Station empfing er die Depeschen und stellte sie in Form einer kleinen Zeitung, die bald reisend Absatz fand, zum Vertrieb in der nächsten Station zusammen. Es war die Grant Trunk Railroad Zeitung, die der zwölfjährige Schriftsteller, Redakteur, Drucker und Verkäufer herausgab. Während dieser bewegten Zeit erwarb sich Edison die Mittel, um sein Wissen zu vertiefen. Zugleich schaute er mit offenen Augen um sich und machte Beobachtungen aller Art, die dem späteren Telegrapheningenieur von Nutzen sein sollten. Im rollenden Gepäckwagen kuldigte er bereits mit grösser Leidenschaft seiner Lieblingswissenschaft, der Chemie. Eine Tätigkeit, die einst zur Explosion und zum Brande des Zuges führte.

Nach dreijähriger „literarischer“ Tätigkeit war Edison in seinen Kenntnissen soweit vorgeschritten, dass er sich als Telegraphenbeamter betätigen konnte. Man findet ihn nacheinander in Stellen in Port-Huron, zu Stratford in Canada, in Adrian, in Mich. an u. a. w. Damit war gleichsam die Lehrzeit auf dem Gebiete des Telegraphenwesens für ihn beendet. Er begann die Vorrichtungen, mit denen er bisher gearbeitet, selbst zu bauen, und bald auch zu verbessern. In seiner kleinen Mechaniker-Werkstatt, die er errichtet hatte, entstand Apparate, welche die Aufmerksamkeit der Fachgenossen auf den jungen Mechaniker lenkten. Und wiederum begann ein reges Wanderleben von Stadt zu Stadt, wie es nur jenseits des Oceans möglich ist, und überall knüpfte er Verbindungen an und suchte seine Kunst zu erweitern und zu vertiefen.

Im Jahre 1868 wurde Edison wegen seiner Verdienste um die Verbesserung des Telegraphenwesens in leitende Stellung nach Boston berufen.

Von seinen vielen Arbeiten auf dem Gebiete mögen einige der wichtigsten genannt werden. Er konstruierte einen Ueberräger, der die Depeschen selbstthätig von einer Linie in die andere überführt. Interessant sind die originalen Apparate zum Gegensprechen. Apparate die es ermöglichen, auf einer Linie zu gleicher Zeit eine grössere Zahl von Depeschen zu geben und zu empfangen. Im Dienste der Gold-Indiano Compagnie konstruierte er ein telegraphisches System, das erlaubte, von einem Mittelpunkte aus eine grosse Zahl von Abonnenten gleichzeitig mit den Schwankungen der Geldkurse bekannt zu machen. Auch einen Typendruck für Privatlinien entwarf er für den gleichen Zweck. In der That verdient Edison als einer der

genialsten Telegrapheningenieure in der Geschichte des Verkehrswezens genannt zu werden.

Edisons Weiruf hängt mit allen diesen Vorrichtungen und Konstruktionen nicht eigentlich zusammen. Sein Name war erst in aller Mund nach Begründung der grossen Fabriken und Laboratorien zu Maulo-Park in der Nähe von New York.

Eigenartig in Edisons Leben erscheinen seine recht seltsamen Verbindungen mit Akrilengesellschaften, die vollendete und nichtvollendete Erfindungen von ihm in Pacht nahmen. Das verursachte, dass Edisons Persönlichkeit während gesauerer Zeit schwer zu fixieren war. Er wurde oft in allen Tönen der Reklame bis zur Geschmacklosigkeit gefeiert, bald wiederum als Charlatan gebrandmarkt. Es entrückte dann den Menschenfreund, wenn aus dem Wuste solcher Notizen immer von neuem ein guter Kern sich erhobte. Edison besitzt durchaus die geniale Fähigkeit des grossen Erfinders und Forschers, der immer wieder zu seinen Versuchen zurückkehrt und ausdauernd an der Beobachtung einer Erscheinung festhält, bis er sein Ziel erreicht hat. Nur auf diese Weise, das bezeugt die Geschichte der Wissenschaft, sind Erfolge zu erringen.

In Maulo-Park konstruierte Edison während der 70er Jahre eine grössere Anzahl akustischer Apparate und Instrumente, durch welche er — abgesehen von ihrer praktischen Bedeutung — zum Interpreten der wissenschaftlichen Akustik wurde. Die populärsten von ihnen sind der Phonograph und das Kohlenstaub-Telephon. Es war in der That eine kühne Idee, die Schallwellen, welche die Musik und die Sprache erzeugen, auf Walzen fest zu bannen und den Höchigen Ton zu verewigen. Die Kühnheit und die Genialität des Gedankens und die verblüffende Einfachheit der Ausführung haben denn auch bei Fachleuten und Laien beispiellose Bewunderung hervorgerufen.

In den Beginn des 8. Decenniums fällt Edisons Erfindung der elektrischen Glühlampe! Die Elektrotechniker bemühten sich damals um die Lösung eines berühmten Problems: um die Teilung des elektrischen Lichtes. Sie suchten nach Methoden, durch die es möglich ist, viele Lampen in einen Stromkreis zu schliessen. Die Erfindung der Glühlampe war die allgemieste und eleganteste Lösung der schwierigen Aufgabe. Edison hat es verstanden, die Erfindungen seiner Vorgänger auf diesem Gebiete zu vereinfachen und zu vereinigen. Aus seiner Hand kam, durchaus reif für die Praxis, ein neues vollständiges System der elektrischen Beleuchtung für beliebig grosse Gebiete: das Licht der Weltstädte! Auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1881

errang er mit der Vorführung seiner neuen Beleuchtungsart den grössten Triumph seines Lebens.

Der elektrische Strom wird im grossen und in wirtschaftlicher Weise durch die Dynamomaschine gewonnen. An Edison trat damals die Aufgabe heran, Maschinen zu konstruieren, die von einer Centralstelle aus zur Beleuchtung ganzer Strassenzwecke einen ruhigen und gleichmässigen Strom spenden. Er hat sie glänzend gelöst und die Edison'schen Dynamomaschinen haben während mehrerer Jahre die erste Rolle gespielt.

Zumeist empfangt eine Dynamomaschine ihren Antrieb durch eine Dampf- oder Gasmaschine. Um die Energieform, Licht zu schaffen, ist daher die Umwandlung von Wärme in mechanische Arbeit und endlich in Elektrizität notwendig. Edison ist es in seiner Pyromagnetischen Maschine gelungen, die Wärme direkt in Elektrizität überzuführen.

Viele der Edison'schen Erfindungen haben durch ihre Eigenart und das Sonderbare ihrer Wirkung vorzüglich beim grossen Publikum Staunen erregt. Eine Erfindung der Art ist das Kinetoskop, das, mit

einer kleinen Vergrößerung von anderer Seite, als Kinematograph populär geworden ist. Es stellt eine sehr geschickte Vereinigung des Strahlsokops mit den Methoden der Schnellphotographie dar.

Treu ergeben ist fortdauernd der grosse amerikanische Erfinder seiner alten Liebe, der Chemie geblieben und sie hat ihm dafür, durch die Erschliessung einer neuen lüttchenmännlichen Methode, ihre Dankbarkeit erwiesen. Mit Hilfe von Riesenmagneten gelang es ihm, sehr eisenarme Erze mit grossem Erfolg, gewinnbringend auszunutzen.

In neuester Zeit widmete sich Edison wiederum der Lichttechnik.

Durch sein arbeitsreiches Wirken hat Edison in der That bewiesen, dass man von Beruf Erfinder sein kann. Etwa 400 Patente tragen seinen Namen!

Dass Edison ein wahrhaft „Grosser“ ist, wird uns unzweifelhaft allein aus der Thatsache offenbart, dass man ihn als den Erfinder oder selbständigen Miterfinder der grössten Kulturapparate unserer Zeit zu feiern hat.

Franz Bendt.

## John Tyndall.

(Geb. am 21. August 1830 zu Leighlin Bridge in Irland, gest. am 4. Dezember 1893 zu Hind Head.)

(Hierzu Bildnis No. 366.)

TYNDALL besitzt eine innere Verwandtschaft mit Huxley. Die beiden ergänzten sich in ihrer Zeit. Was Huxley der Lehre vom Leben wurde, das leistete Tyndall der Physik. Beide waren tüchtige und erfolgreiche Spezialforscher. Aber das Bedeutende und Dauernde ihres Bildes liegt nicht in der Spezialforschung, es gehört der allgemeinen Kulturgeschichte an. Sie stehen als Pioniere an der Stelle im neunzehnten Jahrhundert, wo die Naturforschung Kultur wird. Für jeden wurde bedeutsam, ja der Wendepunkt seines Lebens, dass in seinem engeren Fache die Naturforschung gerade einen einzigartigen Ruck that. So traf in Huxleys reifste Jahre der Darwinismus. Ueber Tyndall entschied die Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Energie. Es ist dabei charakteristisch für beide, dass weder Tyndall noch Huxley selbst die eigentlichen Pfadfinder, die wärlischen Entdecker gewesen sind. Das scheidet sie von den ganz grossen, intuitiven Gestalten ihres Jahrhunderts. Ihre Grösse begann aber mit der ausserordentlichen Empfänglichkeit für das Neue, mit dem ausgeprägt scharfen Sinn für seinen umfassenden Kulturwert, mit der Sicherheit und Unerschrockenheit, wie sie die neuen Linien für jeden Blick krystallklar herauszuarbeiten

verstanden. Tyndalls wahrer Lebensinhalt liegt in dem Worte „Klarheit“ umschlossen. Das hat ihn, der als mitarbeitender Fachmann in der unruhigen Welt einer jungen, atemischen, wild aufgärenden Epoche der Physik schwamm, gleichzeitig zum grössten Volkstheoretiker in der Physik werden lassen, den die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts hervorgebracht hat. In seiner ruhigen Hand klüerte sich das Neueste wie das Aelteste; und es klärte sich so gleich so, dass schliesslich selbst der Laie bei etwas Hingabe allen Problemen folgen konnte. Das war dann Tyndalls Stolz und ein innerstes Motiv seiner ganzen Arbeit. Seine Sprache hatte etwas von der absoluten Schwindsicherheit des alten Bergsteigers, — ein Gleichnis, das sich aufrängt bei einem Manne, der Jahre seines Lebens an und auf dem Gletscher-eis der Hochalpen zugebracht hat. In seinen besten Momenten erschien er wie eine Fortentwicklung Faradays, dessen Nachfolger er in gewissem Sinne äusserlich geworden war, — wobei man bloss das originale Genie des einzigartigen Meisters bei dem Schitler abziehen muss.

Klar wie sein Sül ist Tyndalls Leben. Es hängt ganz unten an, steigt aber mit einer beruhigend sicheren Kraft empor. Die Eltern arme Leute, der

junge Mann vom 19. Lebensjahre an in den harten, praktischen Daseinskampf geworfen. Ihm helfen keine Zofen, er muss allein hinauf. Er kann nicht Physik studieren, sondern muss sich erst im Größten durchheissen: erst fünf Jahre als Gehilfe bei staatlichen Vermessungsarbeiten in England, dann vier weitere in ähnlichem Dienst bei privaten Eisenbahnbauten. Dann hatte er soviel erworben, um sich auf eigene Faust eine Stufe höher zu schwingen. Er geht auf die Universität. Merkwürdigerweise nicht in England, sondern in Deutschland. Bei Bunsen in Marburg macht er seinen Doktor, dann arbeitet er in Berlin bei Magnus, kurz, aber gründlich. Diese Verbindung mit Deutschland ist charakteristisch für sein ganzes Leben geblieben. Man kann ihn nicht nennen, ohne an Helmholtz zu denken, der seine besten Schriften selbst in unsere Literatur eingeführt hat und in allem sein Kamerad bis ins Alter war. Tyndalls bedeutende physikalische Fachleistungen zur sogenannten Diathermansie (der Lehre von der Eigenschaft der Körper, verschiedene Wärmestrahlen in verschiedenen Masse durchzulassen) zeigen ihn im fruchtbarsten Wettbewerb mit Magnus. Die Wirkung seiner ausgezeichneten, im edelsten Sinne populären Werke über das Licht, den Schall, das Wasser ist gerade bei uns in Deutschland eine unberechenbar grosse gewesen, Generationen, denen sonst die Physik eine terra incognita geblieben wäre, haben sich an diesen Büchern herangebildet. Physik ist ja eine arme Kellerblüte ohne das geschene Experiment. Aber soweit anschauliche Sprache überhaupt den Anblick ersetzen kann, ist hier das Menschenmögliche geleistet, ein Triumph geradezu geistiger Suggestion dessen, was eigentlich räumlich greifbar werden soll. Und meisterhaft übersetzt wie diese Schriften sind, dürfen wir sie heute geradezu zu unserem deutschen Geistesbesitz rechnen. Damals, als Tyndall aus Deutschland nach England heimkehrte, warf er sich freilich zuerst auf das von seinem Landsmann Faraday eröffnete Gebiet des Diamagnetismus. Es bedurfte nur weniger intensiver Arbeitsjahre, so war er Professor der Physik an der Royal Institution. Sein Ansehen stieg jetzt sehr rasch.

In diesen fünfziger Jahren erwuchs der Physik ein eigenartiges praktisches Problem, das den gedienten Landvermesser und jetzt studierten Physiker im Verein reizen musste. Man suchte nach einer gangbaren Theorie, wie die Eismasse eines Gletschers sich bewege. Im Hochgebirge sammeln sich unablässig ungeheure Schneelasten. Sie üben an geeigneter Stelle zu Thal als Gletscher. Dieser Gletscher, obwohl gefrorene Masse, zeigt eine unablässige, langsame Abwärtsbewegung, die nicht

allein als mechanisches Gleiten der starren Eisscholle auf geneigter Fläche zu deuten ist. Die Frage stand offen. Tyndall besuchte Jahre lang jetzt die Alpen, haust am Eismeer bei Chamounix als echt wissenschaftlich Idealisierter Bergfex und löst thätlich das Problem als Physiker. Faraday hatte eine merkwürdige Erscheinung des unter Druck schmelzenden und wieder gefrierenden Eises festgestellt: die sogenannte Regelation. Tyndall zeigt jetzt, wie sie beim Gletscher wirkt und in seltsamster Weise seine Eismasse bewegt, eine wundervolle Anwendung physikalischer Gesetze, die ein Schneeball erklären kann, auf Riesengebilde der Hochalpen, die einst, in der Eiszeit, das ganze Anitz von Nordeuropa umgestaltet haben. Physik und Geologie begegneten sich in fruchtbarster Weise einmal wieder. Helmholtz hat die Sache nachher noch theoretisch fester ausgebaut. Für Tyndall folgten auf diesen Exkurs dahin neue, ernste Arbeitsjahre. Wärme und Schall, die Titel zugleich seiner besten Volksbücher, blieben im Mittelpunkt. Auf der Höhe seines Ruhms (1872) krönte er die Reihe seiner trefflichen populären Vorlesungen, deren Pflege ihn neben aller Wissenschaft stets besonders am Herzen lag, durch eine glänzende Vortragereise durch Nordamerika. Es entsprach nur dem vollstümlichen Sinne des Mannes, der selbst erst vom groben Praktiker zum feinen Theoretiker mühsam aufgestiegen war, dass er den üppigen Reingewinn dieser Amerikafahrt als Unterstützungs fonds für selbständig strebende wissenschaftliche Arbeiter stiftete. Noch war es auch ihm in späteren Jahren nicht erspart, gleich Huxley in den wilden Zwist der Theologen und Philosophen hineingewürgt zu werden. Dem Freunde Carlyles und unseres Helmholtz, dem Schwärmer für den edlen Friedrich Albert Lange, konnte gewiss keiner frivoles Denken in tiefsten Geistes- und Gemütsfragen nachsagen. Und doch schuf es die Lage der Dinge in England der siebziger Jahre, dass auch Tyndall schwere Kämpfe bekam ob des immerzeit „klären“ Daselebens seiner naturwissenschaftlichen Weltanschauung. Es lag bloss nicht in seinem Temperament, auch diese Dinge so hitzig zu fassen wie Huxley. Nervöse Schlaflosigkeit, hervorgerufen durch Nikotinmissbrauch, verüsterte endlich seinen Lebensabend. Die unglückliche Verwechslung zweier Schlafmittel brachte ihm den Tod. Es ist keine Laune, dass man bei Tyndall zu Parallelen mit Zeitgenossen aufgefordert wird. Er war keine Gestalt, die durch unberechenbar einzige Individualität fortriss. Andere standen neben ihm. Und doch war das eine stolze, tapfere Kampfreihe damals, diese Huxley und Tyndall. Das zwanzigste Jahrhundert wird seine Mühe haben, solche Apostel wieder zu finden.

Wilhelm Böttsche.

## William Benjamin Carpenter.

(Geb. am 29. Oktober 1813 zu Exeter, gest. am 19. November 1885 zu London.)

(Hierzu Bildnis No. 307.)

Die antike Welt gab der Geographie ein ungelöstes Problem mit: die Durchseglung der grossen Weltmeere. Columbus, Vasco da Gama, Magalhães, Tasman, Cook sind die grossen Stationen auf dieser Bahn. Das Problem kann heute als gelöst gelten, wenn man von den vereisten Polar-meeren absieht. Im Augenblick seiner Lösung wirt sich aber ein neues auf. Die Ozeane sind überquert auf der Höhe ihrer Wasserwölbung, horizontal. Jetzt entsteht die Aufgabe der vertikalen Forschung, in die Tiefe der Wassermassen hinab. Das Senkblei sucht die Meterziffer der wahren Tiefe von Fleck zu Fleck festzustellen. Die Karte des Seegrundes wird eine gebieterische geographische Forderung. Mehr als zwei Drittel der Erde liegen unter der Flut. Man braucht den Bauplan auch dieser zwei Drittel. Die Festländer erscheinen nur wie die grössten Hochplateaus, die Inseln als die höchsten Berggipfel dieses unterseischen Profils. Andere Fragen gesellen sich hinzu. Die ungeheure Wasserschule, stellenweise von Meilen dick, will selbst untersucht sein, auf ihre Temperatur hin, ihren Druck, ihre Bewegungen. Zuletzt kommt die Vermutung, dass bis in enorme Tiefen hinab noch eine geheimnisvolle Tierwelt vorhanden sei, und eines Tages die überraschende Entdeckung dieser Tierwelt. Die unwahrscheinlichste aller Regionen der Tiergeographie erschliesst sich in ewiger Nacht, unter abnormen Wärmeverhältnissen, belästert von dem Druck mehrerer Kilometer Wasser. Das neunzehnte Jahrhundert bekommt ein neues Schlagwort: — Tiefsee-Forschung. Diese Forschung erwies sich bei alledem aber zunächst als so schwierig, so kostspielig, dass die Praxis erst einsetzen konnte in Gefolge einer speziellen technischen Kulturnotwendigkeit. Der elektrische Telegraph war erfunden worden. Das praktische Bedürfnis umspannt die Länder mit einem Telegraphennetz: ein neues Nervensystem des Organismus Kulturmenschen. Zwischen Erdteil und Erdteil dehnt sich aber ein Ozean. Man muss ihn mit einer grünen Masche des Drahtnetzes überbrücken. Cyrus Field's Energie legt in den sechziger Jahren das transatlantische Kabel zwischen England und Amerika. Er spannt es nicht oben über die Wasserwölbung, sondern legt es in den Grund. Diesmal ist es ein technisches „Muss“, dass dieser Grund sondiert, als Karte vermessen wird. Maury macht die ersten systematischen Studien. Er und Brooke erfinden die ersten brauchbaren Tiefsee-Lote. Diese Lote ermöglichen aber

nicht nur Messung der Tiefe, sondern bringen auch Grundproben des Schlammes mit herauf. In solchen Grundproben zeigen sich nun interessanter Weise die Kalkschalen mikroskopisch kleiner Tiere aus der niedrigen Gruppe der sogenannten Foraminiferen. Der angesehenste Kenner der Foraminiferen in den sechziger Jahren ist der Engländer Carpenter. Und Carpenter beschliesst, das, was bisher die Nebensache gewesen war, auf eigene Faust jetzt zur Hauptsache zu machen. Er unternimmt Tiefsee-Forschungen eigens zum Zwecke des Studiums der möglicherweise vorhandenen Tierwelt der Tiefen. Er entdeckt diese Tierwelt als sicher vorhanden. Das wiederum wird der Anlass für eine Aera rein wissenschaftlicher Tiefsee-Expeditionen, deren grossartige Arbeit jetzt endlich in den drei letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts jenes gekennzeichnete neue Problem in seinem ganzen Umfang energisch angreift und zu einer ersten Stufe der Lösung bringt.

Carpenter's Eingreifen war damals nur möglich in England und auch dort nur bei einem Manne von seiner Stellung. Er gehörte in dem entscheidenden Sommer von 1868 seit vielen Jahren zu den Koryphäen der englischen Naturforschung. Vom Arzt in Exeter hatte er es zum Professor der Anatomie und gerichtlichen Medizin in London gebracht und wurde schliesslich Registrar der Universität und Vorsitzender der Royal Society. Seit Ende der dreissiger Jahre stand sein Lehrbuch der Physiologie in England im höchsten Ansehen. Sein Hauptwerk über die Foraminiferen von 1862 galt allgemein als die grundlegende Arbeit über diese niedrig stehenden Urtiere. Als er sich also mit dem viel jüngeren Wyville Thomson zu zoologischen Tiefsee-Expeditionen entschloss, stellte ihm die Regierung Schiffe zur Verfügung, und die ganze wissenschaftliche Welt wartete gespannt auf den Erfolg. Dieser Erfolg war an sich allerdings zunächst noch sehr problematisch. Die gültige Theorie, von Forbes 1845 durch Mittelmeerstudien angeblich begründet, lautete damals, dass das Tierleben etwa bei 600 m schon aufhöre, also von einer lebenden Tiefsee-Fauna gar keine Rede sein könne. Die erste Carpenter-Thomson'sche Fahrt, auf dem Kanouebout „Lightning“ nach den Färöerinseln unternommen, erzielte nur viermal ein Eindringen des Fangapparates in eine Tiefe unter tausend Meter, diese vier Züge genügten aber, um die Theorie über den Haufen zu werfen. Die echte Tiefsee-Fauna war entdeckt. Auf der zweiten und dritten Fahrt der

beiden Naturforscher, mit dem grösseren Wachtschiff „Porcupine“ 1859 und 1860 bis nach Messias unternommen, drangen sie dann nicht nur bis dreitausend Meter abwärts vor, sondern lieferten auch schon umfangreiche Beiträge zur Naturgeschichte des neuen Gebiets, — im wärtesten Sinne einer ganz neuen Welt. Die Krone aber setzte Carpenter seinen Leistungen um die Tiefsee-Forschung auf, indem er unmittelbar unter dem Eindruck des wissenschaftlichen Aufsehens, das diese letzten Erfolge gemacht, es für eine Ehrenpflicht der englischen Regierung erklärte, eine grosse Weitembsehung eigens zum

Zweck von Tiefsee-Studien ins Werk zu setzen. Es war die berühmte, für alle Zeiten einzig dastehende Expedition des Schiffes Challenger, die so zu stande kam. Teilgenommen hat er selbst nicht mehr daran, — hier tritt der Name seines Mitarbeiters Thomson entscheidend in den Mittelpunkt der Weiterentwicklung der Dinge. Aber auch bei dieser grössten Leistung, die in allem den Wendepunkt der ganzen neueren Tiefsee-Arbeit bildet, war er der geistige Urheber, und mit berechtigtem Stolz durfte er ihre glückliche Vollendung noch miterleben.

Wilhelm Bütschli.

## Emile Augier.

(Geb. am 17. September 1820 zu Valence, gest. am 25. Oktober 1889 zu Paris.)

(Literar. Blätter No. 366.)

Gehörter Herr! Ich bin im Jahre 1820 geboren. Seitdem habe ich nichts mehr erlebt.“ — In diese Worte hat Emile Augier einmal einem Zeitungsschriftsteller gegenüber, der ihn um biographische Auskünfte bat, seine rüsseren Lebensschicksale kurz und bündig zusammengefasst. Es ist das bescheidene Bekenntnis eines ernsten und richtigen Menschen, der mit seiner Persönlichkeit nicht prunken will und das neugierige Publikum auf seine Werke hinweist, vielleicht aber auch eine etwas unfreiwillige Selbstenthüllung eines Künstlers, der wirklich keine starke und grosse Persönlichkeit besitzt, dessen Poesie wirklich keine aus inneren Erlebnissen hervorgehende Gelegenheitsdichtung im Goetheschen Sinne ist, nicht eine Dichtung der tiefen Gefühle und Ergriffenheiten, sondern mehr eine moralisierende und belehrende Kunst des alltäglichen gesunden Menschenverstandes. Augier bildet mit dem jüngeren Dumas und Victorien Sardou das Dreigestirn am Himmel des französischen Sitten-, Gesellschafts- und Thesen-dramas, das mir den für solche Zwecke ganz unzureichenden Mitteln der Kunst irgend etwas beweisen will und so einen mehr schriftstellerischen als dichterischen Charakter trägt. Auch für Augier war das Theater eine Rednertribüne, von der herab er in den Kampf der Tagesmeinungen eingriff. Er gab keine neuen Ideen, aber er fesselte seine Zuhörer, indem er von den Dingen sprach, die gerade allgemein in der Gesellschaft erörtert wurden, er brachte ein augenblicklich gegenwärtiges Modereiben auf die Bühne und schilderte bekannte Persönlichkeiten, die für eine Weile die Öffentlichkeit beschäftigten. So porträtierte er in seiner bekanntesten Gestalt des köstlichen und moralisch ver-

lumpten Journalisten Gaboyer Venillor den hervorragendsten Zeitungsschriftsteller der ultramontanen Partei in den Tagen des zweiten Kaiserreiches. Aber das war eine parteigehässige Darstellung, welche der Angegriffene mit gutem Recht als Verleumdung zurückweisen konnte. So gehört auch das Augiersche Drama zu den Tendenzdramen, die mehr von augenblicklichen Tagesströmungen getragen werden. Seine theatralischen Werke sind in der Zeit ihres Entstehens aufs höchste bewundert worden und haben stürmischen Beifall gefunden, wirken aber heute schon vielfach veraltet und stossen auf eine sehr merklich kühlere Wertschätzung. Freycinet hat unseren Dramatiker bald nach dessen Tode in der französischen Akademie — welcher Augier seit 1857 als Mitglied angehörte — die Gedächtnisrede gehalten und ihn darin gefeiert als den grossen Sittenreformer des neueren Frankreichs, dem dieses alle seine neuen Gesetze und Einrichtungen zu verdanken habe. So urteilte vielfach die schranken- und kritiklose Bewunderung der Zeitgenossen. Der Poet selber wusste jedoch, dass nicht er die Zeit trug, sondern vielmehr von der Zeit getragen wurde. Nicht er war die bewegende Persönlichkeit, sondern die anderen bewegten ihn. Man feierte ihn, weil er aussprach, was viele hoven wollten. „Nemais ist es die Wetterfahne, die den Wind bewirkt.“ Mit diesen Worten hat er selbst bescheiden das allen grosse Lob zurückgewiesen und auch das geistige Wesen seines Dramas gekennzeichnet.

Während das moderne Sittendrama der Franzosen im grossen Ganzen unmoralische Tendenzen an den Tag legt, ankämpft gegen die überlieferten und herrschenden Sittenanschauungen der bürger-

fehen Gesellschaft und sich auf die Seite der „Ausgestansenen“ und der „freien Geister“ wüft, die „Hälbwelt“ mit günstigen Augen betrachtet und entschuldigt, — ist Augier ein ernster und eifriger, oft zorniger Vertreter der streng ehrlaren, allgemein anerkannten Moral, ein Vorkämpfer des kategorischen Imperativs. Sein rührendes Lustspiel „Gabrielle“ brachte ihm, was Künstlern und Dichtern im allgemeinen selten zu passieren pflegt, 1849 den grossen Tugendpreis von Frankreich ein. Und ohne Frage ist es gerade diese seine Moral, die ihm viele Freunde gewann, und um deren willen seine Werke von den weiten Kreisen des Publikums bewundert wurden. Selbst die entrüsteten Gegner des modernen französischen Gesellschaftsschauspiels, die es wesentlich aus sittlichen Gründen verwerfen, nahmen Augier von ihrer Verurteilung aus. In künstlerischer Hinsicht trägt sein Drama jedoch durchaus die charakteristischen Züge der ganzen Richtung. Es behandelt das Familien- und Gesellschaftsleben der Gegenwart und baut auf einer spannenden, theatralisch geschickt aufgebauten, effektreichen Handlung auf. Reich an packenden Ansprüchen ins Publikum hinein, rührlig und threnreich, aber auch geistreich und witzig, vertritt er den alten und bekannten Typus der comédie larmoyante. Die Charakteristik ist oberflächlich und bewegt sich in dem gewöhnlichen Gegensatz von guten und bösen Menschen. Der lebhaft bewegte Dialog hat aber bei Augier etwas Keuzigeres und besonders Gedringenes an sich und steigert sich öfters zu

theatralisch sehr wirksamen Lakonismen. Sein erstes Drama „La ciguë“ erschien 1844 auf den Brettern des Odéon und fand eine sehr günstige Aufnahme. In ihm, wie in den Jugendwerken überhaupt, „Un bonhomme de bien“ (1845), „L'aventurière“ (1848), „Gabrielle“ (1849), „Diane“ (1852), herrscht noch der Vers und der romantische Stil vor. Dann beginnt die Periode seines realistischen Schaffens, da er sich der Schule des „bon sens“ zuwendet, mit den Schauspielen „La pierre de touche“ (1854) und „Le gendre de monsieur Poirier“ (1854), welches letztere bereits zu seinen charakteristischen Hauptwerken gehört. Die erfolgreichsten seiner Werke, in denen sich auch sein Können am stärksten offenbart, sind „Le mariage d'Olympe“ (1855), ein Oppositionsdrama gegen die „Cameliendame“ des jüngeren Dumas und gegen die sentimentale Gefallenen-Poesie, „Les lionnes pauvres“ (1858), welches die Zerstörung des Familienlebens durch den Leichtsinns und die Vergnügungssucht der Frau schildert, die beiden miteinander verbundenen Komödien „Les effrontés“ (1861) und „Le fils de Giboyer“, ein scharfer Angriff auf das Treiben der Börse und künftigen Presse, „Maitre Guérin“ (1864), das die Zustände in der französischen Advokatur geistert, und schliesslich das Familienschauspiel „Les Fourchambault“ (1878), mit dem der Dramatiker seine Laufbahn geschlossen hat.

Ein Denkmal ist ihm am 17. November 1895 zu Paris auf dem Platz vor dem Odéon errichtet worden.

Julius Hart.

## Johann Heinrich Dannecker.

(Geb. am 15. Oktober 1758 zu Waldenbuch bei Stuttgart, gest. am 8. Dezember 1851 zu Stuttgart.)

(Hierzu: Bildnis No. 329.)

DANNECKER'S Ruhm als Bildhauer knüpft sich zumeist an drei seiner Schöpfungen, die seine künstlerische Begabung auf den verschiedenen Gebieten der Plastik in hellem Lichte erscheinen lassen. Die populärste darunter ist die Kolossalbüste Schillers, deren Bedeutung auf einer glücklichen Mischung von Naturwahrheit und absichtlicher Idealisierung beruht. Dannecker hat diese Kolossalbüste erst nach dem Tode des mit ihm eng befreundeten Richters angefertigt und sie von vornherein zur Apotheose des Dichtungsgeschiedenen bestimmt. Deshalb liess er viele kleine Züge aus dem Bilde Schillers weg, durch deren Aufnahme er eine frühere, im Jahre 1793 nach dem Leben modellierte Büste seines Freundes zu einem Werke gestaltet hatte, dem Gotthe eine Stauden erregende

„Wahrheit und Ausführlichkeit“ nachröhmen konnte. Nicht minder bekannt ist Dannecker's „Ariadne“, welche er dargestellt hat, wie sie im Jubelzuge des Gottes Dionysos von einem auf seine schöne Last stolzen Tiger einbergetragen wird. Sie zeigt in der weichen Behandlung der üppigen Formen deutlich das Vorbild Canovas und ist die vollendetste Schöpfung des Künstlers auf dem Gebiete der Nachahmung antiker Skulpturen. In wilkstem Gegensatze zu diesem Werke von höchster sinnlicher Lebensfreudigkeit steht die Christusstatue in der Gruftkapelle des Fürsten Taxis in Regensburg, von der sich eine Wiederholung in Petersburg befindet, während das Originalmodell in der Spitalkirche zu Stuttgart aufbewahrt wird. Dannecker wollte in dieser Statue Christus im tiefsten Grunde seines Wesens erfassen

und ihn ganz als Gottmenschen und als Vermittler zwischen Gott und Menschen darzustellen, eine Aufgabe, die ihm allerdings nicht ganz gelungen ist, und mit deren Lösung er die Grösse und Höhe von Thowaldsen's bekannter Christusfigur nicht völlig erreicht hat, obwohl er trotz seiner sachlich Jahre mit dem Feuerifer eines Jünglings an die Arbeit gegangen war und seine Einbildungskraft bis zu Traumvisionen gesteigert hatte.

Seine kunsthistorische Stellung verdankt Dannecker, der nicht nur der berühmteste Bildhauer Süddeutschlands in dem ersten Drittel unseres Jahrhunderts war, sondern neben Thowaldsen als der tüchtigste Vertreter der klassischen Richtung in der Skulptur erscheint, in erster Linie seiner gründlichen technischen Ausbildung. Er hatte sie sich zunächst durch den Unterricht an der Stuttgarter Karlschule und später während seines Aufenthalts in Paris angeeignet, wo Augustin Pajou in den Jahren 1783 bis 1785 seine weitere Ausbildung leitete. In Rom gewann dann der nur um ein Jahr ältere Canova, mit dem ihn eine herzliche Freundschaft verband, grossen Einfluss auf seine Kunst. Er feierte ihn so, die angestrengtesten Studien nach der Natur zu machen, die er allerdings mit einem durch die Betrachtung antiker Werke geschulten Auge anzusehen pflegte. Als er hierauf nach der Rückkehr aus Italien im Jahre 1790 eine Professur der Bildhauerkunst an der Karlschule in Stuttgart erhalten hatte, waren ihm zunächst nicht sonderliche Erfolge beschieden. Sofort nach dem Tode des Herzogs Karl im Jahre 1793 wurde die Karlschule aufgehoben, und Stuttgart blieb infolgedessen lange

ohne öffentliche Kunstschule. Es hätte also Dannecker nahe gelegenen, verlockenden Rufem nach auswärts, wie im Jahre 1798 nach Petersburg und im Jahre 1808 nach München, Folge zu leisten, wenn ihm nicht Herzog Friedrich, der nachmalige König, durch zahlreiche Aufträge den Verbleib in seiner schwäbischen Heimat ermöglicht hätte. Auch fehlte es ihm nicht an den verschiedensten Besellungen aus dem In- und Auslande, namentlich nicht an solchen auf Bisten, während er nur selten Gelegenheit zur Ausführung von Reliefkompositionen hatte und für dieses Gebiet auch weniger Begabung an den Tag legte. Unendlich heissig und seine Arbeiten in Marmor mit dem Meissel selbst ausführend, wirkte er auch als Lehrer und Förderer angehender Kunstjünger unerträglich, so dass das Danneckerhaus am Schlossplatz zu Stuttgart Jahrzehnte lang die wichtigste Stätte der Kunstpflege in der schwäbischen Hauptstadt blieb, in dem sich allabendlich eine Gesellschaft von Künstlern, Gelehrten, Aerzten und Fachmännern zusammenfand, und das alle notablen Freunden, die nach Stuttgart kamen, aufzusuchen pflegten. Leider verlor der Künstler viel früher, als man bei seiner Gemüthsart und Lebensweise erwarten konnte, seine Schaffenskraft und seine geistigen Fähigkeiten. Seit dem Jahre 1829 von einem schweren körperlichen Leiden befallen, dem sein robuster Körper den grössten Widerstand entgegensetzte, hauste er je länger je mehr fast jede Erinnerung an die Vergangenheit ein, so dass er schliesslich ein fast bewusstloses Traumdasein führte, aus dem ihn am 8. Dezember 1851 ein leichter Tod erlöste.

H. A. Lier.

## Heinrich Marschner.

(Geb. am 16. August 1795 zu Zittau, gest. am 19. Dezember 1851 zu Hannover.)

(Überzu Dittels No. 300.)

Die Stikularfeier des Geburtstages von Heinrich Marschner hat unlängst durch zahlreiche Erinnerungen das Bild des Mannes aufgefrischt, der bis über die Mitte des Jahrhunderts hinaus an der Gestaltung der musikalischen Verhältnisse in Deutschland einen so thätigen Anteil genommen, und in dem uns menschlich wie künstlerisch eine kraftvolle Persönlichkeit entgegentritt. Marschners Name ist für immer der Geschichte überliefert; von seinem Wesen und Wirken aber ist manches schon jetzt in der Vorstellung der Zeitgenossen verblasst. Seine Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Oper wird bei seiner bescheidenen Stellung zwischen den glänzenden Erscheinungen eines

Weber und Wagner nur zu leicht unterschätzt. Mit Weber, dem er die edelsten Anregungen verdankte und dem er auch persönlich nahe stand, war ihm das Erlassen der Romanik und ihre Verwertung für das musikalische Drama gemeinsam; nur dass sein robusteres Naturell sich in einer weniger verkühten, weniger durchgeistigten Tongeprache ausserte. Die Darstellungsmittel des Freischütz- und Oberon-Komponisten bereicherte er nach der Seite des Grausigen und Dämonischen hin. Ein neues Element wurde ferner der Oper durch seine Begabung für Humor und herbe Volkstümlichkeit zugeführt. Dem Stile Wagners hat Marschner andererseits durch die Erweberung und

teilweise Auflösung der alten Arienform, durch das Schwungvolle und das ausgesprochen Bühnenmäßige seiner Ausdrucksweise vorgearbeitet. Der fliegende Holländer, der Tannhäuser, sie wären ohne den Vampyr nicht wohl denkbar. Aber auch in späteren Werken Wagners zeigen sich Marschnersche Einflüsse, so in der Gruppierung der Männerstimmen, in der Verwendung der Chöre und anderen Dingen. Mit beiden Meistern, denen Marschner an ursprünglicher Erfindungs- und Gestaltungskraft keineswegs ebenbürtig war, verbindet ihn ferner noch ein anderes Merkmal: das unverkennbar nationale Gepräge seiner Musik. Die Förderung, die durch ihn die Romantik erfuhr, seine Täuferrolle gegenüber dem Messias des Musikdramas und sein Deutschsein, sind Verdienste, die nicht vergessen werden dürfen, wenn seine Opern auch bedeutenderen Erzeugnissen haben weichen müssen.

Marschners Jugend nahm einen alltäglichen Verlauf; erst verhältnismässig spät kam bei ihm die Künstlerschaft zur Entfaltung. Sein Vater, der aus Böhmen eingewandert war, betrieb in Zirma die Hornredcherei und leitete in seinen Mussestunden die Kapelle des Bürgerschützenkorps. Obgleich er selbst verschiedene Instrumente spielte, legte er auf die musikalische Ausbildung seines Sohnes wenig Gewicht. Der Knabe erhielt einigen Klavierunterricht, musste aber vor allem das Gymnasium absolvieren, da ein Rechtsgelehrter aus ihm gemacht werden sollte. Die Förderung seines Talentes verdankte Marschner seiner hübschen Stimme, durch die man auf ihn aufmerksam wurde. Zuerst nahm sich der jugendliche Friedrich Schaefer, der später berühmte gewordene Komponist des „Weltgerichts“, seiner an; dann veranlasste ihn der Organist Berg in Bautzen, dort eine Stellung als „Konzertist“ des Kirchenchors anzunehmen, und bildete ihn weiter. In eine höhere künstlerische Sphäre wurde jedoch Marschner erst gehoben, als er den Unterricht des Kantors Johann Gottfried Schicht in Leipzig genoss, wohin er im Wintersemester 1813 als Studiosus der Jurisprudenz gegangen war. An den Ereignissen der Freiheitskriege nahm er weder äusserlich noch, wie es scheint, auch innerlich irgend einen Anteil. Den Kämpfern um Bautzen wich er nach Prag aus und studierte hier kurze Zeit bei dem Komponisten Tomaschek.

Durch die Scheidung seiner Eltern — ein trübes Ereignis, das seine Jugend verdüsterte — war Marschner, der zur Mutter hielt und zeitlebens aufs innigste an ihr hing, frühzeitig genötigt, für den Unterhalt selbst zu sorgen. Den Plan, das juristische Beststudium fortzusetzen, gab er schon in Leipzig auf; aber noch lange dauerte es, ehe der junge Musiker geborgen war, obwohl er von

einflussreichen Kreisen Förderung erfuhr. Eine Kunstreise, die er im Jahre 1815 nach Karlsbad unternahm, führte ihn mit einem ungarischen Magnaten, dem Grafen Amadée von Varkony zusammen. Dieser wurde von nun ab sein treuer Gönner. Er ermöglichte ihm einen Aufenthalt in Wien, bei dem das Interesse Beethovens für den jungen Tonsetzer gewonnen wurde, und vermittelte ihm das Engagement als Musiklehrer im Hause des Grafen Zichy. Marschner lebte infolgedessen vom Jahre 1817 ab in Pressburg, wo er zugleich die Kapellmeisterstelle beim Fürsten Krosakowitz bekleidete. In diese Zeit fallen die ersten dramatischen Versuche, die romantische Oper „Saidar und Zubina“ und „Heinrich IV. und d'Aubigné“. Dies letztere Werk erregte die Aufmerksamkeit Karl Maria von Weber, der es im Juli 1820 an der Dresdner Hofoper auführte. Dadurch war Marschner mit einem Schlage ein bekannter Komponist. Weber bekundete anfangs dem jüngeren Kollegen ein aufrichtiges Wohlwollen; das derbe, anfrühende Wesen Marschners stand aber zu seinem eigenen in so schroffen Gegensatz, dass sich später, als Marschner nach Dresden übersiedelt war, die freundschaftlichen Beziehungen lockerten. Ja, es geschah sogar gegen den Willen Webers, dass Marschner im September 1824 als Musikdirektor der Dresdner Oper dem alten Meister an die Seite gesetzt wurde. In dieser Stellung entwickelte er sich zu einem bedeutenden Dirigenten. Unter seinen Schöpfungen der Dresdener Periode ist die Musik zu Kleists „Prinz von Homburg“ zu nennen und die Operette „Der Holzdieb“, mit der er die Anregung zur Wiederbelebung der deutschen komischen Oper geben wollte.

Marschner, der nicht gerade zu den vorzüglichsten Charakteren gehörte, war seiner amtlichen Tätigkeit bald müde. Es drängte ihn wieder zu ungehemmtem Schaffen und zur Ungebundenheit eines freien Künstlerlebens. Dazu kam, dass er sich nach zweimaliger kurzer Ehe, die der Tod getrennt hatte, um diese Zeit zum dritten Male mit Marianne Wohlbrück verheiratete, einer begabten und gelehrten Sängerin. Mit ihr unternahm er Kunstreisen durch ganz Deutschland, bis 1827 ein vorteilhafter Antrag das Ehepaar an das Leipziger Stadttheater fesselte. Marschner übernahm wieder die Direktion des Orchesters, aber er war nun in einer ersten Stellung. In Leipzig lebte er vier Jahre in den angenehmsten Verhältnissen und übte sich infolgedessen auch künstlerisch gehoben. Hier entstand „Der Vampyr“ (1828), die genialste und dramatisch wichtigste seiner Opern, die einen Sturm der Begeisterung erregte und ihren Verfasser zum berühmten Manne machte; hier entstanden „Der Templer“ (1829), der Ausgangspunkt der sogenannten „historischen“ Oper,

sowie eine Menge Lieder und Männerchöre, darunter die berühmten „Tunnelführer“, die einem lustigen literarisch-musikalischen Klub, für den sie geschrieben, dem „Tunnel über der Pleisse“, ihren Namen verdankten.

Marschners Werke begannen von ihren Triumphzügen über die deutschen Bühnen zu nehmen, und bald fehlte es nicht an glänzenden Auerbietungen. Ein ehrenvoller Ruf lockte den Komponisten, der ein guter Familienvater war, aus seiner ungebundenen, aber unsicheren Stellung an das Hoftheater in Hannover. Dort wirkte er als Kapellmeister vom Jahre 1831 ab fast drei Jahrzehnte lang und brachte das Institut, besonders das Orchester, unter seiner Leitung zu hohem Ruhm. Er hatte auf diesem Posten mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen. Mit Rührung liest man, wie mühselig und schrittweise er sich ein für seine zahlreiche Familie ausreichendes Gehalt und die seinem Wirken gebührende Achtung erkämpfen musste. Würde ihm das von oben her nicht leicht gemacht, so genoss er dafür in hohem Grade die Genugthuung der Popularität; das Publikum liess es bei keiner Gelegenheit an Zeichen der Verehrung und Anhänglichkeit fehlen.

Itald nach seiner Ankunft in Hannover schuf Marschner sein drittes Meisterwerk, den „Haas Heiling“ (1832), zu dem ihn der Berliner Hofopernsänger Eduard Devrient, der Freund Felix Mendelssohns, den Text geschrieben hatte. Mit dem „Heiling“, der am 24. Mai 1833 in Berlin seine erste Aufführung erlebte, erreichte Marschner die Höhe seiner Erfolge, zugleich aber auch den Gipfel seiner Schaffenskraft. Keine der noch folgenden Opern: „Das Schloss am Aenus“ (1836), „Der Bibu“ (1838), „Adolf von Nassau“ (1845), „Austin“ (1852) und „Hiarne“ (1857), letztere erst nach Marschners Tode aufgeführt, vermochte, so viel Schönes sie auch im einzelnen enthalten, sich zu ähnlicher Bedeutung zu erheben. Unter den drei Werken, die Marschners Ruhm begründet und seine künstlerische Eigenart am stärksten offenbart haben, ist gegenüber dem „Vampyr“ und „Templer und Jüdin“ der „Heiling“ das reifste und vollendetste; es ist auch das einzige, das sich heut noch recht lebensfähig erweist. Der „Heiling“ trug seinem Schöpfer schon zu Lebzeiten Auszeichnungen und Ehrungen aller Art ein. Die Universität Leipzig ernannte ihn nach der mit beispiellosem Enthusiasmus begrüßten ersten Aufführung zu ihrem Ehrendoktor, und anlässlich der Premiere in Kopenhagen im April 1836 wurde der anwesende Komponist vom dänischen Hofe und dem gesamten Publikum aufs lebhafteste gefeiert.

Marschner war für solche Huldigungen empfänglich, und der Misserfolg seiner späteren Opern musste ihn unsonstlich verbittern, als er sich

zurückgesetzt fühlte, und der neuen Richtung, die mit Wagners „Tannhäuser“ in Hannover ihren Einzug hielt, kein Verständnis entgegenbrachte. Auch mancher Schicksalsschlag hatte den von Natur lebensfrohen Mann gebeugt. Die meisten seiner Kinder starben vor ihm, und im Februar 1854 traf ihn der schwere Verlust seiner treuen Lebensgefährtin Marianne. Der vereinsamte, bereits alternde Meister heiratete dann noch einmal im Jahre 1855. Es war eine junge Sängerin von oppiger Schönheit, Therese Janda, der er seine leidenschaftliche Liebe schenkte und die noch einmal einen Liederfrühling in seinem Herzen hervorzauberte.

Im Sommer 1859 wurde Marschner mit dem Titel „Generalmusikdirektor“ pensioniert, doch sollte er auf Wunsch des Königs Georg, so lange seine Kräfte es zulieszen, die Opern Webers und seine eigenen dirigieren. Neue Misshelligkeiten mit dem Intendanten Grafen Platen veranlassten jedoch den Meister, seiner Thätigkeit voller Unwillen ganz zu entsagen. In einem Brief von klassischer Grobheit lehnte er jede weitere Verpflichtung ab und reiste im Herbst 1860 nach Paris, um dort seine Oper „Hiarne“ zur Aufführung zu bringen. Es sollte ihm jedoch nicht gelingen, sein Ziel zu erreichen. Missmutig und bekümmert kehrte er heim, durch ein Augenöbel vollends zur Unthätigkeit verdammt. So war es eine Erlösung, die dem Mäden, nach eingetretener Wassersucht schwer Leidenden, am Abend des 14. Dezember 1861 durch den Tod zu teil wurde.

Marschners Bedeutung liegt ausschliesslich in der Oper, obgleich er sich auf fast allen Gebieten der Tonkunst bewegt hat. Die Zahl seiner Werke, unter denen nach den dramatischen Arbeiten die Männerchöre, eine Anzahl lyrischer Gesänge und einige Kammermusikwerke hervorstechen, beträgt 195. Als Mensch war Marschner keineswegs uninteressant. Von universeller Bildung, sehr belesen und von schlagfertigen, zuweilen boshafte Witz, war er vielmehr eine anregende, von manchem sogar gefürchtete Persönlichkeit. Stolz gegen die Grossen und leutselig gegen die Kleinen, im Anse streng und zugeknöpft, war er im Leben ein humorvoller Gesellschafter, unerschöpflich im Erzählen guter Geschichten, zumal bei der Tafel, deren Freuden er liebte. Seine Korpulenz und sein gemütlicher sächsischer Dialekt gaben seiner Erscheinung, namentlich in späteren Jahren, etwas Behagliches. So sehen wir die Persönlichkeit Marschners vor uns, wie sie in den „Erinnerungen“ seines jungen Freundes Rodenberg geschildert ist. Die Züge des verklärten, sinnenden Dichters aber hat Professor Hertzler festgehalten, in dem Standbild, das Deutschland seinem grossen Toten auf der Promenade vor dem Hoftheater in Hannover in Dankbarkeit errichtet hat.

Leopold Schmitz

## Franz Defregger.

(Geb. am 30. April 1835 zu Stronach, Gemeinde Dölsach, in Tirol.)

(Hierzu Bildnis Nr. 311.)

Wem klinget der Name des Tiroler Malers Franz Defregger nicht lieb und vertraut? — Wohl ist er kein Pfadfinder und Bahnbrecher auf dem Wege kunstgeschichtlicher Entwicklung. Wohl giebt es manchen Künstler, der ebenso gut zeichnet, besser malt und gewandter komponiert. Aber, wie jener zum Herzen der Nation gesprochen hat, darin sind ihm wenige gleich gekommen, und darin übertrifft ihn niemand. Pürwahr, Defregger gehört zu den unserkorenen Lieblingen des deutschen Volkes. Darin gleicht er Ludwig Richter und Moritz von Schwind, ja, um weiter hinauf zu gehen, darin ist er der würdige Nachfolger Albrecht Dürers, des grössten und deutschesten unter allen deutschen bildenden Künstlern.

Franz Defregger ist am 30. April 1835 als Sohn eines wohlhabenden Bauern geboren worden auf dem Ederhofe in Stronach, Gemeinde Dölsach, unweit Lienz in der südlichsten Ecke von Tirol da, wo dieses an Kärnten grenzt. Seine Familie lässt sich bis in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts zurück verfolgen. Merkwürdig, dass in dieser Bauernfamilie plötzlich der eine Spross eine unüberwindliche Neigung zur bildenden Kunst fasste! — Merkwürdig, aber nicht unerklärlich. Das Land Tirol ist uralter Kulturboden. Hier wächst ein kernfestes urdeutsches Geschlecht empor, aber bis hierher erstreckt sich zugleich auch das Wehen des italienischen Schönheitssinnes. In der Anmut der Frauen macht sich dieser italienische Schönheitszauber sogar sehr bedeutsam bemerkbar. Ferner, in keinem deutschen Gau war bis zur Zeit der modernen Ausraubung durch veruchte Krämerbünde Haus und Hof so vollgepfropft von wahrhaft künstlerisch durchgeführter Habe, wie im lieben Land Tirol. Endlich hat der Gebirger vor dem Bauern des Flachlandes zweifellos eine gewisse poetisch-künstlerische Veranlagung voraus, die sich in der kleidsamen Tracht, in der behaglichen Ausstattung und Verzierung des Hauses, in den Schnadahtpfeln, in dem Hang zum Theaterspielen, in Bildschnitzen, ja sogar auch im Haberfeldtreiben und im Wildschützentum äussert. Wenn man sich all dies vergegenwärtigt, so erscheinen einem solche in der Einsamkeit geborene und aufgewachsene Talente, wie Rosegger und Defregger, weniger befremdend.

Schon als kleiner Bub bildete Defregger aus dem Teig, aus dem die Krupfen gebacken wurden, aus Kartoffeln und Rüben allerlei Tiere und Figuren. Ausserdem schnitt er eifrigst mit der Schere aus.

Endlich schenkte ihm der Vater, dem die Künste seines Sohnes allmählich zu imponieren begannen, einige Bleistifte. Nun war weder Tisch noch Stuhl vor seinem Thatendrang sicher. Aber das heranwachsende Jünglingsalter, das dem Bauernsohne die schwere Pflicht eines Arbeitskaechtes auferlegte, bereitere der kindlichen Kunstthätigkeit ein einseitiges Ende. Dann starb der Vater, und der Hof ging auf unseren Franz über. Dieser aber war ausserstande, den mit der Landwirtschaft verbundenen Handel geschickt zu betreiben. Auf jedem Viehmarkt war er der Betrogene. So fehlte er sich denn, nach seinen eigenen Worten, von seiner Existenz „gründlich angeekelt“. Da veranliete er sein Gut und beschloss, nach Amerika auszuwandern. Plötzlich kam es wie eine Ergebung über ihn, Künstler zu werden. So gelangte er durch pfärrherrliche Empfehlung zu dem Lehrer an der Kunstgewerbeschule Stolz in Innsbruck. Dieser führte den hervorragend begabten Schüler, der sich besonders durch eine ausserordentliche Auffassung hervorthat, dann später nach München und geodes Wege in die Werkstatt Piloty's, der zu jener Zeit an seinem „Nero beim Brande Rom's" arbeitete. Aber Piloty konnte den lernbegierigen Jüngling vorläufig noch nicht als Schüler annehmen. Der junge Tiroler musste einstweilen den Vorbereitungsunterricht an der Kunstgewerbeschule besuchen. Dann trat er in die von Anachitt geleitete Malklasse der Akademie ein. Da ihm aber hier der Unterricht nicht gefiel, und ihm ausserdem das Münchener Klima nicht zuträglich war, ging er auf fünf Vierteljahre nach Paris, wo er für sich allein arbeitete, viel sah, seinen Geschmack bildete und sich vor allem in der malerischen Technik vervollkommnete. Also auch dieser urdeutsche Künstler hat in Paris fruchtbare Anregung empfangen. Von Paris begab sich Defregger über München nach seiner Heimat, wo er sich auf einer Alm behaglich einrichtete, Bildnisse nach Jägern und Sonnenratten sowie Studien nach der Natur machte. Hier begann er auch das erste Bild aus dem Tiroler Volksleben, den von einem Wilderer angeschossenen Förster, der nach seiner Hütte heimgeschafft wird zu seinem Weibe, das gerade ihr Kind badet. Mit diesem Bilde fand Defregger endlich im Herbst 1864 in Piloty's Werkstatt Aufnahme. Er war mittlerweile fast 30 Jahre alt geworden.

Es ist bekannt, dass bei Piloty die produktive Fähigkeit durch sein aussergewöhnliches Lehrtalent

noch übertraffen wurde. Defregger ist neben zwei anderen Oesterreichern, dem Böhmen Gabriel Max und dem Solzborger Hans Makart, der bedeutendste, zugleich aber der einfachste und gesündeste Künstler, der aus jener Schule hervorgegangen. Er hat von seinem Lehrer vor allem eine sichere und solide Maltechnik übernommen. Defregger geht weder auf almeisterlichen Galerien, noch auf moderne Preilichtwirkungen aus, sondern giebt die Dinge ohne technische Finessen schlecht und recht so wieder, wie er sie sieht. Allerdings ist er von der (besonders im letzten Jahrzehnt) allgemein gewachsenen koloristischen Feinlichkeit nicht unberührt geblieben, sondern rüstig mit der Zeit fortgeschritten und hat die saftigliche Trockenheit in der Farbe glücklich überwunden. Ausser der Maltechnik hat er von Pflöy auch gar manches von dessen Art und Weise zu komponieren herübergenommen. Während aber Pflöy nicht im stunde war, den fein und sorgsam — wie auf dem Theater — angeordneten Figuren den Odem des Lebens einzublasen, hat Defregger, der seinen Meister an Anschauung und Schöpfungskraft hinlänglich übertrifft, seine gemalten Menschen, mögen sie auch bisweilen (z. B. beim „Preispferd“) etwas künstlich und gezwungen an einander gereiht sein, mit warmem inneren Leben stets zu erfüllen gewusst. Defregger ist der geborene Charakteristiker. Während Pflöy sich vergeblich bemüht hat, die Helden lang entschwandener Zeiten vor unseren Augen wieder auflieben zu lassen, hat Defregger mit unvergleichlich mehr Glück die bescheidenere Aufgabe gelöst, seine Zeit und seine Heimat darzustellen. Und zwar malt er alles, was es daselbst giebt: Menschen und Tiere, Berge und Bäume, die befüglichen Bauernhäuser von aussen und innen, die malerischen Dorfstrassen, das einsame Gehöft, die Sonnblüthe, den Stall, das Kellergewölbe, den Hof, den Holzwinkel. In den Defregger-Band der Völgeln und Klassischen Künstler-Monographien sind eine grosse Anzahl von höchst interessanten derartigen landschaftlichen Interieur- und Strassenstudien veröffentlicht. In erster Linie aber malt er doch die Menschen, seine Tiroler. Er malt die alten Grossmütter, die alten Kracher, die Männer in der Vollkraft der Jahre, die Jungburschen, die Kinder, am liebsten aber doch die bildsünderen neckischen Deandln, bei deren Anblick man im Zweifel ist, ob man ihre Unschuld, ihre Schalkhaftigkeit oder ihre rührende Schönheit mehr bewundern soll. Defregger zeigt uns seine Landsleute in Leid und Freud, in Kriegs- und Friedenszeiten, bei der Mittagsrast und am Feierabend, beim Zitherspiel, beim Tanz und vor dem Tanz, beim Ringkampf und beim „Fautschieben“, beim Brieflesen und beim Plaudern, wie sie den lusti-

gen Erzählungen des „Urlaubers“ oder den ernstschlichten Worten des heimgekehrten Kriegers lauschen. Selbst ein glücklicher Familienvater, verherrlicht er Vaterstolz und Mutterfreude und giebt in höchst zarter Weise all den holden Beziehungen, wie sie zwischen Geschwistern, zwischen Kindern, Eltern und Grosseltern bestehen, bereiten Ausdruck.

Defregger ist in erster Linie Genre- und Bildnismaler. Ausserdem hat er aber auch einige hervorragende Bilder aus der Tiroler Heldenzeit, aus dem Kampf des tapferen Gebirgsvolkes gegen die französischen Eroberer und ihre bayerischen Verbündeten gemalt. Er hat Andreas Hofer als k. k. Oberkommandanten von Tirol in der Hofburg zu Innsbruck, am Vorabend der Entscheidungsschlacht am Berge Isel und auf seinem letzten schweren Gange zu Mantua dargestellt. Das humorvolle Gemälde „Speckbacher und sein Sohn Anderl“ aber hat Defregger im Jahre 1869 zu seinem ersten durchschlagenden Erfolge verholfen. Die hervorragendste Stelle unter seinen geschichtlich-patriotischen Bildern nehmen endlich die „Heimkehr der Sieger“ und „Das letzte Aufgebot“ ein, die unbedingt beide zusammen in dasselbe Museum, etwa in das Ferdinandum zu Innsbruck, gehört hätten, während sich in Wirklichkeit dieses in Wien befindet und jenes die Berliner National-Galerie zielt, welche auch den famosen „Salontiroler“ besitzt. Zum Schluss sei noch — als ein Werk für sich — Defreggers hl. Familie, eine bei allen Anklängen an die alten Venezianer echt Tiroler heilige Familie in der Dorfkirche seiner Heimatgemeinde zu Dölsach erwähnt.

Unter den deutschen Bauernmalern, den Vautier, Knoss, Ehnobler, Kurzbauer, Gabl u. a., nimmt Defregger unbedingt die erste Stelle ein. Er spitzt seine Bilder am wenigsten novellistisch zu und kommt den Darstellungen schöner ruhiger Existenz, wie sie in den klassischen Zeiten der Kunst gemalt wurden, am nächsten. Ausserdem ist er der markigste, kräftigste und wahrste von jenen allen.

Man hat Defregger Schöpfersberei, ja sogar Salontiroleri vorgeworfen, wie mir scheint, durchaus mit Unrecht. Er schildert sein Heimatland nicht von einer falschen, sondern nur ausschliesslich von der schönsten Seite. Eine solche Auffassung ist zweifellos einseitig, aber ist sie unberechtigt!

Ein schöner, stiller und vornehmer Mensch, bringt Defregger ein echtes Künstlerdasein zur Sommerzeit in Tirol, im Winter in seinem reich und behaglich ausgestatteten Heim an der Könglstrasse in München zu. Von allen den bedeutenderen Münchener Malern hält er sich am vornehmsten zurück, als Mensch und als Künstler ein Mann, zu dem man mit Bewunderung und vor allem mit Liebe emporblickt.

Friedr. Haack.

## Adolf Wilbrandt.

(Geboren am 24. August 1837 zu Rostock.)

(Hierzu Böhm's No. 312.)

Als Adolf Wilbrandt zum Lehrer des Wiener Burgtheaters berufen wurde, hatte er sich seit langen einen Namen als Dichter gemacht, grosse und seltene Erfolge waren ihm beschieden gewesen. 1875 war er für seine Römertugendödie „Gracchus der Volkstribun“ mit dem Grillparzerpreis, der damit zum erstenmale verteilt wurde, drei Jahre später, zusammen mit Franz Nissel und Ludwig Anzengruber, vom deutschen Kaiser mit dem grossen Schillerpreis gekrönt worden. Bezeichnenderweise aber hatte er den letzteren nicht für ein bestimmtes Stück erhalten, sondern weil er nach dem Wortlaut des Kommissionsbeschlusses „sich wiederholt und auch im laufenden Triennium um die deutsche Bühne verdient gemacht“ habe.

Wie bisher fast jede, wurde auch die damalige Verleihung dieses zur Förderung deutscher Dichtkunst gestifteten Preises nicht gerade sehr heiflig aufgenommen, am wenigsten von der Kritik — und allerdings nicht mit Unrecht. Die Verdienste Wilbrandts um die deutsche Bühne lagen entweder weiter als drei Jahre zurück, waren also ausser Wettbewerb, oder sie lagen gar erst im Dunkel der Zukunft, denn das 1877 erschienene Drama, das vor allem in Betracht gezogen war, „Kriegsküld“, verdiente trotz mancher Schönheiten, die besonders die Liebesscenen erfüllen, und die so gross sind, dass man zu Zeiten an Kleist, ja selbst an Shakespeare erinnert wird, trotz der gehobenen und doch einfach edlen Sprache, durchaus nicht eine so hervorragende Auszeichnung. Schon der Versuch, der hier unternommen war, den gigantischen Sagenstoff alles Sagenhaften und Debernaturlichen zu entleiden und in die reale Wirklichkeit zu übersetzen, musste misslingen und ist misslungen, weil dadurch die Wurzel seiner zwingenden Grösse abgeschnitten ward. Die Stücke aber, um die es sich bei der Wahl der Kommission sonst handeln konnte, waren durchweg vor dem Jahre 1875 erschienen, nämlich vor allem die überaus feinen und geistreichen Lustspiele „Unerreichbar“ (1870) und „Jugendliebe“ (1872), Dichtungen, die, von einer zarten und wirklichen Poesie durchweht, ebenso wie die etwas späteren umfangreicheren „Die Verhältnisse“, „Die Maler“ und „Durch die Zeitung“, einen frischen, manchmal freilich barocken Humor und eine Aonnet der Phantasie und der Behandlung zeigen, die ihrem Schöpfer einen hohen Rang in der an dauernden Werken nicht sehr reichen Geschichte des deutschen Lustspiels sichern. Insbesondere „Jugendliebe“ ge-

hört unstreitig zu dem Besten, was unsere Litteratur in dieser Art aufzuweisen hat.

Das schon einmal gekrönte, 1873 erschienene Trauerspiel „Gracchus“ dagegen steht nicht auf dieser Höhe, wenn es auch mancherlei Vorzüge besitzt. Es ist ausgezeichnet durch eine bedeutende Kraft der dramatischen Gestaltung, durch eine Wucht der Leidenschaft und Sprache, die es hoch über alle gleichzeitigen Stücke und auch über viele erfolgreiche Bühnenwerke neuerer Zeit erheben, und die es bedauern lassen, dass das Stück heute fast vergessen ist. Auch nicht es unbedingt höher als das aus dem folgenden Jahre stammende Trauerspiel „Arrin und Messalina“, das in glühenden Farben die sündlichen Zustände der römischen Kaiserzeit schildert, und das seinen Erfolg vor allem dem genialen Spiel der Charlotte Wolter verdankt. Ihre Leistung war so hinreissend, dass Hans Makart, dessen blendende Kunst vielleicht nicht ohne Einfluss auf den Dichter gewesen war, sie als Messalina malte. — Das historische Schauspiel „Der Graf von Hammerstein“ endlich, in dem eine mittelalterliche Familiengeschichte trotz klar zu Tage tretender genauer Bühnenkenntnis etwas langweilig behandelt wird, war schon im Jahre 1870 entstanden.

Das Buch aber, an das man bei der Verteilung jenes Preises oder besser bei ihrer Begründung wohl nicht einmal dachte, durch das sich Wilbrandt aber, obwohl es kein Theaterstück war, indirekt am meisten „um die deutsche Bühne verdient gemacht“ hatte, lag noch viel weiter zurück, es war bereits 1863 erschienen, sein berühmtes Buch über den geoesen, unglücklichen Heinrich von Kleist.

Im übrigen bewies er erst später, sowohl durch seine dramaturgische Thätigkeit, als auch durch weitere dramatische Arbeiten, dass er der ihm zu teil gewordenen Auszeichnungen nicht unwürdig war. Von diesen Arbeiten seien noch erwähnt „Assunta Leonil“, „Die Tochter des Herrn Fabricius“ und vor allem „Der Meister von Palmyra“. In diesem dramatischen Gedichte hohen Stils, das zwar schon 1889 erschien, aber erst Mitte der neunziger Jahre — zuerst am Deutschen Theater in Berlin — aufgeführt wurde, ist der uralte Gedanke, welcher der Sage vom ewigen Juden, dem rastlos den Frieden suchenden Wanderer, zu Grunde liegt, in höchst geistreicher Weise mit dem Problem der Seelenwanderung verknüpft, indessen trotz seiner glänzenden Eigenschaften, trotz des tiefen und reichen Gedankeninhalts, trotz der Farbenglut, welche die klingvolle

und hohe Sprache und — nicht zuletzt — den zeichnerischen Apparat des Werkes auszeichnen, befriedigt es als Bühnenwerk doch nicht recht, weil ungeschickt das scheinbar das Ganze zusammenhaltenden Grundgedankens der feste einheitliche Zusammenschluss fehlt, und jeder Akt sozusagen ein Ganzes für sich bildet, und weil es schon an und für sich ein allzu gewagtes Beginnen ist, die Handlung eines Schauspiels sich über viele Menschenalter erstrecken zu lassen.

Vielleicht ist es zu bedauern, dass der Dichter für diesen bedeutenden Stoff nicht die epische Form gewählt hat. Durch zahlreiche Romane und Novellen hat er bewiesen, dass er sie ebenso gut, wo nicht besser beherrscht, als die dramatische.

Als Erzähler hat Wilbrandt zuweilen einen Hang zum Uebersinnlichen gezeigt, der gleich in seinem ersten, 1864 erschienenen Roman „Geister und Menschen“ zum Ausdruck kam, dessen Held Emanuel von Swedenborg, derschwedische Spiritist und Geisterbauer, ist. Dieser Roman, der mit etwas groben Mitteln arbeitet, liess zwar noch vieles zu wünschen, aber schon in „Der Licentiat“ (1868) und noch weit mehr in den „Novellen“ und „Neuen Novellen“ zeigte der Dichter Vorzüge, die oft an Paul Heyse's beste Arbeiten erinnern. Wilbrandt zeigt in seiner Schreibweise die gleiche Eleganz und denselben vornehmen Stil, aber er erscheint reifer, männlicher. Er hat seitdem, unermüdetlich schaffend, Novellen und Romane in grosser Zahl veröffentlicht, von denen ganz besonders die „Novellen aus der Heimat“ als meisterhaft zu bezeichnen sind. Von den grösseren Schriften sei „Herrmann Ingger“ erwähnt.

Wir entsinnen uns, einmal einen Ausspruch des Dichters gelesen zu haben, der ausserordentlich charakteristisch für seine ganze Erscheinung in der Literatur ist. Die Eindrücke, die der Dichter von früh auf empfing, die führende Hand des vielseitig gebildeten Vaters, die ganze Atmosphäre des Elternhauses — alles wies ihn auf seinen späteren Beruf hin; es schien ihm — so ungefähr lautete jener Ausspruch — ganz selbstverständlich, dass er ein Dichter werden müsse. In der That fehlte ihm die Anlage nicht, davon zeugt so ziemlich alles, was er geschrieben; aber das Ueberwiegende in seiner Begabung liegt doch wohl auf einem anderen Gebiete. — Lessing hat mit grossartiger Bescheidenheit von sich gesagt, dass er kein Dichter sei, dass er alles künstlich aus sich herausholen müsste, und wenn dieser Ausspruch auch insofern auf einer Selbstverkenning beruht, als trotz aller Geistes- oder Verstandesarbeit Dichtungen, wie er sie uns geschenkt, unmöglich gewesen wären, wenn nicht wenigstens ein Samenkorn schöpferischer Dichterkraft in ihm gelegen hätte, so beweist er doch, wie viel tüchtige Ausbildung eines

scharfen Verstandes, eiserner Fleiss und ein alles beherrschender Wille auch in dieser Hinsicht vermag. Denn es ist klar, dass Lessing vor allem ein kritisches Genie war, ein Mensch von einer Kraft und Bildung des Verstandes, die alles, was an Phantasie und dichterischer Bealagorg in ihm war, bedeutend überwog.

Und ähnlich scheint es — ohne übrigens einen Vergleich ziehen zu wollen — auch bei Wilbrandt zu sein. Auch bei ihm ist offenbar Verstand, Wille und Fleiss das Vorherrschende. Mit einem bei der Jugend nicht eben häufigen Verständnis für die Erfordernisse jenes vielleicht nicht so sehr erkannten, als ersuchten Berufes hat er von Jugend auf gearbeitet, als wolle er nichts anderes als ein tüchtiger Gelehrter werden. Nachdem er die „grosse Stadtschule“, das Gymnasium seiner Vaterstadt, absolviert, studierte er zunächst an der mecklenburgischen Landesuniversität kurze Zeit Jurisprudenz, ging aber bald zu dem Studium der Philosophie und Geschichte über, dem er sich nachher auch in Berlin und München mit grossem Eifer widmete. Nachdem er den philosophischen Doktorgrad erworben, redigierte er von 1859—1861 zusammen mit Karl Brater die nationale „Süddeutsche Zeitung“ und kehrte dann nach Berlin zurück, von wo aus er bald darauf auf ein Jahr nach Südfrenkreich und Italien ging. Nach der Heimkehr liess er sich in München nieder, siedelte aber 1871 nach Wien über, wo er zwei Jahre später in der berühmten Schauspielerin Auguste Baudius seine Lebensgefährtin fand. Zum Direktor des Burgtheaters ward er 1881 berufen und nahm, nachdem er diese ehrenvolle Stellung sechs Jahre bekleidet hatte, seinen Wohnsitz in seiner Vaterstadt Rostock.

Wie gesagt, Wilbrandt hat unermüdetlich gearbeitet, und so ist er denn nicht nur ein tüchtiger Gelehrter, sondern auch ein bedeutender Dichter geworden. Vor allem freilich ein Gelehrter nicht nur in Hinsicht auf Bücher und Bücherwissenschaft, sondern auch hinsichtlich jener grösseren, die nicht aus Büchern geschöpft wird, der Erkenntnis der Welt und Menschheitsgeschichte nicht nur, sondern der Welt und der Menschheit selbst.

Mit als das Beste von ihm ausser jenen kleinen Lustspielen wird man die Arbeiten bezeichnen müssen, die ihn als künstlerisch schaffenden Gelehrten zeigen, seine höchst interessanten Uebersetzungen von Dramen des Euripides, des Sophokles und Shakespeares, seine anziehende Biographie Fritz Reuters, seine tiefgründige, überaus fein empfundene Studie über „Holderlin, den Dichter des Pantheismus“, und vor allem seine unübertroffene, wenn nicht unübertreffliche, geistreiche literarhistorische Monographie über Heinrich von Kleist. Paul Wazanke

## Robert von Mohl.

(Geb. am 17. August 1799 zu Stuttgart, gest. am 5. November 1875 zu Berlin.)

(Herrn Büdins No. 513.)

Schließt sich an eine Zeit politisch hoher Entwicklung in England und in Frankreich eine Blüte nationaler Poesie und eine Entfaltung des geistigen Lebens fast regelmässig an, so scheint für unsere wirrenreichen deutschen Geschichte das Verhältnis zwischen staatlichem Aufschwung und nationaler Kulturhöhe umgekehrt; denn die goldenen Tage unserer klassischen Dichtung erschienen einem Geschlechte, das seit langem in Kleinstaaterei lebend, nach einem Jahrhundert herber religiöser Kämpfe, die Form des nationalen Staates fast verloren zu haben schien. Im Norden beginnt auf alten Kolonialboden ein nützliches Geschlecht zum drittenmale in den Tagen nach dem Münsterer Frieden das Kulturwerk, während der Süden, arg zersplittert und überreich an sonderstaatlichen Gebilden, im Genusse einer nicht so schroff abgebrochenen Tradition, insbesondere auf schwäbischem Boden in dem altwürttembergischen Herzogtum ein reicheres geistiges Leben ersehen sieht, das in evangelischer Lehre wurzelt, seine Kraft nicht zum geringsten aus den ständischen Verhältnissen des Landes schöpft. Ist doch Altwürttemberg der klassische Boden, auf dem das „alte gute Recht“ der rein bürgerlichen Elemente sich trotzig allem Ansturm absoluter Fürstengewalt gegenüber behauptet und Männer wie die Moser und Spittler bis zu Ludwig Uhland zu dessen Schirmern aufzurufen gewusst hat. Welch eine Fülle von Talenten erzeugt dieser gesegnete Boden seit dem Jahrhundert der Aufklärung! Friedrich Schiller und Kerner, Hegel, David Friedrich Strauss und Schelling — alle Gegensätze geistigen Lebens entfalten sich auf diesem engen Raume, ihnen allen haftet schwäbischer Erdgeruch an. — Die Gedanken über Staat und Recht, über Gesellschaft und Volkswirtschaft mussten manchen hellen Kopf in dieser Atmosphäre aufleuchten; was Wunder, dass aus einer Familie von Staatsgelehrten und Beamten des „alten Mosers“ Urenkel zu einem universalen Kenner der Staatswissenschaften sich entfalten konnte. Als der älteste der fünf hochbegabten Söhne des Camerallisten und späteren Staatsrats von Mohl am 17. August 1799 zu Stuttgart geboren, ward Robert von Mohl in strenger, verständiger Zucht von seinem energischen, arbeitsamen und gelehrten Vater und einer lebhaften eingezeigten Mutter erzogen. Schnell durchläuft der fleissige und geistig gewandte Knabe das Gymnasium und kann bereits mit 21 Jahren seine in Heidelberg, Göttingen und Tübingen gemachten staats- und rechtswissenschaftlichen Studien mit einer Disser-

tation abschliessen, die den Unterschied der Provinzialstände von der Repräsentativverfassung darlegt, schon im Beginn seiner Laufbahn ein eminent politisches und für die Zeit aktuelles Thema. Er lernt schon in jungen Jahren den trostlosen Zustand der obersten deutschen Bundesbehörde kennen, da er der Württembergischen Bundestagsgesandtschaft in Frankfurt beigegeben ist: „Die öffentliche Rechtspflege des deutschen Bundes“ 1822 und das „Bundesstaatsrecht der Vereinigten Staaten von Nordamerika“ 1824, letzteres eine Arbeit, die dem Interesse der Zeitgenossen voranzüht, zeigen die Richtung dieses jungen Staatsgelehrten auf die kritische Vergleichung des öffentlichen Rechts des deutschen Bundes mit dem Rechte einer anderen, ganz modernen bundesstaatlichen Organisation und trugen ihm eine Tübinger Professur ein, die er, seit 1827 ordentlicher Professor, seiner Absicht entgegen, sich bald vom Lehrstuhl aus wieder dem praktischen Dienste zu widmen, 22 Jahre hindurch inne hatte. In diese Periode fällt eine fruchtbare Thätigkeit Mohls. In scharf ausgeprägter Form stellte er 1829 das Staatsrecht des Königreichs Württemberg als das geltende Recht eines bestehenden Staates dar und gab damit ein Muster für die Publizistik, die damals in der Konstruktion sogenannter gemeinrechtlicher Sätze sich gefiel. Für Württemberg hat dies Buch fast ein Menschenalter hindurch, gleichsam als offizieller Kommentar des Verfassungsrechtes gegolten. Es gehört in die erste Linie staatswissenschaftlicher Leistungen. Mohl tritt hier als ein entschieden konstitutioneller auf, doch ist er monarchischer gesinnt, als die damals in unserem Süden vorherrschende Richtung.

Eine noch allgemeinere Bedeutung verdient die „Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaats“. Das gesamte Gebiet der inneren Verwaltung, soweit sie nicht Finanz-, Justiz- oder Heerwesen betraf, galt dem 18. Jahrhundert als Polizei. Diese im Absolutismus wurzelnde Polizei unternahm nur Mohl, den Anforderungen des modernen Verfassungslebens gemäss, zuerst wissenschaftlich zu bearbeiten. Praktischer Blick, gesundes Urtheil und eine Vergleichung fremder Einrichtungen mit den heimischen, zeichnen dieses Werk aus, dem das Verdienst gebührt, an die Stelle der Willkür wissenschaftliche Grundsätze gestellt und für das, in Erfüllung der höheren Staatsaufgaben selbstthätige Bürgertum, einen Rechtsschutz gegen polizeilichen Eingriff gefordert zu haben.

Die Zwecke des Volkswohls zu erfüllen ist die Aufgabe des modernen Staates; nicht nur auf Rechtsschutz beschränkt sich nach Mohl dessen Thätigkeit. Gleichsam den Abschluss der alten Polizeiwissenschaft bildend, ist Mohls Werk zugleich das Fundament zu dem Bau einer modernen Verwaltungswissenschaft, wie sie in Lorenz von Stein ihren Baumeister gefunden hat. Der freiwillige Politiker trat 1845 dem in seinen Massnahmen unter bayerischer Wahrung konstitutioneller Formen durchaus absolutistischen Ministerium Schlayer entgegen, wofür er die Erhebung von seiner Professur und seine Strafversetzung nach Ulm erlähren musste. Mohl schied deshalb aus dem württembergischen Staatsdienste und folgte 1847 einem Rufe auf das Heidelberger Katheder. Hier ward er in die deutsche Bewegung gezogen, in der er zunächst den grossdeutschen Standpunkt einnahm und Oesterreich die Führung in den deutschen Dingen zuerkannte. Erst die Frankfurter Erfahrungen von 1848 führten ihn zur deutschen erbkaiserialen Partei. In der Paulskirche als Vertreter von Mergenthaler-Gerabronn dem linken Zentrum angehörend, kam seine Sachkunde der Beratung der Grundrechte zu Gute; als Justizminister zog sich Mohl dann vom Reichsverweser und von Herrn von Schmerling politisch zurück, doch sind ihm die Publikation einer deutschen Wechselordnung und die ersten Schritte zur Ausarbeitung eines deutschen Handelsgesetzbuches zu danken. Die in Süddeutschland ausbrechende Revolution nach König Friedrich Wilhelm IV. Abkehrung der Kaiserkrone bewog Mohl ebenso wie Heinrich von Gagern zur Niederlegung seines Amtes und seines Mandats. Für Männer wie Mohl gab es damals wenig Raum im öffentlichen Leben. Der Realitätsmus war durch die Restriktion abgelehrt, und selbst Baden, dessen Heidelberger Hochschule Mohl in der ersten Kammer vertrat, erlief die Wirkungen reaktionären Regiments.

Die deutsche Sache und die Forderung verfassungsmässiger Freiheit bilden den Kern seines damaligen politischen Programms. Als Lehrer förderte er seine Schüler durch Klarheit der Methode wie durch die rückhaltlose Offenheit seines politischen und seines sittlichen Urteils. Der Schriftsteller fand nun Musse zur Ausarbeitung jenes standard work, das für lange Zeit seinen Namen in der Wissenschaft lebendig erhalten wird, der grossen „Geschichte und Litteratur der Staatswissenschaften“. Hierfür war Mohl seinem gesamten Studiengang und seinen universalen literarischen Interessen nach, wie kein zweiter Autor geeignet, und sein Werk steht einzig da in der Weltliteratur. Es ist keine einheitlich organisch entwickelte Geschichte der Staatswissenschaften. In monographi-

sehen Darstellungen, die die Verflechtung der Ideen mit dem Leben bieten, treten uns die staatsrechtlichen Zustände bei den einzelnen Kulturnationen gegenüber, an die deren Staatsrecht sich anschliesst. Die historische Entwicklung der geltenden Rechtsordnung unter den sie beeinflussenden geistigen Strömungen wird aufgehebt. Staats- und Gesellschaftswissenschaft, die Staatsromane, das sogenannte philosophische wie das allgemeine konstitutionelle Staatsrecht finden neben dem deutschen Staatsrechte seit Gründung des Bundes, dem französischen Staatsrechte und dem der nordamerikanischen Union ihre Behandlung; dazu kommt englisches und schweizerisches Staatsrecht, wie die politische Oekonomie in ihrer Litteratur. Die Abhandlung über zwölf deutsche Publizisten, deren Mohl ein Denkmal gesetzt, gehört neben dem Kapitel über die Macchiavelli-Litteratur und die Behandlung der Charaktere englischer Staatsmänner des 18. und 19. Jahrhunderts zu den hervorragendsten Abschnitten der ungemein reichhaltigen Arbeit, die Kritik mit Gelehrsamkeit in ihrer fruchtbaren Verbindung offenbart. Doch Mohl war kein philosophischer Kopf, ein Mangel, der in seiner „Encyclopédie der Staatswissenschaften“ hervortritt, die der modernen, einheitlichen geschichtsphilosophischen Auffassung entbehrt. In „Staatsrecht, Völkerrecht, Politik“ schöpft der Autor aus dem reichen Born seiner Studien und seiner Erfahrung und spricht seine Ueberzeugung stets aus, unbedünnt um Zustimmung oder Tadel von oben oder von unten. Seit 1860 badischer Bundestagesgesandter in Frankfurt, vertrat Mohl das badische Reformprogramm dort im Sinne der nationalen bundesstaatlichen Einigung und einer freiheitlichen konstitutionellen Entwicklung der Einzelstaaten. Bittere Tage waren dem Patrioten beschieden, als Baden durch den Druck der politischen Lage nach dem verhängnisvollen Bundestagsbeschlusse vom 14. Juni 1866 sein Heer der Bundespolitik zur Verfügung stellen musste im Widerspruch mit den Ueberzeugungen seines Fürsten. Diese Erfahrung hat dann auch Mohls Hoffnungslosigkeit auf die schnelle autonome Entwicklung herabgedrückt, doch hob sich diese bald wieder, als dem nunmehr als badischen Gesandten in München lebenden Staatsmanne das Jahr 1870 die Erfüllung seiner Hoffnungen von 1848 brachte.

Er ist dann Mitglied des deutschen Reichstages geworden, und geistig frisch hat er das „Reichsstaatsrecht“ noch mit freiem, unbeirrtem Blick kritisch zu prüfen unternommen. Ihm ist vor der konsequenten, streng juristischen Gestaltung des neuen öffentlichen Rechts die Thatsache von der höchsten Bedeutung, dass das Reichsstaatsrecht die realen

Machverhältnisse in unserem neuen Staate am besten zum Ausdruck bringt.

Anfang November 1875 war Mohl, der nunmehr Präsident der Oberrechnungskammer in Karlsruhe geworden war, zu den Sitzungen des Reichstags nach Berlin gekommen, wo den thätigen, bei der Lektüre eingeschlafenen Greis der Tod am 5. November überraschte.

Robert von Mohl besass Bescheidenheit gepaart mit Selbstbewusstsein. Sein Streben ging dahin, die

Theorie für das deutsche Staatsleben nutzbar zu machen. Zugleich suchte er die Wissenschaft, die er in universaler Weise wie kein deutscher Publizist vor ihm umfasste, aus dem politischen Leben her zu betrachten. Ein echter politischer Charakter, dessen seltene Strenge durch den frischen Zug des Humors, der ihm eigen war, gemildert wurde, wird er im Gedächtnis seiner Volksgenossen bewahrt bleiben in der grossen Schar streitbarer Geister, die mitgerungen im Kampfe um unsere politische Einigung.

Georg Stampfer.

## Gustav Robert Kirchhoff.

(Geb. am 12. März 1824 zu Königsberg i. Pr., gest. am 17. Oktober 1887 zu Berlin.)

(Hierzu Bildnis No. 343)

Am 12. März 1824 zu Königsberg i. Pr., der Stadt Johannuel Karis, geboren, wo sein Vater Justizrat war, wuchs Gustav Robert Kirchhoff auf unter dem Einflusse eines ernsten Vaters und einer lebhaften, geistig regen Mutter, deren er stets mit besonderer Pietät gedachte. Mit zwei älteren Brüdern besuchte er das Kneiphofsche Gymnasium, das der Achtzehnjährige verliess, um auf der Hochschule seiner Vaterstadt unter Franz Neumann, dem Begründer der neueren theoretischen Physik, und unter dem Mathematiker Richolot, seinem späteren Schwiegervater, Physik und Mathematik zu studieren. Schon 1845 schrieb der junge Physiker über den „Durchgang der Elektrizität durch Platten“. Nachdem er seine akademischen Studien mit der Doktorpromotion 1847 abgeschlossen, erhielt er ein damals selten gewähltes Stipendium zu einer wissenschaftlichen Reise nach Paris, deren Ausführung indessen die politischen Verhältnisse nicht zuliesse. 1848 habilitierte sich dann Kirchhoff an der Berliner Universität, von wo aus er 1850 einem Rufe als ausserordentlicher Professor der Physik nach Breslau folgte. Mit Bunsen, der 1851 bis 1852 in Breslau Dozent war, hat Kirchhoff dann eine wissenschaftliche und persönliche Freundschaft geschlossen, die für die Wissenschaft ausserst fruchtbar geworden ist. 1854 ging Kirchhoff nach Heidelberg, das die Geburtsstätte seiner epochemachenden Entdeckung der Spektralanalyse geworden ist.

Sie stellt sich dar als die Untersuchung des Spektrums des von einem Körper ausgehenden oder von ihm durchgelassenen Lichtes, in der Absicht, die stoffliche Beschaffenheit des Körpers zu ergründen. Unter Spektrum versteht man das Farbenbild, in das zusammengesetztes Licht durch Dispersion mittels

eines Prismas oder durch Biegung ausgebreitet wird. Wie die Tonhöhe durch die Schwingungsdauer der Saite bestimmt wird, so wird auch die Farbe durch die billionenmal schnelleren Luftschwingungen definiert, doch behält das Licht die ursprüngliche Richtung bei, indes der Schall die Richtung ändert. Während nun das menschliche Ohr die Klangfarbe von etwa 1200 Tonhöhen zu unterscheiden befähigt ist, vermag unser Auge allein die Richtung zu erfassen, aus der ein Lichtstrahl es trifft. Seine Unterscheidungsfähigkeit der Schwingungsdauer des Lichtes ist gering; aus rot, grün und violett sind alle Farben herzustellen. Das Auge ist nur ein Raumsinne, der die Farben nur dann gesondert wahrnimmt, wenn sie räumlich getrennt sind, und der diese Wahrnehmung unterstützende Apparat stellt sich als Spektralapparat dar. Die Beobachtung des Sonnenspektrums nun, die Wollaston zuerst zur Wahrnehmung von schwarzen Linien darin führte, und dessen Farben Newtons Prisma noch nicht scharf zu trennen vermochte, leitete den Optiker Fraunhofer bei weiterer Untersuchung dieser Linien dahin, auch andere Lichtquellen ausser der Sonne spektroskopisch zu beobachten, und er fand dabei entsprechend helle Linien, wo dunkle Linien im Sonnenspektrum erschienen. Diese hellen Linien waren dann zumeist durch die Anwesenheit von Natrium in der Lichtquelle begleitet und wurden mit D. von Fraunhofer bezeichnet. Kirchhoff und Bunsen unternahmen nunmehr im Jahre 1857 durch Fraunhofersche Flintprismen die Beziehung der gelben Farbe, die Natrium, so bald es durch die Hitze der Lötrohrflamme lebhaft glühend und verflüchtigt wurde, dieser erteilte, zur Fraunhoferschen D-Linie festzustellen. Kirchhoff beobachtete die

D-Linie in einem Sonnenspektrum und erwartete, nachdem er zugleich eine kochsalzhaltige (natriumhaltige) Flamme ins Gesichtsfeld gebracht hatte, die früher schwarze Linie hell zu sehen, was auch bei schwachen Wolkennächte geschah, während bei hellem Sonnenlichte diese dunkle Linie noch breiter und schwarzer wurde. Daraus schloss er: die dunklen und die heller Linien sind nicht wesentlich verschieden; jeder Körper absorbiert genau dasselbe Licht, das er ausstrahlt; ist er hell auf dunklem Grunde, so erscheinen auch seine Linien hell auf dunklem Grunde; ist er selbst schwach leuchtend und sieht man durch ihn hindurch eine hellere Fläche, so erscheinen dieselben Linien dunkel im hellen Felde. Damit war der Fundamentalsatz der Umkehrung der Spektrallinie, von der Beziehung zwischen dem Absorptions- und dem Emissionsvermögen gefunden. Die Eindeutigkeit dieser Linie stand fest, nun war noch ihre Unveränderlichkeit zu untersuchen.

Wie jedes Glas einen charakteristischen Ton, jeder Mensch eine ihm eigentümliche Stimme besitzt, so ist auch jede Substanz durch die Schwingungsdauer des von ihr absorbierten, oder ausgehenden Lichtes charakteristisch bestimmt. Man benutzte die Tatsache, dass leuchtend glühendes Natrium der Lötrohrflamme eine gelbe, Lithium eine rote, Kupfer eine grüne Farbe gab, schon längst zur quantitativen chemischen Analyse. Um nun bei verschiedenen in einer Flamme befindlichen Substanzen die Bestandteile in dem Farbenspektrum mit dem Auge unterscheiden zu können, legte Kirchhoff alle Strahlen von verschiedener Schwingungsdauer in ein reines Spektrum räumlich auseinander. Er erreichte damit, dass die Farbe eines jeden Bestandteiles des Gemisches an einer anderen Stelle des Spektrums zum Vorschein kommen musste, und somit war jeder Bestandteil sofort an dieser seiner Farbe erkennbar. Sein feinsinnig konstruierter Spektralapparat lieferte ihm also von jedem Körper in glühendem und flüchtigem Zustande nur ein ganz bestimmtes, ihm charakterisierendes Licht. Da die meisten Körper gleichzeitig verschiedene Strahlen von verschiedener Schwingungsdauer ausstrahlen, so geben sie viele Spektrallinien. Somit war eine Methode gefunden, die zu einer Untersuchung der Spektrallinien der wichtigsten chemischen Elemente verwendet wurde. Diese Linien wurden genau aufgezeichnet und bei einer Untersuchung des Sonnenspektrums fand man die Linien des Natriums, Eisens, Mangans, Nickels und anderer Stoffe naturnützlich dunkel auf hellem Grunde. Die Resultate dieser Forschungen wurden zuerst 1859 publiziert. Die von Kirchhoff aufgestellte Skala giebt im sichtbaren Teil des Sonnenspektrums 3000 Teile an, und noch  $\frac{1}{10}$  eines jeden solchen Skalentheils ist dem Auge erkenn-

bar, so dass man im sichtbaren Teile des Spektrums 30.000 einfache Farben, d. h. 30.000 verschiedene Schwingungsdauern zu erkennen vermag, eine Leistung des Auges, welche die unseres Ohres noch um ein Vielfaches übertrifft. Die Erweiterung der Grenzen des beobachteten Spektrums führte zur Entdeckung neuer und bisher unbekannter Metalle, und in noch der dreißigsten Teil eines Milligramms Kochsalz spektral nachweisbar ist, zu anderen neuen Resultaten. Das Gesetz der Farbmischung, der Farbenwahrnehmung ist durch die Spektralanalyse entdeckt worden, auch die Farbenblindheit lehrte sie kennen. Dadurch, dass sie die Astronomie zur Entdeckung der meisten irdischen Stoffe in der Sonne und auf den übrigen Weltkörpern führte, konnte die Spektralanalyse den Beweis liefern für die Thatsache der Gleichartigkeit aller Materie im Weltraume. Ueber der Sonne, die eine aus glühenden, festen oder flüssigen Stoffen bestehende Oberfläche haben muss, muss, wie die Spektralanalyse gezeigt hat, eine Atmosphäre glühender Gase lagern, die auf das von der Oberfläche ausstrahlte weisse Licht eine absorbierende Wirkung ausübt. Die Fixsterne lehrte diese Methode teils als abgekühlte Sterne, teils als solche Körper erkennen, auf denen die Stoffe keinem der irdischen Stoffe entsprechen, teils stellten sie sich der Untersuchung als von dichter Gasatmosphäre umgeben dar, als jugendliche Sterne, die sich erst in Aeonen zur Festigkeit der Sonne verdichten werden. Nebelbecke, Nordlicht und Kometen werden noch durch Spektralanalyse weiter erforscht werden müssen. Weiter führte die Anwendung der Spektralanalyse zur Entdeckung der vulkanischen Eruptionen auf der Sonne (Protuberanzen), eine Entdeckung, die Kirchhoffs Anschauung vom Wesen der Körper auf der Sonne glänzend bestätigte. Die Wärmebewegung der Moleküle bei hohen Temperaturen wird indessen durch den Spektralapparat ebenso beobachtet wie die kosmischen Geschwindigkeiten in den Wirbelstürmen der Sonnenatmosphäre. Das Mikrospektroskop hat längst seine fruchtbringendste Anwendung in der Zuckerindustrie, beim Bessmerprozess, der Untersuchung des verfälschten Weines, zur Auffindung photographischer Sensibilatoren und so fort, wie vielfach in der Heilkunde gefunden. — Sind auch andere Physiker der Kirchhoffschen Entdeckung schon nahe gewesen, so ist es sein Verdienst, theoretisch und experimentell für die Methode der Spektralanalyse die feste Basis geschaffen, zahllose charakteristische Spektren von Elementen fixiert und sie unzweifelhaft genossen zu haben, so dass er für zahlreiche Entdeckungen auf weiten Gebieten der Naturwissenschaften die Bahn gebrochen hat. Allein auch ohne dass er je ein Prisma in der

Hand gehabt, wäre Kirchhoff doch einer der grössten Physiker aller Zeiten gewesen. Danken wir ihm doch den elektrostatischen Beweis des Ohmschen Gesetzes, Untersuchungen über Elastizitätsverhältnisse von Stahl und Messing. Und als dem Erforscher der Sonne die Kraft seines milden, blauen und einst so feurigen Auges geschwächt war, das bezaubernd zu blicken vermochte, und ihn ein hartnäckiges Fussleiden dem Experimentiersaal entzog, da suchte sein frischer Geist und sein heller Forschergeist, nachdem er einem dritten Rufe folgend 1873 in Berlin den Lehrstuhl für theoretische Physik eingenommen hatte, sich in das Wesen der Naturerscheinungen zu versenken und sie qualitativ und quantitativ in ihrem ganzen Verlaufe zu erfassen. Dieser Verlaufe wird erst durch die „Mathematik des Continuums“, die Unendlichkeitsrechnung, erkennbar. Die theoretische Physik sucht Gleichungen zu bilden, die frei von Hypothesen sind und möglichst genau und quantitativ richtig der Erscheinungswelt entsprechen. Unbekümmert um das Wesen der Dinge und Kräfte suchen diese Gleichungen alle magnetischen, oder elektrischen, oder thermischen Erscheinungen, wie etwa die elektrischen Schwingungen in Drähten, vorauszu-

berechnen. Die Magnetisierung eines unendlich langen Eisenzylinders, der theoretisch für den Mathematiker sich als Ring darstellt, hat Kirchhoff ebenso berechnet, wie er den Kondensator (d. h. zwei geladene parallele Platten) zu einem der wichtigsten Messapparate statischer Elektrizität gemacht hat. Stets hat er, wie seine Arbeiten über Dampfspannungen, über Reflexion und Brechung des Lichts und ähnliche Dinge beweisen, die schwierigsten und brennendsten Fragen der Physik erörtert und die mathematischen Methoden bedeutsam gefördert. Seine „Mechanik“ zeigt die höchste Vollendung in der Kunst präzisester mathematischer Darstellung, bei der kein Strichleichen unentbehrlich ist. Seit Beginn der achtziger Jahre lähmte Krankheit seine Thätigkeit, doch ertrag Kirchhoff, gemüth der ihm eigenen inneren Harmonie, sein Leiden mit erhabener Geduld, bis ihn am 17. Oktober 1887 der Tod erlöstete.

Ein deutscher Mann, ein Mensch von heutzugewinnender Güte, so lebt Gustav Robert Kirchhoff im Gedächtnis seiner Zeitgenossen. Die späteste Nachwelt aber wird unter den Männern, die unser Jahrhundert zeugte, ihn neben einem Euler, Gauss und Maxwell die Bewunderung nicht vorenthalten, die seinem Wirken gebührt.

Georg Stamer.

### Richard Lepsius.

(Geb. am 23. Dezember 1810 zu Naumburg a. d. Saale, gest. am 10. Juli 1884 zu Berlin.)

(Hierzu Bildnis No. 365.)

KARL RICHARD LEPSIUS wurde am 23. Dezember 1810 zu Naumburg a. S. geboren, und zwar als sechstes von neun Geschwistern. Schon in der Wiege gleichsam umgab ihn der Sprössling einer alten sächsischen, dann preussischen Beamtenfamilie die Atmosphäre historisch-philologischer Forschung. Aus den drei Bänden kleiner Schriften, die des Sohnes Pientz aus den gelehrten Arbeiten seines Vaters zusammengestellt und herausgegeben hat, spricht die Gründlichkeit, mit der sich Karl Peter Lepsius als preussischer Landrat des Kreises Naumburg in die Lokalgeschichte seiner Heimatstadt vertieft hatte und das gerade in jener realistischen Richtung auf Siegel-, Wappen-, Münz- und Sagenkunde, wie wir sie später in des Sohnes weitumfassender Forschungsweise wiederkehren sehen. Auf der Schulporte zur Universität vorbereitet, legte er in Leipzig, Göttingen und Berlin den Grund zu einer riesigen Detailkenntnis des klassischen Alterthums. Mit Männern wie Gottfried Hermann, Otfried Müller, Ewald, Heeren, Dahlmann, Boeckh, Lachmann, Hopp stand er schon als Student in unregelmässiger, vertrauter

Verkehr. In Paris kam für ihn lebensbestimmend hinzu die Lehre des geistvollen Sanskritisten und Zendforschers Eugène Burnouf. Schon erregte er die Aufmerksamkeit und grossen Hoffnungen des Freiherrn Jostias Bunsen, der damals Generalsekretär des archäologischen Instituts in Rom war. Bunsen lud ihn nach Rom ein, damit er dort die reichen Sammlungen altägyptischer Inschriften studieren und sich, von Champollion 1826 persönlich dafür erwärmt, der Erforschung der altägyptischen Denkmäler, Schriften und Sprachen widmen sollte. In Rom 1836 mit dem berühmten Aegyptologen Rosellini, zwei Jahre später in Leyden mit dem trefflichen Museumsdirektor Lozmann bekannt geworden, bereitete er sich auf eine grosse Forschungsreise ins Land der Pharaonen vor. Inzwischen gab er Abhandlungen und Spezialwerke über sprachvergleichende und ägyptologische Stoffe heraus, deren wichtigstes die sehr schwierige erste Edition des „Totenbuches der Aegypter“ nach dem hieroglyphischen Papyrus in Turin war, auf 79 Tafeln in 4<sup>o</sup> Leipzig, 1842. Nach der Thronbesteigung

König Friedrich Wilhelms IV. gelang es den vereinten Bemühungen Alexanders von Humboldt und Busenrs, den kunsinnigen Monarchen für den Lepsius'schen Reiseplan zu gewinnen. Mit ausgezeichneten Empfehlungen an den Vizekönig Mehemed Ali von Aegypten ausgerüstet und von diesem mit den weitgehendsten Vollmachten versehen, begann der 31jährige Lepsius seine epochemachenden Ausgrabungen und Erwerbungen ägyptischer Altertümer, die er drei Jahre lang, vom September 1842 bis zum Oktober 1845, über die gewaltige Strecke von Alexandria bis Khartum ausdehnte. Im Januar 1846 mit einer Ausbeute von gegen 1500 Originaldenkmälern und Gipsabgüssen, die jetzt das ägyptische Museum Berlins bilden, zurückgekehrt, trat er nun in eine 35jährige Periode der ruhigen Verarbeitung des mitgebrachten Forschungsmaterials ein. Das Hauptergebnis der Reise war die Herausgabe der (1859 erschienenen) „Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien“, 12 Bände grossen Folioformats mit 894 Tafeln ohne begleitenden Text. Das Werk ist nach Ebers „das grosse Haupt- und Fundamentalbuch für das Studium der Aegyptologie“ jetzt und für alle Zeiten.

Noch früher erschienen war, schon 1849, seine „Chronologie der Aegypter“, mit welcher er in die Wirrnisse der ägyptischen Geschichte zum erstmaligen Licht brachte und zwar hauptsächlich an der Hand historisch-astronomischer Arbeit. Der Aegyptologe Dümichen nennt die „Chronologie“ ein Meisterwerk, bei dessen Studium man von Anfang bis zu Ende in Bewunderung sich beugt vor der ebenso übersichtlichen und klaren Anordnung des aus überwältigender Masse sorgfältig und geschickt ausgesonderten Materials, wie nicht minder vor den auf dieses Material gebauten schärfsten Betrachtungen, Vergleichen und Schlussfolgerungen. Ein Werk, das diesem an dauernder Bedeutung gleichkommt, ist die 1880 erschienene „Nubische Grammatik“, deren Hauptwert in der nur 126 Seiten umfassenden „Einkleinung über die Völker und Sprachen Afrikas“ besteht. In diesem Riccauwerte langjähriger Einzel-

studien wird „zum erstmaligen in köbster Weise“, nach den Worten Dillmanns, „ein grossartiges Gesamtbild von der Gruppirung und geschichtlichen Verbreitung sämtlicher Sprachen und Völker Afrikas entworfen“. Wieder ein anderes, in seiner praktischen Bedeutung noch unterschätztes Werk war das „Standard Alphabet“ (London und Berlin 1863), dessen schon früher erschienene deutsche Bearbeitung beteiligt ist „Das allgemeine linguistische Alphabet“, Grundsätze der Uebersetzung fremder Schriftsysteme und bisher noch ungeschriebener Sprachen in europäische Buchstaben“ (Berlin 1855). Die hohe Bedeutung dieses Buches beruht darin, dass die weitumspannende „British and Foreign Bible Society“ sich für ihre Bibelübersetzungen in schriftlosen Sprachen das Lepsius'sche System der Transkription fremder Sprachlaute zu eigen gemacht hat. Ausser diesen Werken und solchen wie „Das Königbuch der alten Aegypter“ (Berlin 1856), veröffentlichte Lepsius nach und nach eine fast unabschbare Reihe von Abhandlungen über die Geschichte, Mythologie, Archäologie, Kunst und Schriftsysteme der alten Aegypter, die letzte grössere Arbeit war die über „Die Längengasse der Alten“ (Berlin 1885). Als Professor, Museumsdirektor der ägyptischen Altertümer, Oberbibliothekar der Königlichen Bibliothek (seit April 1873) hatte er nach und nach alle Stufen zusehender Anerkennung erstiegen und war im Jahre 1873 Geheimer Regierungsrat, im Jahre 1883 Geheimer Oberregierungsrat, im Jahre 1869 Ritter des bayerischen Maximiliansordens und 1872 Inhaber des Ordens pour le mérite geworden. Aber wenn er auch als glanzvoller Gelehrter im Gedächtnis seiner Schüler, als musterhafter Bearbeiter in der Erinnerung der Regierungskreise fortlebt, so wird nicht minder unvergessen bleiben, dass er ein auch den Hut-suchenden aus bürgerlichen Kreisen zugänglicher Menschenfreund und in den Abendjahren der vornehmen Welt ein unübertroffener Plauderer war, ein mit seinem humboldtischen Wissen ebenso in Erstaunen setzender Mann der Wissenschaft, wie mit seiner edelfreien Menschlichkeit einnehmender Gesellschafter.

Hermann Brunnhofer.

### Jacques-Fromental Halévy.

(Geb. am 27. Mai 1799 zu Paris, gest. am 17. März 1866 zu Nizza.)

(Hierzu Bildnis No. 316.)

**H**ALÉVY, der Zeitgenosse Meyerbeers und Mitbegründer der grossen französischen Oper, wurde am 27. Mai 1799 in Paris geboren, in einem der Häuser, an deren Stelle sich jetzt das Gebäude der

Grossen Oper erhebt. Sein Vater, Elias Halévy, war aus Fürth bei Nürnberg gebürtig und als Talmdogelehrter wie als hebräischer Dichter und Schriftsteller ein angesehenes Mitglied der Pariser

israelitischen Gemeinde; seine Mutter stammte aus Lothringen. Es ist daher nicht zufällig, dass in der Musik Halévy's, in dessen Adern deutsches Blut floss, die Eigentümlichkeiten der französischen Nationalität eine verhältnismässig geringe Rolle spielen. Seine musikalische Ausbildung verdankte er dem Conservatoire. Als der zehnjährige Knabe in der berühmten Anstalt Aufnahme fand, stand Sarret an der Spitze der Verwaltung; Männer wie Gossec, Cherubini, Méhul, Berlon, Kreutzer und Baillot gehörten dem Lehrkörper an. 1811 wurde der junge Halévy in der Composition Schüler Cherubini's und entwickelte bald ein so starkes Talent, dass ihm zu wiederholten Malen Preise zugesprochen wurden, zuletzt im Jahre 1818 der grosse Staatspreis (prix de Rome), der ihm das Stipendium für eine Studienreise nach Rom verschaffte. Bevor Halévy diese Reise antrat, veröffentlichte er sein erstes Werk, ein De profundis mit grossem Orchester, das 1820 im israelitischen Tempel aufgeführt wurde. Seinen Aufenthalt in Italien vertheilte er auf Rom und Neapel; er kam in engere Berührung mit der italienischen Kunst, lernte den damals auf der Höhe seines Ruhmes stehenden Rossini kennen und begann durch Composition von Konzerten und Balletsätzen sich eine gefällige Faktur anzueignen. In Wien, das Halévy auf seiner Rückreise im Jahre 1823 berührte, widmete er sich ernsteren Arbeiten und empfing namentlich von dem Schaffer Beethoven, den er häufiger sah, einen bleibenden Eindruck. Aehnlich wie Meyerbeer hatte mithin Halévy sich eine kosmopolitische Kunstanschauung angeeignet, bevor er, nach Paris zurückgekehrt, als dramatischer Komponist seine glänzende Laufbahn begann.

Die folgenden zehn Jahre waren für den Komponisten eine Zeit der Vorbereitung und der künstlerischen Versuche. Zunächst schrieb Halévy eine komische Oper „Le Jaloux et le Méfiant“, dann komponierte er den antiken Stoff „Pygmalion“ und eine grosse Oper „Erostrate“. Von diesen Arbeiten hatte nur „Pygmalion“ 1827 die Aussicht, am Théâtre-Italien aufgeführt zu werden; eine Intrigue veranlasste jedoch, dass die Oper noch während der Proben zurückgezogen wurde. Um diese Zeit obte Halévy, der bereits seit 1820 Gesangslehrer am Conservatoire war, am Théâtre-Italien die Funktion eines Kopierschreibers aus; 1829 wurde er an die Grosse Oper berufen, um sich mit Hérold in das Amt eines Gesangsmeisters zu teilen. In demselben Jahre errang er mit dem „Dilettante d'Avignon“ an der Komischen Oper seinen ersten Erfolg. Eine Reihe kleinerer Werke, die freundliche Aufnahme fanden, fällt in die Zeit zwischen Halévy's glücklichem Debut und dem Erscheinen seines Hauptwerkes „Die Judin“. Bei diesem hatte der junge Meister den erfahrenen

Scribe zum Mitarbeiter und teilte an dem Stoffe mit der ihm eigenen minutiösen Sorgfalt, bis er 1834 nach vielen Umformungen die endgültige Gestaltung gefunden hatte. Die „Judin“ erlebte am 23. Februar 1835 in Paris ihre erste Aufführung und bedeutete für Halévy einen vollständigen Sieg. Die Bahn der grossen Erfolge war ihm damit eröffnet, der Klang seines Namens für immer gesichert. Was dem Talente des Komponisten besonders lag: kühne und leidenschaftlich bewegte Dramatik, weit ausgreifende Konzeptionen und ein gewisser Pomp des scenischen Apparates — in dem Textbuch der „Judin“ fand es sich veredelt, und wie vielleicht hat Halévy die Feinheit und den Reichtum seines Rhythmus, das Pathos seiner Melodie glücklicher entfaltet als in dieser Partitur. Noch drei der späteren Werke hoben sich aus der Menge seiner Erfolge bedeutsam hervor. Es waren das die komischen Opern der „Blitz“ (Dezember 1835), das „Thal von Andorra“ (November 1848) und die historische Oper „Charles VI.“ (März 1849); doch auch „Guido und Galverna“, die „Königin von Cypern“, die „Musketiere der Königin“, die Märchenoper „La Fée aux roses“ und endlich sein letztes Werk „La Magicienne“ (1859) waren Triumphe seines Genies. Dennoch blieb Halévy für die Geschichte der Komposition der „Judin“, und keine seiner späteren Schöpfungen hat in Frankreich oder im Ausland die gleiche Popularität erlangt. Die „Judin“ ist auch das einzige Werk Halévy's, das sich auf der Bühne lebensfähig erhalten hat. Der dramatische Inhalt, die vornehme und charakteristische, dabei für den Sänger ausserordentlich dankbare musikalische Erfindung, unterstützt durch eine geistvolle Instrumentation, haben noch heute ihre Wirkungsfähigkeit nicht eingebüsst. In dem Gesamtschaffen Halévy's nimmt freilich die komische Oper eine fast ebenso wichtige Stelle ein; nach dieser Seite hat er uns im „Blitz“, einer Oper mit vier Personen und ohne Chöre, das intimste und grässlichste Zeugnis seines Könnens hinterlassen.

Halévy war auch als Schriftsteller in bemerkenswerther Weise thätig. Seine Abhandlung über den Organisten Frolberger, seine Schriften über die Orgel, über den Ursprung der französischen Oper, über Allegri und das Miserere in der Sixtischen Kapelle, sind gleich interessant durch den gedanklichen Inhalt wie durch die Gewandtheit der Form. Ferner gab Halévy eine Arbeit über das Diapason sowie ein Studienwerk „Leçons de lecture musicale“ heraus und redigierte den Dictionnaire de la langue des beaux-arts. Unter seinen Aussprüchen findet sich das prophetische Wort, das er gern wiederholte: „La musique n'a pas dit son dernier mot“.

Seit dem grossen Erfolg der „Judin“ war Halévy der gefeierte Mann des Tages. 1829 wurde er an Reichs Stelle Mitglied des „Institut de France“, 1834 ständiger Sekretär der Akademie der Künste. Im Jahre 1830 folgte er einer Einladung nach London und brachte dort eine italienische Oper „La Tempesta“ (nach Shakespeare) zur Aufführung. Glücklicherweise seine künstlerische Laufbahn war auch des Meisters Familienleben. Die Liebe seines Bruders Léon Halévy, der ihm aufs intimste verbunden und ein treuer Mitarbeiter bei der Umformung seiner Textbücher war, hat dem Künstler und Menschen in den 1860s erschienenen

Mémoires ein Denkmal gesetzt. Als zu Ende des Jahres 1861 sein Gesundheitszustand bedenklich erschüttert war, verliess Halévy zum erstenmal wieder auf längere Zeit Paris, um sich mit den Seinen zur Erholung nach Nizza zu begeben. Dort begannen die in steter Arbeit aufgeriebenen Kräfte schnell zu schwinden, und am 17. März 1862 schloss er die Augen für immer. Seine Leiche wurde nach Paris überführt, und am 24. März fand eine ergreifende und denkwürdige Trauerfeierlichkeit statt, die dem Gefühle Ausdruck gab für das, was sein Volk und seine Kunst an dem grossen Tode verloren hatte.

Leopold Schmidt.

## Heinrich Sienkiewicz.

(Geb. 1846 in Wala Odrzajka im Lukowschen Gouvernement in Russisch-Polen.)  
(Hierzu Bildnis No. 373.)

Auf dem Gebiete der heutigen polnischen Literatur giebt es nur einen Namen, von dem man mit Recht behaupten kann, er sei bekannt überall, wohin die Kultur eingedrungen ist. So populär Henryk Sienkiewicz auch in Polen ist, so echt polnisch auch seine Dichtung ist: er wird nicht weniger etwa in England und Amerika bewundert und die Zahl der Uebersetzungen seiner Werke wächst von Tag zu Tag. Hierin liegt schon ein Teil der Charakteristik dieses genialen Schriftstellers, der wie überhaupt die besten Männer Polens nationale Eigenartlichkeit mit den Ideen des Westens harmonisch in sich vereinigt.

Henryk Sienkiewicz begann vor einem Vierteljahrhundert seine dichterische Wirksamkeit als Novellendichter. Seine kleinen Erzählungen, von denen „Die Kohlenstücken“, „Janko der Musikant“, „Hania“, „Als Sklave bei den Tataren“ wohl die gelungensten sind, liessen einen Schriftsteller ahnen, der zwar scharfe Beobachtungsgabe, inniges Gefühl und Plastik der Darstellung besass, doch in seinem etwas absichtlichen Realismus nicht frei von tendenziösem Pessimismus war. Eine Ueberraschung bereiteten die folgenden Werke, und zwar eine für die polnische Literatur so heilbringende Ueberraschung, wie dies sonst niemals bis jetzt der Fall gewesen. Statt der kleinen Skizzen ein Roman von imposanter innerer Grösse, glänzender Darstellungskraft, staunenswerten Reichtum der Sprache, von einem lebenswüthigen Tone, der doch die dichterische Objektivität keineswegs in ihrem Rechte verkürzte, mit einem Worte ein klassisches Muster der Gattung

des Romans, der ja von Haus aus ein Epos in Prosa ist. Der Roman „Ogniem i mieczem“ (Mit Feuer und Schwert), dem dann in kurzen Abständen zwei weitere „Die Sirttur“ und „Herr Wolodyjowski“ (deutsch auch als „Der kleine Ritter“) folgten, bildet mit ihnen eine zusammenhängende Trilogie. Ihr Hintergrund ist das XVII. Jahrhundert, jene für die Geschichte Polens so bedeutungsvollen, unglückseligen Jahre, wo es unter der Regierung Johann Casimirs von Schweden unter Carl Gustav, von aufrehrerischen Kosaken unter Chmielnicki, von Siebenbürgern unter Rakoczy, von Russen und allen möglichen Feinden auf einmal angegriffen, heiznabe in letzten Atemzügen lag. Neben Bildern des tiefsten Verfalls, des schändlichsten Verrats, der schmachvollsten Flucht, des grössten Unglücks weist die Geschichte jener Zeit zahlreiche Scenen und Gestalten von fast übermenschlicher Kraft, heldenmüthigem Patriotismus, feuerfestem Glauben auf. Kein Wunder, dass an manchen polnischen Dichter schon die Versuchung nahe trat, hier aus dem Vollen zu schöpfen; hat doch kein Geringerer als Slowacki mit Vorliebe in Gedanken in dieser Epoche verweilt. Auch Sienkiewicz erlag dieser Versuchung und schuf ein unsterbliches Meisterwerk — besonders in den beiden ersten Theilen der Trilogie. Mit einer an George Sand erinnernden Energie des dichterischen Genies handhabt er den Pinsel und malt die buntesten, geossartigsten Gemälde, unerreichbar in der Schilderung der Schlachten; mit gleicher Kraft und Aufrichtigkeit durchleuchtet er die Skala der Stimmungen und Empfindungen, von der erschütterndsten Tragik

bis zum ausgelassensten Humor, alles in die Späßen der Poesie erhebend. Mag man an manchen Stellen Homers Einfluss — keine Schande, sich vor Homer zu beugen! — an anderen wieder den des älteren Dumas (Les trois Mousquetaires, Vingt ans après und Bragelonne) bemerken, besonders aber in der Darstellung der vier Hauptrollen, die einen Freundschaftsbund schliessen, — mag endlich einer jener Kampfesgenossen, der unvergleichliche Zagloba, gewisse Züge von dem Shakespeareschen Falstaff gelehrt haben: die Trilogie hat ihr eigenes, individuelles Leben. Einen weiteren, nicht zu unterschätzenden Vorzug sieht man in der Sprache, die ohne gesucht archaisch zu sein, dem XVII. Jahrhundert so gut zu Gesicht steht und an Reichtum, Pracht und Prägnanz ihresgleichen sucht.

Für Sienkiewicz' Originalität zeugt auch der darauf folgende Roman. Statt des gewaltig breiten historischen Gemäldes ein zeitgenössischer Ich-Roman, der, wie es ein Meister in der Behandlung psychologischer Probleme, Bourget, fein und treffend sagte, ein Haar in vier spaltet. Der Roman „Obne Dogmę“ stellt mit peinlicher Genauigkeit in der Hauptgestalt, Ploszowski, einen Menschen dar, der im Besitze der höchsten geistigen Kultur, auch mit materiellen Gütern gesegnet, steuer- und raderlos durchs Leben fährt und endlich zerschellt, da ihm jedweder Glaube, mag er religiöser, ethischer oder anderer Art sein, jeder Funke des Willens fehlt. Der Roman erreichte nicht bei weitem die riesige Popularität der historischen Trilogie, was nicht allein durch den Mangel an ausgesprochen patriotischen Gehalt zu erklären ist; die Feinheit der psychologischen Auseinandersetzungen geht doch zuweilen zu weit und wird auf die Dauer ermüdend. Dagegen ist der Vorwurf, als habe Sienkiewicz Bourget's „Disciple“ nachgeahmt, vollständig unbegründet.

Hier hier Sienkiewicz eine spezielle, moderne Krankheit untersucht, so entrollt er in dem nächstfolgenden Roman, in der „Famille Polaniecki“, ein breites Bild aus der Gegenwart. Vergebens würde man hier nach grandiosen Konflikten suchen, dramatische Augenblicke sind sogar selten; das Ganze ist ein ruhiger, moderner Roman in der Art des Thackeray und im Mittelpunkt steht eine in der kurzen Inhaltsangabe beinahe triviale Geschichte von einem Manne, der gut und bieder, doch schwach, seiner Ehefrau untreu wird, jedoch bald reuig Busse thut; freilich muss man auch hier die Mannig-

faltigkeit der scharf gezeichneten Gesalten bewundern und den edlen Gedanken, ohne jede Spur von aufdringlicher Tendenz anerkennen.

Die um dieselbe Zeit entstandenen kleinen Erzählungen müssen hier unbesprochen bleiben, es thut not, des Meisters letzten bis jetzt vollendeten Roman kennen zu lernen. Das Unternehmen muss kühn genannt werden, nach so vielen Romanen aus der Zeit Neros noch einen zu schreiben. Sienkiewicz gelang dies Wagnis in „Quo Vadis“ vortrefflich. Ohne den archaischen Ballast, der in dergleichen Romanen am meisten stört, stellt er in grossem Massstabe das bunte Bild jener Zeiten dar, sowohl das Rom der Cäsaren, als auch die Anfänge des Christentums. Wie gewöhnlich bei Sienkiewicz, so werden wir auch hier, ohne es zu merken, allmählich mit dem Milieu bekannt gemacht, bis es vor unseren Augen in seiner Vollständigkeit steht. Eine interessante, wenn auch einfache Fabel: die Liebe eines christlichen Mädchens und eines jungen edlen Römers, der durch dieselbe zum neuen Glauben bekehrt wird; meisterhaft gezeichnete Gestalten, vor allem die des Petronius, des bekannten arbeiter elegantiarum und des Chilon, eines cynischen Schurken; prachtvolle Bilder — wie der Brand Roms oder die blutigen Schauspiele — wirken packend auf den Leser ein.

In seinem letzten, noch unvollendeten Roman den „Kryzacy“ (Die Kreuzritter) betritt Sienkiewicz wieder das Gebiet des vaterländischen, historischen Romans. Das Werk, dessen Handlung sich im XIV. Jahrhundert abspielt, wird aber wahrscheinlich erst im nächsten Sticum als Buch erscheinen.

Nach dem, was im einzelnen über seine Werke gesagt worden ist, ist eine abschliessende Charakteristik kaum noch nötig. Es wurde schon gezeigt, dass, so vielseitig auch Sienkiewicz' Begabung ist, seine Hauptstärke auf dem Gebiete des historischen Romans liegt, den er in Polen dem allgemein herrschenden ungünstigen Zeitgeschmacke zum Trotz zur neuen, nie dagewesenen Blüte brachte. Sein Talent könnte man malerisch nennen, so genial ist seine Fähigkeit, das bunte Treiben der Menschen anschaulich darzustellen. Staunenswert ist der Reichtum seiner Phantasie, die immer neue Bilder hervorzubringen, niemals ins Triviale fällt. Als Meister des Stils und der Sprache steht er unerreicht da und selbst in Uebersetzung verschwindet diese Schönheit nicht.

Josef Fische.

## Rudolf Leuckart.

(Geb. am 7. Oktober 1812 zu Helmstedt, gest. am 6. Februar 1898 zu Leipzig.)

(Hierzu Bildnis No. 318.)

LEUCKART ist der wissenschaftliche Vater der grössten zoologischen Ueberraschungen im neunzehnten Jahrhundert. Nicht leicht ist ein grösserer Gegensatz denkbar, als zwischen diesem Typus stillen deutschen Forscherlebens und den wahrhaft paradoxen Entdeckungen, die von ihm ausgingen. Wie wenig ist von diesem friedlichen Gelehrtenleben im Umriss des Persönlichen zu erzählen! Seine Studienbahn beginnt um den Anfang der vierziger Jahre in Göttingen, bei Rudolf Wagner, dem alten Physiologen, der in grauer Haar noch mit dem bösen Karl Vogt fechten und seinen närrischen „Köhlerglauben“ verteidigen musste. Hier war gewiss nicht die Schule, um auch nur im engeren Fachgebiet der Zoologie irgendwie zum Neuerer und Aufwacher zu werden. Gestuslos wie er begonnen, geht Leuckart denn auch seinen Weg. Er habilitiert sich in Göttingen, wird 1850 nach Giessen berufen, wird nach fünf Jahren, wie es recht ist, ordentlicher Professor und verlässt diese Professur nach einer Reihe von tüchtigen Arbeitssemestern mit einer besseren in Leipzig. Seit 1869 beherrscht er im guten Leipzig die Zoologie mehr als zwanzig Jahre lang, zuletzt im Rufe eines Altmeisters dieser ganzen Wissenschaft, vor dem jeder die höchste Achtung hat, er stehe nun in Theorien auf welchem Boden er will.

Gegen diese einfachste Linie, in die keinerlei Arabeske einzuschalten ist, muss man nun ein paar Forschungsdaten halten, um den ganzen wunderbaren Vordergrund in seiner Seltsamkeit, wie ihn das Wörtchen „paradox“ bezeichnet, aufleben zu sehen. Ich greife ein paar Schlagworte heraus: Cölenteraten, Siphonophore, Bandwurm, Trichine. Es liessen sich noch mehrere hinzufügen, aber die Erläuterung der vier genügt, um Leuckart bengalisch hell zu machen. Begleiten wir mit dem grössten Begriff, der übrigens der noch am wenigsten paradoxe ist, Leuckart ist einer der Zoologen, die im System der Tiere grosse Provinzen vergeben haben — einer der wenigen, die das konnten; denn die Zahl dieser Provinzen ist beschränkt. Der alte Linné hatte im grossen Reich der Tiere sechs Provinzen unterschieden: die Säugetiere, Vögel, Amphibia, Fische, Insekten und Würmer. Zu den Würmern kam alles, was sonst nicht unterzubringen war. Uns Ende des vorigen Jahrhunderts lehrte dann der treffliche Lamarck, dass diese Provinzen unmöglich gleichwertig sein könnten. Zwischen Fisch und Insekt lag ein tiefer Schnitt. Was darüber stand, war seinem Knochenbau nach „Wirbeltier“;

was darunter kam, bildete die zweite Hauptprovinz der „Wirbellosen“. Wieder etwas später, in unser Jahrhundert schon hinein, fand sich der geniale Cuvier und betonte, dass man noch wieder ein Stück logischer sondern müsse. Erste Provinz: die Wirbeltiere, also alles vom Menschen bis zum Fisch. Dann als zweite Provinz die Gliedertiere (Insekten und gegliederte Würmer), als dritte die Weichtiere (hauptsächlich Schnecken und Muscheln) und als vierte die Strahlertiere. Diese Strahlertiere umfassten Seeesterne und Seeigel ebenso wie Quallen, Scerosen, Korallen. Das schien so äusserst sinnerreich, dass es als „Schöpfungsplan“, als General-Grundriss gleichsam der Tierwelt galt bis in die vierziger Jahre. Da endlich meldete sich noch ein Ketzer mit der Anwartschaft eines Reformators: Leuckart. Er legte Breche in die Provinz der „Strahlertiere“. Der vermeintlich strahlig-reguläre Einheitsrhythmus hatte (nach ihm) verfliehet, zwei absolut verschiedene Tierprovinzen unter einen Hut zu fassen. Völlig verschieden von einander, lehrte er, seien einerseits die Seeesterne und Seeigel, anderseits die Quallen, Scerosen und Korallen. Zwei, nicht eine Provinz seien hier zu rechnen. Die eine sei zu bezeichnen als die der Sterniere oder Stachelhäuter, mit einem Fremdwort: Echinodermen, die andere als die der Pflanzentiere, mit einem (übrigens schlechten) Fremdwort: Cölenteraten. Die Ketzerei gegen Cuvier, damals heftig angefochten und von Tagesautoritäten wie Agassiz niemals anerkannt, ist heute als selbstverständlich in das schlichteste ABC der zoologischen Systematik aufgenommen — der erste Triumph Leuckarts. Die Siphonophore ist schwerer zu definieren. Innerhalb der Sippe der Quallentiere (Medusen) bei jenen Cölenteraten giebt es Geschöpfe von so raffiniert zweideutigem Bau, dass der Streit ältlich wurde, ob jedes dieser Tiere ein Tier sei oder eine aneinander gewachsene Kolonie einzelner Tier-Individuen. Das heisst: der Streit wurde einfach eben durch Leuckart, der (genetisam mit Vogt) behauptete, das, was man bisher für ein einziges quallenähnliches Geschöpf gehalten habe, sei in Wahrheit ein Mischwesen, entstanden durch Zusammenwachsen von so und so viel Einzeltieren, die unter sich eine sinnreiche Arbeitsteilung eingeführt hätten — derart, dass jedes Tier in der Genossenschaft nur noch ein Organ an sich kultivierte, dieses nur noch frass, jenes nur noch sich schwimmend bewegte und jenes dritte nur noch die Art fortpflanzte — jedes aber wohlverstanden zum Nutzen

aller in der Gemeinschaft. Die Siphonophore oder Stasiqualle war der Taufname des Monstrums, um das es sich handelte. Auch diesmal bekam Leuckart recht — doch auf Kosten der Anerkennung eines Wesens, das noch Jahrhunderte lang nicht bloss Zoologen, sondern Philosophen beschäftigen wird. Denn endlos sind die Erörterungen, ob dieser schwimmende Tierstamm nun eine einheitliche Seele: eine Genossenschafts-Seele besitze u. s. w. Der Bandwurm schliesst sich hier gut an. Ist die Siphonophore ein Ungeheuer, zusammengewachsen aus so und so viel Einzelieren zu einem räumlich gemeinschaftlichen „Leber-Tier“, so sind die Bandwürmer und Konsorten gleichsam zeitliche Aneinander-Haftungen ganz verschiedener Wesen. Aus dem Ei des Wurmes entsteht die Finne, ein sozusagen völlig fremdes Geschöpf, das in gewissen Tieren unterhalb des Menschen schwarzt. Erst aus der Finne wird (nicht durch Zeugung, sondern durch Knospung) der junge Bandwurm, der in dem Menschen sich entwickelt, wenn er jenes Tier, etwa ein Schwein oder Rind oder einen Hecht verzehrt, in dem die Finne sass. Dies ist nur das Schema der Sache. Im einzelnen ist die Lebenswelt dieser Eingeweide-Würmer noch unvergleichlich viel abenteuerlicher. Und wieder ist es unser Leuckart, der die Naturgeschichte all dieser Scharakterer mustergültig beschrieben hat. Die Sachen lagen so

toll, dass geradezu behauptet worden war, der Bandwurm entstehe im Menschen durch „Urzeugung“. Die ganze Philosophie hatte sich hineingemischt. Und es war hohe Zeit, dass die nüchternere Zoologie eingriff, die dann freilich eigentlich etwas noch Paradoxeres enthüllen musste. Die Sache mit den Eingeweidewürmern wurde aber auch gleichzeitig eminent praktisch. Der Bandwurm ist schon ein höchst ungemütlicher Gast. Da aber tauchte auf einmal als noch viel gefährlicher die Trichine auf. Wieder musste Leuckart die klassische Darlegung geben. Die paar Beispiele, wie gesagt, deuten nur an. Unerschöpflich war des einzigartigen Leipziger Zoologen Eifer auf diesen abenteuerlichsten und intimsten Jagdgründen der Zoologie. Auch an den Studien, die Siebold berühmt gemacht haben: über die sogenannte Parthenogenese oder Jungferzeugung, die bei gewissen Insekten thausächlich existiert, hat er grossen Anteil. Es war nun einmal sein Los, immer und immer wieder das Paradoxeste ans Licht zu fördern, zoologische Thatsachen, die aller Philosophenweisheit ins Gesicht schlugen. Lächelnd, ohne jeden Parteistandpunkt, gab er seine Wunder.

So verstreuen wir in ihm den echten Gelehrten sine ira et studio, ohne Haas und Absicht, aber gross in jedem kleinsten Pöschgen im weiten Ocean der allzeit „unerkwündersten“ Wahrheit.

Wilhelm Bißschke.

### Alfred Edmund Brehm.

(Geb. am 2. Februar 1829 zu Unter-Renthendorf, gest. am 11. November 1884 ebenda.)

(Hierzu Bildnis No. 39.)

**B**REHM hat sich selbst das Schlagwort geschaffen, in dem er fortlebt: „Brehms Tierleben“. Das Buch, das so heisst, bedeutet eines der grossen deutschen Nationalwerke im neunzehnten Jahrhundert, die nicht mehr bloss im Rahmen einer engeren Wissenschaft zu werten sind, sondern in deren Guss, Aufnahme und Wirkung sich ein Stück Leben unseres Volksgemüths abgespiegelt hat. In den sechziger Jahren äusserte sich in der Menge der Gebildeten einmal wieder unverkennbar der Wunsch nach einem grossen volkstümlichen Tierbuch. Man wurde sich im ganzen des Kulturwertes der Naturforschung, auf den das Jahrhundert so lange jetzt schon hingearbeitet, damals plötzlich hell bewusst. Die Kenntnis des Tieres erschien dabei wie eine erste, freundliche Brücke. Neue Linien der allgemeinen Weltanschauung verknüpften gerade Tier und Mensch stärker als man je geahnt. Und

aus der zoologischen Wissenschaft selbst kam eine Bewegung entgegen, die die glücklichste Anknüpfung verliess. Das Heimnis echt populärer Tierbeschreibung hat immer und immer wieder in dem toten Museumsgeist gelegen. Selbst Oken war hier noch in gewisser Hinsicht gescheitert, seine Bünde erschienen der jüngeren Generation schon wieder staubig und grau wie die morschen Vogelbülge einer zwar systematisch exakt nummerierten, aber ewig vom Leben verlassenen Sammlung. Nun fing die Zoologie selber energisch an, mit dem Museumsgeist bei sich aufzuräumen. Das Studium der niederen, wirbellosen Tiere brach zuerst den Bann; es trieb die Forscher an die Seealgen, vers lebendige Objekte. Aber auch für Säugetier und Vogel regte sich eine ganz neue Betrachtungsweise. Wer hatte sich bisher hier mit dem lebenden Tier eigentlich beschäftigt? Der Reisende im fernen Land, der Jäger,

der Forstmann, der Tierzüchter, der Menageriebesitzer dahintr. Ein Riesenschatz lag in ihren Beobachtungen aufgestapelt. Der Museumsgelehrte hatte es bloss bis dahin nicht recht für voll angesehen. Jetzt wurde aber unbedingt nötig, das Eine die ganzen Dinge auch nach dieser Seite einmal sichtbar und in das zoologische Hauptbuch einzutragen. Gerade hier aber lag die beste Bezugsstelle mit volkstümlicher Tierkunde. Denn so fremd dem Laien die strenge Systematik und ihre Grundlage, die Zergliederungskunst, sind, so lustig lebt er mit, wenn ihm das Tier in Wald und Feld gezeigt wird. Ein Stock Jäger steckt schliesslich in jedem farbigen Reisebildchen aus wildem Lande, wo der Löwe brüllt und das Nashorn trabt, packen auch das schlichteste Gemüt. Es musste nur der rechte Mann kommen, so mochte jenes neue Buch vom „lebendigen Tier“, das die Fachzoologie brauchte, auch in einem das ersuchte volkstümliche „Tierleben“ werden. Brehm wagt es. Er gibt ein selbständiges Kompendium der gesamten Jagd-, Reise- und Tierzucht-Zoologie der Zeit in anschaulichster Zusammenstellung, durchwebt mit bestem eigenen Beobachtungsmaterial und illustriert durch Tierbilder von unerreichter Treue durchweg nach dem lebenden Original. Das Werk wird für die wissenschaftliche Zoologie sofort zu einem Quellwerk ersten Ranges. Im Volke aber feiert es einen Triumph, wie ihm der Verfasser selber nicht entfernt geahnt hatte; die alte Trennungswand war wirklich mit ihm durchhauen und das ganze Interesse der Menge ergoss sich in breitem Strom nach der Seite dieser Sorte anmutiger und verständlicher Zoologie herüber. Brehm war eben nicht bloss der Mutige, sondern er war das Genie für diesen Fleck. Ein einfacher Fachzoologe hätte selbst bei klarer Erkenntnis des springenden Punktes dieses „Tierleben“ gar nicht schreiben können. Brehms Lebensbahn bis dahin klang wie ein orientalisches Märchen. Aber im Kern war dieses Märchen genau die nötige Bildungsgeschichte für diesen Zweck.

Brehm stammte aus einem Pfarrhause im Sachsen-Weimarschen. Aber der Pfarrer, der den Bauern von Renthendorf fünfzig Jahre lang predigte, Christian Ludwig Brehm, war zugleich der berühmteste Vogelkenner Deutschlands. Seine Sammlung harte Weltweit, seine Lehrbücher sind noch heute Klassiker der Ornithologie. Von Theologie hat der Sohn später nichts wissen wollen. Aber schon als Kind hatte er beim Vater gelernt, wie man Vögel schiesset und fürs Museum präpariert und wie man, noch wichtiger wie das, den lebenden Vogel beobachtet. Es war das Kapital seines Lebens. Als der Achzehnjährige sich für ein Berufsstudium entscheiden soll, geht es sogleich den Ausschlag: ein reicher süddeutscher Baron, der Jagdabenteurer

sucht, nimmt ihn als Sammelgehilfen mit nach Afrika — noch ehe er eine Universität besucht hat. Fünf Jahre verschwindet Brehm aus Europa, von 1847 bis 1852. Fünf Jahre toller zoologischer Romantik! Nordostafrika wird bis tief ins Wildeste und Unbekannte durchstreift. Unglaubliche Massen seltener Vögel werden erbeutet. Das freieste, aber gefahrvollste Jägerleben wird ausgekostet bis zur Neige. Ein Krokodil frisst ihn beinahe, einem rasenden Nilpferd entrinnt er noch in letzter Sekunde. In Chartum haust er mit einer ganzen Menagerie von Ungeheuern — eine notdürftig gezähmte Löwin teilt mit ihm die Stube. Hier in Chartum erlebt er aber noch Gefährlicheres als Jagdgeschichten. Sein Baron ist heimgesamt und zu Hause bankrott geworden. Es heisst warten und Geld leihen. Aber sein Mut ist unverwundlich. In Sitte und Ansehen wird er völlig Muselman und erreicht es, dass reiche türkische Freunde ihm den unwahrscheinlichsten Kredit gewähren. So kommt er endlich doch noch wieder beim nach Renthendorf, wo der Alte inzwischen gewissenhaft die heimgesandten tausend Vogelbalge ausgestopft hat. Nie ist der Duft und Schimmer dieser phantastischen Jahre wieder aus Brehms Lebensauffassung gewichen und das ganze „Tierleben“ steht in ihrem Bann. Aber er fühlte damals doch, dass seine Ausbildung eine zu einseitig praktische geworden war. So hat er dahinter nachträglich noch regelrecht Zoologie studiert. Sobald das absolviert war, ging's dann in die liebe Praxis zurück. Er durchstreift Spanien, dann Norwegen, immer mit der Ruthe und dem prachtvollen Beobachtungsauge. Inzwischen entdeckt er aber eine neue Gabe in sich: einen leicht improvisierten, wunderbar farbigen Stil als Erzähler. In einem ersten Bande beschreibt er das „Leben der Vögel“; mit Rossmittler schildert er die „Tiere des Waldes“. Nochmals reist ihn eine grosse Weltfahrt von Schreibisch fort: er begleitet als eine Art zoologischen Reiseankers den jagdliebenden Koburger Herzog Ernst II. nach Afrika — bis Massaua, 1862. Auch von dieser Tour mit zoologischen Schätzen und Kenntnissen überreich beladen und in voller Lebenskraft heimgelehrt, ist er jetzt „reif“ für das „Tierleben“. In den sechziger Jahren langsam Band um Band erscheinend, bezeichnet es den Höhepunkt seines Schaffens wie seines Lebensglücks. Von da ab ist Brehms Bahn unstet, seine Leistung fragmentarisch geworden. Noch eine wissenschaftlich wertvolle Reise war ihm beschieden: 1877 mit Finsch und Waldburg-Zell durch Sibirien bis zur chinesischen Grenze; ihre Resultate sind besonders der zweiten Auflage des Tierlebens zu gute gekommen. Noch ein wertvolles Buch hat er geschrieben über „Getragene Vögel“, schliesslich

doch nur ein Exkurs zum Tierleben. Im übrigen verfolgte ihn später ein gewisses tragisches Verhängnis. Mit der jung aufblühenden Liebe bei allen Gebildeten für populäre Tierkunde kamen die zoologischen Gärten und Aquarien in den sechziger und siebziger Jahren hoch. Keller schien berufener, da zu organisieren und zu leiten wie Brehm; keiner war tatsächlich ungeeigneter. Diese Institute auf der Grenze von Zoologie und Geschäftsunternehmungen forderten nicht bloss Wissen und Liebe, sondern vor allem geschäftliche Fähigkeiten. Brehm besass davon nicht die Spur. Sein erster Versuch als Direktor des Zoologischen Gartens war in Aegerger ausgegangen. Nun schuf er das Berliner Aquarium; heute noch ein Prachtstück naturwissenschaftlicher Belehrung in künstlerisch köstlichem Rahmen. Das Ende war auch hier eine Katastrophe. Viel zu spät merkte Brehm, wo er nicht hingehörte. Aber nun wohin sonst? Ein paar Jahre zog er mit dem Kronprinzen Rudolf von Oesterreich herum, wieder als

zoologischer Beirat und Jagdgenosse wie einst mit dem Koburger Herzog. Dann verlegte er sich, ein wunderbarer Redner wie er stets gewesen war, mehr und mehr auf Vortragsreisen. Nicht ohne Wehmut fest man heute das nachmals gedruckte Konzept dieser Vorträge. Schön und tief von Inhalt und meisterhaft vorgeführt durch die originale Wucht seiner grossen Individualität, haben diese Vorträge ihn selbst doch vor der Zeit gebrochen und vernichtet. Endlos musste er dasselbe vortragen wie jeder Dutzendreisende in solchen Dingen. Das hielt sein feiner Geist nicht aus. In Nordamerika, auf einer Parforce-Tour bloss noch zu diesen Zwecken, brach er zusammen, um im alten Pfarrdorf daheim, wo sein Stern einst aufgeglüht, sang- und klanglos zu sterben.

Es bedarf nur des Zauberwortes „Tierleben“, um das Bild des müden Wanderers den grössten Namen in der Naturforschung des neunzehnten Jahrhunderts leuchtend anzureihen.

Wilhelm Bötsche.

### Karl Theodor Ernst von Siebold.

(Geb. am 10. Februar 1804 zu Würzburg, gest. am 7. April 1885 zu München.)

(Hierzu Bildtaf. Nr. 150.)

Das neunzehnte Jahrhundert hat uns der Enttöhlung eines grossen Mysteriums näher geführt. Wir haben zunächst gelernt, den Leib des Menschen gleich dem aller höheren Tiere und Pflanzen aufzufassen als eine Vereinigung vieler Millionen kleiner lebendiger Körperchen, der „Zellen“. Es ist das die Linie der Entdeckungen, die über die Namen Schleiden, Schwann und Mohl läuft. Diese Auffassung gab dann den Schlüssel für eine noch viel bedeutsamere Erkenntnis. Sie entzückte uns bis zu einem gewissen Grade die Entstehung eines neuen Menschen. Von dem Millionenverbande der Zellen des männlichen Leibes löst sich eine einzelne lebende Zelle, die Spermazelle. Entsprechend löst sich vom Zellverbande des weiblichen Menschen die Eizelle. Diese beiden Zellen verschmelzen miteinander zu einer neuen Einzelzelle. Und indem diese sich jetzt nach einem bestimmten Bauplane wieder in Tausende von neuen Zellen auseinanderspaltet, die sich in fest vorgeschriebener Weise ordnen, entsteht, erst klein, dann rasch wachsend — ein neuer Mensch. Mit dieser Erkenntnis war zugleich ein alter Zwist geschlichtet: die Streitfrage, ob dieses Neuentstehen im innersten Wesen ausschliesslich dem männlichen oder dem weiblichen Organismus verdankt werde. Die Zellentheorie trat genau für die Mitte ein: jeder

elterliche Zellverband liefert eine der andern gleichwertige Zelle, also regelrecht die Hälfte des anfänglichen Baumaterials, und erst die Verschmelzung dieser beiden Zellen schafft den wahren Grundstein des Neubaus. Es läge nun nichts näher, als sich die Dinge, wie sie so beim Menschen sind, verallgemeinert auch zu denken über alle Tiere und Pflanzen hinweg, so weit diese sich durch Keimzellen fortpflanzen: überall als erste Notwendigkeit zwei Zellen, eine männliche und eine weibliche, und ohne Mischung dieser beiden Zellen überhaupt kein Neuentstehen eines jungen Individuums. Diese Verallgemeinerung wäre aber ein schwerer Irrtum, und was uns davor bewahrt hat, war die Entdeckung der sogenannten Parthenogenese. Das Wort ist abgeleitet vom griechischen Parthenos, die Jungfrau, und Genesis, Zeugung oder Hervorbringung, es bedeutet also so viel wie „Jungferzeugung“. Die Entdeckung lehrt, dass es eine ganze Reihe verhältnismässig schon hoch entwickelter Tiere giebt, bei denen sich auch aus unbefruchteten Eiern, also einseitig bloss aus einer weiblichen Eizelle, junge Tiere wirklich bilden können. Das berühmteste Beispiel ist die Bienebabnign. In der Million Eier, die sie legen kann, befinden sich abwechselnd befruchtete und unbefruchtete Eier. Aus beiden aber

erwachsen Bienen, und zwar aus den unbefruchteten Eiern männliche Bienen oder Drohnen, aus den befruchteten weibliche Arbeitsbienen und neue Königinnen. Um wenige Thatsachen in der Tierkunde des neunzehnten Jahrhunderts ist so erbittert gekochten worden, wie um diese. Wenige haben eine so ungeheure Mühe gemacht, aber auch so viel mustergründigen Scharfsinn und Gelehrtenfleiss herausgefordert, bis man endlich in ihrem Besitze war. Der wissenschaftliche Begründer und Verkämpfer der ganzen Lehre von der Parthenogenesis ist Siebold.

Siebold stammte aus einer vielverzweigten Gelehrtenfamilie. Grossvater, Vater, Onkel, Bruder und sogar zwei weibliche Verwandte waren anerkannte Grössen auf dem Gebiete der Geburtsheiferkunde. Sein Schicksal schien ihn zuerst in die gleiche Linie zu treiben. Als praktischer Arzt ausgebildet, kam er mit dreissig Jahren als Direktor der Hebammenschule nach Danzig. Doch die Nähe des Meeres begünstigte zoologische Studien an niederen Seetieren, wobei er denn zunächst einer Geburtsgeschichte dort auf die Spur kam, die sein ganzes Interesse in Anspruch nehmen musste. Die Qualle oder Meduse, ein seltsames Tier des Oceans, vermehrt sich in vielen Fällen so, dass zwar zuerst regelrecht eine Eizelle und Samenzelle miteinander verschmelzen, — dann aber erwacht aus dem befruchteten Keim ein festsitzender Polyp, und aus dem Polypen sprossen erst pflanzenartig wieder Quallen hervor, die jene Eizellen und Samenzellen wieder erzeugen. Man nennt das „Generationswechsel“, und Siebold lieferte damals, in den dreissiger Jahren, einige der wichtigsten Beiträge dazu, wenn er auch nicht gerade der endgültige Entdecker dieser ganzen Sache war. Den eifrigen jungen Arzt, der sich da zum genauen Zoologen einschulte, entdeckte aber eines Tages selber bei einem zufälligen Besuche Alexander von Humboldt. Ihm, dem unermüdeten Förderer, verdankte Siebold 1840 einen Ruf als Professor der Tierkunde nach

Erlangen. Später ist er nach Freiburg und Breslau übergesiedelt und zuletzt (von 1853 bis ins hohe Alter) als Professor der Anatomie und Direktor der zoologischen Sammlungen in München geblieben. Obwohl noch im Alter lebhafter Darwinianer, war Siebold doch Zeit seines Lebens nicht so sehr Theoretiker in grossen Fragen, als praktischer Detailforscher. Aber es glückte ihm, mit diesem Detail sich gerade auf Stellen durchzuhaken, die keine kühnste Theorie sich so hätte ausdenken können. In diesem Sinne steht er nahe neben seinem Zeitgenossen Leuckart, mit dessen Arbeiten sich seine auch stofflich mehrfach berühren. Alles aber, was er geschaffen, tritt zurück gegen die eine grösste Entdeckung seines Lebens, die Parthenogenesis. Er hatte dabei seine Vorläufer wie jeder grosse Pfländer. So hatte insbesondere der treffliche, von ihm selbst hoch anerkannte Bienenvater Dzierzon jene abenteuerlichen Gewohnheiten der Bienenkönigin schon nachdrücklich behauptet. Die angebliche Thatsache war in diesem Falle aber so ungemeinlich, dass die ganze Eleganz und Sicherheit der Methode eines Siebold, ein Menschenleben lang auf den einen Punkt konzentriert, nötig wurde, um hier und auch noch weiterhin und anderswo die Parthenogenesis zu einer Wirklichkeit für die echte Forschung zu erheben. Nebenher hat der gleiche Siebold dann noch viel anderes für die Tierkunde gethan, zum Beispiel schuf er im System die Tiergruppe der Urtiere oder Protozoa und betonte früh den durchgreifenden Unterschied, dass sie wesentlich aus Tieren besteht, deren ganzen Leib nur eine einzige Zelle bilde im Gegensatz zu den Millionen Zellen im Leibe der höheren Tiere.

Auch als Lehrer hat er mit hoher Liebe gearbeitet, — ein heiterer, freier Geist, der den Weg von der Qualle und Biene auch zu allem ästhetisch Edelsten jederzeit fand und ein gediegener Musikkenner in seinen Mussestunden war.

Wahelm Bötsche.

### Thomas Carlyle.

(Geb. am 4. Dezember 1795 zu Ecclefechan, Dumfriesshire in England, gest. am 5. Februar 1881 zu London.)

(Hierzu die Bildnisse No. 31, 32.)

Es giebt keinen Aneur fremder Nationalität, der so tief in deutsches Wesen eingedrungen wäre, wie Thomas Carlyle, keinen, der sich mit deutscher Literatur und Geschichte so frühzeitig und so eingehend beschäftigte, keinen, der sie so hoch geschätzt hätte. Er selbst hat das erste bedeutsame Wort der Anerkennung von Goethe, das letzte, ein Schreiben zum 80. Geburtstag, vom Fürsten Bismarck empfangen. Bedeuten nicht schon diese Namen zwei Epochen in der Entwicklung des deutschen Volkes, die sich im

Leben des englischen Actors verbinden? Er hat in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts die deutsche Literatur in England eingeführt und keine geringen Kämpfe für sie bestehen müssen. Er ist in den letzten Jahrzehnten im deutsch-französischen Kriege, als die Stimmung in England sehr zu einer Intervention zu Gunsten Frankreichs neigte, mit einem berühmten und ausschlaggebenden Artikel in der „Times“ für die Gerechtigkeit der Sache Deutschlands eingetreten. Er war der Apostel Goethes in England, vielfach auch in Amerika; er war der erste Ausländer, der eine wertvolle Geschichte der deutschen Literatur schrieb; er hat Goethe, Jean Paul, Musäus, Tieck und Hoffmann ins Englische übersetzt; er hat vielleicht die beste Geschichte Preussens und Deutschlands im vorigen Jahrhundert verfasst; er selbst bekennt zu wiederholten Malen, dass er deutschen Schriften seine Reife, dass er Goethe seine geistige und stillesche Wiedergeburt verdanke. Aber er würde uns interessieren, wenn er die geschilderten Beziehungen zum Deutschland gar nicht beständen, als einer der vorzüglichsten Essayisten Englands, als ein glanz-



Carlyle, gezeichnet von A. G. 1837.

der Historiker, als einer der merkwürdigsten und einflussreichsten Socialpolitiker. Und vielleicht nicht weniger als durch seine Werke müsste er uns anzusehen durch sein heroisches Leben, die einseitige, glühende Strenge seiner Weltanschauung, die in unserem Jahrhundert so seltsame und überraschende Seele eines Propheten, die er eigenommen hat. Seine Gestalt ist mit ihren Vorzügen und Fehlern, mit ihrer Weite und ihren Beschränkungen eine der einheitlichsten und geschlossensten, die wir kennen. Es liegt etwas Düsteres, trotz seinem herben Humor, trotz gelegentlichem hellem Lachen etwas fürchterlichem Ernsten und auch etwas Wildes und Ungeschlächtes, Ugermanisches in ihm; es war nicht Zufall, es war tiefe Wahlverwandtschaft, die ihn zu den Deutschen zog und ihn

deutsches Wesen so faßlich liess, dass Goethe sein Staunen darüber ausspricht, dass er selbst besonders krause Bruchstücke seiner Werke als Uebersetzungen aus den deutschen Autoren „Teufelsdröck“, „Heuschrecke“ oder „Sauerkeig“ ausgab, dass naive Leser sie wirklich dafür hielten, dass Thine irrtümlich behauptete, Carlyle hätte in Deutschland studiert.

Goethe sagte im Jahre 1827 von ihm zu Eckermann: „Carlyle ist eine moralische Macht von grosser Bedeutung. Es ist in ihm viel Zukunft vorhanden und es ist gar nicht abzusehen, was er alles leisten und wirken wird.“ Und in einem Zeugnis, das er für Carlyle, der sich um eine Professur in Glasgow bewarb, ausstellte, schrieb er, dass „Carlyle auf einem originalen Grunde beruhe und aus sich selbst das Erforderliche des Guten und Schönen zu entwickeln das Vermögen habe“. In diesen zwei Sätzen ist das Grundwesen Carlyles dargestellt: Eine ethische Kraft, vor allem ein ethisches Phänomen, und heute, wo Goethes Prophezeiung wahr geworden, auch eine moralische Macht; und zweitens ein Mensch, der völlig in sich selbst beruht, der so gut wie gar nicht zu beeinflussen ist, der sich völlig selbständig entwickelte mit all den Vorzügen, die sich ein Individuumselbst beruht, wenn es mit reicher Begabung und einem inneren sittlichen Imperativ verbunden ist, mit sich bringt, und mit all den Beschränkungen, die unabwehrlich daraus folgen.

Er ward geboren am 4. Dezember 1795 zu Ecclefechan, einem Dörfchen im südlichen Schottland, als der Sohn des Maurermeisters James Carlyle und der Margaret Aitken, dessen zweiter Frau. Er ward nix ein jähzoriger und weinerlicher Junge geschildert. Da er sich begabte zeigte, wurde er dazu bestimmt, zu studieren und Geistlicher zu werden. Er kam auf das Gymnasium zu Annisdale und dann auf die Universität zu Edinburg, hat auf beiden wenig gelernt, aber viel gelesen und sich allmählich

eine Kenntnis der englischen, französischen, deutschen, italienischen und spanischen Litteratur und Geschichte erworben, wie kein anderer Engländer seiner Zeit, Macaulay nicht ausgenommen, sie besitzen hat. Seine Kenntnisse der Antike, gleichfalls umfassend, sind dennoch, wie auch sein Verständnis für dieselbe, stets geringer geblieben. Wie fast alle bedeutenden Schriftsteller, deren Geschichte uns bekannt ist, wechselte er wiederholt seinen Beruf. Glaubenszweifel und die Ungewissheit, was er werden sollte, quälten ihn durch Jahre. Er gab die Theologie auf, versuchte es mit Jus, Mathematik, wählte Ingenieur, Astronom, Schullehrer und natürlich auch Schriftsteller werden. Durch Stunden, als Hilfslehrer in Gymnasien, brachte er sich kümmerlich durch und legte durch Hunger und schlechte Ernährung den Grund zu einem Magenleiden, das, schlecht behandelt, ihn nicht mehr verließ und ihn sein ganzes Leben verbitterte. Mürrisch, leicht verletzt und schwerfällig, fühlte er sich unter den Menschen, nicht wohl. Er hat an all die Verzweiflung dieser Jahre immer nur mit Schauern zurückgedacht.

Wie das Schlimmste, die innere Zerrissenheit, heil wurde, wie seine „Bekehrung“ vor sich ging und er einen neuen Glauben fand, das hat er wunderschön in seinen Erinnerungen geschildert, das ist auch im „Sartor“, in den Kapiteln „Das ewig währende Nein“ und „Das ewig währende Ja“ zu lesen.

Es war vor allem Goethe, durch dessen Einfluss diese Wandlung zu stande kam, Goethe, dessen Werke er eben kennen gelernt hatte, der ihn zeigte, dass man die Welt nehmen könne, wie sie ist, mit ihren Leiden und Enttäuschungen, ohne zu verzweifeln; dass man gläubig sein könne, ohne orthodox christlich zu sein, dass man entsagen muss, um glücklich zu werden.

Gleichzeitig besserte sich seine äussere Lage durch einen gut bezahlten Hofmeisterposten, durch welchen er London und Paris und die vornehmere Gesellschaft zum erstenmal kennen lernte. In dieselbe Zeit fällt auch seine erste Begegnung mit Jane Welsh, seiner späteren Frau.

In früher Jugend war die Litteratur sein höchstes Ziel gewesen. Jetzt fühlte er sich fast wider seinen Willen zur Schriftstellerei gedrängt und oft hat er sich von ihr losreissen wollen. Seine ersten Publikationen waren kleine Biographien, Beiträge zu einer Art Konversationslexikon, dann folgten einige mathematische Arbeiten, eine Uebersetzung des „Wilhelm Meister“ und eine Biographie Schillers, durch welche sein Verkehr mit Goethe angebahnt wurde. Als er im Jahre 1826, 31 Jahre alt, heiratete, besass er 200 Pfund und die Absicht, zu schreiben. Als er nach Jahren sparsamsten Lebens

meist in der Einside von Creigenputtock nach London übersiedelte, hatte er wieder 200 Pfund und eine Anzahl Manuskripte, für die sich kein Verleger fand. Bis zu seinem 42. Jahre hatte er mit dringender Noth zu kämpfen und stand oft geradezu vor dem Verhungern. Dabei trat er stolz, selbstbewusst, sarkastisch auf, unabhängig, wie Lord Byron, sagte rechts' und links seine Meinung, liess sich keinerlei Protektion und noch weniger eine Insoleaz gefallen und war durchaus nicht gesonnen, es als Gnade zu betrachten, wenn man seine Schriften verlegte oder besprach.

Als er im Jahre 1837 die „Französische Revolution“ vollendet hatte, die Fraser zwar nicht zu bezahlen, aber zu drucken versprochen hatte, wollte er nach Amerika auswandern, wo Emerson bereits den „Sartor“ auf eigene Gefahr herausgegeben hatte. Der Erfolg der französischen Revolution unterrie mit einem Schlage seine Stellung. Aber nach wie vor lebte er eifösch, blieb in derselben Wohnung bis zu seinem Tode und sein Einkommen stieg, da er nicht für den Tag schrieb, nicht über 300 Pfund im Jahr. Obgleich oder weil er gegen alle Parteien und alle Parteien gegen ihn waren, wuchs sein Einfluss unaufhörlich. Man dachte, wie es auf die junge Generation, die ja selbst für die verlogenste Bewegung gegen Korruption und Ungerechtigkeit zu gewinnen ist, wirkte, wenn sie seine mit einer tiefen, bitteren Strenge, mit einer tranervollen Begeisterung geschriebenen Bücher las und hörte, wie der Mann lebte und wie er bisher gelebt hatte.

Er war kein lebenswüdriger Mensch. Das Leben quälte ihn in jeder Weise. Es war ein Kampf gegen unaufhörliche Verstimmung, Magenbeschwerden, nervöse Schlaflosigkeit, eine tragikomische Furcht vor Geräusch und Störungen, Aerger über unwillkommene Besuche, Hohn und Empörung über die politischen Ereignisse, vor allem aber ein Kampf mit dem Stoff seiner Arbeit. Das Material gestaltete sich ihm nur schwer in die Form. So oft ein Buch fertig war, brach er geradezu zusammen. Müssig aber hielt er es nicht aus und seine Umgebung noch weniger mit ihm. Wenn nie eine Klage über all die Bitternisse nach aussen drang, irgendwo musste er, ein von Natur überaus reizbarer Mensch, sich Luft machen, seine Tagebücher und seine intimen Briefe sind ein finsternes Klagebuch, seine nächste Umgebung, insbesondere seine Frau, litten unter seiner Reizbarkeit und öblen Lage.

Seine merkwürdige, schöne, begabte Frau und sein Verhältnis zu ihr sind der Gegenstand vieler Erörterungen und Monographien gewesen. Eine gemeinsame innere Strenge und hohe geistige Bedeutung verband beide. Aber Carlyles grimmiger

und mütterlicher Ernst brach das zartere und heitere Wesen seines Weibes. Schuldig und doch schuldlos<sup>\*)</sup>. In verzweifelter Renu hat er das nach ihrem Tode erkannt und ausgesprochen.

Es geht ein so einseitiger Geist durch alle Werke Carlyles, dass man sie einheitlich besprechen kann, ohne sie systematisieren. Er gehört zu den fleißigsten Autoren unseres Jahrhunderts, doch war seine Religiosität kein kritikloses Glauben, nicht auf Legenden und Vergangenheit, sondern auf eine aus der unmittelbar gegenwärtigen Welt geschöpfte Ueberzeugung gegründet. Das Christentum der ersten Zeit und des Mittelalters ist für Carlyle das höchste, was er kennt. Das Christentum und der Gottesdienst unserer Zeit ist ihm die schlimmste Heuchelei. Er ist ganz überzeugt, dass es früher oder später abgeschrieben werden wird. Er wollte selbst ein Buch zu diesem Zwecke schreiben, das „Auszug aus der Judengasse“ heissen sollte, damit die Menschen diese „semichristlichen Brillen, durch die sie die Welt schon zu lange betrachtet“, endlich loswürfen. Aber er schrieb das Buch nicht, weil er überzeugt war, damit nur dem Materialismus in die Hände zu arbeiten und den Leuten die letzte religiöse Empfindung zu rauben, um sie einer noch schärferen Anschauung zuzutreiben. Denn es ist nur die christliche Formel, die Symbolik, die er verwirft, nicht der Geist des Christentums. Carlyles Weltanschauung ist eine durchaus transzendentalistische. Sie ist am ausführlichsten im „Sartor“ dargestellt, einem seltsamen, halb autobiographischen, halb philosophischen Roman, der an Jean Paul erinnert, ein chaotisches Buch voll prächtiger Ideen, in dem er halb ironisch, halb furchtbar ernst alles Leben und alle Kulturentwicklung auf die Kleider zurückführt. „Kleider“, d. h. Symbol, sinnliche Verhüllung ist alles, die Tugend, die Sittlichkeit, Anschauung, Philosophie und Religion, so wie die ganze Welt „der Göttheit lebendiges Kleid“ ist. Und was er verdammt und immer wieder verdammt, ist alles Hohle, Lügenhafte, alle Heuchelei, alles Unnützte, alles Reden ohne Thun, vor allem alles lügenhaft Gewordene, entwertete Symbole und Institutionen, die „alten Kleider“ der Weltgeschichte: die grosse konservative Lüge, die das für heilig ausgiebt, was die Menschen aus Trägheit oder Interesse aufrecht erhalten. Aber ebenso alle Phrasen von Fortschritt und Freiheit, die Utopien, die die Begehrlichkeit der Menschen dichtet, die Fabel der Gleichheit, die grosse Lüge der Radikalen.

Es gab Zeiten von so dringenden Verhältnissen, dass jeder, der seine Aufgabe nicht tatsächlich

<sup>\*)</sup> Siehe meinen Aufsatz über Jean Paul Carlyle, i. d. Zukunft vom Oktober 1892.

erfüllen konnte, verloren war. Am schnellsten die Regenten, die nicht „von Gott berufene“ wirkliche Regenten waren. Das waren die Zeiten des frühen echten Feudalismus, wo die Gesellschaft organisiert und gegliedert war, wo jeder Herr auf seinem Gute wirklich regierte, auch zugleich die Zeit ethischen Glaubens. Er hat uns diese Zeiten nach der alten Chronik des Jocelynus de Brakelonda in „Vergangenheit und Gegenwart“ wundervoll geschildert und hat sie wohl auch überschätzt.

Aber die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse änderten sich, während die alten unhaltbaren Formen blieben. Die feudalen Herren und kirchlichen Witdenträger dachten nur mehr an den eigenen Vorteil, die ganze sociale Ordnung wurde eine grosse Lüge. Die Folge dieses falschen Konservatismus, der die unberufen und unbillig Gewordenen am Ruder erhalten will, ist Miswirtschaft, immer unerträglicheres Elend und zuletzt die Revolution. Zuerst in England, wo sie von tief religiösen Menschen ausgeht und ihr Führer der letzte „wirkliche“ König Englands, Oliver Cromwell, ist. Carlyles „Oliver Cromwell“, bisher ins Deutsche noch nicht übersetzt, ist vielleicht seine grösste Leistung auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft.

Er hat die Fabel von dem „grossem ehrgeizigen Heuchler“ für immer beseitigt und Cromwells Bild in seiner ganzen strengen Gerechtigkeit, seiner tiefen Frömmigkeit und eisernen Festigkeit klargestellt. Carlyles erstes grösseres Geschichtswerk galt der zweiten Revolution, der französischen. Er schildert sie unparteiisch und ohne Freude an den Parteien, denn es war, wie er schon lange vorher in seinem Essay über Voltaire ausgesprochen hatte, eine Revolution, „die nicht von Grazien geführt wurde, sondern von Catilinas, nicht von Luthers, sondern von Aretinos“. Das 18. Jahrhundert ist überhaupt das Jahrhundert der grossen Abrechnung und des nicht genug zu preisenden Bankrotts. „Ohne die französische Revolution“, schrieb er einmal, „hätte ich an der göttlichen Weltordnung verzweifeln müssen.“

Diesem „fauligen Jahrhundert“, gegen das er seinen Ekel und seine Abneigung so wiederholt ausspricht, sind dennoch seine umfangreichsten Arbeiten gewidmet. Heber die typischen Menschen dieser Epoche, Voltaire, Diderot, vor allem aber Mirabeau, den wirklichen König Frankreichs von Gottes Gnaden, den einzigen nicht doktrinären, klarschauenden französischen Menschen in diesem „Welt-scheiterhaufen“, hat er glänzende Essays geschrieben. Aber mehr als Frankreich, wo die Desorganisation sich vollzog, zog ihn Preussen an, der Staat, der sich unauflöslich organisierte, dessen grosse Zukunft er zu einer Zeit vorhersagte, wo im Ausland niemand von der künftigen Entwicklung träumte.

Für Organisation und Disziplin, für Tüchtigkeit jeder Art hatte Carlyle Sympathie, eine ganz besondere, aus Mitleid und Bewunderung gemischte Sympathie für alle schwerfällige Tüchtigkeit. Daher seine oft ausgesprochene ironische Geringschätzung des französischen Wesens und seine grosse Vorliebe für Preussen. Eine starke, ehrliche, zielbewusste Regierung ist seine erste politische Forderung. Und all dieser Sympathie verdanken wir seine prächtvolle Geschichte Friedrichs des Grossen, die mehr oder minder ausführlich auch die seiner Vorgänger und die Geschichte Europas im vorigen Jahrhundert einschliesst. Carlyle ist ein Historiker von überwältigender Subjektivität. Er nimmt stets Partei. Aber er ist auch einer der gewissenhaftesten aller Historiker. Für die Geschichte Friedrichs des Grossen hat er fast 10 Jahre gelesen und excerptiert. Er hat keine Schlacht beschrieben, deren Feld er nicht vorher in Begleitung von Militärpersonen bereist hatte. Der groteske Stil, der beständig erragte Ton und seine höchst persönlichen Zwischenbemerkungen mögen manchem missfallen. Aber an Lebendigkeit und Plastik in der Schilderung des bewegten Lebens kann sich niemand mit ihm vergleichen. Die Sterbeszene Mirabeaus, die Soldatenrevolte zu Nancy, der Zug der vertiebrnen Salzburger Protestanten gehören zu dem Erschütterndsten, was je geschrieben worden.

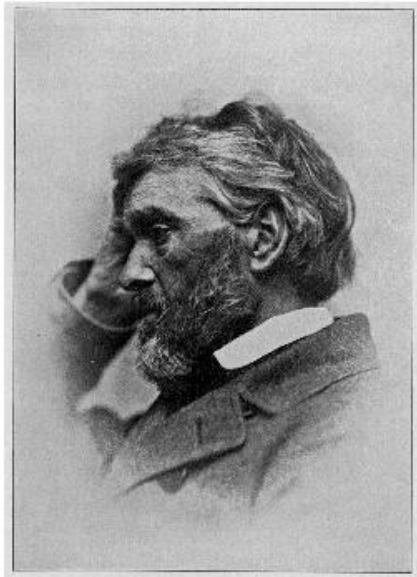
Am meisten Anziehung aber hat für ihn das Leben und die Erscheinung grosser Menschen. In ihnen wird das Göttliche im Menschen am sichtbarsten. Sie sind die Steuermänner der historischen Bewegungen. Ihnen gegenüber tritt die Ehrfurcht, das höchste Gefühl, dessen Menschen fähig sind, am schönsten zu Tage. In diesem Sinne verfasste er seine „Hero-worship“ und dieser Ueherzeugung verdanken wir auch seine zahlreichen Biographien und biographischen Essays. Als Biograph und Historiker ist Carlyle ein grosser Künstler. Carlyle's Verhältnis zur Kunst überhaupt bedürfte einer ausführlichen Erörterung. Trotz seinem unvergleichlichen Auge war er darin einseitig, der reinen Aesthetik nicht zugänglich; der bildenden Kunst gegenüber ist er unsicher, nur Porträts lässt er rückhaltlos gelten. Sein Hauptinteresse gilt eben überall den Menschen und ihren Zuständen. Aus seinem geschilderten Verhältnisse zur Vergangenheit ergibt sich das zur Gegenwart. Das 18. Jahrhundert bedeutet den Zusammenbruch der alten Ordnung; die Erscheinungen, unter denen der Zusammenbruch sich vollzog, sind die Demokratie und der wissenschaftliche Atheismus, nach Carlyles Ueberzeugung notwendige Uebel, schlimme Zwischenzustände. Die Regierungen waren so elend, dass die Menschen am

liebsten gar keine hätten. Anarchismus, der sich Liberalismus nannte, der aus Sorge um Leben und Besitz doch nicht ganz ohne Regierung auskommt, wie Carlyle das System nennt, „Anarchie plus Polizeiman“, zugleich infolge der Erbitterung gegen die kirchliche Misswirtschaft, infolge des Aufschwunges der Naturwissenschaft eine materialistische Weltanschauung, die alle Gebiete des Lebens überflutet und in der Welt nichts als den Kampf aller gegen alle, ein System des Egoismus erkennt. Zur Zeit, da Carlyle zu schreiben begann, befand sich ganz Europa noch im Jubelrausch dieser Bewegung, deren Lehren sich in die schönen Worte: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Toleranz, Fortschritt, Liberalismus, Aufklärung hüllten und zur sozialen Lage, in der wir uns befinden, führten: einer immer drohender werdenden Gefahr. Carlyle, der gegen diese Lieblingsideen seiner Zeit zu Felde zog und verkündete, dass Europa einer grösseren Revolution entgegenstehe als die französische gewesen, wurde verächtet. Man hat ihn für einen finsternen Realist, für den Verdorren des Despotismus gehalten. Aber er sah nur ein, dass ohne Organisation und Konzentration nichts in der Welt erreicht werden kann, dass die meisten Menschen zum Gehorchen, wenige zum Herrschen taugen. Die Auswahl der richtigen geborenen Herrscher hielt er für das einzige, dringend nötige Heilmittel. Unsere Zeit steht im Zeichen des Pauperismus und wer glaubt, dass unsere Welttätigkeit dagegen aufkommen könne, der glaubt, „man könne die Cholera mit Rosenwasser bekämpfen“. Ueber den Aufstand der Kommune schrieb er an seinen Bruder: „In dieser mörderischen Raserei lese ich eine entsetzliche Proklamation: Unsere Lage nach 84jährigem Ringen, ihr verlogenen oberen Klassen, ist noch immer nicht besser geworden, wird unerträglicher von Jahr zu Jahr, von Revolution zu Revolution, und bei den ewigen Mächten, wenn ihr sie nicht bessern könnt, dann werden wir die Welt in die Luft sprengen und uns mit euch.“ Den politischen Bestrebungen der Arbeiter stellte er sich eher entgegen. Er hielt zwar die Ausdehnung des Wahlrechtes für ein unvermeidliches Uebel, aber „je mehr Wähler, desto mehr Dummköpfe“ war seine Ansicht. Er hielt gar nichts auf Majoritäten, nichts auf Parlamente, den grossen „Schwatzapparat“ der Nation. Er übersah, dass der Wert der Parlamente weniger in dem Guten liegt, das sie leisten, als in dem Schlechten, das sie verhindern. „Für den Wert der Volks-wahlen und ihrer Majoritäten“, sagte er, „haben wir ein fürchtbares, ewig typisches Beispiel: sie wählten nicht Jesus, sondern Barrabs.“ Das politische Redner- und Deapagogentum ist ihm ein Hauptgrotzel unserer Zeit. Weniger Parlament, mehr

Regierung, staatliche Intervention in sozialen Fragen war, was er unaufhörlich verlangte. Und so ward er das Haupt, der wesentliche Förderer der christlich-sozialen Bewegung in England. Er sagte den besitzenden Klassen: „Ihr müsst für die Proletarier eintreten, weil ihr euch Christen nennt.“ Die Antwort: „Ich habe meinen Arbeiter bezahlt, was geht er mich weiter an?“ ist die Antwort Kaius. Obgleich er sich sicherlich unklar war über das „Wie“ der Organisation, obgleich es ihm an der vollkommenen national-ökonomischen Bildung fehlte, obgleich sehr viel Einsichtigkeit und Schellen in seinen Anschauungen sind, verschwindet all dies

gegen die mächtige sittliche Wirkung. Wenn der Klassenkampf in England nicht halb so heftig geführt wird wie auf dem Kontinent, wenn die bürgerliche Partei die Bestrebungen der Arbeiter dort nicht nur mit Furcht und Haß betrachtet und umgekehrt, wenn die Ueberzeugung von der Notwendigkeit staatlicher Intervention auf sozialen Gebiete eine immer allgemeinere wird, so ist das zum nicht geringen Teile Carlyle's Verdienst. Er starb am 5. Februar 1881. Seine letzten Werke waren eine Geschichte der letzten Könige Norwegens und eine Abhandlung über die Portraits des Reformators John Knox.

Karl Federn.



Carlyle.  
(Nachdem von E. G. & F. G.)

## George Grote.

(Geb. am 17. November 1794 zu Clay Hill in Kent, gest. am 18. Juni 1871 zu London.)

(Hierzu Bildnis No. 321.)

GEORGE GROTE, der grösste Geschichtsschreiber, den das alte Griechenland bisher gefunden, war kein Gelehrter von Fach. Er ist der Sohn eines Londoner Banquiers, dessen Vater aus Deutschland eingewandert war, und trat, nachdem er allerdings eine gründliche klassische Bildung erhalten, in seinem 16. Jahre in das väterliche Geschäft ein, dem er 36 Jahre zuerst als Arbeiter, dann als Mitglied und später als Haupt der Firma angehörte. Er war ein hervorragender Geschäftsmann, dessen Meinung in der City viel galt. Aber er hatte daneben einen ausserordentlichen Trieb zu gelehrten Studien, die sich vorzugsweise der Nationalökonomie, dem klassischen Altertum und der Philosophie zuwandten, aber noch einen viel weiteren Kreis des Wissens umspannten. Ricardo, James Mill und Bentham sind die Männer, die auf seinen jugendlichen Geist den bedeutendsten Einfluss ausgeübt haben; er wurde durch sie mit republikanischen und demokratischen, sowie mit religiös freien Anschauungen erfüllt. Schon gegen Ende der zwanziger Jahre des Jahrhunderts fasste er, insbesondere auf die Anregung seiner geistvollen, auch als Schriftstellerin hervorgetretenen Gattin, den Plan, eine griechische Geschichte zu schreiben, und erregte durch einen Artikel über Mitford die höchsten Erwartungen Niebuhrs, allein die Arbeit trat zunächst vor anderen Beschäftigungen in den Hintergrund. Er war an der Gründung der Londoner Universität beteiligt, der ersten von kirchlichen Einflüssen freien britischen Hochschule, und wurde später ihr Vizekanzler. Dann aber vertrat er von 1832 bis 1841 die City von London im Unterhause als einer der bedeutendsten und verschiedensten Führer der radikalen Partei. Er war hier namentlich für die Einführung der geheimen Abstimmung bei den Wahlen thätig. 1841 lehnte

er jedoch eine Wiederwahl ab und 1843 gab er auch seine geschäftliche Thätigkeit auf, um sich ganz seinem grossen Werke zu widmen. Die „History of Greece“ erschien 1846 bis 1855 in zwölf Bänden. Sie ist ein Werk ausserordentlicher Gelehrsamkeit und grössten kritischen Scharfsinnes, dabei in klarer, schöner und wahrhaft klassischer Sprache geschrieben. Was sie aber vor allem auszeichnet, ist, dass sie das erste Werk eines Staatsmannes über griechische Geschichte gewesen ist, und zwar eines Staatsmannes von weltweitem Blick, von dichterischem und philosophischem Sinne, voll Freiheitsgefühl und Gerechtigkeitsliebe. Grote hat die ältesten Zeiten Griechenlands von den Fabeln und Phantasien der Alten und Neuen gereinigt, er hat die homerische Frage in ein neues Licht gerückt, er hat vor allem die Demokratie von Athen zuerst verstanden und zum Verständnis gebracht. Seine reiche Erfahrung im praktischen Leben liess ihn dabei viele Fragen aufwerfen und beantworten oder wenigstens der Lösung entgegenführen, an denen seine Vorgänger achtungslos vorübergegangen waren. An dieses grundlegende Hauptwerk, das so wenig veralten wird wie das Gibbons, schloss sich später ein anderes dreibändiges über Plato und ein drittes über Aristoteles, das es ihm indessen nicht vergönnt war zu vollenden. In der Fülle des Ruhms, geehrt von der gelehrten Welt von ganz Europa, in fortgesetztem lebendigem Anteil an den Bewegungen der Zeit, in einflussreichen Stellungen thätig für die Verbreitung und Vertiefung edler und freier Bildung in seinem Vaterlande ist er gestorben. Die Erhebung zum Peer hatte er zwei Jahre vorher abgelehnt, da Alter und Studien ihm nicht mehr gestatten, im Oberhause die Thätigkeit zu entfalten, die er selbst für seine Pflicht hielt und die seine Freunde von ihm erwarteten.

Franz Rühl.

## Arnold Ruge.

(Geb. am 13. September 1802 zu Bergen auf Rügen, gest. am 31. Dezember 1880 zu Brighton.)

(Hierzu Bildnis No. 325.)

ARNOLD RUGE, das Haupt der junghegelschen Schule und einer der glänzendsten Journalisten unseres Jahrhunderts, war der Sohn eines Pächters auf der Halbinsel Jasmund. Im Jahre 1820 bezog er, um Philosophie und Philologie zu studieren, die Universität Halle, die er später mit Jena und Heidel-

berg vertauschte. Mächtig angeregt von den Gedanken der Zeit, spielte er eine hervorragende Rolle in der Burschenschaft, insbesondere in dem sogenannten „Jünglingsbunde“, der sich im Anschluss an einen mythischen „Männerbund“, als dessen Haupter man Goethe und andere hervorragende

Persönlichkeiten betrachtete, der Revolutionierung Deutschlands widmen wollte. Als sich aber herausstellte, dass dieser Männerbund gar nicht existierte, wurde auf Ruges Antrag der Junglingsbund zwar nicht aufgelöst, aber doch die revolutionäre Tendenz fallen gelassen. Der Bund wurde indessen nachher doch denunziert und Ruge mit anderen Häuptern im Januar 1834 verhaftet. Nach einjähriger Inquisitionqual in Köpenick wurde er zu fünfzehnjähriger Festungshaft verurteilt, von der er fünf Jahre in Kolberg verbüßte. Er war während dieser traurigen Zeit sehr fleißig und beschäftigte sich namentlich mit philologischen und ästhetischen Studien, sowie mit hebraistischen Arbeiten. Im Jahre 1830 begnadigt, habilitierte er sich 1832 in Halle für Philologie und Philosophie, während er zugleich als Lehrer am Pädagogium wirkte. Hier verlobte er sich mit der schönen und geistvollen Luise Dittler, die ihm ein bedeutendes Vermögen zubehob und mit der er dann eine einjährige Reise nach Italien unternahm. Sie starb indessen sehr bald nach der Rückkehr, worauf dann Ruge einige Jahre später eine neue Ehe mit Agnes Nietzsche aus Dresden schloss. Er begann jetzt mit allem Eifer das Studium der Hegelschen Philosophie, als dessen erste Früchte einige ästhetische Arbeiten erschienen, dann aber fasste er in Gemeinschaft mit seinem Freunde Theodor Echemeyer den Plan zu den berühmten Hallischen (später Deutschen) Jahrbüchern, für die er aus ganz Deutschland die bedeutendsten Mitarbeiter gewann. Diese Jahrbücher haben nicht nur die Entwicklung der Wissenschaft, insoweit sie für das Leben Wert hat, begeistert und gefördert, sondern sie stellen in ganz eigenlichem Sinne diese Entwicklung selbst dar. Sie gingen von den Prinzipien Hegels aus, aber sie führten seine Philosophie über die Schranken hinaus, welche ihr durch die Persönlichkeit ihres Erfinders gesteckt worden waren, und indem sie ihre Grundsätze auf jede einzelne Wissenschaft anwendeten, haben sie zahlreiche Begriffe und Anschauungsweisen in das allgemeine Bewusstsein übergeführt, welche es noch heute beherrschen, während ihr Ursprung vergessen ist. Ruge war es, der dem Ganzen sein Gepräge aufdrückte, die Mitarbeiter wählte und leitete und dafür sorgte, dass das Prinzip der Entwicklung überall zur Geltung komme.

Während Strauss und Feuerbach die Konsequenzen des Hegelschen Systems für die Religion zogen, fiel Ruge selbst in der Hauptsache die Kritik der Rechtsphilosophie zu. Wenn Hegel gesagt hatte: „Alles, was wirklich ist, ist vernünftig“, und damit die Verteidigung des preussischen Beamtenstaats übernommen hatte, so schloss Ruge aus jenem Satze im Gegenteil: „die Revolution ist wirklich, folglich

ist sie vernünftig“, wobei er natürlich nur die revolutionäre Idee und nicht die Gewaltthat im Auge hatte. Die neuen Ideen zu verwirklichen erlaubten jedoch die Zeitverhältnisse nicht, und so kam es, dass sie hier, wie in den späteren Schriften Ruges, rein theoretisch weiter entwickelt wurden, und Ruge, der im Leben ein sehr praktischer Mann war, kam dadurch in den Ruf eines rein abstrakten Theoretikers. Als die preussische Regierung nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. eine entschieden feindliche Stellung gegen die Jahrbücher einnahm, gab Ruge seine Docentur auf und siedelte nach Sachsen über. Hier aber wurde das Blatt 1842 als mit einem christlichen Staate unverträglich unterdrückt. Ein Versuch, es von Paris aus auf neuer Basis als „deutsch-französische Jahrbücher“ in Verbindung mit Heine und Karl Marx fortzusetzen, scheiterte an der deutschen Polizei und einem Zerwürfnis mit Marx, dessen socialistische Ideen Ruge nicht zu reifen vermochte. Besser gelangen einige ähnliche Unternehmungen, die er in der Schweiz und in Leipzig unternahm, wo er 1847 eine Verlagsbuchhandlung errichtete. Für Breslau in das Frankfurter Parlament gewählt, machte er hier besonderes Aufsehen durch eine Rede über die polnische und italienische Frage, worin er als der Erste in Deutschland die Unabhängigkeit Italiens verfocht, was damals von Gagern als halber Hochverrat bezeichnet wurde. Es hielt ihn jedoch nicht lange in Frankfurt, und im Oktober 1848 erklarte ihn die Versammlung für ausgeschlossen. Er hatte bereits im April in Leipzig eine Zeitung „Die Reform“ begründet, die er dann nach Berlin verlegte. Wangel unterdrückte im November das Blatt und besetzte die Druckerei, und Ruges Eigentum blieb verloren, obgleich sogar Mantouffil für ihn eintrat. Als sich Ruge dann an den Mai-Ereignissen des folgenden Jahres in Sachsen beteiligt hatte, sah er sich genötigt, das Land zu verlassen. Er ging zunächst nach Paris und von da nach England, liess sich aber schon im August in Bremen nieder. Da er jedoch in Erwartung eines Umschwungs der Dinge seine alten Verbindungen aufrecht erhielt, wurde er im Sommer 1850 auf Betrieb der preussischen Regierung vom Senat veranlasst, nach England übersiedeln, wo er in Brighton seinen Wohnsitz nahm.

Seines Vermögens beraubt, fand er seinen Unterhalt ausser durch Korrespondenzen für deutsche und amerikanische Zeitungen während einiger Jahre durch den Betrieb einer Daguerrotypie und wurde dann ein gesuchter Lehrer an verschiedenen Unterrichtsanstalten Brightons. Allmählich gewann er eine angesehenere Stellung auch bei den Engländern, er war ein beliebter Vortragender in deutscher und englischer Sprache. Auch am öffentlichen Leben

hat er sich betätigt. Von seinen Schriften aus dieser Zeit erwarben ihm namentlich seine frühere Selbstbiographie „Aus früherer Zeit“ und seine „Reden über die Religion“ viele neue Freunde. In die deutschen Verhältnisse griff er erst seit Anfang 1866 wieder ein, wo er als einer der Ersten trotz des Gegenstandes, der ihn sonst von dem Manne trennte, eifrig und begeistert für die auswärtige Politik Bismarcks eintrat. Insbesondere übte sein „Manifest an die deutsche Nation“, das in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet wurde, eine gewaltige

Wirkung aus. Ein Aufenthalt in Berlin im Jahre 1865 stellte dagegen einen halben Misserfolg dar, indem die Vorträge über die Geschichte unserer Zeit, welche er dort hielt, und die später veröffentlicht worden sind, allerdings zum Teil infolge akustischer Mängel des gewählten Lokals, nur mässigen Beifall fanden. 1874 wurde eine Nationalsubskription für den alten Kämpen veranstaltet, die den Verlust seines Vermögens freilich nur teilweise ersetzte und einige Jahre später setzte ihm das Deutsche Reich einen Ehrensold aus.

Franz Rühl.

## William Hickling Prescott.

(Geb. am 4. Mai 1796 zu Salem, Massachusetts, gest. am 28. Januar 1859 zu Boston.)

(Hierzu Bildnis No. 346)

Den Aufschwung der spanischen Monarchie wie den Beginn ihres politischen Niederganges, vor allem aber die Unternehmungen der kühnen Conquistadoren in der Neuen Welt hat William Hickling Prescott, der nordamerikanische Historiker, in einer Reihe geschichtlicher Meisterwerke geschildert, die ein glänzendes Zeugnis ablegen von der erstaunlichen Arbeitskraft, dem literarischen Gruppierungs-talent und der dramatischen Darstellungsgabe des Verfassers, den das mangelnde Augenlicht nicht verhindert hat, eine um Jahrhunderte zurückliegende Vergangenheit in farbigen Gemälden wieder aufleben zu lassen, an denen die Grösse der Komposition dieselbe Bewunderung hervorrufen muss wie die liebevolle Behandlung des Kleinwerks.

Der nordamerikanische Oberst Prescott, der bei Bunker Hill fecht, war der Grossvater des Geschichtsschreibers, sein Vater war ein angesehener Richter. Auch William, der am 4. Mai 1796 zu Salem in Massachusetts geboren wurde und 1808 mit seinen Eltern nach Boston übersiedelte, widmete sich auf dem Harvard College zuerst der Rechtswissenschaft. Durch einen unglücklichen Zufall der Schürft des einen Auges beraubt, durch Ueberarbeitung auch auf dem andern sehr geschwächt, sah er sich veranlasst, die Jurisprudenz aufzugeben und sich dem historischen Studium zu widmen, als ein zweijähriger Aufenthalt in Europa die erhoffte Wiederherstellung nicht gebracht hatte.

Aber zu derselben Zeit, als aus Spanien die literarischen Quellensätze eintrafen, die er für die in Angriff genommene Geschichte Ferdinands und Isabellas zu benutzen gedachte, musste Prescott zu seiner Verzweiflung ganz auf das Lesen verzichten.

Und dennoch hielt er trotz aller sich auftretenden Schwierigkeiten an seinem Vorsatz fest. Lange Jahre auf die Hilfe des Vorlesers und des Diktirschreibers angewiesen, der Auszüge und Notizen zu machen hatte, ging der heroisch seinem Ziele zustrebende Autor an die Niederschrift des Konzeptes mit Hilfe einer für Blinde eingerichteten Schreibmaschine. Doch hatte Prescott die ungesahnte Freude, noch vor der Vollendung seines ersten Geschichtswerkes die Sehkraft wieder soweit zurückzuerlangen, dass er täglich wenigstens einige Stunden lesen durfte, wenn auch kürzere oder längere Rückschläge nicht ganz ausblieben. Im Jahre 1838 endlich konnte die „History of Ferdinand and Isabella“ erscheinen, worauf er zum Mitglied der Königlichen Akademie in Madrid erwählt wurde.

Fünf Jahre später erfolgte die Veröffentlichung der „History of the conquest of Mexico“, für die Irving in selbstlosester Weise das von ihm in Spanien zu einer Geschichte der Eroberung Mexicos gesammelte Material zur Verfügung gestellt hatte. Im Jahre 1847 folgte die nicht minder glänzend geschriebene „History of the conquest of Peru“, 1855 das reifste Werk Prescotts, seine „History of the reign of Philip II., king of Spain“. Alle diese Bücher des bald Weltruhm geniessenden nordamerikanischen Historikers wurden auch in das Deutsche und Französische übersetzt, der Autor von der französischen Akademie zu ihrem Mitgliede ernannt und von der altherthümten Hochschule in Oxford zum Ehrendoktor promovirt.

Das 1857 veröffentlichte Buch Prescotts „Life of Charles V. after his abdication“ ist als Ergänzung zu des Schotten William Robertson Geschichte des Kaisers Karl V. gedacht. Die kleineren Arbeiten

biographischen und kritischen Charakters, darunter die Beiträge zur „North American Review“ erschienen gesammelt 1849 und 1852. Eine durchgesehene Gesamtausgabe der Werke Prescotts veranstaltete dessen Privatsekretär J. P. Kirk.

Trotz seines schweren körperlichen Misgeschicks hatte sich der hervorragende Gelehrte bis zu seinem am 28. Januar 1859 zu New York erfolgten Dahin-

scheiden die ungetrübte Heiterkeit seiner grossen Seele bewahrt. Das eigne schwere Ringen um die Palme des Erfolges hatte ihn nicht verblüht gegen die Emporkommen jüngerer Rivalen, was allein schon die herzliche Annahmeh und rückhaltlose Förderung beweist, die Prescott dem Geschichtsschreiber der Grossthaten des niederländischen Volkes, John Lothrop Motley, angedeihen liess.

Karl Wike

## Richard Cobden.

(Geb. am 3. Juni 1804 zu Dunford bei Midhurst in Sussex, gest. am 2. April 1865 zu London.)

(Hierzu Bildnis No. 377.)

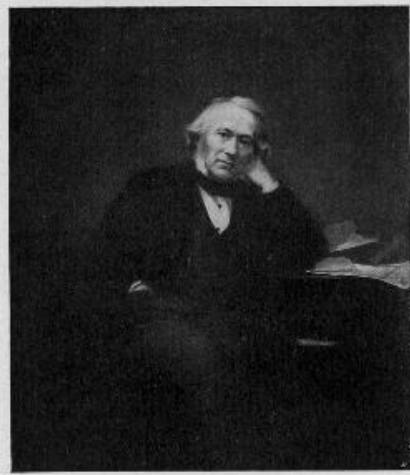
In der politischen, noch mehr aber in der wirtschaftlichen Geschichte des britischen Inselreiches während des 19. Jahrhunderts ist eins der denkwürdigsten Ereignisse die Aufhebung der Korngesetze im Jahre 1846, die mit einem dem ganzen englischen Volk auf erlegten drückenden Monopol der Landlords für immer ein Ende machte. Wohl hatte, noch bevor Bright und Cobden im Parlament sass, Charles Villiers Jahr für Jahr, wenn auch vergeblich, auf Abschaffung der Getreidezölle angetragen, das Hauptverdienst um den Sieg der Anti Corn Law League ist aber ohne Frage Richard Cobden zuzuschreiben, der volle acht Jahre hindurch seine ganze Kraft der Reform-Bewegung widmete.

Richard Cobden wurde am 3. Juni 1804 zu Dunford bei Midhurst in Sussex als der Sohn eines kleinen Grundbesitzers geboren, lernte als Geschäftsmann Nordamerika und einen beträchtlichen Teil Europas kennen, wurde Teilhaber einer Kattunfabrik zu Clitheroe bei Manchester und

schwang sich hier zu einer hochangesehenen Stellung im gewerblichen Leben auf. In zwei Flugschriften trat er für die Mission seines Vaterlandes ein, durch den Freihandel die ganze Welt auf friedliche Weise der englischen Industrie zu eröfnen. In Manchester

bewirkte er die Abschaffung der Jurisdiktion des Lord of the Manor über die gewöhnlich aufstrebende Fabrikstadt und die Einsetzung eines Gemeinderates, in dem der einflussreiche Verfechter modernen Baugesetzes als Alderman einen Sitz erhielt. Nicht lange darauf wurde Cobden auch Präsident der Handelskammer. Das von ihm 1825 ins Leben gerufene Athenaeum bot den jugendlichen Angestellten der industriellen und Handelstribunen Manchesters geistige Fortbildung und Anregung. Mehr-

jährige Reisen in Nordamerika, dem Orient und Mitteleuropa vermittelten ihm eingehende Kenntnis der volkswirtschaftlichen Verhältnisse aller dieser Länder. Als nach seiner Rückkehr 1838 die Handelskammer von Manchester sich ausstreckte, die Abänderung der



Cobden.  
(Gemalt von Lockhart.)

den Mittelstand wie die arbeitenden Klassen empfindlich drückenden Korngesetze dem Parlament nahezu legen, trat Cobden für völlige Abschaffung der Getreidezölle ein und erlangte mit diesem Vorschlag die Mehrheit. Das Vorgehen Manchesters fand überall in industriellen Kreisen stürmischen Beifall, und 1839 überreichten 200 Abgeordnete dem Parlament eine grosse Anzahl von Bittschriften, veranlasst durch die 1838 von Cobden begründete und geleitete Anti Corn Law League, an deren Spitze auch Bright und Villiers standen. Im Jahre 1841 trat Richard Cobden für Stockport in das Unterhaus; zwei Jahre darauf beantragte er eine Untersuchung des zunehmenden Notstandes im Lande, für den er die erbgewessene Grundaristokratie verantwortlich erklärte, und 1845 machte die irische Hungersnot die garcote Bewegung, die sich des ganzen Volkes bemächtigt hatte, unwiderstehlich. Der Kabinettschef Sir Robert Peel bekehrte sich angesichts der drohenden Lage zur Abschaffung der Getreidezölle. Die von ihm in diesem Sinne entworfene Bill ging im Hause der Gemeinen am 15. Mai 1846 mit einer Mehrheit von 38 Stimmen in dritter Lesung, am 25. Juni auch im Hause der Lords durch und erhielt schon am folgenden Tage die königliche Sanction.

Cobden selbst konnte nun die Auflösung der siegreichen League beantragen; einen Sitz im Kabinet schlug er aus. Um sich von den Nachwehen der achtjährigen Agrarforschüttigkeit zu erholen, bereiste er fast den ganzen europäischen Kontinent und erntete überall schätzensvolle Aufnahme, bisweilen sogar überschäumende Begeisterung, die in vorzüglicher Weise selbst da dem Free Trade das Wort redete, wo eine noch nicht hiulänglich erstarkte Industrie nach dem Schutzzoll verlangen musste.

Doch nicht nur das Ausland feierte den Vorkämpfer gegen die Kornzölle, auch daheim vergass man seiner nicht, wo eine überreichen Ertrag trazierende Nationalsubskription Richard Cobden hin-

hänglich für die Vermögensverluste entschädigte, die er im rastlosen Kampf für das allgemeine Wohl nicht hatte vermeiden können. Für den Bezirk West Riding von Yorkshire in das Unterhaus gewählt, drang er fortan auf Ersparungen im Staatshaushalt, trat mit John Bright für die Ausdehnung des Stimmrechts hinsichtlich der Unterhauswahlen ein und befürwortete 1849 und 1851 die Einsetzung eines internationalen Schiedsgerichts. Aber gerade seine die gegen Russland (1853) und China (1857) gerichtete kriegerische Politik des Ministeriums missbilligende Haltung fand zwar im letzteren Falle im Unterhause eine schwache Mehrheit, aber im Volke nur geringen Anklang, so dass ihn seine Wähler 1857 im Stich liessen.

Im April 1859 für Rochdale wieder ins Unterhaus getreten, leitete Cobden zwar das Portefeuille des Handels im Ministerium Palmerston rundweg ab, weil er voraussah, mit dem Kabinettschef in vielen wichtigen Fragen nicht harmonieren zu können, doch liess er sich bereit finden, den ursprünglich von Bright in Anregung gebrachten Handelsvertrag mit Frankreich durch persönliche Verhandlungen mit dem Kaiser Napoleon III. zu stande zu bringen (23. Januar 1860), wobei ihm die Unterstützung des Prinzen Napoleon und des französischen Nationalökonomien Michel Chevalier zu statten kam.

Während des nordamerikanischen Secessionskrieges gehörten seine ungetheilten Sympathien den Nordstaaten; nur wenige Tage vor dem endgültigen Siege der Union, am 2. April 1865, schloss er zu London die Augen. Die politischen Schriften des Verstorbenen gab dessen Witwe 1867, die Reden über Fragen des öffentlichen Lebens John Bright und Thorold Rogers 1870 heraus, während der aus der liberalen Partei hervorgegangene Cobden-Club, das persönliche Andenken des hervorragenden Freihandelspolitikers pflegt und durch die Veröffentlichung nationalökonomischer Schriften den Anschauungen des um Ungland hoch verdienten Manchestermannes weiteste Verbreitung zu sichern sucht.

Karl Wäike.

## Gustave Courbet.

(Geb. am 10. Juni 1819 in Ornans [Doubs, Franche-Comté], gest. am 31. Dezember 1877 zu La Tour de Peilz bei Vevey.)

(Hierzu Blatt 6 No. 308.)

Le réalisme. G. Courbet.<sup>6</sup> Das stand gross über der Thür einer Holzbaracke, die im Jahre 1855 nicht weit von dem Eingang zur Pariser Weltausstellung errichtet war. Drinnen hatte ein noch

unbekannter Maler, Gustave Courbet, nicht weniger denn 38 Bilder aufgestellt, ausser den 11 Bildern in der grossen Ausstellung. Die Erregung über diese eigentümlichen, vom grossen Publikum verlachten

Machwerke wurde noch gesteigert durch ein sonderbares Bekenntnis des Künstlers in der Einleitung zum Katalog, in dem er alle damaligen Kunstanschauungen über den Haufen warf. „*Paire de l'art vivant*“ war die Devise. Das Studium der alten Kunst wollte er nur zum Zweck der Ausbildung einer guten Technik gelten lassen. Die Wiedergabe der sichtbaren, umgebenden Welt, der rein optischen Erscheinung erklärte er für die einzige Aufgabe der bildenden Kunst. Jedes Ideal, jeden allgemeinen Stil verwarf er. Die Individualität des Künstlers allein habe den Charakter der Darstellung zu bestimmen.

Damit war den herrschenden Kunstweisen, dem Klassizismus wie der Romantik, offen der Krieg erklärt, und der Sieg für den moderaten Naturalismus wurde durch dies kühne, selbstbewusste Auftreten fast gewonnen. Man kann so dies Jahr an die Spitze einer neuen Kunstperiode stellen. Freilich hat das nur ganz im allgemeinen zu gelten. Die Vorbedingungen waren schon längst gegeben. Die Meister von Fontainebleau, Rousseau und Millet hatten in ihrer Einsamkeit die Natur seit Jahren zur einzigen Lehrmeisterin erhoben. Aber erst in Courbet erstand dieser Auffassung der weltverkündende Volkesprediger. Gegenüber jener vornehm stillen Hingabe an ihr künstlerisches Schaffen hat seine Weise etwas Marktschreierisches. Es ist der kraftstrotzende Bauernsohn, der ohne jede feine Bildung, aber auch fern von müder Blasiertheit seine Grundsätze und Meinungen aufstellt, keinen Widerspruch duldend. Sein wütender Fanatismus, die Brutalität, mit der er jede geistige Vertiefung von sich weist, berühren fast unangenehm. Aber das alles erscheint notwendig. Wie jedes Heer zum Sieg nicht nur geistvoller Schlachtendenker, sondern auch tapferer Kämpfer bedarf, so müssen für neue Glaubenslehren in Religion wie Kunst Streiter mit energischer Rücksichtslosigkeit vorschreiten, das grosse Feld der Massen zu erobern. Courbet nimmt da eine stolische Stellung ein, wie Catavoglio in der Zeit des Ekklesiastismus. Es versteht uns bei ihm eine beläufige kindliche Naivität des Selbstgefühls neben einer ungläublichen Ungeschicklichkeit und Befangenheit im Verkehr mit der Welt. Den Menschen schätzen wir in einer ausserordentlichen Anhänglichkeit an seine Heimat und Liebe für seine Angehörigen, die ihm alles opferden.

Er stammte aus der Franche-Comté und als sein Mathematiklehrer Delly das Talent entdeckte, zögerte sein Vater, ein reicher Bauer, nicht, ihn in Bésançon bei Flageolet, einem unbekanntem David-Schüler, in die Lehre zu geben. 1830 ging Courbet nach Paris. Er sollte zwar Jurist werden, warf sich jedoch mit aller Energie auf das Malen. Nur vorübergehend war er in den Ateliers von Steuben und Hesse,

einige Zeit bei David d'Angers, wo er Zeichnen lernte. Diese Schulen liess er später nie mehr gelten, wie er auch die stärksten Anregungen, die er in Fontainebleau empfing, vergass. Er behauptete immer Autodidakt zu sein, dem die Natur und das eigene Empfinden die einzigen Lehrer waren.

Die alten Meister hat er fleissig kopiert. Wie sehr er auch auf Reisen, besonders nach Belgien und Holland, und im Louvre die Flamen und Holländer studierte, leider wurden von noch grösserem Einfluss auf ihn die späten Bolognesen und Genoeser, ferner Ribera und Zurbaran. So zeigen die Bilder seiner frühen Zeit allzu tiefe, in den Jahren dazu noch sehr nachgedunkelte Schatten. Alles was er 1835 ausstellte, die vielen Portraits, ferner Bilder, wie „Nachmittag in Orans“, die „Steinlöcher“, wegen der hier zum erstenmal gegebenen Darstellung von einfachen Arbeitern in ihrer mühsamen Thätigkeit interessant, „Das Regenbrot in Orans“, bedeutend in der schlichten, wahrheitsgetreuen Darstellung von Bauern beim Begräbnis, „Das Avelier“, das er als reale Allegorie seiner ersten Knirpsperiode bezeichnet und auf dem er sich und die Modelle der letzten sieben Jahre darstellt, sind noch im alten Galeriestil und schwer. Die folgenden Jahre unternimmt der Künstler verschiedene Reisen. Er empfängt neue Eindrücke. Mehr und mehr wendet er sich der Landschaft zu und die Bilder werden leichter. Besonders gern malt er jetzt Jagden und Waldläufer, mit denen er schliesslich sich allgemeine Anerkennung erlangt. Man verachtet ihn nicht mehr und sein schöner „Hirschkampf“ öffnet ihm 1861 wieder die Thore zum Salon, der ihm seit 1835 verschlossen war.

Den Höhepunkt seines Könnens bezeichnen erst die Jahre 1865 und 1866, welche ihn nach Trouville an den grossen Ocean führten. Hatte der ausserordentlich vielseitige Meister früher schon während eines Aufenthaltes in Montpellier einige Seestücke gemalt, jetzt erst oßcabarte sich ihm das Meer in seiner ganzen Grösse, der volle Glanz des Lichtes. Endlich schwindet der trübe Schatten des Ateliers, der noch über seinen Bildern lag. Der „Futterplatz für Rehe“ (1866) ist hell, perlmutternartig leuchtend, der silberschillernde, jugendliche Körper seiner „Frau mit dem Papagei“ zeigt nichts mehr vom alten braunen Fleischtone. Diese und seine herrlichen Meerbilder, welche nicht zum Schaden jede Figur missen lassen, brachten ihm glänzende Erfolge. Auf seinen Seestücken entwickelte er grosse koloristische Reize: schillernde Luft, leuchtende Atmosphäre über grauen, oder Dünenwellen, unter bleichem Nebelhimmel ein weites Meer oder alles bunt erstrahlend in glühendem Abendrot. 1867 veranstaltete er eine neue Ausstellung von 132 Bildern. An hervorragen-

den Gemälden seien nur noch genannt die „Hirschjagd im Winter“, prächtig in den verschiedenen Abtönungen in Weiss — der kristallisierende Schnee, der Schimmel, die weissen Hunde —, ferner der „Sturm“ (1870), wo er die bewegte See zu geben versucht.

Damit schliesst der Siegeslauf des Künstlers. Nach 1869 hatte er auf der grossen Münchener Ausstellung auch von den deutschen Künstlern den ehrenden Tribut empfangen, 1870 wies er stolz das ihm vom Kaiser zuerkannte Kreuz der Ehrenlegion zurück. Er, der wütende Demokrat, der schon 1851 bei Aufrichtung des Kaiserreichs beinahe fesselt worden wäre, liess sich jetzt nach dem Sturz desselben fortweissen in den Strudel der Politik. Mitglied der Kommune, beteiligte er sich an dem Sturz der Vendôme-Säule, wurde deswegen 1871 zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt und flichtete dann nach der Schweiz zu den Genfer See. Hier, in Tour de Peize, starb er so langsam hin an gebrochenem Herzen, voll Sehnsucht nach der Heimat.

Die Bedeutung Courbiers liegt in der gewalttätigen, eckdiligen Ueberwindung einer Menge von Vorurteilen und in der Entwicklung eines ausserordentlichen technischen Könnens. Die Malerei war ihm eine rein physikalische Thätigkeit, er glaubte eine Art lebendiger, photographischer Apparat zu sein. Seine Malweise ist sehr raffiniert: auf einem trocknen, emalliert glatten, meist dunklen Grund trug er mit dem Spachtel die hellen Töne und Details

breit auf. Die Farbe interessierte ihn allein, während er die Durchbildung der Form, die Zeichnung und die Komposition ganz vernachlässigte. Daran sind seine Figurenbilder das schwächste und gar seine Porträts, deren er so viel gemalt hat, lassen allen sehr die doch notwendige Vertiefung in den Geist der Persönlichkeit vermessen. Ihm war der Mensch nichts weiter als eine helle Fleischmasse, interessant nur wegen des leichten Tones. Man hat Courbier darum den Maler der toten, leblosen Natur genannt, denn auch für das Leben in der Bewegung hatte er keinen Sinn, man hat ihm nur einen geschickten Handwerker gescholten. Aber es gab auch Dinge, die er mit der Hingabe des ganzen Künstlers malte: die Thäler seiner Heimat, das Feuchtigkeits ausdünstende Waldtäler, die moosbewachsenen Felsen und schillernden Bäche, jene Meeresthale, das sind die Motive, in denen seine kraftstrotzende Gesundheit und vollblutige Dartheit in angenehmster Weise zum Ausdruck kommen. Sie sind von erquickender Frische und aus ihnen strömt seine herrliche Natur. Hier erkennen wir den energischen Lehrmeister des Naturalismus, aus dem der Impressionismus der sechziger und siebziger Jahre erwuchs, wieder. Eine Schule im eigentlichen Sinne hat er nie gehabt; einmal, 1862, richtete er, von jungen Künstlern aufgefordert, eine solche ein, welche er jedoch wieder auflöste, als das erste Modell, ein Odise, davongelaufen war.

Fritz Knapp.

## Percy Bysshe Shelley.

(Geb. am 4. August 1792 zu Fieldplace (Sussex), gest. am 8. Juli 1811 bei Livorno.)

[Heraus. Büllets No. 39.]

Wie Lord Byron war auch Shelley ein Engherter und Verkämpfer der Empörung. Beide teilten das gleiche Schicksal als Geflüchtete und Verbannte, beide brachten die wichtigste Zeit ihres Lebens in dem Laude, das Shelley in einem berühmten Verse „das Paradies der Verbannten“ genannt hat, in Italien zu, beide sind sie jung und vorzeitig gestorben. Eine „Geisterstimme“ nennt Carlyle Shelley's Dichtung: „seine Gestalten“, sagt Tsine, „sind substanzlose Phantome“. Seine Lieder sind wie die Töne ferner Aeolsharfen, nur nicht so vergänglich, weil ein Herz in ihnen spricht, das so tief und heilig empfunden hat, weil ein so unschuldiges, ahnungslos gültiges Kindergesicht daraus schaut. Seine zarte Körperkonstitution, die Milde und Empfindlichkeit seiner Seele, seine Liebe zu

den Studien, seine Schwärmerei für die Natur, der Reichtum der stadeligen Familie, der er entsprang, alles hätte gerade diesen Knaben zu einem ruhigen, höchstens an inneren Ereignissen reichen Leben bestimmen müssen, und nicht sein Temperament, sondern eine unüberwindliche weltfremde Logik, die alle Thatsachen und alle Tradition verachtete, trieb ihn fortwährend zu Schritten, die die aufälligsten und revolutionärsten waren, die die Leute sich denken konnten. Er ist der typische Revolutionär des 18. Jahrhunderts, der die ganze Welt und Gesellschaft nach den Idealen seiner Logik umstösst und rekonstruiert.

Fein und empfindlich, wurde er schon auf der Schule von Lehrern und Mitschülern verfolgt und gequält und ein unerbittlicher Hass gegen alle

Tyrannie, Unterdrückung und Ungerechtigkeit wurde in ihm grossgezogen. Gleichzeitig lag ein Zug zum Märchenhaften und Transzendentalen in ihm, der sich in seinen frühesten Kinderliebhabereien ausserte. Seine ersten Werke waren Räuber- und Schauerromane, die stark an die Stürmer und Dränger erinnern und unverkennbar deutschen Einfluss zeigen. Dann aber publizierte er eine Schrift über „die Notwendigkeit des Atheismus“. Daraufhin wurde er von der Universität Oxford relegiert und entzweit sich mit seiner Familie.

Die Katastrophen in Shelley's Leben entsprangen nicht seinen Leidenschaftlichen, sondern seinen Theorien. In seinem Hass gegen Unterdrückung eiferte er die 16jährige Schulfreundin seiner Schwestern, Harriet Westbrook, ein unbedeutendes junges Mädchen, zum Widerstand gegen ihren Vater an, der sie noch in die Schule schicken wollte, und als sie zu ihm entflohen, fühlte er sich verpflichtet, sie zu heiraten, selbst erst 19 Jahre alt. Alles wandte sich von ihr ab, und er zog, von einem Obdienten, dem seine „Schuldigkeit“ gefiel, unterstützt, mit ihr von Ort zu Ort und schrieb seinen „Aufruf an das irische Volk“, seine „Erklärung der Menschenrechte“ und das Gedicht „Königin Mab“, — Drei Jahre später lernte er Mary Godwin, die Tochter der Mary Wollstonecraft, kennen, die schön, hochsinnig und begabt, ihn unwiderstehlich anzog. Nach langen Kämpfen brach er die so leicht auf sich gezeichnete Fessel und fah mit Mary nach der Schweiz, während er seiner ersten Frau den grössten Teil seines Einkommens überliess. Sie verfiel später in Tröbsinn und brachte sich um, und Shelley liess sich mit Mary trauen. Seine Kinder aus erster Ehe wurden ihm vom Gericht des Lord-Kanzlers abgesprochen und dem Grossvater, dem Cafetier Westbrook, zur Erziehung überwiesen.

In der Schweiz schrieb er den „Alastor“, eine Allegorie, wie „Königin Mab“, die in einer Fahrt durch Grotten und Wildnisse die Geschichte einer in Träumen und Sehnsucht sich verzehrenden Seele erzählt. Alle Gedichte Shelley's sind von glühender, phantastisch-geisterhafter Pracht der Schilderung, — voll von seltsamen Bildern, die wie leuchtende Juwelen seine Sprache zieren; aber es fehlt ihm Plastik und Gestaltungs-kraft. Sein Drama „Cenci“ ist mislungen bis auf die Gestalt der

Beatrice, der geistliche Stoff wirkt in der einfachen Erzählung der Chronik stärker als in seinem Drama. Seine späteren Stücke, „der entfesselte Prometheus“ und sein letztes Werk „Hellas“, sind wieder nur grossartige Allegorien.

Er lebte mit seiner Frau und den Kindern dieser zweiten Ehe zu Livorno, Florenz und Pisa, still arbeitend, träumend, wie in einer höheren Atmosphäre; eine reize, geistvolle, fast verklärte Junglingsgestalt, nicht unglücklich — trotz dem wilden, wütenden Hass, der ihn von England verfolgte — ja seine letzte Zeit war fast eine selige. „The triumph of Life“ war sein letztes, unvollendetes Gedicht, das bei der Zeile „Was also ist das Leben? tief ich“ abbricht. Sein ganzes Leben hindurch war er schwärmerisch gern und viel auf dem Wasser gewesen, auf dem er zuletzt zu Grande ging. Am 8. Juli 1822 verunglückte er mit seiner Frau „Ariel“ in einem plötzlichen Gewitters Sturm auf dem tyrrenischen Meere. Seinen Leichnam liess Lord Byron verbrennen, das Herz ward in Rom begraben.

Shelley hat, mit Ausnahme des Prometheus, kein Werk hinterlassen, das ein vollendetes Kunstwerk wäre. Aber einzelne Gedichte und Vers auf Vers in seinen späteren Werken sind von herrlicher Schönheit, und von einem Reichtum an poetischen Bildern, an tiefen, nur zu tiefen Gedanken, erfüllt von einer enthusiastischen Wehnut — dass man von ihm sagen möchte, was Stifter von Beethoven sagte: „er überschüttet uns mit einem Regen von Juwelen“. In seinen Dichtungen, wie in seinen kühnen klaren Aufsätzen verkündete er die gleichen revolutionären Gedanken, Auflehnung gegen alle Fesseln der Tradition, gegen Staat und Kirche und alle herkömmliche Religion und Sittlichkeit — ein Apostel der vollkommensten Freiheit, aber nur Liebe und passiver Widerstand sollen diese Freiheit erkämpfen.

Ein merkwürdiges Schicksal: die fanatische Blindheit des englischen Publikums, der unerträgliche Druck in dem damals so konservativen England und die tyrantische Religiosität, die all dies heuchlerisch verbrühte, hatte den gütigsten aller Menschen zum bittersten Feinde des Christentums gemacht. Nicht einmal Nietzsche hat so heftig dagegen geschrieben — aber alle Werke Shelley's verkünden nur eine Lehre: die Erlösung durch die Liebe.

Karl Federn.

## Henry David Thoreau.

(Geb. am 12. Juli 1817 zu Concord, Massachusetts, gest. am 6. Mai 1862 ebenda.)  
(Hierzu Bildnis No. 32a.)

Er hatte keinen Beruf, er war nie verheiratet, er lebte allein, er ging nie in die Kirche, er beteiligte sich an keiner Wahl, er weigerte sich, dem Staate eine Steuer zu zahlen, er ass kein Fleisch, er trank keinen Wein, er rauchte nie Tabak, und, obgleich er Naturforscher war, benutzte er weder Falle noch Flinten.<sup>1)</sup> Das sind Worte, die Emerson nach Thoreaus Tode von ihm schrieb. — Der Abstand solch eines Lebens von unserem täglichen, erwerbenden und genießenden Dasein ist klar gezeichnet. Gerade in Amerika, in dem Lande, wo die höchste Civilisation und das natürliche Leben des Urwaldes einander begegnen, musste solch ein Mensch erstehen.

Von französischer Herkunft, aber schon in der dritten Generation Amerikaner, wurde er am 12. Juli 1817 zu Concord in Massachusetts geboren. Er war der Sohn eines Bleischnitzers, absolvierte das Gymnasium und dann die Universität zu Harvard, entschloss sich aber zu keinem Berufe. Er lebte einfach wie die Wilden, hatte kaum eine Hütte nötig, fand im Wald, im Teich und für wenige Cents im Dorfe, was er brauchte. Völlig heidnisch in unserem Sinn, aber voll Bedürfnis nach Natur, Licht, Freiheit und Ruhe zum Denken, kam ihm das frohdende Leben der Menschen unserer Zeit, die sich totarbeiten, ehe sie die Hälfte von dem erreichen, was sie verfolgen, wie ein bitterer Wahnsinn vor. Soviel Geld er brauchte, wusste er in wenigen Wochen zu verdienen. Wenn er Arbeit suchte, fand er sie leicht als Bleischnitzer, als Tischler, Maurer, Gärtner; er kannte Pflanzen, Tiere, Wetter und Erdboden wie kein zweiter und war für die Bauern seiner Gegend der gesuchteste Ratgeber. So erwarb er bald als Tagelöhner oder öfters als Geometer, gelegentlich als Lehrer und zuletzt meist als öffentlicher Vorleser. Die übrige Zeit des Jahres streifte er umher, kam und ging, manchmal war er bei einem Freunde zu Gast, manchmal machte er weite Märsche durch das Land, allein oder mit einem Indianertrupp, immer wußtenlos und immer zu Fuß. Im Jahre 1845 zog er sich ganz in den Wald zurück in eine Hütte, die er sich selbst gebaut, an dem kleinen Waldsee Walden bei Concord, auf einem Stück Land, das Emersons Eigenum war. Einsam lebend mit der Natur, sah er Frühling, Sommer, Herbst und Winter und noch einmal den Kreis des Jahres an sich vorübergehen. „Ich wuchs in diesen Stunden, wie Korn in der Nacht; der Tag rückte vor, als hätte er ein Werk von mir zu beleuchten, aber es war Morgen und siehe! es war Abend, und

nichts Denkwürdiges war vollbracht. Statt zu singen wie die Vögel, liebte ich still über mein unaufhörliches Glück. Meinen Mitbürgern erschien dies zweifellos als reinster Mössiggang, aber wenn die Vögel und Blumen mich nach ihrem Maaßstab gerichtet hätten, ich wäre ohne Fehl gefunden worden.“ Dies schreibt er in dem Buch, das er später unter dem Titel „Walden“ über diese Zeit herausgab. So lebte er in tiefster Intimität mit der Natur, deren leisestes Atmen er kannte; das Rauschen und den Wandellauf des Wassers, wie die geheimsten Gewohnheiten der Tiere; er konnte so still sitzen, dass Eidechsen und Vögel sich an ihn gewöhnten und bei ihm niederließen, dass Schlangen sich um seine Arme rängelten.

Er lebte weltfremd, doch nicht weltfremd. Wie er sich auf jede Arbeit verstand, so verfolgte er auch das thätige und politische Leben seiner Mitbürger, das ihm so nützlich erschien, mit scharfem Schauen. Der ganze englische Freiheitskrieg lebte in ihm. So wie er dem Staate, der die Sklaverei gestattete, Steuer zu zahlen sich weigerte und sich lieber einsperrn liess, so hielt er auch der Hinrichtung John Browns eine Rede, „die jedem, der sie liest, das Blut kochen macht“.

Aus dem seltsamen Leben heraus, das er führte, hat er in seiner liebelnden, leisen, griechisch-klaren Weise, Jahr für Jahr schreibend, was wunderbare Beobachtungen hinterlassen. Von einem ganz natürlichen, ganz freien Auge geschaut und gerichtet, von einem Menschen, der keine Vorurteile hatte, den kein Staat, keine Religion, keine Familie, keins von allen Banden unserer Kultur und Geschichte fesselte, den aber auch keinerlei Gehässigkeit oder Egoismus blendete . . . wie neu und eigen musste da das Leben erscheinen. Alle seine Schriften sind Tage- und Lebensbücher, ganz unbeeinflusst von der Literatur Europas, mit Ausnahme der Griechen, die er liehte und immer wieder las. Während seines Lebens erschienen nur die beiden Bücher „Eine Woche auf dem Concord- und Merrimackflusse“ und „Walden“.<sup>2)</sup> Beide hatten nur geringen Erfolg. Seit seinem Tode — er starb 1862 — kommt Band auf Band seiner Schriften und Ausgabe auf Ausgabe heraus. „Die Wälder von Maine“, „Cap Cod“, „Ausflüge“, „Vorfrühling in Massachusetts“, „Sommer“, „Herbst“ und „Winter“ u. s. w. Alle diese Bücher sind nicht nur Naturschilderungen; auch ihm hat die tiefe Naturempfindung zu einer eigentümlichen Mystik geführt. Natur war für ihn nicht nur Wald und Wasser, sondern auch die Menschenseele. Seine Bücher sind voll von Exkursen

über alle Fragen der Zeit und des Lebens. Jedes Autors, jedes Künstlers höchster Wert liegt darin, dass er neuartig sieht und uns Neues in unserem Leben sehen lehrt, Dinge und Zusammenhänge, die uns vorher entgangen waren. Thoreau hat jedem,

der ihn gelesen, von der Welt, von Menschen und Tieren und all dem scheinbar Leblosen Neues erzählt, und etwas von der Ruhe seiner Wälder und die stille unabänderliche Wahrhaftigkeit der Natur ist in seinen Werken.

Karl Federl

## Nathaniel Hawthorne.

(Geb. am 4. Juli 1804 zu Salem, Massachusetts, gest. am 18. Mai 1864 zu Plymouth, New Hampshire.)

(Hierzu: Bildnis No. 131.)

NATHANIEL HAWTHORNE ist in der kleinen verfallenen Hafenstadt Salem in Massachusetts am 4. Juli 1804 geboren. Sein Vater, ein Schiffskapitän, starb bald darauf zu Surinam; die Mutter verfiel in endloser Trauer, und er verlebte auf einem Gut in den Wäldern von Maine eine überaus einsame Jugend. Er studierte später zu Bowdoin, wollte dann Schriftsteller werden, versuchte eine Zeitung herauszugeben, nahm an dem merkwürdigen sozialistischen Experiment der Brookfarm teil und wurde zuletzt Zollbeamter. Im Jahre 1842 heiratete er Sophie Peabody, mit der er seit langem verlobt gewesen. Er hatte als Autor spät Erfolg, war lange in Not und Sorgen, bis sein Schulfreund Franklin Pierce Präsident der Vereinigten Staaten ward und ihn zum Konsul in Liverpool ernannte. Der Spiritualismus des Concorder Kreises, dem er lange angehörte, beherrschte auch ihn. Sein ganzes Wesen hatte etwas Verborgenes. „Wie ein Geist glitt er manchmal über die Rasenwege von Concord, wie eine Erscheinung aus einer andern Welt . . . Zwischen fünf und sechs Uhr abends kam er aus dem Gebüsch, und wenn er jemanden auf dem Wege kommen sah, barg er sich wie ein Rebbuhn“, erzählt Alcott von ihm; obgleich der, dessen Wesen so schen und still war, selbst ein Athlet in der Erscheinung, mit prächtigen Gesichtszügen und der Nachkomme einer Familie von Seefahrern, ja Corsaren war. „Ein Mann, förmlich so sensitiv wie ein junges Mädchen, das zum erstenmale in Gesellschaft geführt wird, mit dem Willen eines Titanen und einem Geist wie ein Spiegel aus Kronglas“, schreibt Stearns in seinen Concorder Erinnerungen. Etwas von alledem ist in seinen Schriften, aber das Glas des Spiegels war gesprungen, dem titanischen Willen entsprach kein titanisches Können, die zu grosse Sensitivität des Autors hat seine Schriften gelähmt. Andere Dichter, die sich vor dem Leben schen zurückzogen, haben sich um so ungehemmter hingeben können, sobald kein Auge sie einschlicherte; die Einsamkeit gab ihnen ihre Kraft zurück. Aber Hawthorne sagt selbst: „Ich bin nicht und war nie

einer von jenen überflüssig gastfreundlichen Leuten, die ihr eigenes Herz, fein gebakken, mit Hirsauce, ihrem geliebten Publikum als Leckerbissen servieren.“ Aber der Dichter muss das thun, oder das Herz, mit dem er kargt, wird seinen Werken fehlen — „er muss den Mut zu seinen Nacktheiten haben“.

Hawthorne ist am interessantesten in den späteren Stellen, wo er persönlich wird, in den Einleitungen, wo er von sich selber spricht. Die Schilderung des Zollhauses zu Salem, wo er als Zollbeamter lebte, in der Einleitung zum „Scharlachbuchstaben“, die des alten Pfarrhauses in der Einleitung zu den „Moosen“ sind poetischer als die poetischen Werke, die darauf folgen. Nur hier und da an einzelnen Stellen und in den kleineren phantastischen Erzählungen scheint er sich selbst zu geben.

Die Konzeption der Fabel, die Umrisse der Charaktere, alles ist höchst dichterisch und originell, aber die Ausführung krankt an der Zurückhaltung des Verfassers, dem man immer wieder zurufen möchte: „Lass' dich doch gehen und gib dich ganz; nur wer sich opfert, kann erlösen!“ — und an einer verfehlten und veralteten breiten Technik, an der störenden Gewohnheit, den Leser auf die Bedeutung des eben Erzählten in emphatischen Bemerkungen aufmerksam zu machen. Hawthorne liegt weit hinter uns, unseren Romantikern kommt er am nächsten. Besonders die kleinen Erzählungen erinnern an Tieck und Hoffmann sowie an ihre Zeitgenossen, wenn es auch freilich immer eine transatlantische Romantik und das Leitmotiv ein ganz eigenes individuelles ist. Man hat gesagt, die „Sünde“ sei das Thema all seiner Romane, das Aufspüren tiefer, verborgener Sünden und ihrer zerstörenden Wirkung auf die Seelen, aber nicht bloss die zerstörenden, auch die vorwärtstreibenden — denn was peitscht den Menschen vorwärts wie eine Schuld?

Wie fein erdonna ist das Grundthema des „Romanes von Monte-Henri“, dass ein fast räthelhaft freudiges, simples Natungeschöpf, der junge Toscaner Donatello, der dem Marmorfaun des Praxiteles zum

Stimmen gleicht, dessen Bewegungen so graziosa sind, dessen Denken so unentwickelt ist, dem alle Tiere vertraut sind – es heisst, dass Thoreau in manchen Eigenschaften dem Verfasser zum Modell gedient – dass dieses halbe Fabelwesen aus der Zeit, da Götter, Menschen und Tiere einander noch nahestanden, durch eine ungeheure, in plötzlicher wütender Leidenschaft begangene Schuld, zu einem reifen, denkenden und gesühten Menschen wird. Der ganze „Sündenfall“ liegt darin. Wäre die Ausführung der Idee gewachsen, worden alle die für uns so uninteressanten Erörterungen über Kunst und Kunstwerke, die zwecklosen Natur- und Stadtschilderungen fehlen, das Buch hätte ein tragisches Meisterwerk werden können.

Dieser Roman spielt in Italien, wo Hawthorne mehrere Jahre gelebt hat. Aber das Milieu, das ihm das geläufigste ist, ist das der alten Puritaner der amerikanischen Vergangenheit mit ihrer unerbittlichen strengen Religiosität, ihrem harten Aufspüren und Verdämmen alles „Sündhaften“, die alten amerikanischen Familien und ihre Vorfahren, das stille Leben der Kolonien des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, das zu dem geräuschvollen, gewaltig bewegten des heutigen Amerika einen so seltsam absteckenden, so ungläubhaften Hintergrund bildet.

Aber in all seinen Büchern steht der Dichter, der sich so ängstlich verbüllt, in stiller Opposition gegen diese Welt; eine leise, aber scharfe Ironie hat seine Feder gefühlt, das Resultat ist immer: all die strengen Puritaner sind gleich sündhafte schwache Menschen, keiner hat ein Recht, den Stein aufzuheben, den er so grausam wirft, und tiefes Mitleid mit den Verdammten, den Opfern dieser Richter, den Verbrechern liegt jedem seiner Werke zu Grunde. In der Fabel von „Jong Goodman Brown“, der, wie in einem gesterhabten Schattenspiel in der Nacht, in der er selbst zusehend und scharfwillig der Versuchung zu erliegen droht, alle Honoratioren und frommen Leute von Salem als Diener Satans im Walde findet, wie in seiner stärksten Erzählung, dem „Scharlachbuchstaben“, immer finden wir den gleichen Zug.

Eine Frau ist in Boston angekommen, der alten Hauptstadt von Massachusetts, in den alten Zeiten der „überfüllten“ Gouverneure Winthrop und Bellingham, eine schöne Frau von herrlichem Wuchs und adeliger Erziehung, die Garrin eines Arztes, der sie vorausgesendet und ewig nicht nachkommt. Und plötzlich vertritt sich, dass die fremde Frau hier in der frommen Kolonie gestündigt hat, und alle Strafen, alle Verbote können sie nicht bewegen, den Mann, der sie verführt hat, zu nennen. Sie wird verurteilt: erst zu mehmonatlichem Gefängnis, dann entlassen, fünf Stunden auf dem Marktplatz am Pranger zu stehen und lebenslang hinfert

ein „A“ aus rotem Scharlach – „A-dultera“ – auf der Brust zu tragen. Sie steht auf dem Pranger, ihr Kind im Arm, in schweigendem Trotz – sie trägt das Zeichen in stolzer schweigender Scham; mit ihrem elfenhaften kleinen Mädchen, das sie „Pearl“, die „Perle“, genannt hat, wohnt sie in einer abgelegenen Hütte, nährt sich von Nadelarbeiten und kümmerlichen Stickerien – anfangs genossen, später, als man sich an sie gewöhnt hat, in mitleidiger oder verächtlicher Neugier gesucht; nach aussen wortlos, innerlich der Qual erliegend, muss die stolzeste, adeligste Frau der Stadt langsam zu Grunde gehen.

Der aber, der mit ihr die Ehe gebrochen, ist der fromme junge Arthur Dimmesdale, der beliebteste Prediger von Boston, der seither ein gequältes jammerhaftes Dasein führt; sie begegnen einander oft schweigend, und wenn sie ein paar Worte wechseln, so ist es, als hätten sie sich nie gekannt, nie äussert sie einen Vorwurf, nur einmal im Walde, da er ihr seine verzweifte Rente, die ihn langsam zu Grunde richtet, gesteht, da fordert sie ihn auf, mit ihr zu fliehen; die Kraft und Grösse, die sie zeigt, richten ihn auf, er ist entschlossen, aber die Flucht wird vereitelt.

Auf der Brust trägt er unter dem Kleide eingegraben dasselbe grässliche Zeichen, er selbst hat diese Strafe an sich vollzogen; aber er, der Heuchler, trägt es verborgen, das so viel empfindlichere Weib leidet vor Aller Augen, bis er endlich in einer Nacht die Last abschüttelt, sich selbst mit ihr an den Pranger stellt, das Kleid öffnet und den Leuten von Boston die Wahrheit sagt. Er stirbt; sie selbst verschwindet mit ihrem Kinde aus der Stadt, bis lange nachher eine hochgewachsene, grauhaarige Frau wieder in derselben Hütte erscheint, den Scharlachbuchstaben wieder vor die Brust heftet – aber er hört auf, ein Sünden zu sein. Die Leute empfinden eine Art von Ehrfurcht vor ihr.

Die Fehler Hawthornes sind auch in diesem Roman erkennbar und sie waren auch ihm selbst nicht verborgen. Er hat sie einmal unter dem Namen „D'Aubépine“ besprochen und vielleicht halb ironisch von sich gesagt: „Seine Schriften sind, wenn man gerecht sein will, nicht ganz ohne Phantasie und Originalität, und sie würden ihm grösseren Ruhm verschafft haben, wenn nicht eine eingewurzelte Liebe zur Allegorie Fabeln und Charaktere wolkenhaft erscheinen und seinen Gestalten die volle Wärme des Lebens entziehen würde.“

Wie „Spinneweb“ liegt es auch auf dem „Haus mit den sieben Giebeln“, dieselbe merkwürdige anziehende Atmosphäre und dieselben Störungen, die gleiche Weirschweigkeit.

Er starb am 18. Mai 1864 zu Plymouth in New Hampshire.

Karl Federn.

## Alfred de Musset.

(Geb. am 11. November 1810 zu Paris, gest. am 2. Mai 1857 ebenda.)

(Hertz's Büllet No. 35a.)

ALFRED DE MUSSET war neunzehn Jahre alt, als er das literarische Frankreich, welches damals gerade auf der Höhe der romantischen Bewegung dabintrieb, mit seiner ersten Gedichtsammlung „Contes d'Espagne et d'Italie“ übertraf und die Jugend entzückte und hinriss. Neben Victor Hugo gilt er auch heute noch als der hervorragendste französische Lyriker aus der Mitte dieses Jahrhunderts, in dessen Persönlichkeit sich der Geist und die Stimmung des Zeitalters vielfältig wieder spiegeln. Manrißlich beeinflusst von Byron, aber tiefer noch bestimmt durch den allgemeinen grossen pessimistischen Grundzug, der das Idealleben des neunzehnten Jahrhunderts vor allem anderen kennzeichnet, drückte Musset der Weltweh- und Verzweiflungsdichtung doch den Stempel seines besonderen und eigenartigen Wesens auf. Als ein schöner Page trat er in die Litteratur ein, in romantisch-kuntem seidnen Gewand, mit Degen und Tambourin aufgeputzt,



Musset.  
(Zeichnung von Land in der Cordeille L. 2. Ausgabe.)

und schlug zum erstenmal die Töne der schren und vollkommenen „Decadence“ an. Eine eigentümlich pikante Mischung feurig jugendlicher Lebensgier und greisenhaft müden Lebensüberdrußes, der Keuschheit und raffinierten Blasiertheit kennzeichnet seine unreif-überreife, in grellen Gegensätzen zerfahrene Poesie, eine merkwürdige Poesie der Auflösung und Zersetzung, eines tief zerfallenen Geisteslebens. Sie besitzt auch nichts

mehr von dem heroisch-männlichen tapferen Wesen der pessimistischen Dichtung eines Byron und Leopardi, sondern trägt vielmehr einen schlaffen, weibisch-männlichen, launenbläuen und entnervten Charakter zur Schau. Unbefriedigt von jedem und jeglichem Glauben, aber auch unfähig, ein neues

Ideal aus sich heraus zu erzeugen, ein Nihilist in seiner Weltanschauung, greift Musset nach dem Opium, das bezwungen und herbeizut. Ihm lockt nur noch ein rasches flüchtiges Genussleben, die Liebe Don Juans, wie er sie als Neunzehnjähriger besungen hat, ein hartloser Page, der früh seine Unschuld verloren hat und bald sentimental, bald feurig-schwärmisch, bald frech und cynisch von seinen Abenteuern erzählt. In dieser ersten Periode seines Lebens ist Jacques Rolla, der Held seiner heissentesten Dichtung, seine Idealfigur, der geistreiche und interessante Selbstmörder, der sich von vornberein vornimmt, die sinnlichen Genüsse dieser Welt, die Liebe und den Champagner, rasch auszukosten und dann in den Armen eines Mädchens einen stüssen Blurrantend zu sterben. Es zittert dabei jedoch immer durch seine Seele die Melancholie Don Juans, das Verlangen und die Sehnsucht nach dem reinen und keuschen Weibe, nach einer grossen und idealen Vermählung zweier Herzen. Musset's Wesen ist ein durch und durch sinnliches, aber aus dieser Sinnlichkeit zieht auch seine Kunst sich ihre besonderen grossen Vorzüge.

Von den französischen Dichtern dieses Jahrhunderts übertrifft ihn keiner an Unmittelbarkeit der Gefühlsdarstellung, an Tiefe und Wahrheit der Empfindung. Er ist auch ein raffinierter ästhetischer Sinn- und Genusssensch, voller Feinheit und Anmut, und zugleich heck und kühl in der Form, zart und feurig, einschmeichelnd und überraschend, gewöhnt und elegant, aber auch eigenartig und ungewöhnlich. Er braucht nie zu den gewöhnlichen Mitteln Victor Hugos zu greifen, ist nie überladen, bombastisch wie dieser und wirkt mit seiner Einfachheit doch deutlicher, kräftiger und reicher. Er vereint die Schönheit der Farbe und des bildlichen Ausdrucks mit der Schönheit eines durch und durch musikalischen Rhythmus. Kurz nach der Veröffentlichung des „Rolle“ (1833) traf der zweiundzwanzigjährige Musset bei Buloz, dem Herausgeber der „Revue des deux mondes“ mit der um sechs Jahre älteren George Sand zusammen, und rasch fühlten sich beide zu einander gezogen. Aber es war ein sehr ungleichartiges Paar, welches da zusammenkam; sie das Mannweib, eine durch und durch positive, idealgläubige, kräftige und demokratische Natur, eine soziale Agitorin, er, der Weltmann, zart von Gliedern, ein müder Skeptiker, ein blasierter Aristokrat, ein dekadenter Geist, ein Aesthetist, der rein in seiner Kunst aufging! Und die Liebe hatte denn auch keinen langen Bestand. Von der gemeinsamen Reise nach Italien kehrte Musset allein zurück, schmerzlich zerriuen, tief erschüttert durch die Treulosigkeit und Falschheit des Weibes, welches ihn während seiner schweren Krankheit mit einem geistig sehr viel tiefer stehenden Mann betrogen hatte. Dennoch hat das Zusammenleben mit George Sand einen heilsamen und kräftigenden Einfluss auf ihn ausgeübt; als ein vielfach Neuer und Verändertes erscheint er nach seiner Rückkehr.

Der Kaabe ist zum Mann herangereift. Die Eitelkeit und jugendliche Prahlerei, mit der er von seinen Liebchaften erzählte, die Don Juan-Phrasen sind von ihm abgefallen, – rechter und länger ertönen sein Schmerz und seine Klage, seine Sehnsucht nach einer reinen und keuschen Seelenglut vertieft sich, und eine idealere Welt steigt vor seinem

Geist empor. In seinem Roman „la confession d'un enfant du siècle“ (1836) hält er sich selber einen Spiegel vor, und er bekämpft den Wahn, als vermöge die Liebe eine durch sinnliche Ausschweifung zerrüttete Seele wieder zu erheben und zu läutern. Nur die reine und echte Liebe ist Glück und Seligkeit. Er stellt sie jetzt dar im Kampf mit der Gesellschaft, mit der Niedrigkeit und Gemeinheit der Welt und unter der Not der äusseren Verhältnisse. Statt der oppigen Delilas, statt der Verführerinnen und listigen Gauklerinnen, die den Mann verderben, erscheint bei ihm nun auch das Weib, welches den Mann erhebt und emporzieht. Immer aber ist die Liebe die grosse Herrscherin der Welt, der sich alles beugen muss, die Schicksalsgöttin, die über Leben und Tod des Menschen entscheidet. Kein anderes Thema kennt Musset als das von der Liebe. Aber dies Lied von der Liebe tönt wie ein Schrei der Verzweiflung. Seine Novellen und seine kleineren Dramen, letztere zu feil, zu infant, zu zart für die Bedürfnisse der Theater, sind abgerundete, köstliche Meisterwerke der französischen Dichtung, ausgesuchte Genüsse für den erwähltesten Kunstkennergeschmack, bestrickend durch den Reiz der Form und der Sprache, durch die Stimmung und die Eindringlichkeit der psychologischen Analyse. Einige Jahre lang vermochte noch die Liebe zur Kunst den innerlich gebrochenen, früh zerrütteten Dichter aufrecht und bei geistiger Frische zu erhalten. Sie war das stützende Band, aus dem er immer wieder neue Kräfte schöpfte. Aber das Bedürfnis sich zu berauschen und zu betäuben, der Absinthegenuss schwächten den Körper mehr und mehr. In den letzten zehn Jahren seines Lebens hat Musset nur noch wenig geschaffen, und als er 1852 zum Mitglied der Akademie erwählt wurde, war er geistig bereits fertig, ein Abgeschiedener, bevor er schon gestorben war. Für den Siebenundvierzigjährigen ist der Tod noch zu spät gekommen. Langsam sah ihn der Dichter heranschleichen, allzu langsam, wie er so in seinem letzten Gedicht gesungen hat:

„L'heure de ma mort, depuis dix-huit mois,  
De tous les côtés s'approche à mes oreilles.  
Depuis dix-huit mois d'ennuis et de veilles,  
Partout je la sens, partout je la vois . . .“

Julius Hart.

## Karl Gutzkow.

(Geb. am 17. März 1811 zu Berlin, gest. am 15./16. Dezember 1878 zu Sachsenhausen.)  
(Hitzig-Bildnis No. 253.)

In der Geschichte der deutschen Dichtung bildet das Jahr 1830 den eigentlichen Wendepunkt der Entwicklung. Es scheidet zwei grosse Geisteswelten voneinander und wir treten aus der idealistischen, metaphysischen, philosophischen und ästhetischen Bildung des achtzehnten Jahrhunderts hinüber in eine neue Kultur, die man als die wahre und wesentliche des neunzehnten Jahrhunderts ansehen muss. Die Träumer und Denker machen Platz den Wirklichkeitsgeistern und den Praktikern, das nächste und unmittelbare Irdische heischt seine Rechte, politische und wirtschaftliche Interessen treten in den Vordergrund und das ganze Leben gerät unter die Herrschaft einer positivistisch-materiellistischen Weltanschauung. Der Realismus hält auch in die Kunst seinen Einzug und entwickelt und vertieft sich in den folgenden Jahrzehnten immer mehr. Will man eine Persönlichkeit bezeichnen, in der sich der neue Geist dieser Neunzehnten-Jahrhunderts-Dichtung zum erstenmal rein und deutlich und klar bewusst offenbart, so muss man ebensowenig Karl Gutzkow nennen. Seine poetischen Schöpfungen finden allerdings schon heute keinen rechten Anklang mehr und nur wenige von ihnen sind in lebendiger Erinnerung geblieben. In nicht allzu ferner Zeit werden sie wohl wesentlich nur noch ein Gegenstand des gelehrten, literaturgeschichtlichen Studiums sein. Aber die Persönlichkeit Karl Gutzkows selber wird trotz alledem immer einen Markstein in der Kulturbewegung dieses Jahrhunderts bilden, und seine Gestalt kann nicht wie seine Einzelwerke vergessen werden. Er ist in Deutschland der erste Bahnbrecher einer neuen rein realistischen Kunst, die den klassischen und romantischen Idealen gegenüber das „Princip der Moderne“ aufstellt und alle Vergangenheitschwärmerei mit der Bewunderung des Gegenwärtigen beantwortet. Freilich, er war erst nur noch der starke Willensmensch, der nach dieser Kunst ausschaute und das Steuer auf sie zulenkte, der Kritiker, der sie erkannte, beglifflich erläuterte und in der Idee erfasste, der kluge Verstandesmensch, der anregend über sie zu raisonnieren wusste. Ein Berliner Kind, eine durch und durch veranlagte Natur, ein nüchternen und scharfer Geist, vermochte er besser zu verneinen und zu zerstören, als aufzubauen. Frühzeitig trat er, noch als Student der Berliner Universität, wo er sich der Theologie und Philologie befiess, in die Kreise der „Literatur“ ein, die er bald durch seine Kampflust auf sich aufmerksam machte. Wolfgang Mezel, der kritische Stimmführer jener Tage, wurde

sein Gönner und zog ihn nach Stuttgart, vermochte aber den jüngeren und viel umfassenderen und kräftigeren Geist seines Mitarbeiter nicht lange zu leiten und zu beherrschen. Bald stand dieser an der Spitze der revolutionären literarischen Jugend, die damals in die Arenen drangte und unter dem Namen des „jungen Deutschlands“ sich den Regierungen gefürchtet machte. Begeistert von den Ideen der Julirevolution, schwor sie auf die demokratisch-nationale Fahne, die Borne entfaltete hatte, Religion und Sittlichkeit, Staat und Gesellschaft wurden einer lauten und polternden Kritik unterzogen. Das Recht der Sittlichkeit sollte wieder hergestellt und das ältersschwache Christentum durch eine pantheistisch-hellenistische Weltanschauung, eine Religion der Sinnverfreude ersetzt werden. Man knüpfte an Bestrebungen der deutschen Frühromantik wieder an, man nahm die Gedanken Saint-Simon's auf, welche durch die Romane der George Sand weiteste Verbreitung erfuhrten, und trat für die Emancipation der Frauen und „des Fleisches“ und gegen die Ehe ein. Die politischen und sozialen Bestrebungen bewegten vor allen anderen die Geister und drängten die eigentlich künstlerischen Anschauungen in den Hintergrund. Die Erneuerung der Dichtung sollte wesentlich nur von der Tendenz ausgehen und die Gesinnung über ihren Wert entscheiden. Sie wurde zur Parteigängerin in den Tageskämpfen. Gutzkow und die übrigen Männer des „jungen Deutschlands“ waren alle zuletzt bessere Zeitungsschriftsteller als Dichter, und ihre Zeit bedeuerte denn auch einen Niedergang des literarischen Wesens und einen grossen Aufschwung der Journalistik. Die dreissiger Jahre des Jahrhunderts sind die Sturm- und Drangjahre in der Gutzkowschen Entwicklung. Da wirkt er vor allem als Essayist und Feuilletonist, als streitbarer Kritiker, und auch sein bekanntester Roman aus dieser Zeit: „Wally, die Zweiflerin“ (1835), der ihm eine dreimonatige Gefängnisstrafe einbrachte, ist mehr eine Kampfschrift als eine Dichtung. An Charakterstärke, an Schärfe des Geistes, durch ernste Auffassung und Tiefe des Wissens übertraf er die anderen Genossen, und auch, als auf eine Denunziation Menzels hin der bekannte Bundesratsbeschluss gegen das „junge Deutschland“ erging, der diese Schriftsteller völlig mundtot zu machen suchte und mit den Mitteln der Inquisition gegen sie arbeitete, leistete er nicht, wie die meisten Übrigen, öffentliche Abbitte. In den vierziger Jahren wandte sich Gutzkow vor allem der

Bühne zu und war auch eine Zeit lang (1847–50) Dramaturg des Dresdener Hoftheaters. Seine Anschauungen werden gemässiger und reifer und klären sich nach allen Seiten hin. Als Kritiker und Essayist und als Zeitungsherausgeber auch weiterhin thätig, der Lessing und Schlegel seiner Zeit, versuchte er sich doch jetzt vor allem auch in reinen dichterischen Schöpfungen. Auch sein Drama wandelt, wie das Drama des „jungen Deutschlands“ überhaupt, einerseits die Bahnen der Schillerschen Geschichtstragödie, andererseits lehnt es sich an die neufranzösische Bühnendichtung an und trägt deutliche Einwirkungen Eugène Scribes zur Schau. Das moderne Gesellschafts- und Salonschauspiel kommt mit ihm nach Deutschland herüber, das eigentlich charakteristische Drama des künstlerischen Realismus, das Taschenstück, welches in gefälliger Weise allerhand moderne Fragen und Probleme disputiert. Doch mit den zahlreichen Werken dieser Art, die Gutzkow geschrieben, zündete er weniger als mit seinen Geschichtsdramen, den Literaturstücken „Urtheil des Tartuffe“ (1847) „Der Königsleutnant“ (1852), dem Intrigenlustspiel „Zopf und Schwert“ (1844) und vor allem mit der Verstragödie „Dieil Acosta“ (1847), seiner hervorragendsten Schöpfung. In den fünfziger und sechziger Jahren war es dann wieder der Roman, dem der rastlos thätige, unruhige und vielseitige Geist dieses Schriftstellers vor allem anderen sich zuwandte. In grossen, umfassenden, figurenreichen Gemälden, in zahlreichen Händen gab er eine Schilderung der geistigen Be-

wegungen der Gegenwart, Unterhaltungen über die Fragen der Zeit, gebüllt in das Gewand phantastischer romanhafter Begebenheiten. Bekannte Zeitpersönlichkeiten, leicht eckentüchlich abgeportraitiert, treten in ihm als Theaterrhelen auf. Die Berliner Gesellschaft erschien in den „Rittern vom Geist“ (1850–52); während der „Zauberer von Rom“ ein gross angelegtes und geistvolles Kulturbild der ultramontanen Welt entrollte. „Hohenschwangau“, ein historischer Roman aus dem Reformationszeitalter (1867), und der Erziehungsroman „Pestalozzi und seine Söhne“ (1870), eine Behandlung des Caspar-Hauser-Problems, seien ausserdem noch erwähnt. Karl Gutzkow war stets eine kampffrohe und aufgriffslustige Natur und bei der Überlegenheit seines Geistes ein sehr gefächterter Schriftsteller. Sein Talent und Wissen fanden immer Anerkennung, aber ihm fehlte die Gabe, sich beliebt zu machen. Spröde und kalt, wie er war, konnte er nie rechte Wärme und Begeisterung erzeugen. Er hatte wenig Freunde und viele Feinde, und noch mehr heinliche Gegner, die ihm offen nicht entgegenzutreten wagten, aber im Verborgenen seine Stellung zu unterwühlen versuchten. Alles das verbitterte sein Leben und der nervös überreizte, krankhaft aufgeregte Mann hat einige Zeit lang schwer gegen den Wahnsinn anringen müssen, der ihn zu überwältigen drohte. Im Jahre 1865 machte er einen Selbstmordversuch. Wiederhergestellt, hat er jedoch von neuem rastlos weiter gearbeitet. Er erstickte bei einem Brande, der in seinem Zimmer ausgebrochen war.

Julius Hart.

## François Coppée.

(Geboren am 12. Januar 1843 zu Paris.)  
(Hirsch-Bildnis No. 334)

Im Jahre 1866 machte in französischen Literaturkreisen eine Sammlung lyrischer Gedichte, welche sich „Parnasse contemporain“ betitelte, ein gewisses Aufsehen. Das Buch war aus den Kreisen der damals ältesten Poeten hervorgegangen, welche gerade eben in die literarische Arena eingetreten, mit einem Schlage eine allgemeinere Aufmerksamkeit auf sich lenken wollten. Es brachte die künstlerischen Stimmungen und Absichten, von denen die dichtende Jugend Frankreichs in den sechziger Jahren erfüllt war, ziemlich wesentlich zum Ausdruck und vereinigte die Erstlingsgedichte einiger der besten jüngeren Talente, welche nach und nach immer mehr in den Vordergrund der Entwicklung traten. Als Kinder derselben Zeit haben sie vielfach ge-

meinsame Bestrebungen, und so liessen sie sich wohl zu einer Gruppe, zu einer Schule zusammenschliessen, die man in Anlehnung an den Titel jener Gedichtsammlung, als die Schule der „Parnassiers“ bezeichnet hat. Diese Neuen der sechziger Jahre sind nun gerade keine leidenschaftlichen Stürmer und Erneuerer, welche, getragen von dem tiefen Bewusstsein, der Entwicklung eine andere Richtung geben zu müssen, den Sturz des Alten predigen und besondere ungewöhnliche und eigenartige Anschauungen in die Kunst hineintragen. Umgekehrt: sie halten sich an das schon Gewordene, an das, was zur Zeit gerade am festesten steht und was die allgemeine Ueberzeugung für sich hat, an den Geist der guten Ueberlieferung und des gebildeten Durch-

schnittsgeschmacks. Sieh anlehnd an die grossen Meister und Führer der dreissiger Jahre, an die Bahnbrecher der Romantik, welche wirklich einen neuen Geist heraufführten, an Victor Hugo, Musset, Gautier, wiederholen sie im allgemeinen nur, was diese schon gesungen haben; die verschiedenen Bestrebungen, Auffassungen, Temperamente, Stimmungen jener suchen sie eklektisch zu vereinen und zu vereinheitlichen, und so entstehen lyrische Gedichte, die ein starkes Persönlichkeitswesen nicht aufweisen, etwas Allgemeines, Verschwommenes und Durchschnittliches an sich haben, aber inhaltlich und formal eine vollkommene Korrektheit besitzen, an der nichts getadelt, aber auch eigentlich nichts gelobt werden kann. Die eigentlichen Vertreter dieser Richtung der Parmassiens sind Leconte de Lisle, in dem der farbenfrohe Geist der alten Romantik am meisten fortlebte, Sully, Prudhomme, der die Gedanken des Weltschmerzes und die pessimistische Philosophie fortfuhr in glatten und harmonischen Versen niederzulegen, und der gelestete von allen, der volkstümlichste: François Coppée. Coppée weiss geschickt die beiden grossen Strömungen der Kunst, die er vorfand, die romantische und die realistische, die phantasievoll künstlerische und die Richtung des bon sens, zu vereinigen. Seine Landschaftsbilderung von rein beschreibender Natur giebt sehr saubere idyllische Wirklichkeitsbildchen, die deutlich gesehen, fein, zierlich und anmuthig ausgeführt, aber auch mehr aussereiche Abschilderungen, als innerlich stimmungsvolle lyrische Gedichte sind. An den neuen Eindrücken unseres Jahrhunderts geht er dabei nicht vorüber und weiss auch von Eisenbahnen, Telegraphen, Maschinen und Fabriken etwas zu sagen, mit gleicher Gefälligkeit und gutem Geschmack altes und modernes Leben, Leben der Ferne und der Nähe darstellend. Grosse Empfindungen und Leidenschaften stehen ihm ebenso fern wie tiefere Gedanken und Ideen. Eine gemüthvolle warmherzige Senti-

mentalität macht vielmehr sein Grundwesen aus, und es gelingen ihm am besten die Effekte der Richtung. Wie alle Parmassiens hat sich auch Coppée von Théophile Gautier die Wertschätzung der formal-sprachlichen Seite der Dichtung, der Technik und Kultur des Verses einimpfen lassen. Doch auch da ist er Vermittler, Eklektiker, der, weit entfernt von dem kühnen Radikalismus der achten Anhänger des l'art pour l'art, keineswegs in der Form das Ein und Alles der Kunst erblickt. Er legt nur Wert auf eine korrekte, glatte und gefällige Verform, sucht jedoch zugleich durch Inhalt, Handlung und Begehrtheit stark stofflich und allgemein verständlich zu wirken. Seine Hauptstärke liegt daher im Gebiet der kleinen poetischen Erzählungen und einsküigen Dramen, in der Art des „Stückes der Schmiede“, der ihm 1869 seinen ersten grossen durchschlagenden Erfolg einbrachte und auch in Deutschland allgemein bekannt geworden ist. Der stark theatrale Zug dieser Poesien, die Kunst, in wenigen Worten viel zu erzählen, das Abträgliche in seinen Stoffen, Ideen und Empfindungen machen es erklärlich, dass er sich ein grosses Publikum errang. Die Eleganz seiner Form empfahl ihm aber auch dem besseren und durchgebildeten Geschmack; ein akademischer Poet von Natur hatte er von Anfang an Anwartschaft auf einen Sitz unter den „vierzig Unsterblichen“ Frankreichs, der ihm denn auch im Jahre 1884 eingeräumt wurde. Ein Jahr später erschienen seine „Gesammelten Werke“ in sechs Bänden, enthaltend lyrische Gedichte, poetische Erzählungen („Olivier“, „Félix“), zahlreiche Einakter („Der Geigenmacher von Cremona“), einen Roman („Une idylle pendant le siège“) und verschiedene grössere Schauspiele, die jedoch seinem mehr für das Kleine beanlagten Talent nicht glücken wollten. Alles in allem nimmt Coppée in der zeitgenössischen französischen Literatur ungefähr eine Stellung ein, wie in der unserigen Emanuel Geibel.

Julius Hart.

## Edward Bulwer-Lytton.

(Geb. am 25. Mai 1803 zu London, gest. am 18. Januar 1873 zu Torquay.)

(Hiesige Biblioth. No. 315.)

In den vierziger und fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts gehörte der Name Edward Bulwer in der europäischen Litteratur zu den allerbekanntesten und gefeiertsten Namen. Seine Romane, in fast alle abendländischen Sprachen übersetzt, wurden mit am meisten gelesen und heissungsthrig verschlungen — und dem Dichter wurde sogar nach seinem Tode

die Ehre des Grabes in der Westminsterabtei zu teil; dennoch erlitt auch er das Los, das allen Unterhaltungsschriftstellern und gerade den spannendsten Erzählern immer wieder zu teil wird. Was die Zeitgenossen ergötzt und leidenschaftlich erregte, lässt bereits das nächste Geschlecht kalt und gleichgültig. Heute wird der Bulwersche Roman nur

— 475 —

H.p.f.540-3, 475

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

noch selten verlangt, und ist schon halb verschollen; die Tage seiner unmittelbaren lebendigen Wirkungen sind so gut wie vorüber, und Bulwer ist nur noch eine literaturgeschichtliche Erscheinung, der der Forscher nachspürt, um das Wesen des Romans des neunzehnten Jahrhunderts zu erkennen und ein Einheitsbild von den künstlerischen Entwicklungen zu gewinnen. Um einige Jahre älter als Dickens und Thackeray, wurzelt er auch geistig noch in einem anderen Kulturboden als diese und steht, ohne scharf ausgeprägte Eigenart und Persönlichkeit, vermittelnd zwischen diesen Begründern der realistischen Literatur und den Romantikern, Walter Scott und Byron. Sein Roman trägt noch stärkere phantastische Elemente in sich und bevorzugt das Ausserordentliche vor dem Alltäglich-Wirklichen. Dabei ist aber Bulwer selber kein so übergewöhnlicher Geist, keine hervorragende, geniale Natur, wie die echten Dichter der Romantik, Byron und Shelley, und das Ausserordentliche liegt bei ihm nicht in den Gefühlen und Ideen, sondern in der Handlungen und Begebenheiten, in den romantisch-abenteuerlichen Vorgängen. Er ist ein Erzähler von grosser Erfindungskraft, der die Neugierde der Leser zu spannen und immer wieder anzuregen und zu überraschen weiss, eine weitverzweigte Handlung stark verwickelt und doch auch wieder kunstvoll und übersichtlich auseinanderbreitet. Den bekannten Typus der Byronischen Helden, der in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts eine so grosse Rolle in der europäischen Literatur spielt, popularisiert er für den Geschmack der grösseren Menge und flacht ihn zum interessanteren Gesellschaftslöwen ab. Aber das Bulwersche Ideal des geistreichen Weltmannes und Aristokraten, der mit einem weilschmerzlichen, ironisch-skeptischen Lächeln durch das Leben dahingehet, eingebüllt in den Nebel grosser Geheimnisse — die problematische Natur verkörpert immerhin ein Stück Zeitgeist; es ist eine reine Illusionsfigur, die man sich in mühsigen Stunden aussinnt, eine echte Romangestalt, für die man in der Phantasie schwärmt, doch es strömt darin auch mancherlei von dem echten Geistesleben der Zeit zusammen, dass sie nicht als vollkommenes Märchenwesen erscheint. Die romantisch-dämonischen Menschen Bulwers, seine grossen und merkwürdigen Verbrecher, seine mystischen Naturen, Magier und Gespensterwesen berühren uns ja heute vielfach nur als Masken und Fratzen. Aber es sind doch nicht nur Aballinos und Vampyre einer reinen Sensations- und Unterhaltungsliteratur, wüst-phantastische Gebilde einer dumpfen geisttötenden Kriminal- und Geistergeschichtenerzählung, die in England eine so grosse Rolle spielt, mag auch immerhin die obelberüchtigte

englische Sensationsnovellistik auf Bulwer mit zurückführen. Es steckt viel feine und echte psychologische Kunst in dessen Romanen und sie trägt einerseits einen durchaus realistischen Charakter, beruht auf grosser Wirklichkeitsbeobachtung, reicher Lebenserfahrung und scharfer Menschenkenntnis, während sie andererseits in ihren dämonischen Elementen die tieferen Auffassungen der romantischen Psychologie von der geheimen Nachwelt unseres Daseins, von den Unter- und Ueberbewusstseinsvorgängen zur Geltung zu bringen sucht.

Der Bulwersche Unterhaltungs- und Spannungsroman besitzt doch einen höheren Charakter: er ist das Werk eines feingebildeten und kenntnisreichen Mannes, eines weiterfährenen Geistes, der aristokratisch fühlt und denkt und auf den Höhen der Gesellschaft steht. Der Erzähler will nicht nur den bunten Teppich der Handlungen ausbreiten und Abenteuer berichten, sondern auch mit seinen Geschichten den Sinn des menschlichen Lebens enthüllen, und geht auch seine Ideenwelt nicht tief, so kommt doch seine gut durchschnittliche Lebens- und Salonphilosophie in ihr zum Ausdruck. Die „Maximen und Reflexionen“ bekommt der Leser immer gleich schockweise in den Kauf, geistreiche Gespräche und Unterhaltungen, wie sie der ältere Roman dieses Jahrhunderts noch liebt. Dabei bewegt sich Bulwer mit gleichem Geschick auf dem Boden des geschichtlichen, wie des zeitgenössischen Salon- und Gesellschaftsromans und wenn ihm das allgemeine Urteil auch nicht an der Seite von Dickens und Thackeray und George Eliot stellt, so weist es ihm doch einen Platz in die zweite Reihe, gleich hinter diesen an. An glänzenden äusseren Erfolgen hat es ihm während seines ganzen Lebens nicht gefehlt. Geboren als der dritte und jüngste Sohn des Generals Bulwer, studierte er zu Cambridge und trat schon frühzeitig mit dichterischen Erzeugnissen hervor, lyrischen Poesien, Erzählungen und Romanen, von denen zuerst die 1828 erschienenen Abenteuer eines Gentleman, „Arthur Pelham“ allgemeines und bedeutendes Aufsehen erregten. Zehn Jahre später wurde ihm bei der Thronbesteigung der Königin Victoria der Baronetsitel verliehen, und beim Tode der Mutter, einer Tochter Richard Warburton Lyttons, gelangte er in den Besitz grosser Reichthümer und fügte seinem Namen Bulwer den Namen Lytton hinzu. Auch als Politiker hat er eine wenn auch nicht gerade bedeutende Rolle gespielt. Im Jahre 1831 ward er in das Unterhaus gewählt, dem er zehn Jahre lang angehörte und zwar als Mitglied der liberalen Partei. Später wandten sich seine Ansichten und Ueberzeugungen, und 1851 schickten ihn die Tories ins Feld, unter dem konservativen Ministerium Derby versah er 1858—1859 das Amt

des Staatssekretärs für die Kolonien, und ward 1865 als Baron Lytton of Knebworth ins Oberhaus berufen. Seine eigentliche Thätigkeit gehörte aber dabei immer der Litteratur an; zahlreich sind die Romane aus seiner Feder, von denen „Paul Clifford“ (1830), „Eugénie Aram“ (1832), die „Rheinpilger“ (1834), „Die letzten Tage von Pompeji“ (1834), „Rienzi“ (1835), „Nacht und Morgen“ (1841) und der „Letzte der Barone“ (1859) den durchschlagendsten Erfolg davontrugen. Auch als Dramatiker hat sich Bulwer versucht, doch mit sehr viel weniger Glück

und noch mit sehr viel weniger literarischen Ehren. Seit 1827 war er verheiratet mit Rosina Wheeler, die gleichfalls mit Romanen an die Öffentlichkeit getreten ist. Einem bekannteren Dichternamen noch als Rosina hat sich der aus dieser, später geschiedenen Ehe entsprossene einzige Sohn Bulwers, Edward Robert Bulwer (1831—1891) erworben, der seine Werke zum Teil unter dem Pseudonym Owen Meredith veröffentlichte und namentlich als Lyriker, aus der Tennysonschen Schule, bekannt geworden ist.

Julius Hart.

## Charles François Gounod.

(Geb. am 17. Juni 1803 zu Paris, gest. am 18. Oktober 1893 zu St. Cloud.)

(Hörse-Büchlein No. 136.)

Der Name Gounod kommt in der Kunstgeschichte Frankreichs seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts vor. Die künstlerischen Neigungen der Familie lassen sich bis zum Grossvater unseres Komponisten, Antoine Gounod, einem geschickten Waffenschmied, nachweisen; der Vater, François Louis Gounod war ein talentvoller Maler, ein Schüler Lepicié's, ein Kunstgenosse Vernets. Er starb kurz nach der Geburt seines zweiten Sohnes (1823) und hinterliess der Witwe nichts als die Sorge für die Existenz der Familie. Gounods Mutter war sowohl für die Malerei als besonders für die Musik begabt, und es gelang ihr, durch Unterricht im Klavierspiel die Mittel für sich und die Ibrigen zu beschaffen. Zum Glück traten die natürlichen musikalischen Anlagen des kleinen Charles so unverkennbar hervor, dass sich sein Lebenslauf frühzeitig entschied. Von dem Entschluss, den Sohn Notar werden zu lassen, liess die einsichtige Mutter zurück und besuchte ihn, als sie selbst den Unterricht nicht mehr zu leiten vermochte, zu dem berühmten Komponisten Reicha. So vorbereitet trat Gounod, achtzehn Jahre alt, 1826 in das Pariser Konservatorium ein und wurde hier nach einander Schüler von Halévy, Lesueur und Paër. Voll Ehrgeiz und ganz seinen musikalischen Studien ergeben machte er schnelle Fortschritte; 1839 errang er bereits mit einer Kantate den ersten Récompense. Damit war für den jungen Künstler die Zeit gekommen, wo er auf Staatskosten einige Jahre im Auslande ungestört seiner weiteren Ausbildung leben konnte.

Zunächst wandte sich Gounod der Vorschritt gemäss nach Italien. In Rom widmete er sich mit Eifer dem Studium der alten Meister, im besonderen Palestrinas. Seine Neigung für das Kirchliche

begann schon damals stark hervorzutreten. Sie beeinflusste den Menschen nicht weniger als den Künstler, und es gab eine Zeit, wo sich Gounod ernstlich mit dem Gedanken trug, in den geistlichen Stand zu treten. Auch zu einem andern wesentlichen Zuge seiner künstlerischen Individualität, zu der Vorliebe für deutsche Musik und der intimen Kenntnis ihrer Meister, wurde in Rom der Grund gelegt. Bevor Gounod nach Paris zurückkehrte, besuchte er noch Berlin, Leipzig (Zusammenkunft mit Mendelssohn) und Wien, wo am 2. November des Jahres ein Requiem seiner Komposition zur Aufführung gelangte.

In Paris sah sich Gounod wie alle von ihren Studienreisen heimkehrenden Stipendiaten vor die Aufgabe gestellt, zunächst sich eine Lebensstellung zu gründen. Neugierig richtete sich sein Blick auf die Opernbühne. Denn trotz seiner kirchlich-mystischen Schwärmerei, trotz seines Hangs zu grüblerischem Ernst, war Gounod doch Franzose genug, um vor allem den starken dramatischen Pulsschlag des Romanen in sich zu fühlen. Anfänglich hatte er mit seinen Kompositionen wenig Glück. Die Erstlingsoper „Sappho“ (1831, Text von Emile Augier), „Odysseus“ (1832, Dirigent Jacques Offenbach), „La Nonne sanglante“ (1834) hatten so wenig einen durchschlagenden Erfolg wie seine aus Italien mitgebrachten Konzert-Kompositionen „Le Soir“, „Le Valon“, „Jésus de Nazareth“ u. s. w. Um seine Existenz zu sichern, nahm Gounod die Stelle eines Organisten am Seminar der „Missions étrangères“ an, wo er als Dirigent, Orgelspieler und Singer thätig war.

Zwischen der „Nonne sanglante“ und den nächsten Bühnenwerke liegt eine Periode, in der Gounod sich der Konzertmusik zuwandte. Angeregt

durch die Orchester-Aufführungen der von Pasdeloup begründeten „Société des jeunes artistes“ schrieb er in den Jahren 1854–55 zwei Sinfonien (D-dur und Es-moll). Von andern Kompositionen, die in diese Zeit fallen, sei die populär gewordene „Sérénade“ und die „Méditation sur le premier prélude de Bach“ hervorgehoben. 1853 trat Gounod an die Spitze des Orphéon, einer Vereinigung, die die Pflege der Volksmusik zum Zweck hatte. Im selben Jahre heiratete er die Tochter des Konservatoriums-Professors Zimmermann und kam durch diese Ehe in beinahe glänzende Verhältnisse. Von nun an konnte er ganz seinem Schaffen leben, ohne Rücksicht auf materiellen Erwerb.

Bevor wir zu dem Hauptwerke Gounods, der „Margarete“ kommen, sind noch drei kleinere Bühnenwerke zu erwähnen, von denen das eine, „Philémon et Baucis“, sich bis heute in Frankreich erhalten hat. Die Musik dazu zeigt bereits die ganze Anmut und Lieblichkeitswürdigkeit des Faustkomponisten und die Feinheit seiner musikalischen Faktur. Ein warmer, poetischer Hauch belebt das Ganze; auch der Gounod eigentümliche sentimentale Zug fehlt nicht. Der lyrische Einakter erschien am 18. Februar 1860 auf der Scene des Théâtre lyrique. Von wenig Bedeutung sind die Opern „Le Médecin malgré lui“ (1858) und „La Colombe“ (1860).

Der Dichtung des „Faust“ hat Gounod von Jugend auf ein lebhaftes Interesse entgegengebracht. Mit zwanzig Jahren lernte er sie kennen; in die Zeit seines Aufenthaltes in Rom sollen die ersten Entwürfe zu seiner Musik fallen. Seit 1855 stand er mit den Textdichtern Barbier und Carré in Verbindung, aber erst 1858 war das Werk beendet, und am 19. März 1859 fand im Théâtre lyrique die erste Aufführung statt. Die Aufnahme war anfangs kühl; am meisten gefiel der Soldatenchor, ursprünglich ein Kanakengesang aus Gounods unvollendeter Oper „Ivan le terrible“. 1862 steigerte sich der Erfolg; 1869 eroberte sich „Faust“ die Grosse Oper (Margarete: Mme. Nilsson), und bald begann er seinen Triumphzug durch die ganze Welt. „Faust“, oder, wie in Deutschland der übliche Titel lautet, „Margarete“, wurde überall eine der beliebtesten Opern. Gounod selbst wusste, dass er sein Bestes damit gegeben hatte. Als eine kongeniale Vertonung der Goetheschen Dichtung darf das Werk freilich nicht betrachtet werden; auch was uns daran deutschnlich berühren könnte, ist nicht von Belang und zum mindesten mit französischen Elementen stark durchsetzt. Trotz mancher Eigenschaften, die gerade dem modernen Musiker unsympathisch sind, ist dennoch das Ganze das Werk eines Meisters. Viel Neues und Charakteristisches enthält die Partitur, viel ursprünglich musikalische Erfindung, und im

besonderen die lyrischen Stellen sind von einer Zartheit und Innigkeit, die stets aufs neue ergreifen. An keinem andern Werke hat Gounod mit so viel Hingabe gearbeitet; in keinem andern auch hat sich seine Phantasie reicher und origineller kundgethan als in diesem. Die seinem Kunstschaffen zu Grunde liegende ideale Gesinnung, die Wärme seines Empfindens, die kirchliche und die an deutsche Sentimentalität anklingende Seite seines Wesens sprechen darin eine nicht besonders tiefinnige, aber formvollendete Sprache. Auf die zeitgenössische Pruduktion ist der „Faust“ von unübersehbarem Einfluss gewesen; vom historischen Standpunkt betrachtet, hat er eine wichtige Epoche der modernen Oper zum Abschluss bringen helfen.

Nach dem „Faust“ hat Gounod noch über zwanzig Jahre hindurch ein arbeitsfreudiges Dasein geführt, aber den Höhepunkt seines Schaffens hatte er überschritten. Es entstanden die Opern „Königin von Saba“ (1862), „Mireille“ (1864), „Romeo und Julia“ (1867), „Cinq-Mars“ (1877), „Polyeucte“ (1878) und „Der Tribut von Zamora“ (1881); die Melodramen „Les deux reines“ (1872) und „Jeanne d'Arc“ (1875), die Oratorien „La Rédemption“ (1882) und „Mors et vita“ (1885), beide zuerst auf den Musikfesten in Birmingham aufgeführt. Diese Schöpfungen zeigen noch immer die feingestaltende Hand des genialen Musikers und die ihm eigentümliche Weichheit der Stimmung. Voll hoher Schönheit ist namentlich die Partitur zu „Romeo und Julia“, deren Stoff unserem Komponisten besonders günstig lag. Die Oratorien, zu denen sich Gounod den Text selber dichtete, enthalten wenig echte Kirchenmusik; viel bausserliche und opernhafte Züge beeinträchtigen ihre Wirkung. Dagegen hat Gounod in kleineren Formen (Chören, Messesätzen u. dergl.) seinem religiösen Empfinden zuweilen weishevollen Ausdruck gegeben. Sein lyrisches Naturell spricht sich auch in einer beträchtlichen Anzahl Lieder aus, die im Laufe der Jahre erschienen und in vier Hefen gesammelt sind.

Der Krieg von 1870 hatte Gounod veranlasst, seinen Wohnsitz nach England zu verlegen. Er verbrachte drei Jahre in London in fruchtbarer Arbeit, aber unter unerquicklichen Verhältnissen. In seiner leicht unpfänglichen Stimmung war er zu der vielseitig begabten Singsängerin Georgina Welson in künstlerische und private Beziehungen getreten, die später mit einem ärgerlichen Prozess endigten. Mit ihr unternahm er Konzertreisen, und auf ihre Veranlassung widmete er zeitweise seine ganze Thätigkeit dem Waisenhaus für Musikerkinder, das die unternehmende und intelligente Frau in London gegründet hatte. 1874 riss sich Gounod von seiner Freundin los und kehrte nach Paris zurück, auf

lange durch das Nachspiel verstimmt, das diese Angelegenheit in der Öffentlichkeit nach sich zog.

Die letzten zehn Jahre verlebte Gounod in beschauflicher Zurückgezogenheit, nur von den Seinen und einem intimen Freundeskreis umgeben. Die grosse Reizbarkeit seiner Nerven verbot ihm jede musikalische Beschäftigung. In St. Cloud, wo er die Sommermonate zubringen pflegte, verschied er am 18. Oktober 1893, zwei Tage nach einem Schlaganfall. Die ihm nahe stehenden, schildern uns die Persönlichkeit des Künstlers so liebenswürdig, wie wir sie uns aus seinen Werken wohl vorstellen

Nur von Sentimentalität war in seinem Wesen nichts zu spüren; sein Benehmen hatte eher etwas Weltmännisches. Seine Rede war gewöhlt und geistreich, wie in den wenigen schriftstellerischen Arbeiten, die wir von ihm besitzen. Von seinen Schülern sind Bizet, D'Alibes, St-Saens und Massenet zu eigenem Ruhme gelangt.

Am 27. Oktober 1893 fand in Paris die Beisetzung Gounods auf Staatskosten und unter Erweisung militärischer Ehren statt. Mit ihm wurde der letzte grosse Meister der französischen Oper zu Grabe getragen.

Leopold Schmidt.

## Franz Bopp.

(Geb. am 14. September 1791 zu Mainz, gest. am 23. Oktober 1867 zu Berlin.)  
(Hierzu Bildnis No. 129.)

Wenn man Franz Bopp den Begründer der vergleichenden Sprachforschung nennt, so darf es nicht in dem Sinne geschehen, als ob der so unendlich fruchtbare Gedanke einer indoeuropäischen Sprachverwandtschaft seinem Haupte entspringen sei, wie Athene dem des Zeus. Wie stets in der Entwicklung der Wissenschaft waren auch ihm die Wege geöhnet, war auch ihm vorgebeut. Das rege, wissenschaftliche Interesse des achtzehnten Jahrhunderts hatte auch die Sprachen, ihre Entstehung und Entwicklung nicht unberücksichtigt gelassen; die Verwandtschaft einzelner war schon in den Kreis der Betrachtung gezogen, freilich mehr von dem Gesichtspunkte äusserlicher Aehnlichkeit aus, wie die Arbeiten eines Kanne und Adelfung beweisen, als dem inneren Beziehung. Die Sprache des alten Indiens, als die reichste und dabei alttümlichste und durchsichtigste der indogermanischen Sprachen, war in den letzten Jahrzehnten des vorigen und im Anfänge unseres Jahrhunderts durch eine Reihe von Gelehrten (zu nennen sind hier vor allem die Engländer Wilkins, William Jones, Hamilton, sodann Friedrich Schlegel, dessen Aufsehen erregendes Werk „Ueber die Sprache und Weisheit der Indier“ 1808 erschien) weiteren Kreisen bekannt gemacht und in ihrem Verwandtschaftsverhältnis insonderheit zu dem Griechischen und Lateinischen gewürdigt worden. Aber doch bedurfte es noch immer der genialen Kraft eines Mannes, der mit umfassendstem Blick und eindringendstem, beharrlichstem Fleisse jene vielversprechenden Anregungen und Beziehungen in ein geschlossenes System brachte, der vor allem den Gedanken des Organismus der Sprache fruchtbar machte und in

seinen Konsequenzen verfolgte. Sollen wir es einer glücklichen Fügung des Schicksals oder dem intuitiven Blick des Genies zuschreiben, dass Franz Bopp gleich mit der ersten Schrift, die so bescheiden in die Welt hinaustrat, „Ueber das Konjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache“ (Frankfurt 1816) den vielleicht allein richtigen Weg fand, auf dem er unbeirrt weiter schreiten konnte bis zur Vollenbung seines Systems? Es ist richtig, der Gedanke der Sprachvergleichung lag ihm zunächst fern; sein erster Zweck war in dem „Konjugationssystem“ auf die Erkenntnis des Ursprungs der grammatischen Formen gerichtet. Aber indem er diesem Ursprung auf dem beschränkten und doch so fundamentalen Gebiete der sanskritischen Verbalaffexion nachging (in der zweiten, englischen Auflage von 1820 behandelte er auch die Deiflexion), erwachsen ihm wie von selbst die methodischen Richtlinien, denen er, von Stufe zu Stufe geleitet von seinem unendlich glücklichen Findersinn, nur nachzugehen brauchte (die hieher gehörigen Arbeiten finden sich zumeist in den Abhandlungen der Berliner Akademie seit dem Jahre 1823), um zu der Krönung des Gebäudes in seiner „Vergleichenden Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Gotischen und Deutschen“ zu gelangen (1833—1852 6 Bände). Nur zwei Werke unseres Jahrhunderts sind an grundlegender Bedeutung für die Entwicklung der Sprachwissenschaft in Deutschland neben dies Hauptwerk Franz Bopps zu stellen: Jakob Grimm's „Deutsche Grammatik“ (1819—1837) und Wilhelm von Humboldt's Einleitung zu dem Buche über die Kawi-

sprache 1836: „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts.“ War von dem feinen Geiste Grimms das historische Verfahren bei der Entwicklungsgeschichte einer Sprache, der deutschen, durch komparative Herausziehung aller germanischen Dialekte mit liebevoller Vertiefung und scharfer Folgerichtigkeit angewandt worden, hatte dann Wilhelm von Humboldt von seinem philosophischen Standpunkte aus auch die Sprachentwicklung *sub specie aeternitatis* gefasst, stets die einzelnen sprachlichen Erscheinungen sinzuordnen versucht unter die Allgemeinheit der Ideen und so die Sprachphilosophie begründet, so schuf Bopp durch den bis ins Einzelste ausgehauenen Gedanken der Sprachverwandtschaft, die ihm gleichbedeutend ist mit Ursprung der Sprachen aus einer gemeinsamen Ursprache, die unverrückbare Grundlage nicht nur für die indogermanische, sondern für jede wahrhafte Sprachwissenschaft. Die klassische Philologie insbesondere hat berechtigten Anlass, Franz Bopp einen ihrer Mitbegründer zu nennen. Verhielt sie sich anfangs auch ablehnend, begegnete die ältere Schwester der jüngeren, „die ihr den mühsam urbar gemachten Boden unter den Füssen wegzuziehen schien“, zunächst mit Misstrauen und Zweifel, so mehrten sich doch bald die Stimmen freudigster Anerkennung, eine Reihe namhafter philologischer Forscher wurden treue Gefolgsleute der Bopp'schen Methode, und kein Philologe wird es heute verstimmen, die Grundlage seines grammatischen Wissens in enger Beziehung zu der indogermanischen Sprachvergleichung zu legen.

Von dem äusseren Lebensgange Franz Bopps und von seinen weiteren Werken seien nur die Hauptdata hier genannt. Als der Sohn eines kurfürstlichen Hofbeamten zu Mainz am 14. September 1791 geboren, kam er in früher Kindheit nach Aschaffenburg am Main, wo er auf dem Gymnasium seine Schulbildung erhielt. Zu tieferen Sprachstudien, insbesondere auch zu der Beschäftigung mit den orientalischen Sprachen, regte ihn schon damals K. J. Windischmann an, derselbe, der ihn später auch die Wege in die wissenschaftliche Welt ebnete in jener Lehrer und Schüler in gleicher Weise ehrenden Vorrede zu Bopps „Konjugationssystem“. Auch mit Sanskrit hatte sich Bopp wohl schon privatim beschäftigt, ehe er im Herbst 1812 nach Paris ging, um seine orientalischen Studien, „vorzüglich das der Sanskritsprache in ihrer reichen Litteratur“, in grösserem Umfange fortzusetzen. Hier, wo auch Friedrich Schlegel seine indischen Studien gemacht hatte, gab sich nun Bopp mit der ganzen Elastizität seines Geistes und mit unermüdetem Fleisse, ungestört durch die stürmischen Zeitereignisse, immer ausschliesslicher dem Studium der Sanskritsprache

bio, die „in der hellen Durchsichtigkeit, in der grossen Regelmässigkeit und strengen Analogie, die sie auszeichnet“, ihn ganz gefangen nahm. Der Verkehr mit dem Orientalisten Silvestre de Sacy und dem Sanskritprofessor Chézy, zeitweilig auch der mit dem älteren Schlegel thaten das ihre, und so erwachsen ihm denn immer deutlicher die Erkenntnisse, denen er vier Jahre später (1816) Ausdruck gab in dem „Konjugationssystem“, das, wie wir schon oben sahen, die Grundlage bedeutet für Bopps gesamte weitere wissenschaftliche Entwicklung. Die Jahre 1818 bis 1820 brachte er dann in London zu, weiter beschäftigt mit dem Ausbau der sprachvergleichenden Studien (1820 erschien die englische Ausgabe des Konjugationssystems, „Analytical comparison of the Sanskrit, Greek, Latin and Teutonic languages showing the original identity of their grammatical structure“), vor allem aber wieder mit Sanskritstudien beschäftigt. Aus der reichen Fundgrube altindischer Handschriften, die er in London fand, förderte er manchen Schatz ans Tageslicht (hierher gehören vor allem die Ausgaben und Uebersetzungen des Gedichtes von Nala und Damajanti [zuerst 1819] und anderer Episoden des Mahābhārata), gewann er auch die Bausteine zu den beiden grossen systematischen Werken, dem „Ausführlichen Lehrgebäude der Sanskritsprache“ (1827 vollendet) und dem „Glossarium sanscritum“ (zuerst 1830, sodann in zweiter, besonders durch die sprachvergleichenden Partien sehr erweiterten Auflage 1840—1847). Im Juli 1820 kehrte Bopp nach Deutschland zurück.

In Würzburg, wo er sich habilitieren wollte, hielten die „gelehrten Herren das Sanskrit für einen literarischen Luxus“. Nach vorübergehendem Aufenthalt in München und längerem in Göttingen, wo ihm die philosophische Fakultät die Doktorwürde *honoris causa* verlieh, erhielt er aber dann im folgenden Jahre (1821) durch die Vermittelung der beiden Humboldt, von denen er besonders Wilhelm persönlich und wissenschaftlich nahe trat, in Berlin eine ausserordentliche Professur für das Fach der „orientalischen Litteratur und der allgemeinen Sprachkunde“. 1822 bereits wurde er ordentliches Mitglied der Akademie, 1825 Ordinarius an der Universität. Beinahe vierzig Jahre hat er dort, bald eng verbunden mit August Bockh, gewirkt — seine Vorlesungen betrafen besonders Sanskrit und vergleichende Grammatik — als Lehrer und Mensch geliebt und bewundert von seinen Schülern, der anerkannte Meister seines Faches.

Weiter indes als seine Wirksamkeit vom Katheder reichte die durch seine Schriften. Unermüdetlich hat er weiter gearbeitet (genannt seien hier wenigstens noch: Ueber die keltischen Sprachen 1839; Ueber die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen

Sprachen mit den indoneuropäischen 1840; Ueber die Sprache der alten Preussen 1853; Ueber das Albanische in seinen verwandtschaftlichen Beziehungen 1854; Vergleichendes Accentuationsystem 1854 und viele andere) an dem Ausbau und der Erweiterung des Faches, das er doch in Deutschland begründet hatte und dessen reiches Aufblühen ihm reinste Freude war. Der 16. Mai 1865 brachte ihm eine Jubelfeier seltener Art. Fünfzig Jahre waren seit dem Erscheinen des „Königstonsystems“ verstrichen, Bopp's Freunde und Schüler wollten den Geburtstag der vergleichenden Sprachforschung nicht ohne Feier vorübergehen lassen und überreichten ihm an diesem Tage das Kapital zu einer Stiftung,

die als Franz Bopp-Stiftung bestimmt war zur Förderung sprachwissenschaftlicher Studien und seitdem schon viele segensreiche Früchte getragen hat. Das Gefühl der Befriedigung mit seinem Lebenswerke, die Dankbarkeit und Freude, die jener schöne Tag in ihm schädlichen Fesseln, verschönte seine letzten Lebenstage, die von qualender Krankheit nicht verschont blieben. Am 23. Oktober 1867, in demselben Jahre wie August Böckh, starb Franz Bopp und fand wenige Tage später die letzte Ruhestätte auf dem Friedhof der Dreifaltigkeitskirche an der Bergmannstrasse zu Berlin, dort, wo auch Friedrich Schleiermacher begraben liegt.

Paul Anker.

### Karl Rokitansky.

(Geb. am 19. Februar 1804 zu Königgrätz in Böhmen, gest. am 23. Juli 1878 zu Wien.)

(Hierzu Bildnis No. 338.)

ROKITANSKY ist neben Skoda der Hauptvertreter der jüngeren Wiener Schule. Er hat das grosse Verdienst, zum erstenmale eine erschöpfende und systematische Untersuchung der mikroskopisch-anatomischen Vorgänge am kranken menschlichen Organismus vorgenommen und in seinem umfassenden „Handbuch der pathologischen Anatomie“ (in 3 Bänden 1841—45) die Ergebnisse seiner planmässigen Forschungen niedergelegt zu haben. Diese Leistung hat ihm von keinem Geringeren als Rudolf Virchow das Ehrenprädicat eines „Linae der pathologischen Anatomie“ erworben. Die Beschreibungen nämlich, welche Rokitansky in dem genannten Werk geliefert hat, stützen sich auf ein ausserordentlich reichhaltiges Material, wie es seinen Vorgänger auch nur annähernd zur Verfügung stand, und sind überdies in einer Sprache abgefasst, welche für den an sich spröden Stoff volles Verständnis und lebhaftes Interesse selbst bei Anfängern zu bewirken geeignet ist. Eine so „präzise, klare, präzise und zugleich das Charakteristische hervorhebende Beschreibung“ der Leichentsehergebnisse an kranken Organen war vorher noch nie gegeben worden. Rokitansky's klassische Untersuchungen, die auch zahlreiche Neuerungen brachten, lieferten die ergänzende Unterlage für seine berühmten Partners Skoda's bahnbrechende Leistungen auf dem Gebiet der physikalisch-klinischen Methodologie.

Rokitansky machte seine Studien in Prag und Wien, wurde 1827 an letztgenanntem Orte zweiter Assistent der pathologisch-anatomischen Lehrkanzel, 1828 Dr. med. und erster Assistent, 1834 ausser-

ordentlicher, 1844 ordentlicher Professor. Bis zu seiner 1875 nach dem bekannten österreichischen Universitätsgesetze erfolgten Quiescierung in dieser Stellung thätig, starb Rokitansky an den Folgen eines chronisch-syphilitischen Leidens, das ihn in den letzten Lebensjahren befallen hatte. Rokitansky war Mitglied zahlreicher gelehrter Gesellschaften und hat als Mitglied des österreichischen Herrenhauses sowie in seiner Eigenschaft als Referent der medizinischen Studien, die er seit 1863 mit dem Titel Hofrat besass, auch auf die Hebung und Förderung des medizinischen Unterrichtswesens den weitgehendsten Einfluss auszuüben Gelegenheit gefunden. Diesem ist die Gewinung von Lehrkräften wie Skoda, Billroth, Klebs, Breisky u. a. für die Universitäten von Wien und Prag, die Reorganisation der medizinischen Fakultäten von Lausbeck und Geiz, die Schöpfung der ersten psychiatrischen Klinik und des Instituts für experimentelle Pathologie in Wien sowie manche andere segensreiche Erweiterung österreichischer Studienanstalten zu danken. Unter den letzteren verdient die Ausgestaltung und reiche Dotierung des pathologisch-anatomischen Museums besonders hervorgehoben zu werden. In politischer Beziehung vertrat Rokitansky unbedingt freisinnige Anschauungen, die auch u. a. in der wiederholt erhobenen Forderung der Befreiung der Schule aus den Fesseln kirchlicher Herrschaft zum Ausdruck kamen. An seinem 70. Geburtstag wurden ihm von allen Teilen der Welt Ehrungen erwiesen; u. a. erfolgte auch seine Erhebung in den Freiherrnstand.

Julius Paget.

## Johann Nepomuk Czermak.

(Geb. am 17. Juni 1838 zu Prag, gest. am 16. September 1875 zu Leipzig.)

(Hierzu Bildnis No. 319.)

**J**OHANN NEPOMUK CZERMAK entstammte einem in Prag rühmlichst bekannten Mediziner-geschlecht. Mit 16 Jahren bereits bezog er die Universität Prag, wo Petřina, Professor der Physik, auf ihn einen bedeutenden Einfluss ausübte. Seine eigentliche Schule als Physiologe begann für ihn 1847 in Breslau. Hier von dem „auscrählten, durchaus ursprünglichen Geiste“ Purkyně gelehrt, veröffentlichte er die Erstlinge seiner Untersuchungen, die sich vorwiegend auf Nervenphysiologie bezogen.

Im Herbst 1849 ging er zu weiteren Studien nach Würzburg, wo er in persönlichen Verkehr mit Virchow, Leyden, Gegenbauer und Kölliker trat. Dort promovierte er 1850, kaum 22 Jahre alt. Dann kehrte er nach Prag zurück, wo er an der Seite Pukinés eine reiche literarische Tätigkeit auf physiologischen Gebiete entwickelte. In diese Zeit, 1853, fällt seine Verheiratung mit der Tochter eines hochangesetzten Prager Hauses, mit Marie von Lomel, die später nach dem frühzeitigen tiefbegründeten Hinscheiden ihres Gatten pietätvoll dessen kostbares Laboratorium mit allen Einrichtungen und Instrumenten und überdies noch mit einem für die Erhaltung dieser Werk- und Lehrstätte bestimmten Kapitale der Universität Leipzig als Geschenk überwies, und unter eigener hingebender Mithewaltung eine Gesamtausgabe der vielfach zerstreuten bedeutendsten Arbeiten Czermaks veranstaltete. (Gesammelte Schriften von Johann Czermak in drei Bänden, Verlag von W. Engelmann, Leipzig 1879, mit einer biographischen Skizze von A. Springer.)

1855 wurde er als Professor der Zoologie an die Grazer, und nach vorübergehendem Aufenthalt in Krakau und Wien, wo er Gast in Brückes und Ludwigs Arbeitsstuben war, 1858 als Professor der Physiologie nach Pest berufen.

Damals beschäftigte ihn vorzugsweise die Physiologie der Stimme und der Sprachlaute. Begeistert und unermüdlich drang er dazu in die Sprachvergleichung ein, und um u. a. die Hervorbringung arabischer Kehlkopf-laute zu ergründen, bediente er sich jenes Spiegels des Gesanglehrers Garcia und seiner Untersuchungsmethode des Kehlkopfes.

Wenn nun auch Manuel Garcia zweifellos als Erfinder des Kehlkopfspiegels zu gelten hat (er veröffentlichte schon 1855 wertvolle Berichte über die Aktion der Stimmblätter während der Atmung und Süngebung), wenn ferner Türk in Wien 1857

im Allgemeinen Krankenhaus „Kehlkopfrachenspiegel“ in engbegrenzter Weise anwendete, so blieb doch Czermaks unermüdetlicher Tätigkeit vorbehalten, diesem Instrumente zu seiner wahren Bedeutung für Heilzwecke zu verhelfen, kurz, das jedem praktischen Arzte unerhehrliche, leicht handliche Laryngoskop zu schaffen, wie es heute noch in fast unveränderter Gestalt benutzt wird.

Er veröffentlichte seine Erfindung zuerst 1858; 1859 erschien dann seine Monographie über den Gebrauch des Kehlkopfspiegels bei Behandlung von Kehlkopfrankheiten. Indem er den Spiegel zum „sicheren Führer der Hand“ machte, stellte er ferner die lokale Behandlung des Kehlkopfes als ein neues und besonderes Gebiet des ärztlichen Könnens hin und verschaffte endlich, durch seine Reisen nach Deutschland, Frankreich, Holland, England, Schottland und Irland in den Jahren 1860—63, wo er stets in der Sprache des Landes vortrug, seiner Erfindung Eingang in die Praxis.

Die Laryngoskopie und laryngoskopische Lokal-Therapie wurde durch ihn eine Spezial-Wissenschaft, deren Bedeutung nicht mehr in Frage gestellt werden konnte.

In den folgenden Jahren trat Czermak, veranlasst durch die politischen Verhältnisse in Oesterreich-Ungarn, freiwillig von seiner Professur zurück und übersiedelte nach Prag, wo er sich ein eigenes Laboratorium erbaute, in dem er hauptsächlich Experimental-Physiologie der Sinne und Nerven, unter anderem mit dem von ihm selbst konstruierten Pulsspiegel, betrieb.

Im Jahre 1865 aber folgte er doch einem an ihn ergangenen ehrenvollen Rufe nach Jena als Professor der Physiologie. Hier eröffnete sich ihm, neben seinen streng wissenschaftlichen Arbeiten, ein neues Thätigkeitsfeld durch populäre Vorträge. In solchen erkannte er eines der werthvollsten Mittel zur Verbreitung wahrer Bildung und Humanität. Seine Meisterschaft im Demonstrieren, seine Geschicklichkeit in der Herstellung von Apparaten und Anschauungsmitteln, seine scharf-logische Darstellungsweise kam ihm dabei ausserordentlich zu statten. Diese im Druck erschienenen, weit verbreiteten „Rosen-Vorträge“ — so benannt nach dem Lokal, in dem sie abgehalten wurden — hatten vornehmlich das Herz, das Ohr, die Sprache und Stimm-bildung zum Gegenstand, und ihr glänzender Erfolg war es hauptsächlich, der Czermak bestimmte, einen grösseren Thätigkeitskreis für diese Richtung

zu suchen. Er gab 1869 seine Professur in Jena auf und übersiedelte nach Leipzig, wo ihm eine vorzügliche Honorar-Professur, bei der er, mit der Universität verbunden, über das Mass und die Form seines Wirkens frei bestimmen durfte, angeboten wurden war. — Hier schuf er sein letztes Lebenswerk. Durchdrungen von der Idee, dass von allen Zweigen der Naturwissenschaft die Physiologie und Biologie eine centrale Stellung einnehmen und dass man diese Erkenntnis auch so weit als möglich dem Laienverstande klar machen müsse, nicht durch oberflächliche Popularisierung, sondern durch Verbreitung einer möglichst gründlichen Bekanntschaft mit der Physiologie und Philosophie „als eines wertvollen Mittels zur Bildung und Humanität“, erzielte er, in scharfsinniger Erwägung, dass hierzu eine ex cathedra erklärende Uebersicht der Lebensverschiedenheiten nicht genüge, sondern dass die dem gewöhnlichen Sinne so fremdartigen Vorgänge und deren Methode in unmittelbaren Anschauungen dargeboten werden müssten, mit grösstem Opfern ein Laboratorium, verbunden mit Spektatorium, das, damals wohl einzig in Deutschland dastehend, im Dezember 1872 feierlich eingeweiht und von ihm in ungenügendster Weise den Kollegen zur Mit-

benutzung angetragen wurde. — Abgesehen von einem Cyclus populärer Aufsätze über „die Prinzipien der mechanischen Naturauffassung“ konnte Czernak seiner Wissenschaft nur noch mit zwei Vorträgen dienen: Januar 1873 „über Hypnotismus bei Tieren“ nebst gelegentlichen Bemerkungen über Naturwissenschaft und Spiritismus“. Czernak war wohl der erste streng wissenschaftliche Forscher der exakten Naturwissenschaft in Deutschland, der es wagte, das Wissenschaftliche des Hypnotismus vom Charlatanhaften des Spiritismus zu trennen. — Mit diesen Forschungen aber waren seine letzten Kräfte im Dienste der medizinischen Wissenschaft, der er ein Vierteljahrhundert treu und unabhängig gedient hatte, erschöpft. Allgemein und tief betrauert starb er noch im Herbst desselben Jahres.

Für die Wissenschaft war sein früher Tod ein grosser Verlust, stand er doch mit seinen 45 Jahren noch so mitten drin in all seinen neuen Plänen, „ein Forscher, der Grosse nicht nur angestrebt, sondern auch geleistet“, der mit liebevoller Hingebung, ausserordentlicher Begabung, seltener Ausdauer der Wissenschaft gewidmet hatte, und „dessen Name insbesondere unsterblich und ruhmreich an die Laryngoskopie geknüpft bleibt für ewige Zeiten“.

Oskar Beschorner.

## Theodor Billroth.

(Geb. am 26. April 1829 zu Bergen auf Hügen, gest. am 6. Februar 1894 in Abbazia.)

(Hierzu Bildnis No. 346.)

THEODOR BILLROTH, einer der genialsten Chirurgen der Neuzeit, unter den Vertretern der deutschen Wundheilkunde der kühnsten und glücklichsten einer, der Erweiterer der Eingeweidechirurgie, war der Sohn eines in jungen Jahren verstorbenen evangelischen Pfarrers. Seine Studien begann er, 19 Jahre alt, auf der pomerschen Hochschule zu Greifswald und zwar widmete er sich der Heilkunde auf Anregung seines Oheims, eines angesehenen Stettiner Arztes. In Greifswald trat er dem bekannten Chirurgieprofessor Baum nahe, dem er auch 1849 nach dessen Berufung nach Göttingen folgte und unter dessen Leitung er besondere Neigung zur Wundheilkunde fasste. Gegen das Ende seiner Studienzeit wandte sich Billroth nach Berlin, wo er mit einer unter Traube's Aufsicht geführten Inauguralabhandlung über Lungen-Affektion nach doppelseitiger Vagusdurchschneidung 1851 die Doktorwürde erwarb und im folgenden Jahre schon als Assistent in die v. Langenbeck'sche Klinik eintrat.

Hier erhielt er seine eigentliche Schulung in der Chirurgie und beschäftigte sich gleichzeitig mit experimentell-mikroskopischen und pathologisch-histologischen Studien, deren Ergebnisse ihm schon 1857 einen Ruf als Professor der pathologischen Anatomie nach Greifswald einbrachten, eine Stellung, die er jedoch ausschlug, um definitiv bei der Chirurgie zu beharren. Schon 1857 folgte er einem Ruf als Professor der Chirurgie und Direktor der chirurgischen Klinik nach Zürich, wo er eine in wissenschaftlicher wie praktischer Hinsicht gleich segensreiche und umfassende Thätigkeit entfaltete. Hier schuf er seine grundlegenden historischen und experimentellen Arbeiten über Wundfieber, über Schusswunden und hier verfasste er sein berühmtes Lehrbuch der „allgemeinen chirurgischen Pathologie und Therapie in 50 Vorlesungen“, das lange Zeit ein formlicher Canon der allgemeinen Chirurgie blieb und aus welchem zahllose Generationen die erste Einführung in die Wundheilkunst gewannen. Nach einem Jahrzehnt

— 482 —

H.p.f.540-3, 483

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

(1867) erfolgte Billroths Berufung nach Wien als Nachfolger und an Stelle von Schuh. Hier wirkte Billroth bis zu seinem Lebensende. Die grosse That, die seinen Weltruf bedingte und ihm in der Geschichte der Heilkunst für ewige Zeiten einen der vorersten Plätze sichert, ist die Vervollkommnung und der Ausbau der Chirurgie der Eingeweide. Wohl waren bereits vor Billroth vereinzelt Versuche gemacht worden, erkrankte Bauch- oder andere Hohlorgane gänzlich oder partiell operativ zu entfernen; hierher gehört beispielsweise Beseitigung eines oder beider Eierstöcke, die Ausrottung einer Niere, die Bildung einer Magenfistel; aber es handelte sich bei einigen nur um gelegentliche Versuche, die nicht lebenswichtige Organe betrafen. Dank der inzwischen von dem Briten Josef Lister inaugurierten sogenannten aseptischen Wundbehandlung konnte Billroth einen in der Geschichte der Chirurgie bisher unerhörten Schritt wagen. Im Jahre 1874 vollzog er die erste Ausrottung des Kehlkopfes bei einem an Krebs dieses Organs erkrankten 36jährigen Manne mit solchem Erfolg, dass der Patient mit Hilfe eines künstlichen, von Billroths Assistenten Gussenbauer konstruierten Kehlkopfes sogar laut und vernehmlich sprechen konnte. Gleich ehenbürtig dieser kühnen Operation, die von Billroth öfter wiederholt, vollständiges Bürgerrecht seitdem in der Chirurgie gewann, ist eine zweite, 1875 zuerst vollzogene, nämlich die Entfernung eines Theils der Magenwand, die sogenannte Pylorusresektion, welche glücklicher als einige schättere Vorläuferversuche anderer Operateure verlief. Billroth erzielte auch in diesem Falle, bei einer 43jährigen Frau, vollkommene Heilung. Beide Operationen wurden mit Recht von den Berufsgenossen mit der höchsten Bewunderung anerkannt. Es sind Leistungen, die ihresgleichen vorher nicht hatten. — Was Billroth weiter für seine Kunst und Wissenschaft gethan, was er als Arzt, als Lehrer, als Mensch gewesen ist, lässt sich im Rahmen einer kürzeren Lebensbeschreibung nicht nach Gebühr würdigen. Billroth war nicht bloss ein genialer und kühner, bahnbrechender Operateur, sondern auch ein ausserordentlich gewandter und fleissiger Schriftsteller. Er handhabte die Feder mit derselben Meisterhaftigkeit wie das Messer; seine Schriften zeichnen sich durch einen klassischen Stil aus und können als Muster fesselnder, geistreicher Schreibweise gelten. Ihre Zahl ist ungemein gross. Neben Gegenständen aus seinem eigentlichen Lebensgebiet betreffen sie auch andere Zweige; mit Vorliebe behandelte Billroth u. a. Unterrichtsfragen sowie Themata der Kunst. Billroth war eine durch und durch künstlerisch veranlagte Natur; die Musik

pflegte er mit Eifer und dem Verständnis eines Virtuosen. Was Billroth als Mensch gewesen, davon legt die kostbare, von Dr. Georg Fischer aus Hannover nach Billroths Tode veranstaltete Sammlung und Ausgabe von dessen Briefen ab, deren Lektüre zu den grössten Genüssen gehört, die in der Briefliteratur zu finden sind; sie ist in dieser Beziehung den besten Erzeugnissen unserer Literatur gleichzustellen. Billroth war ein edler und lauterer Charakter, von einem rührenden Wohlthätigkeitssinn, der weit über das hinausging, was ihm selbst seine glänzende äussere Situation gestattete, von einer riesenhaften Arbeitskraft und einem Arbeitsdrang, der zeitweise bis zur Selbstaufopferung sich verstieg. Seine Persönlichkeit verbreitete ihren Zauber auf alle, die mit ihr in Berührung traten; in ihr waren alle hervorragenden Eigenschaften des Geistes und Herzens, des Verstandes und Gemüths in seltener Harmonie vereinigt. Um das Gedeihen der seiner Leitung unterstellten Krankenanstalten, sowie seiner Assistenten und einzelner bevorzugter Schüler hat er sich die grössten Verdienste erworben. Die allseitige Liebe und Verehrung, deren er sich in seinem ausgedehnten Wirkungskreise zu erfreuen hatte, trat auch ausserlich bei mehrfachen Anlässen zu Tage, so besonders bei Gelegenheit der Feier seines 25jährigen Wiener Professorenjubiläums (1892) in Gestalt ungemein herzlicher Ovationen, an denen sich fast die gesamte Wiener Bevölkerung beteiligte, ferner als er 1882 den Ruf nach Berlin ablehnte, sowie nach überstandener schwerer Erkrankung an Lungenentzündung und bei anderen Gelegenheiten. In den letzten Lebensjahren künkelte Billroth viel an den Folgen einer Herzmuskelerkrankung, die auch schliesslich seinen Tod durch Herzlähmung herbeiführte. Tiefe Trauer herrschte nach seinem Hinscheiden in Wien wie in der ganzen wissenschaftlichen Welt; die Zahl der seinem Andenken gewidmeten Nachrufe, die alle Journale füllten, war unüberschaubar. Noch lange nach seinem Ableben dauerte der Schmerz um Billroth fort, dessen Verlust als schief unerlässlich beklagt wurde. In dem von ihm ins Leben gerufenen „Rudolfinerhanse“, sowie in den Arkaden des neuen Universitätsgebäudes wurden 1895 Büsten von ihm enthüllt; in feierlichen Gedenkreiden kamen hierbei noch einmal die Gefühle der Liebe und Verehrung zum Ausdruck, welche man allgemein für Billroths machtvolle Persönlichkeit hegte. Sein Scheiden hat nicht bloss im Wiener Lehrkörper, nicht nur in der Welt der Aerzte und Wundärzte, sondern auch in der gesammten Menschheit eine empfindliche und kaum ausfüllbare Lücke gerissen.

Julius Paget.

## Robert Koch.

(Geb. am 11. Dezember 1843 zu Clausthal.)

(Hierzu Bildnis No. 341.)

Jahrhunderte hindurch, so lange es eine wissenschaftliche Heilkunst giebt, hat man sich bemüht, die Ursache der ansteckungsfähigen Krankheiten, die uns jetzt mit dem Namen der Infektionskrankheiten zu belegen pflegt, zu ermitteln. Man redete meist von Krankheitsgiften (Virus), aber Gifte vermittelten sich nicht im Organismus, und es wurde daher die Anschauung nahe gelegt, dass es sich um organisierte Wesen handle, die während ihres Aufenthaltes im Körper sich vermehren. Diese von scharfsinnigen Pathologen öfters aufgestellte Hypothese hat ihren tatsächlichen Beweis erst in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts gefunden, und der Forscher, der vor allen über die bei den Infektionskrankheiten am meisten beteiligten kleinsten Organismen Licht verbreitet und wofür wir die epochemachenden Entdeckungen in dieser Richtung verdanken, ist Robert Koch.

Geboren als Sohn eines höheren Bergbeamten in Clausthal am 11. Dezember 1843, studierte er von 1862—1865 in Göttingen Medizin. Nach Vollendung seiner Studien wurde er kurze Zeit Assistent im Hamburger Krankenhaus und liess sich dann in Langenhagen bei Hannover als Arzt nieder. Von dort siedelte er nach Racowitz in der Provinz Posen über. 1872 bekam er die Physikatstelle in Wollstein im Kreise Boms, die er bis 1880 inne hatte, als er als Mitglied des Reichsgesundheitsamtes nach Berlin berufen wurde.

In Wollstein war es, wo Koch seine Untersuchungen über die Erreger von Infektionskrankheiten begann. Seine erste Studie betraf den Milzbrandbacillus, der, allerdings schon früher von verschiedenen Forschern im Blute milzbrandkranker Tiere beobachtet und für die einzige Ursache des Milzbrandes erklärt, von Koch zuerst in erschöpfender Weise untersucht wurde. Die von ihm 1876 publizierte Arbeit enthielt in Bezug auf die Entwicklung des Bacillus, die Bildung von Fruchtkörperchen (Sporen) und andere Verhältnisse völlig neue Thatsachen, die für die Kenntnis der Genese der Milzbrandkrankheit von bleibendem Werte geworden sind. Koch selbst hat 1881 die von ihm gewonnenen Resultate in einem brillanten Aufsätze über die Aetiologie des Milzbrandes präzisiert und entgegenstehende Anschauungen widerlegt.

Zwei Jahre nach dem Erscheinen seiner ersten Milzbrandarbeit konnte Koch der Naturforscherversammlung in Braunschweig die Resultate einer weiteren Arbeit über die Mikroorganismen der Wund-

krankheiten vorlegen und sechs verschiedene Formen beschreiben, die zugleich sechs differentiellen Formen der Wundkrankheiten entsprachen. Die Arbeit, welche auf Veranlassung von Lister auch englisch erschien, ist besonders dadurch interessant, dass Koch hier zum erstenmal von der Behandlung der mikroskopischen Objekte mit Anilinfarben und deren Besichtigung mit den stärksten Immersionssystemen unter Benutzung des Abbeschen Beleuchtungsapparates Gebrauch machte, einer Methode, die allein seine späteren berühmten Entdeckungen möglich machte. Ausführlich beschrieben hat Koch seine Methode 1881 im ersten Bande der „Mitteilungen aus dem Kaiserlichen Gesundheitsamte“, die ihm so manche wertvolle Beiträge verdanken.

Zu diesen gehören in erster Linie verschiedene Arbeiten über Desinfektion, sowohl Kochs klassische eigene Arbeit, als mehrere in Gemeinschaft mit Löffler, Gaffky und Wolffjügel gemachten Studien. Kochs eigene Arbeit ist geradezu epochemachend für die Lehre von den antiseptischen Mitteln. Sie giebt zum erstenmal ein Mittel an die Hand, das im stande sei, Sicherheit für die Entscheidung zu gewähren, ob eine Substanz wirklich die den Krankheiten zu Grunde liegenden Mikroorganismen abtöten oder nur deren Entwicklung hinauszuhalten. Sie zeigt eine Menge von irrthümlichen Voraussetzungen über den Wert gewisser, damals überschätzter antiseptischer Substanzen, z. B. Karbolstärke, oder Anwendungsweisen dieser, z. B. Oeflösungen, und ist der Ausgangspunkt geworden für die Desinfektion mit heissen Wasserdämpfen einerseits und für die Einführung des Quecksilbersublimats in der Antisepsis andererseits.

In das Jahr 1881 fällt auch die Entdeckung des Bacillus des malignen Oedems. Im Jahre 1882 folgt dann der Nachweis des Tuberkelbacillus als spezifische Ursache der Tuberkulose, deren Natur als spezifische Infektionskrankheit er in einer Zeit resümierte, wo die Aerzte von der Ansteckungsfähigkeit der Krankheit fast völlig zurückgekommen waren. Diese epochemachende Entdeckung musste selbstverständlich die grösste Bedeutung für die Diagnose der Krankheit bei Menschen und Tieren und für ihre Verhütung gewinnen.

Ein Jahr später führte Koch die Entdeckung einer anderen wichtigen Infektionskrankheit auf. Der zum Geheimen Regierungsrat ernannte Forscher wurde als Leiter der Deutschen Cholera-Kommission nach Aegypten und Indien gesandt und hier ent-

deckte er den gewöhnlich als *Kommabacillus* bezeichneten *Bacillus cholerae*, als Bewohner des unrennen Trinkwassers der indischen Ortschaften und Kalkuttas selbst und als Erzeuger des Giftes der asiatischen Cholera. Auch hier ergab das Studium der Lebensverhältnisse des neuen *Bacillus* neue Gesichtspunkte für die bei Choleraepidemien zu treffenden hygienischen Massregeln. Die Entdeckung brachte ihrem Autor eine Dotation von 100000 Mark und das Mandat, als Cholera-Kommissar zur Beobachtung der Krankheit nach Toulon gesandt zu werden.

Im Jahre 1885 wurde Koch Geheimrat, ordentlicher Professor in der medizinischen Fakultät der Universität Berlin und Direktor des dort neugegründeten hygienischen Instituts, das sein Ruf bald mit Schülern aller Länder füllte.

Von höchstem wissenschaftlichen Interesse war eine von Koch im August 1891 auf dem internationalen medizinischen Kongresse zuerst mitgeteilte Entdeckung einer Substanz, welche Meerschweinchen gegen die Impfung von tuberkulosem Virus unempfindlich machte und bei diesen allgemeine Tuberkulose zum Stillstand bringe. Einige Monate später erfuhr man durch weitere Mitteilungen Kochs, dass es sich um ein von Koch Tuberkulin genanntes Glycerinextrakt gereinigter Reinkulturen von Tuberkelbacillen handle, das zwar nicht die Tuberkelbacillen, wohl aber das sie einschliessende Gewebe zum Absterben bringe. Leider hat sich die auf Grund weniger Beobachtungen in der Charité von Koch gewonnene Anschauung, dass das Mittel frische Fälle von Lungentuberkulose zur Heilung bringe, nicht bestätigt und die grossen Erwartungen, welche Aerzte und Publikum von dem sensationellen Mittel hegten, sind nur in sehr bescheidenem Masse in Erfüllung gegangen. Nur für die Diagnose der Perlsucht (Tuberkulose) des Rindes ist das Mittel direkt und damit indirekt für die Prophylaxe der Tuberkulose von Wert geworden. Koch hat 1897 die chemische Natur des Tuberkulins bestimmt und 1897 für die Praxis ein verbessertes Tuberkulin R angegeben, über dessen Bedeutung die Akten noch nicht geschlossen sind.

Kochs Arbeit über das Tuberkulin hatte zur Folge, dass ein Institut für Infektionskrankheiten geschaffen wurde, das analog dem Institut Pasteur eine Abteilung für wissenschaftliche Arbeiten und ein Hospital umfasst und dessen Direktion er unter Aufgabe seiner hygienischen Professur und gleichzeitig mit der Ernennung zum Professor honorarius übernahm.

Im Jahre 1896—1895 luden wir Koch bei Gelegenheit der Choleraepidemien in Hamburg und in

Nierleben zur Untersuchung der Ursachen. Diese gah ihm zu mehreren vorzüglichen Abhandlungen Veranlassung, in welchen er mit schwer wägenden Gründen die Verbreitung der von ihm damals u. a. im Saalewasser konstatierten Cholerakeime durch das verunreinigte Trinkwasser darthut und die Einrichtungen, die in Bezug auf Wasserversorgung zur Verhütung des Choleraausbruches getroffen werden müssen, erörtert.

Auf der Magdeburger Versammlung der Naturforscher und Aerzte (1895) hatte er den Triumph, seine Aetiologie der Cholera allgemein anerkannt zu sehen, und konnte die internationalen Bestrebungen zur Abwehr der Cholera mit den Worten bekämpfen: „Wenn jeder Staat es so machen wollte, wie es das Deutsche Reich während der jetzigen Epidemie gethan hat, dass er sich nämlich die Cholera im Inlande vom Halse hält, und dass er lernt, sie im Inlande anzuerothen, so würde das auch der beste internationale Schutz sein.“

Besonders reich an Früchten ist Kochs neueste Reise nach Südafrika gewesen, die er 1897 auf Kosten der britischen Regierung zur Untersuchung der für die Hinderherden perniziösen Rinderpest gemacht hat. Zwar gelang es ihm nicht, den Mikroorganismus dieser epidemischen Krankheit zu entdecken; aber dafür gelang es ihm, ein Verfahren zu finden, das zahlreiche Völkerstämme vor immensen Verlusten bewahrt. Erst nach vielen vergeblichen Versuchen in Kimberley, wo er sein bakteriologisches Institut einrichtete und mit Kohlstock und Turner arbeitete, abgeschwächtes Virus oder Hüllserum nach dem Vorgange Pasteurs zu erhalten, fand er in der Inokulation der Galle an Rinderpest gestorbener Tiere eine Methode, die in ihrer völligen Ungefährlichkeit und in ihren präventiven Effekten hoch über der Pasteurschen Impfung steht.

Von Wichtigkeit ist auch, dass Koch bei einem Besuche in Ostafrika das Faktum konstatierte, dass die in einigen Distrikten Centralafrikas herrschende Krankheit Rubungwa die echte Bubonepest sei und damit die Aufmerksamkeit auf die bei Erweiterung des Verkehrs in Innerafrika drohenden Gefahren lenkte.

Kochs neueste Auslandsreise, im Auftrage der deutschen Regierung angetreten, will die Aetiologie der Malariafieber, deren Beziehung zu Mikroorganismen festgestellt, erforschen. Diese neueste Reise wird voraussichtlich manche streitige Fragen z. B. über das sogenannte Schwarzwasserfieber endgiltig beantworten.

Theodor Husemann.

## Friedrich Wilhelm Giesebrecht.

(Geb. am 5. März 1814 zu Berlin, gest. am 18. Dezember 1899 zu München.)

(Hierzu Bildnis No. 324.)

Unter die bedeutendsten Leistungen des neunzehnten Jahrhunderts ist die Begründung der modernen kritischen Geschichtsforschung und der auf dieser Forschung aufgebauten Darstellung zu rechnen, wie sie durch den hellen Genius Ranke's ins Leben trat, dessen Schüler alle unsere namhaften Historiker geworden sind. In ihre vorderste Reihe ist der von idealem Schwung getragene Geschichtsschreiber unserer alten Kaiserzeit zu setzen, Wilhelm Giesebrecht. Am 5. März 1814 als Sohn des Professors am Grauen Kloster-Gymnasium zu Berlin geboren, entstammte Friedrich Wilhelm Benjamin Giesebrecht einem alten Geschlechte evangelischer Geistlicher und Schulmänner, die Rostock als ihren Stammsitz auswählen. Patriotismus bildete bei ihm die Unterlage für sein poetisches und wissenschaftliches Streben, dem sich ein starker pädagogischer Trieb beigesellte. Auf der Berliner Universität, die er Ostern 1833 bezog, nachdem er das Gymnasium zum Grauen Kloster absolviert hatte, hörte er neben philologischen auch theologische und historische Vorlesungen, übersetzte Sophocleische Dramen und wogte sich an die dramatische Behandlung eines Vorgangs aus der deutschen Geschichte: „König Otto I. und sein Haus“; auch ein Lustspiel aus Goethes Leben fällt in jene Tage, da der junge Student auf dem Gebiete dramatischen Schaffens seine Aufgabe suchte. Erst die persönliche Unterweisung Ranke's in seinem Seminar wies Giesebrecht auf das Feld der Wissenschaft, dem er sein Leben widmen sollte, die Erforschung des deutschen Mittelalters. Neben seiner ersten Leistung, den „Jahrbüchern des Deutschen Reichs unter Otto II.“, 1840, deren eine Unterlage, die Chronik von La Cava, nicht lange darauf als Fälschung erkannt wurde, ist die Zusammenstellung der Annalen aus dem Kloster Niederaltaich (Annales Altaheenses) aus zerstreuten Fragmenten und Excerpten als einer Quellschrift zur Geschichte des 11. Jahrhunderts zu erwähnen, die durch einen späteren Fund eines Teiles der ursprünglichen Annalen, dem Scharfsinn und der Kombinationsfähigkeit des Forschers das beste Zeugnis gab. Von 1837 an ist Giesebrecht dann fast zwanzig Jahre lang Lehrer am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin gewesen, eine Zeit, in der seine fruchtbare Arbeit für die deutsche Geschichte sich entfalten konnte. Auf Ranke's Empfehlung konnte er vom Herbst 1843 bis Ostern 1845 mit staatlicher Unterstützung Oesterreich und Italien zu Studienzwecken bereisen, und es gelang ihm, in den

Bibliotheken zu Wien, Venedig, Florenz und Rom historische Quellschriften für das grosse nationale Werk der „Monumenta Germaniae“ hervorzuziehen und zu vergleichen. Zugleich gewann er hierbei einen Blick für den Boden und die Verhältnisse, aus denen ein nicht unbedeutender Abschnitt unserer mittelalterlichen Entwicklung allein zu verstehen ist. Eine Arbeit über die literarischen Studien im frühmittelalterlichen Italien wie „Reiseskizzen“ waren die ersten Früchte dieser Reise. Eine journalistische Thätigkeit, die dem monarchisch gesinnten Mann damals angeboten ward, schlug er zum Glück für unsere Geschichtswissenschaft schon deshalb aus, weil er in keiner Weise Parteimann war, wenigleich er als konstitutioneller Monarchist an der Bewegung des Jahres 1848 Anteil nahm. Die sachkundige historische Kritik, mit der Giesebrecht die „Lehainsche Weissagung“ als Produkt des ausgehenden 17. Jahrhunderts nachgewiesen hatte (1849), wandte er gleichfalls auf die Quellen der älteren Papstgeschichte an, die er im Zusammenhange darzustellen beabsichtigte. Die Untersuchung über die Vagantenlieder der Scholaren führte ihn zu einer, wenn auch dem kirchlichen Leben entsprossenen, so doch mit Geist und Witz dem kirchlichen Treiben entgegentretenden geistigen Strömung des Mittelalters, die aus Frankreich her seit dem 12. Jahrhundert sich auch nach England und Deutschland fortgepflanzt hatte. Dem Forscher, dessen Vorliebe für das Studium des geistigen Lebens im Mittelalter unverkennbar war, schwebte wohl der Plan vor, auf Grund seiner neu in Italien gefundenen Quellen den Investiturstreit darzustellen, doch erweiterte sich ihm bald der Plan zu einer „Geschichte der deutschen Kaiserzeit“, die ihm in unserer Volksgeschichte als die Periode erschien, da die Deutschen zur höchsten Machtentfaltung gediehen und nicht nur selber ihres Schicksals Schiedsleute sein konnten, vielmehr auch fremden Nationen zu gebieten vermochten. Er sah den Grund zu dieser einstmaligen politischen Grösse in dem christlich-heroischen Tugenden der Deutschen des Mittelalters und empfand schmerzlich, wie infolge der Entwicklung unserer modernen Bildung eine Unkenntnis der grossen nationalen Vergangenheit im Volksbewusstsein bestand, die in einem Widerspruch zur Wissenschaft hervortrat. Dieses Missverhältnis galt es auszugleichen. Die Stimmung eines deutschen Historikers zu Beginn der fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts kann am ehesten mit jener Unzufriedenheit verglichen werden, die einst in Martin

Luthers Tagen Männer wie Wimpheling, Aventin und Beatus Rhenanus dazu antrieb, die Nation nach den misslungenen Reformversuchen Kaiser Maximilian aufzurütteln, durch die Erinnerung an ihre frühere Macht. Die missglückten Bestrebungen des Jahres 1848 nach einer deutschen Einigkeit wiesen den Geschichtsschreiber darauf hin, seinen Volksgenossen durch ein Besinnen auf Deutschlands große Tage Mut zu frischem politischen Wagnis einzuflößen. Dieses Ziel hat Giesebrecht mit seiner „Geschichte der deutschen Kaiserzeit“ im Auge, deren erster Band, König Friedrich Wilhelm IV. gewidmet, 1855 erschien und die Erzählung bis zu Kaiser Ottos III. Tode führte. Mit diesem Buch trat Giesebrecht in die erste Reihe unserer Geschichtsschreiber. Das Werk ward 1857 mit dem Berliner Königspreise gekrönt, und der Verfasser, der bis zu seinem Tode daran gearbeitet hat, konnte in der zweiten Abteilung des fünften Bandes die Geschichte Friedrich Rothbarts bis zum Sturze Heinrichs des Löwen führen. Auch dieses Werk ist, wie seine Vorläufer aus der Feder von Leibnitz und Mascov, Torso geblieben. Wenigleich Giesebrecht sein Buch Quellenkritisch und, was den frischen Zug der Erzählung angeht, stets auf gleicher Höhe zu halten suchte, so ist doch der inzwischen verwandelte Zeitgeist ihm nachteilig geworden. Die sozialen Erscheinungen, ihre Entwicklung und Verschiebung und die damit in Wechselwirkung tretende Umbildung aller politischen, geistigen und künstlerischen Strömungen, d. h. die genetischen Momente hervorzuheben und darzustellen, ist die heute dem Geschichtsschreiber des Mittelalters zufällige wissenschaftliche Aufgabe, deren volle Höhe Giesebrecht, der nur pragmatische Geschichte, wie es schon die Alten gethan, giebt, nicht erreicht hat. Die mittelalterlichen Quellen gestatten, da deren annalistische Form nur die Individuen nur als äusserlich auffassen, die feinere Charakterzeichnung nicht, die ein Ranke seinen Berichten der geistreichen venezianischen Diplomaten entnehmen konnte. Es fehlte Giesebrecht zudem juristische Schärfe in der Auffassung staatsrechtlicher Dinge, wie sie Waitz besass, und darum befriedigt uns heute, wo wir die deutsche Geschichte voller und reicher als die Geschichte des deutschen Volkes verstehen, oft seine politische Darstellung nicht, der in der Auffassung als einer Zeit nationaler Grösse schon Heinrich von Sybel 1859 entgegen-

getreten ist; denn er fand, dass das Kaiserthum die wirklich nationalen Aufgaben, den inneren Ausbau des Staates, die Kolonisation im Osten versäumt hatte und deshalb im Kampfe mit der Kirche unterlag. Doch muss betont werden, dass keineswegs das Kaiserthum Jahrhunderte lang in Blüthe gestanden hätte, falls es der starken natürlichen Grundlagen in dem Leben der Zeitgenossen entbehrt haben würde; somit kann Giesebrecht trotz der berechtigten Ausstellungen die historische Objektivität für sich in Anspruch nehmen, zumal das Stammesbewusstsein zur Blüthezeit unseres Kaiserthums das nationale überwog. Der freudige Schwung, der Giesebrechts Darstellung des von ihm in verdärendem Schimmer betrachteten Mittelalters belebt, ist ein letzter Schimmer der Romantik, die einst den jungen Poeten in ihm gewählig angezogen. Zu wenig hebt er die Schattenseiten des Kaiserthums heraus. Er beurteilt die Verhältnisse nicht nach den in ihnen selbst wirkenden und zu Tage tretenden Gesetzen, sondern fast schlicht die Ergebnisse kritisch geprüfter Ueberslieferung zusammen. 1857 zum Professor nach Königsberg berufen, folgte er der huldvollen, wiederholten Aufforderung König Maximilians II. (der ihn später adelte) im Herbst 1861 auf den Münchener Lehrstuhl, den er bis zu seinem Tode inne hatte. Als Sekretär der „Historischen Kommission bei der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften“, von 1862 bis 1869 war Giesebrecht bei der umfangreichen Thätigkeit dieser für unsere deutsche Geschichtsforschung so ungemein fruchtbaren Körperschaft fast stets die fördernde Persönlichkeit. Sein lauterer, versöhnlicher Charakter hat dem protestantischen Preussen durch mancherlei politische Anfeindungen hindurch stets die Achtung erhalten, die sein Wirken, insbesondere für die Reform des Geschichtsunterrichts, in den bayerischen Gymnasien verdient. Der Politiker Giesebrecht, der noch 1863 sich von einer Verständigung Preussens und Oesterreichs das Heil für Deutschlands Zukunft versprach, hat in eigner Person dann viel zur Ausgleichung von Nord und Süd in unserem Vaterlande beigetragen. Oft hat Giesebrecht bei festlichen Gelegenheiten das Wort ergriffen; mochte er die Entwicklung des deutschen Volksbewusstseins, oder die unserer modernen Geschichtswissenschaft darstellen, überall kam sein warmer Patriotismus zum Durchbruch.

Georg Stammer.

## Benjamin Disraeli.

(Geb. am 21. Dezember 1804 zu London, gest. am 19. April 1881 ebenda.)

(Hierzu Bildnis No. 345.)

Die kühne Wahlreformbill von 1867 in der inneren und der Berliner Kongress von 1878 in der besseren Politik bezeichnen die Höhepunkte von Disraeli-Beaconsfields staatsmännischem Wirken, dessen leitende Ideen ein volkbeliebtes Königtum, eine für die politische Berechtigung der breiten Massen eintretende Toryaristokratie, vor allem aber die Weltmacht von Greater Britain waren.

Hat sich das geistige Haupt „Jung-Englands“ als Parlamentarier und Kabinettschef um das Vaterland wohlverdient gemacht, so steht der Name des Romandichters Disraeli an hervorragender Stelle auch in der Geschichte der englischen Literatur durch die strotzende Reihe packender Schilderungen des höheren Gesellschaftslebens Englands, von 1826 erschienenen „Vivian Grey“ bis zum „Endymion“, der ein Jahr vor dem Tode des Autors auf den Buchermarkt kam. „Coningsby“ (1844) hat die politischen und sozialen Anschauungen Disraelis wohl am treffendsten zum Ausdruck gebracht.

Benjamin Disraeli, Sohn des bekannten Schriftstellers Isaac Disraeli, ist der Sprössling einer gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts nach England eingewanderten jüdischen Familie, die vorher in Venedig ansässig war. Am 21. Dezember 1804 zu London geboren, trat Benjamin 1817 gemeinsam mit dem Vater zum Christentum über. Vier Jahre später begann er im Bureau eines Advokaten zu arbeiten und wusste sehr früh Zutritt in höhere Kreise zu erlangen, deren Sitten und Gebräen er später fort und fort unter grossen Beifall meisterlich schilderte. Seine Anschauungen bereicherte wesentlich eine Reise nach Südeuropa und dem Orient.

Von unbegrenztem Selbstvertrauen und glühendem Ehrgeiz besetzt, betheiligte er sich seit 1823 an öffentlichen Leben, anfangs in Fühlung mit so radikalen Geistern wie O'Connell und Joseph Hunt. Doch schon drei Jahre später befand sich Disraeli im Lager der Tories, und 1837 erringt er den Sitz für Madingley im Hause der Gemeinen, um hier festlich zunächst einen Misserfolg um den andern zu ernten, ohne sich jedoch beirren zu lassen, dem hoch und weit gesteckten Ziele zuzustreben. Die grossen literarischen Erfolge Disraelis erhöhten indessen allmählich sein Ansehen im Unterhause, wo er mit dem ihm befreundeten Lord George Blenford 1843 an die Spitze einer zu der wirtschaftlichen Politik Robert Peels in bewussten Gegensatz sich stellenden Gruppe der Tories trat und 1846 mit Unterstützung der Whigs den Kabinettschef zum Rücktritt zwang,

kurze Zeit nach der von ihm und seinen Anhängern bekämpften Aufhebung der Kornzölle.

Seit 1847 Vertreter der Grafschaft Buckingham im Unterhaus, nach dem Tode Lord Bentincks 1848 auch Chef der Torypartei desselbst, wurde Disraeli im Februar 1852 nach dem Rücktritt Russells in das von Lord Derby gebildete konservative Ministerium berufen, in dem er das Amt des Schatzkanzlers übernahm. Doch schon am 17. Dezember desselben Jahres musste Derby mit seinen Kollegen weichen, als Disraeli die Ackerbau treibende Bevölkerung mit einer Steuererleichterung zu bedenken sich anschickte, deren Kosten Industrie und Handel bestreiten sollten.

Ein zweites Mal schritt Derby zur Kabinettsbildung, wiederum mit Disraeli als Schatzkanzler, als die von Lord Palmerston in alten grosser Nachgiebigkeit gegen die französische Regierung eingebrachte Conspiracy to Murder Bill allgemeine Entrüstung hervorgerufen und dadurch das liberale Ministerium veranlasst hatte, seine Entlassung zu geben (14. Februar 1858). Die Ausdehnung der Test and Corporations Act von 1828 zu Gunsten der Israeliten bezeichnet diese Amtsperiode Disraelis, dessen Wahlreformbill vom 24. März 1869 jedoch von der Unterhausmehrheit für unzureichend erklärt wurde. Die deshalb angeordnete Auflösung des Hauses der Gemeinen versetzte das Toryministerium in die Minderheit und bewog dasselbe, am 17. Juni 1869 seine Demission zu erbiten.

Und zum drittenmale wurde Lord Derby Kabinettschef, zum drittenmale Disraeli Schatzkanzler (Juni 1869). Die Reformbill von 1867, die der letztere einbrachte, erteilte das hauschof auftrage den Stürmern, eine anscheinliche Erweiterung des Wahlrechts der Landbevölkerung und ging damit noch über Gladstones damalige Forderungen hinaus. Als Derby wegen körperlicher Leiden im Februar 1868 aus dem Amte schied, folgte ihm der bisherige Schatzkanzler im Vorsitz des Kabinetts. Der durch tiefe Rechtskenntnis und parlamentarische Heredsamkeit hervortragende Lord Cairns wurde zum Lord Chancellor ernannt. Der Feldzug gegen Absentism, von Sir Robert Napier siegreich beendet, erhöhte das Ansehen des britischen Namens in Afrika. Die von Gladstone beantwortete Entsaanlichung der icschen Kirche fand aber nicht den Beifall der Regierung, die am 3. Dezember 1868 den siegreichen Liberalen wich, die nach der Wahlakte von 1867 die Mehrheit im Unterhause errungen hatten. Gewaligere Erfolge erzielte das zweite Ministerium

Diarseli, das am 17. Februar 1874 ans Ruder gelangte, noch im September d. J. die Fidschinseln besetzen liess, November 1875 die Suezkanalaktien ankauft und dadurch England die nächste Wasserstrasse nach Indien sicherte, 1876 eine Besserung der Heeresverfassung in die Hand nahm und im April d. J. den Glanz der Krone durch den indischen Kaisertitel erhöhte, wofür Diarseli am 12. August zum Earl of Beaconsfield ernannt und damit er in die Peerage erhoben wurde.

Im Widerspruch mit Lord Carnarvon, dem Kolonialsekretär, und mit Lord Derby, dem Minister des Auswärtigen, nahm Beaconsfield eine drohende Haltung gegen Russland an, als dieses Konstantinopel bedrohte und im Verfrieden von S. Stefano die Vorherrschaft in Südosteuropa anstrebte. In einem Vertrage, den Graf Schuwalow am 30. Mai 1878 in London unterzeichnete, verzichtete Russland auf die Errichtung von Grossbulgarien. Auf dem Berliner Kongress vertrat er und Lord Salisbury mit Umsicht die Interessen Grossbritanniens. Durch Vortrag vom 4. Juni 1878 sicherte er England eine

achtunggebietende Stellung im östlichen Mittelmeer durch die Besetzung Cyperns. Damals stand der 74jährige Staatsmann im Zenit seines Ruhmes.

Der Friede von Gandamak (28. Mai 1879) sollte dem indobritischen Reiche die natürliche Westgrenze in Afghanistan geben, aber die verlustreichen und kostspieligen Unternehmungen im Osten Irans und in Südafrika (Annexion Transvaals 1877, Zulu-Krieg 1879), die das britische Reich gleichzeitig in den verschiedensten Zonen in gewagte Abenteuer zu stützen schienen, entzogen dem imperialistischen Staatsmann bald die Gunst der öffentlichen Meinung. Die Niederlage der Konservativen bei den Neuwahlen im April 1880 führte zum Rücktritt Beaconsfields, der schon ein Jahr später, am 19. April 1881, zu London aus dem Leben schied, das bis zum letzten Tage von rastloser politischer Thätigkeit gewesen war. Die Macht und Sicherheit des britischen Reiches ist stets das Ziel gewesen, das Disraeli-Beaconsfield unverzückt im Auge behalten hat; in der Wahl seiner Mittel freilich hat er sich nicht immer allzu wählerisch erwiesen.

Karl Witke.

## Adolphe Thiers.

(Geb. am 15. April 1797 zu Marseille, gest. am 3. September 1877 zu Saint-Germain-en-Laye.)

(Hieszu Bildnis No. 344.)

**A**DOLPHE THIERS, der Geschichtschreiber der französischen Revolution und der Minister des Bürgerkönigs, der begeisterte Historiker Napoleons I. und der uner müdliche Kritiker der Regierung des zweiten Kaiserreichs, der hartnäckige Gegner jeder sozialen Neuerung und doch der Begründer der dritten Republik, verdient als der Wiederaufrichter Frankreichs nach dem Kriege von 1870 und dem Bürgerkriege von 1871 eine der hervorragendsten Stellen unter den Staatsmännern des neunzehnten Jahrhunderts.

Am 15. April 1797 zu Marseille geboren, wie der Vater Jurist, ging er 1821 nach Paris und erwarb sich hier als Mitarbeiter am „Constitutionnel“, noch mehr durch seine 1823—1827 veröffentlichte „Histoire de la révolution française“ einen gefeierten Namen. 1830 war er Mitbegründer des „National“, erhob Einspruch gegen die Juli-Ordonnanz Karls X. und führte die Unterhandlungen mit dem Herzog von Orléans. Der neue König der Franzosen ernannte Thiers zum Staatsrat; im November erfolgte durch Laffitte seine Berufung als Unterstaatssekretär in das Finanzministerium, während ihn Aix in die Deputiertenkammer sandte, wo sich Thiers schnell als ein glänzender Redner auswies, der über eine Fülle

von Personen- und Sachkenntnis verfügte und sie sehr geschickt zu verwenden wusste. Bald war er der anerkannte Führer des linken Centrums. Im Ministerium des Marschalls Soult übernahm er am 11. Oktober 1832 das Portefeuille des Innern, das er nur in der Zeit vom 25. Dezember 1832 bis 4. April 1834 mit dem des Handels vertauschte. Auch in den Kabinetten des Marschalls Girard, des Herzogs von Bassano, des Marschalls Mortier und des Herzogs Broglie, die seit dem 18. Juli 1834 schnell einander ablösen, behielt Thiers sein Ministerium bei, doch entfremdete er sich die weiter links stehenden Freunde durch das Gesetz vom 9. September 1835 über die Verbreden, Vergehen und Uebertretungen, begangen durch die Presse und andere Mittel der Veröffentlichung.

Am 22. Februar 1836 übernahm er den Vorsitz im Ministerrate, von dem er die Doktrin der rechten Centrums ausschloss, und das Auswärtige, trat aber schon am 26. August zurück, da Ludwig Philipp der geplanten Intervention zu Gunsten der Liberalen in Spanien die Genehmigung versagte. Zum zweitenmale führte Thiers den Vorsitz im Kabinett vom 1. März bis 21. Oktober 1840, und wiederum reichte er seine Entlassung ein, weil der

König sich nicht auf die weitausschende auswärtige Politik seines Premierministers im Orient einlassen wollte. Das zweite Ministerium Thiers ist durch die Ueberführung der Leiche Napoleons I. von St. Helena nach Paris, ebenso wie durch den misslungenen Putsch des Neffen des Kaisers in Boulogne bezeichnet; aber auch die Befestigung von Paris wurde damals in Angriff genommen.

In den folgenden Jahren betrieb Thiers eifrig die Vorbereitungen zu seiner Geschichte des Konsulats und des Kaiserreichs, zu welchem Zweck er auch Deutschland und Italien bereiste; in der Deputiertenkammer trat er am 13. Juli 1844 für die anschlössliche Schulhoheit des Staates ein, und am 2. Mai 1845 lenkte er in meisterhafter Rede die Aufmerksamkeit auf die geräuschlose Invasion der Jesuiten. Seine Berufung zur Kabinettsbildung am Vorabend der Februarrevolution erfolgte aber viel zu spät, um den Zusammenbruch des Juliärsignaments noch aufhalten zu können.

Die Zeit der zweiten Republik ist kein Ruhmesblatt für den trotz des Pressgesetzes von 1835 verdienten liberalen Staatsmann. Für die sozialen Forderungen des arbeitenden Volkes besass er nur gelogtes Verständnis, aber die in den bisher herrschenden Klassen epidemisch um sich greifende Angst vor den „Phalansterianern“ hätte den begeisterten Vorkämpfer der staatlichen Schulhoheit von 1844 nie dazu treiben dürfen, die Unterrichts-„Freiheit“ zu bedürfen, die das von klerikalen Geistes durchwehte Gesetz vom 15. März 1850 dem Vaterlande der Encyclopädisten bescherte. Auch die verfassungswidrige Wiedereinführung des Censur durch das Wahlgesetz vom 31. Mai 1850, die in dem ehemaligen Freunde von Mignet und Armand Carrel einen Fürsprecher hatte, war nicht nur reaktionär, sondern auch ein Fehler, da diese Massregel dem Prince-Präsidenten die Wege zum Sisakstreich ebnete.

Am 2. Dezember 1851 wurde auch Thiers verhaftet, aber bald entlassen. Seit 1852 widmete er sich elf Jahre hindurch der Ausarbeitung seiner 1845 begonnenen „Histoire du consulat et de l'empire“, die zwanzig Bände umfasst und Napoleon I. nicht nur als Heerführer, sondern auch als Gesetzgeber und Administrator würdigt. 1853 wurde er in den gesetzgebenden Körper gewählt, wo er in der Adressdebatte von 1854 die Forderung der „notwendigen Freiheiten“ aufstellte, die in der Ministerverantwortlichkeit gipfelte, fort und fort die italienische und deutsche Politik der kaiserlichen Regierung als eine Gefahr für Frankreich bezeichnete, die Mängel des Heeresgesetzes des Marschalls Niel vom 1. Februar 1858 aufdeckte, die Streichungen am Armeebudget durch das Corps législatif beklagte

und am 15. Juli 1870 die frivole und überhastete Herbeiführung des Krieges mahnend brandmarkte.

Am 4. September beantragte er die Ernennung eines Ausschusses der Regierung der nationalen Verteidigung durch den gesetzgebenden Körper und die Einberufung einer Constituante, sobald es die Umstände gestatten würden. Am 12. reiste er nach London, um das britische Kabinet um seine Intervention anzufragen, hatte aber weder hier noch in St. Petersburg und Wien Erfolg und kehrte Ende Oktober nach Frankreich zurück, um hier mit dem Grafen Bismarck ebenso ergebnislos über einen Waffenstillstand zu verhandeln.

Bei den am 8. Februar 1871 vollzogenen Wahlen zur Nationalversammlung siegte der greise Patriot in 26 Departements. Am 17. erfolgte zu Bordeaux Thiers' Ernennung zum Haupt der vorkämpfenden Gewalt der französischen Republik, nachdem er an demselben Tage seine Kollegen vorübergeben, den Frieden vereitelnden Beschlüssen hinsichtlich Elsaß-Lothringens bewahrt habe. Am 19. stellte er der Versammlung sein Ministerium vor und erklärte als die einzig mögliche Politik: Friedensstiftung, Neubau, Hebung des Credits, Wiederbelebung der Arbeit. In Versailles rettete er durch tapfere Hartnäckigkeit, die zum äussersten entschlossen schien, Belfort, das Schloss der Einfallsporte zwischen Wasgenwald und Jura, für Frankreich und unterzeichnete am 26. Februar den Vorfrieden, dessen Annahme Thiers schon am 1. März in der Nationalversammlung durchsetzte.

Die Anleihen im Juni und Juli 1871 legten ein überraschendes Zeugnis ab von dem Kredit, dessen sich das aus tausend Wunden blutende Land und dessen Regierungschef erfreuten, der am 31. August zum verantwortlichen Präsidenten der Republik erwählt wurde. Durch Gesetz vom 27. Juli 1872 wurde die allgemeine Wehrpflicht in Frankreich eingeführt. Am 13. November 1872 richtete der Präsident eine Botschaft an das Parlament, in der er die Republik als die gesetzliche Verfassung des Landes erklärte und dazu aufforderte, ihr die wünschenswerten und notwendigen Merkmale aufzuprägen. Etwas anderes wollen, hiesse eine neue und zwar die fürchterlichste Revolution begehen; die Republik werde konservativ sein oder sie werde nicht sein. Nachdem bereits die dritte Milliarde der Kriegsschuldigung an Deutschland gezahlt war, kam am 15. März 1873 zwischen dem Fürsten Bismarck und dem Botschafter Vicomte Gontaud-Biron in Berlin eine Uebereinkunft zu stande, nach der noch in demselben Jahre bis zum 5. September die vierte und fünfte Milliarde abbezahlt werden sollten. Diese Konvention trug den „libérateur du territoire“ zwei Tage darauf den Dank der Nationalversammlung ein; schon aber waren Monarchisten und Klerikale am Werk, den

Regründer der dritten Republik zu stürzen. Als am 19. Mai der Justizminister Dufaure Vorlagen einbrachte, die die endgültige Konstituierung der Republik bezweckten, richtete die Mehrheit der Versammlung mit 360 gegen 344 Stimmen eine Rüge gegen das Ministerium, die den Präsidenten veranlasste, sofort schriftlich seine Entlassung zu geben, die keinen Widerspruch der Majorität erfuhr. Thiers' bei allen Republikanern hochgeachteter Name befand sich auch unter dem kühnen Manifest der 362, das

der reaktionären Kampfregierung vom 16. Mai 1877 den Krieg erklärte. Inmitten der siegesgewissen Zerstörungen der Republikaner zum letzten entscheidenden Waffengang mit den Monarchisten verschied am 3. September 1877 zu Saint-Germain-Laye im 81. Lebensjahre der Bürger, dem am 17. März 1873 selbst die starke monarchistische Gegnerschaft in der Nationalversammlung hätte zugehen müssen, dass er sich wohlverdient gemacht habe um das Vaterland.

Karl Witke.

## Léon Gambetta.

(Geb. am 2. April 1838 zu Cahors, gest. am 31. Dezember 1882 zu d'Avray bei Sévres.)

(Hierzu Bildnis No. 343.)

Im Jahre 1859, als das zweite Kaisertum im Zenit stand, kam der junge Jurist Léon Gambetta nach Paris, wo er sich gar bald als ein leidenschaftlicher Gegner des Bas-Empire ausweisen sollte. Am 3. April 1858 zu Cahors war er geboren; seine Familie sollte aus Genua stammen. 1863 trat er sich bei den Wahlen zum gesetzgebenden Körper als rastloser und kühner Agitator der Demokratie hervor, als Verteidiger von Desoluzie brandmarkte er 1868 den 2. Dezember, und im Jahre 1869 wurde er von Paris und Marseille in das Corps législatif gewählt, um sich innerhalb und ausserhalb der Kammer als unversöhnlichen Feind des Kaisertums zu zeigen, der sich nicht scheute, am 19. April 1870 die Einführung der Republik als sein letztes Ziel zu verkünden. Im Gefolge des Plebiszits witterte es alles Unheil, er ahnte, dass Frankreich dem Krieg entgegenzuzumelte, und dass das Land den Abgrund nicht sah, der sich aufthat. Am 13. Juli 1870 forderte er vom Ministerium vergeblich die Vorlage der Frankreich beleidigenden Depesche, die Bismarck an alle Kabinete Europas abgesandt haben sollte, stimmte aber mit der Mehrheit für die Kriegskredite, da der Kampf unausbleiblich schien, der Entscheidungskampf zwischen der romanischen und germanischen Rasse um das Übergewicht, wie Gambetta schon damals prophezeite.

Am Nachmittag des 4. September 1870 sandte er aus dem Ministerium des Innern zu Paris jenes Telegramm an die Präfekten, Unterprefekten, Generale und Gouverneure Frankreichs und seiner Kolonien, dass Ludwig Napoleon Bonaparte und sein Haus abgesetzt, die Republik auf dem Städtchause ausgerufen und eine Regierung der nationalen Verteidigung eingesetzt worden sei. In der Republik von 1792 und ihrer viel angefochtenen levée en

masse erblickte er das strahlende Sinnbild des Heldenmutes und der Grösse der Nation; er meinte, der mächtige Geisteshauch, der damals die Vorfahren belebte, würde auch dem modernen Geschlecht durch die Seele brausen und den Sieg an die Banner der Republik fesseln. Eine jetzt berufene Nationalversammlung schien ihm die Gefahr zu bergen, ein Werkzeug der Waffenstreckung und ein Hebel reaktionärer Ränke zu werden; hierin dachte er genau wie der unbequeme Centralausschuss der Ueberwachung auf der Place Cordier du Temple.

Das seit dem 19. September von den deutschen Truppen eingekreiste Paris verliess Gambetta am 7. Oktober im Luftballon, um den Widerstand der Provinz zu organisieren und die Hauptstadt zu entsetzen. Am 9. traf er in Tours ein, übernahm dort die Leitung der Regierungsdelegation, vereinigte in seiner Person mit dem Ministerium des Innern auch das des Krieges und rief mit Hilfe des genialen Freycinet im Verlauf der nächsten vier Monate zwölf neue Armeekorps mit 600.000 Streitern in das Leben. Dem gigantischen Ringen der Loiresarmeen, der Nord- und der Ostarmee ist die Palme des Sieges, nicht aber die Anerkennung berufenster Gegner versagt geblieben.

Gambettas Rundschreiben aus Bordeaux vom 31. Januar 1871 setzte sich in Widerspruch mit dem Artikel 2 der Waffenstillstands-Konvention vom 28., der die völlige Freiheit der Wahlen ausbedungen hatte für die Nationalversammlung, die über den Frieden beschliessen sollte. Die Ansichtlosigkeit, mit der von ihm vertretenen Kriegspolitik durchzudringen, bewog ihn am 6. Februar zum Rücktritt. Von zehn Departements am 8. in die Nationalversammlung gewählt, entschied er sich für das Mandat des Niederrheins, stimmte am 1. März

gegen den Frieden und schied hierauf wie alle übrigen Deputierten der abgetrennten Landesteile aus. In tiefem Groll zog er sich für mehrere Monate nach Spanien zurück. Eine Nachwahl rief ihn nach Versailles, wo er am 2. Juli in der Nationalversammlung erschien, um die Führung der radikalen Partei in die Hand zu nehmen. Seit dem 5. November 1871 hatte er in dem von ihm gegründeten Journal „La République Française“ ein äußerst geschickt redigiertes Organ zur Verfügung, das ebenso wie die zahlreichen Rundreisen Gambettas unaufhörlich für die endgiltige Begründung der Republik, für die Trennung der Kirche vom Staat, für die Beseitigung aller klerikalen Einflüsse auf die Schule und für die Pflege der Selbstverwaltung eintrat, die eine wesentliche Bedeutung hatte durch Gesetz vom 10. August 1871, das den Generalräten der Departements das Beschlussrecht und die öffentliche Beratung verlieh. Mindestens dieselbe Förderung erfuhr das unter einer auf die Spitze getriebenen Centralisation verknümmerte Gemeinleben Frankreichs durch die Verfassungsgesetze vom Februar 1875. Der Senat, zu dessen Wahl alle 36000 Gemeinden des Landes unterschiedlich berufen worden, wurde von Gambetta als der grosse Rat der Kommunen Frankreichs und als das feste Bollwerk der Ordnung und des republikanischen Fortschritts gefeiert.

Die Wahlen zur Deputiertenkammer vom 20. Februar 1876 brachten den Republikanern eine überwältigende Mehrheit; Gambetta wurde in Paris, Lille, Marseille und Bordeaux gewählt, nahm für das Pariser Arbeiterquartier Belleville an, übernahm am 4. April den Vorsitz im Budgetausschuss der Kammer und bezeichnete am 4. Mai 1877 am Schlusse einer seiner gewaltigsten Reden den Klerikalismus als den Feind des modernen Staates. Der reaktionären Kampfesregierung Broglie-Fourtou vom 16. Mai wurde überblühende Feindschaft angesagt durch das von Gambetta angeregte Manifest der vereinigten Gruppen der republikanischen Linken, das von frohster Siegesgewissheit durchweht war. Der Auflösung der Kammer am 25. Juni folgte ein erbitterter Wahlkampf, den nicht zum wenigsten Gambettas wahrhaft staatsmännische Umsicht und Besonnenheit in den Neuwahlen vom 14. und 28. Oktober zu einem glänzenden Siege der Republikaner gestaltete.

Als am 5. Januar 1879 auch die Neuwahlen zum Senat den Monarchisten eine Niederlage gebracht hatten, trat Marshall Mac Mahon am 30. zurück. Grévy, der bisher den Vorsitz in der Deputiertenkammer geführt hatte, wurde zum Präsidenten der Republik erwählt, während ihn am 21. Gambetta als Kammerpräsidenten folgte. Die Republik war damit aus dem Handgemerge der Parteien heraus-

getreten, nun sollte nach den Worten Gambettas das Werk organischer Schöpfungen beginnen. Das Jahr 1879 brachte die Schliessung aller Niederlassungen und Schulanstalten der Jesuiten und anderer Kongregationen, sowie Jules Ferrys verdienstvolle Reform des Volksschulwesens. 1880 und 1881 suchte Gambetta, wenn auch ohne durchschlagenden Erfolg, auf die auswärtige Politik zu Gunsten der Griechen einzuwirken, den Wahlkampf von 1881 beherrschte das von ihm ausgegebene Stichwort der Verfassungsdurchsicht. Die Wahlen vom 21. August und 4. September brachten zwar eine erdrückende Mehrheit der republikanischen Parteien, aber das am 14. November gebildete Ministerium Gambetta traf auf eine hartnäckige Opposition der Rechten und der äussersten Linken, die durch die Ernennung von Canrobert und Galliffet zu Mitgliedern des obersten Kriegsrates und des Grafen Chandordy und des Barons Courcel zu Botschaftern gereizt und verstärkt wurde. Die Revisionsvorlage vom 14. Januar 1882 erweckte den Argwohn, einen besonderen Willen an die Stelle des nationalen Willens setzen zu wollen. Das Listenkontinuum erfuhr am 20. Januar bei der Mehrheit der Kammer die Ablehnung. Gambetta fiel trotz des bewegten Hinweises auf seine ganz im Dienste des republikanischen Gedankens aufgegangene Vergangenheit. Seine und seiner Mitarbeiter Reformpläne hinsichtlich der Justizorganisation, des Unter richtswesens, der Arbeiterversicherung, des Rückkaufs der Eisenbahnen durch den Senat verschwanden von der Bildfläche. Es unterblieb eine grossartige Politik hinsichtlich Aegyptens, die Frankreichs Einfluss in den Nilländern verstärken hätte.

Die Wahl zum Vorsitzenden des Militärausschusses war eine kleine Genugthuung für den vor einem Jahre noch in gebietender Stellung gewesenen Mann, der wegen der ägyptischen Frage im Sommer 1882 auch mit seinem alten Mitarbeiter von Tours und Bordeaux, Charles de Freycinet, zerfiel. Von der Hand eines leidenschaftlichen Weibes empfing Gambetta in den letzten Novembertagen die Wunde, die am 31. Dezember 1882 in seinem Landhause zu Ville d'Avray bei Paris dem Leben des Diktators von 1870 und des Mitbegründers der dritten Republik ein vorzeitiges Ende bereite. Mit allen einem Staatsoberhaupt zukommenden Ehren erfolgte sein auf Kosten der Republik veranlassertes Leichenbegängnis, bei dem die Generalität unter dem Vortritt des Marschalls Mac Mahon und des Generals Galliffet erschienen war. Durch den Mund des Kriegsministers Billot rief die durch 2000 Offiziere im Trauergefolge vertretene Armee auf dem Père Lachaise dem von ihr hochgeschätzten Patrioten den letzten Scheidegruss zu.

Karl Wüke.

## Antoine Eugène Alfred Chanzy.

(Geb. am 18. März 1823 zu Nouart, Dep. Ardennes, gest. am 4. Januar 1883 zu Clisson-sur-Maine.)

(Hierzu Bildnis No. 146.)

General Chanzy ist von Gambetta Mitte Dezember 1870 in einem amtlichen Schreiben an die Regierung der nationalen Verteidigung in Paris als der wahre, durch die Ereignisse offenbarte Heerführer bezeichnet worden, und in der That ist Chanzy auch nach dem Urteil deutscher Offiziere, die mit ihm die Kämpfe gekreuzt hatten, derjenige gewesen, der mit den aus dem Siegreif geschaffenen Truppenkörpern der dritten Republik das überhaupt Erreichbare geleistet hat. Mit kühnem Unerbittungsgeist verband er doch grosse Vorsicht, mit einer erstaunlichen Schnelkraft des Geistes eine bewundernswürdige Zähigkeit; dazu kam, dass er seine auf fast allen Schlachtfeldern des zweiten Kaiserreichs gewonnene reiche Erfahrung mit Eifer den Endabsichten der Delegation in Tours-Bordeaux zur Verfügung stellte und jede Reibung mit dem civilen Kriegsminister und seinem Delegierten zu vermeiden wusste.

Chanzy, am 18. März 1823 zu Nouart im Departement der Ardennen geboren, war der Sohn eines napoleonischen Kürassier-Rittmeisters. Mit sechzehn Jahren ging er zur Marine, trat anderthalb Jahre später in das 5. Artillerie-Regiment und besuchte die Militärschule zu Saint-Cyr. 1843 finden wir ihn als Unterleutnant bei den Zuaven, 1848 als Leutnant im 43. Infanterie-Regiment, 1851 erfolgte seine Beförderung zum Hauptmann. Er wurde Chef des arabischen Bureaus in Tlenseu und 1856 Bataillonschef im 23. Regiment. Im italienischen Feldzug zeichnete er sich bei Solferino aus und wurde Oberleutnant. Als solcher ging er 1861 mit dem 71. Regiment nach Syrien. 1864 übernahm er als Oberst den Befehl über das 48. Regiment in Rom, wurde dann nach Algerien versetzt und hier 1868 Brigadegeneral.

Bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges erhielt er das von ihm nachgesuchte Kommando nicht, weil seine republikanische Gesinnung im kaiserlichen Hauptquartier nicht unbekannt war. Dies war aber für Gambetta ein Grund mehr, ihm am 20. Oktober 1870 den Oberbefehl über eine Division und kurz darauf das Kommando des neugebildeten 16. Armeekorps zu übertragen. Am 7. November brach die 70000 Mann starke Loirearmee unter Aurèle de Paladine von Blois in der Richtung nach Orléans auf und zwang bei Coulmiers am 9. das bayerische Korps v. d. Tann zum Rückzug auf Artenay, wozu Chanzy wesentlich beitrug. Die Folge dieses Sieges war die Wiederbesetzung von

Orléans. Die allgemeine Vorwärtsbewegung der 160000 Mann starken Loirearmee auf Pithiviers, um Paris Luft zu machen, leitete auf dem linken Flügel am Morgen des 1. Dezember Chanzy ein, der die in Villepion stehenden Bayern bis jenseits Loigny zurückwarf, doch schon am 2. ging Loigny wieder verloren und konnte trotz mehrfacher tapferer Vorstöße des 16. und 17. Korps nicht wieder zurückerobert werden. Am 3. ging Prinz Friedrich Karl mit dem III., IX. und X. Armeekorps zum allgemeinen Angriff auf Aurelle de Paladine vor, wozuf am 4. Orléans wieder in die Hände der Deutschen fiel.

Auf Weisung des Kriegsministeriums erhielt Chanzy am 6. Dezember den Oberbefehl über das 16., 17. und 21. Korps, die fortan die zweite Loirearmee bildeten, während die aus dem 15., 18. und 20. Korps formierte erste Loirearmee dem Kommando Bourbaki's unterstellt wurde. Dem Hauptstoss von deutscher Seite hatte Chanzy zu begegnen, der in den Tagen vom 7. bis 10. Dezember bei Meung und Beaugency eine ausserordentliche Hartnäckigkeit im Widerstande entfaltete, um erst am 12. durch den Wald von Marchenoir auf Vendôme zurückzugehen. Von vier Armeekorps und ebenso vielen Kavallerie-Divisionen unter dem Prinzen Friedrich Karl hier bedroht, gab Chanzy am 16. auch Vendôme auf, um am 31. einen neuen Offensivstoss gegen diese Stadt zu unternehmen, der aber misslang.

Anfang Januar 1871 trug sich Chanzy mit der Idee, über Chartres auf Paris zu marschieren, wobei er allerdings stark auf die Mitwirkung Bourbaki's von Bourges her rechnete; ausserdem hatte Freycinet eine nicht unansehnliche Verstärkung durch die in der Bildung begriffenen Korps 19 und 25 in Aussicht gestellt. Ehe er jedoch dazu kam, an die Ausführung des kühnen Planes zu gehen, eröffnete Prinz Friedrich Karl am 6. Januar von Vendôme aus die Offensive. Chanzy hatte bei Le Mans eine sehr starke Stellung bezogen, die durch Feldbesetzungen zur Verteidigung aufs trefflichste vorbereitet war. Der Verlust der Höhen von Champané in der Mittagstunde des 11. wurde zum Teil durch General Goujeaud wieder ausgeglichen, aber verhängnisvoll für das Schicksal der zweiten Loirearmee wurde die Verdrängung aus den wichtigen Höhen Le Vertre und La Tuilerie auf dem rechten Flügel Chanzy's, bedingt durch das feige Verhalten der bretonischen Nationalgarden unter dem General Lalande. Am 12. erfolgte

der Rückzug auf Laval unter heftigster Verfolgung besonders durch die 6. preussische Kavalleriedivision unter dem ausgezeichneten Reitergeneral Schmidt.

Am 8. Februar in die Nationalversammlung gewählt, stimmte Clauzy am 1. März gegen den in Versailles abgeschlossenen Präliminärfrieden und veröffentlichte noch in demselben Jahre ein ganz vorzügliches, durch massvolles Urteil ausgezeichnetes Werk über den Feldzug der von ihm befehligten zweiten Loirearmee. Nach dem Sturze Thiers' ersuchte ihn die Regierung des Marschalls Mac Mahon im Juni 1873 zum kommandierenden General des 19. Korps und zum Generalgouverneur von Algerien. Bei der Prä-

sidentenwahl vom 30. Januar 1879 erhielt er ohne jedes Zutun seinerseits 90 Stimmen. Präsident Grévy sandte ihn als Botschafter nach St. Petersburg, von wo er im November 1881 nach Frankreich zurückkehrte, um hier am 19. Februar 1882 das Kommando über das 6. Korps in Châlons-sur-Marne zu übernehmen. Schon sah man in ihm den Hochstkommandierenden der französischen Armee, als ein plötzlicher Tod am 2. Januar 1883 dem Leben des Generals ein unerwartet schnelles Ziel setzte, als dieser eben im Begriff war, sich von Châlons-sur-Marne nach Paris zu begeben, um dort der Bestattungsteiler Gambettas anzuwohnen.

Karl Wäke.

## Théophile Gautier.

(Geb. am 31. August 1811 zu Tarbes, gest. am 23. Oktober 1872 zu Nemilly bei Paris.)

(Mittern Büchlein No. 37.)

Es war am Abend des 26. Februar 1830, an dem für die französische Literaturgeschichte denkwürdigen Tage der ersten Aufführung von Victor Hugos „Hernani“ im Théâtre français. Im Zuschauerraum kam es zur Schlacht zwischen den Alten und Jungen, den Klassikisten und Romantikern. Von all den trunkenen und begeisterten Jünglingen, die für den Sieg des Neuen fochten, erregte jedoch keine Gestalt so viel Aufsehen, erweckte so den Hohn und Spott der Gegner, wie ein Achtzehnjähriger, dem das dunkelblonde Haar langwallend bis auf den Gürtel herabfiel und der aller Mode zum Trotz in phantastischem Künstlerkostüm majestätisch dastand; seine purpurrote Atlasweste, die wie ein Panzerhemd sass, leuchtete wie Feuerchein unter all den grauen und schwarzen „Philister“-Kleidern hervor. Das war Théophile Gautier und seine rote Weste das erste Kunstwerk von ihm, das erfolgreich durchschlug, und von dem „tout Paris“ auch in den nachfolgenden Jahrzehnten immer noch ein bisschen mehr wusste, als von seinen Gedichten und Romanen. Und sie ist allerdings etwas wie ein Symbol für Gautiers Kunst und Persönlichkeit, und an dieser purpurroten Atlasweste könnte man vielleicht mit am besten das Wesen einer Atelier- und Künstler-Kunst klar machen, vor deren Schöpfungen das grosse Publikum meist ganz ratlos dasteht, die aber in der Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts eine nicht unerhebliche Rolle gespielt hat und den eigentlichen Widerpart gegen die realistisch-naturalistischen Bestrebungen bildet. Ihre Ideen sind zuerst von den deutschen Romantikern ausgegeben und wurden in Frankreich

am eifrigsten eben von Théophile Gautier aufgegriffen, der sie französisch-romanisch ummünzte und als Erster das Kampfwort „l'art pour l'art“ ausrief, um welches sich auch heute noch die literarischen Parteien heftig streiten. Wie Gautier am 26. Februar 1830 mit seiner roten Weste „die Philister“ herausfordern, ärgern, verhöhnen wollte, so verkündet er überhaupt das Recht und die Herrschaft einer „l'art pour l'art“-Kunst, welche in dem Publikum und in der Masse ihren eigentlichen geschworenen Feind erblickt. Nur für einige erwählte, auserlesene Geister, nur für die wahren Dichter selber kann der Dichter schreiben. Rechte Kunst muss immer die Philisterwelt ärgern. Der „platte Alltagsmensch“ wertet eine ästhetische Schöpfung allein nach ihrem Inhalt; er will sich unterhalten und belehren lassen, Geschichten hören, Gedanken und Sentenzen vernehmen, moralischen Nutzen davontragen, über die Vorgänge lachen und weinen. Aber was der Poet erzählt und berichtet, bleibt sich vollkommen gleich. Ideen, Absichten, Gefühle, alles das schändet nur das reine Kunstwerk, das aus nichts als aus Farben, Worten und Tönen besteht. Wer nicht beim blossen Anblick eines blutroten Stückes Atlas, einer Gautierweste, in das höchste Entzücken gerät, und wem nicht so ein Farbeneindruck mehr wert ist als alles praktische Thun, als alle Religion, Sittlichkeit, Philosophie, als alle Staats- und Gesellschaftstugenden: dem ist das Kunstwerk ein Buch mit sieben Siegeln. In der Dichtung kommt alles nur auf den Stil, den sprachlichen Ausdruck an, auf die Neuheit und Eigenart, sinnliche Vorstellbarkeit der Bilder und Worte, auf den Wohlklang

der Rhythmen und den Klang der Reime. So vertrat Théophile Gautier, neben Victor Hugo und Alfred de Musset, das dritte Haupt der romantischen Schule, in einseitigem Radikalismus die sprachlich-formalen Bestrebungen der neuzeitlichen Dichtung und deren Ringen um Glanz, Pracht und Prunk der Rede, um bunte Farben und musikalische Klänge, Schilderungen und ausgedehnte Beschreibungen. Von seinen Gedichtbüchern steht die 1838 erschienene Sammlung „Émaux et camées“ obenan und kann mit am besten das Wesen dieses reinen Aesthetizismus klarmachen; auch in den Ideen und gefühlhalt, wirkt die Gautiersche Lyrik doch durch male- rische und plastische Elemente, durch die sinnliche Deutlichkeit und Schärfe der Bilder, die sie im Geiste des Lesers entstehen lässt, — und durch die ganze virtuosenhafte Behandlung der Form, die vor allem darauf ausgeht, tech- nische Schwierigkeiten spielend zu überwinden. Ursprünglich wollte Gautier Maler werden und hatte einige Zeit im Atelier Rivault als Schütler gearbeitet. Den Pinsel warf er bei Seite, im richtigen Gefühl, dass ihm zur Malerei das ganze Talent doch gebrach, aber unter den Dichtern wurde er zum Nur-Maler, den rein die Äußere, nicht aber die innere Erscheinung fesselte. Auch als Prosailier war er in erster Reihe Stil- und Sprachkünstler. Sein Roman „Mademoiselle de Maupio“ (1835) ist ein Seitenstück zu Heines „Ardinghelli“ und Schlegels „Lucinde“ in unserer eigenen Literatur; er feiert den Triumph des Nackten und predigt, dass der Künstler über der Sittlichkeit stehe und mit deren Massstab nicht geme- sen werden dürfe. Alles Nebelhafte, Ver- schwommene, alles Düstere und Nordische, Mystische, Christliche und Nazarenische ist Gautier verhasst. In seiner Sprache, in seinen Bildern und Figuren merkt man den echten Romanzen, den Südfranzosen, das Kind einer heißen und lichten Sonnenlandschaft, in der alle Umrisse scharf und fest hervortreten. Es stecken griechische Elemente in seiner Kunst, die aber auch manches Bizarre, Launenhafte und Willkürliche an sich hat und sogar reiche Ein-

wirkungen von E. T. A. Hoffmann erfährt („Roman de la manie“, 1858), welche mit den hellenischen Auffassungen Gautiers merkwürdig genug kon- trastieren. In seinem „capitaine Fracasse“ (1863) schildert er, die Welt von Scarrons „Roman comique“ wiederbelebend, humoristisch-fernanatisch das Leben der alten fahrenden Komödianten zur Zeit Ludwigs XIII.; auch da legt er auf Handlung und Erfindung wenig Wert, schwelgt aber dafür wieder in prunkvollen Beschreibungen und in der Darstellung von Szenen, die wie Gemälde wirken. Seine Reisen in Spanien, Italien und im Orient hat er mit gleicher Kunst in verschiedenen Werken be- schrieben. Als raffinierter ästhetischer Feinschmecker zog er durch die Welt, gleichgültig gegen die Menschen und deren Treiben, gegen die sozialen, politischen und religiösen Zustände der Völker, aber mit offenen Augen für ihre Kunstdenkmäler und für landschaftliche Schönheiten. Zahllos sind auch die Besprechungen und Aufsätze, die er in den Zeitungen, von 1836 bis 1856 als Kunst- kritiker der „Presse“, seit 1856 im „Moniteur“, erscheinen liess, stilistisch fein ausgefeilte kleine Prosa-kunstwerke, in denen er seine künstlerischen Ideen verteidigte und einen heftigen Kampf nament- lich gegen das Drama Eugène Scribes und die Schule des bon sens führte. Seine „Geschichte der Romantik“ ist einer der wertvollsten Beiträge zur richtigen Kenntnis dieser Bewegung, da sie auf den unmittelbarsten persönlichen Miterlebnissen beruht. Gautier hat als Dichter wie als Kritiker einen be- deutenden Einfluss auf die Entwicklung der neueren Literatur ausgeübt. An seinen „Émaux und camées“ begeisterte sich die Jugend, und die Schule der „Parnassiens“ in Frankreich baute die ästhe- tische Richtung dieser Gedichtsammlung weiter aus: Leconte de Lisle, Sully-Prudhomme, Coppée einer- seits, anderseits Baudelaire, in dessen Fußstapfen dann wieder die modernen Dekadenten und Syn- bolisten eingetreten sind, die in den letzten Jahren auch in Deutschland Jünger und Nachfolger ge- funden haben.

Julius Hart.

### Edgar Quinet.

(Geb. am 17. Februar 1803 zu Bourg, gest. am 27. März 1875 zu Versailles.)  
(Hierzu Bildnis No. 348.)

Als um das Jahr 1830 im französischen Geistes- leben die Gedanken und Gefühle der roman- tischen Weltanschauung zur Herrschaft gelangten, da gehörte die deutsche Literatur mit in erster Reihe zu den Quellen, aus denen diese neue

Suämung gespeist wurde. Was die französischen Romantiker ihrem Volke neu zu verkündigen wussten, das war im Kern und Wesen bereits bei uns ausgesprochen und von den Kreisen unserer höheren Bildung angenommen. Die jungen Geister

jenseits des Rheines waren sich auch wohl bewusst, was sie unserer Kultur zu verdanken hatten und wiesen mit Bewunderung auf die letzte grossartige Entwicklung der deutschen Kunst und Wissenschaft hin; mit gleichem Eifer versenkten sie sich in die Dichtung Goethes und Schillers, wie auch in die Welt der romantischen Poesie, und mit nicht geringerer Aufmerksamkeit verfolgten sie, was unsere Philosophie in und seit den Tagen Kants geschaffen hatte. Das Feuer der idealistisch-humanitären Weltanschauung entzündete auch das französische Gemüt, und zahlreiche Schiller traten drüber auf, welche die Anlehnung an den deutschen Geist predigten und dessen neue Ideen verbreiteten. „Die germanische Rasse“, schrieb Edgar Quinet 1832 in der „Revue des deux mondes“, „ist zugleich mit dem Christentum in die Kultur eingetreten, um die Welt zu vergeistigen“. Unter den Schriftstellern, welche Frankreich die neue deutsche Gedankenwelt übermitteln und geistige Brücken von Volk zu Volk schlugen, nimmt er einen hervorragenden Platz ein. Unter dem Einfluss politischer Tagesströmungen hat er allerdings in seinem Urteil über Deutschland vielfach hin und her geschwankt und sich widersprechend geäussert; neben dem Ausdruck höchster Verehrung findet man bei ihm auch manches Wort der alten Geringschätzung, mit der die Franzosen im vorigen und auch noch im Anfang dieses Jahrhunderts auf die deutsche Kultur herablickten. Doch unverkennbar bleibt bei ihm der grosse Einfluss, den unsere Litteratur auf sein ganzes Schaffen ausgeübt hat. Schon als Jüngling zog es ihn nach Deutschland herüber, und er besuchte abwechselnd die Universitäten von Paris, Genf, Strassburg und Heidelberg; eine Uebersetzung von Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ (1825—1827) war die erste Frucht seiner Beschäftigung mit deutschem Geistesleben, und 1833 erschien sein dramatisches Mysterium „Ahasvérus“, das unter den starken Eindrücken des Goetheschen „Faust“ und der Poesie der deutschen

Romantiker entstanden ist, ein pantheistisch-mystisches Idealleben zum Ausdruck bringt, aber nebelhaft-verschwommen auseinanderfliesst und ein unklares, unweifes künstlerisches Können verrät. Auch in seinen übrigen Dichtungen kommt er nicht über den Zwiespalt einer abstrakt-philosophischen Darstellung und phantastisch-mystischen Gestaltenwelt hinaus. Prometheus, Merlin und ähnliche Figuren liebt er zu behandeln, grosse religionsphilosophische Probleme sucht er poetisch zu erfassen, aber er besitzt nicht die Shelleysche Kraft, seine Ideen künstlerisch zu versinnlichen und in Fleisch und Blut umzusetzen. Seine eigentliche Stärke liegt in seinen freigeistigen, philosophisch-religiösen und politischen Abhandlungen, in denen er gegen die christliche Weltanschauung und die Kirche mit grosser Schärfe sich äussert und radikal-demokratische Ziele verfolgt. So lenkte er auch als Erster die Aufmerksamkeit der Franzosen auf David Friedrich Strauss und sein „Leben Jesu“ hin, und vertritt ähnliche Tendenzen, wie bei uns zu gleicher Zeit die Linker-Hegelsche Schule. Natürlich blieben ihm da die Konflikte mit dem Staat und der Regierung nicht erspart, 1839 war er zum Professor für auswärtige Litteratur an der Faculté des lettres in Lyons ernannt worden und 1842 in gleicher Eigenschaft nach Paris an das Collège de France berufen, wo er namentlich mit Michelet eine enge geistige Gemeinschaft unterhielt. Vier Jahre später setzte ihn jedoch die Regierung um seiner religiösen und politischen Anschauungen halber seines Amtes, und er ging nach Spanien, das er, wie früher schon Griechenland, in einer Reisebeschreibung geschildert hat. Im Sturmjahr 1849 kämpfte er mit auf den Barrikaden von Paris, sass im Abgeordnetenhaus auf der äussersten Linken, und wurde nach dem Napoleonischen Staatsstreich aus Frankreich verbannt, lebte dann mehrere Jahre in Belgien und der Schweiz, bis er in die Heimat zurückkehren konnte. Nach seinem Tode wurde ihm 1875 zu Bourg ein Denkmal errichtet.

Julius Hart.

### Pierre Puvis de Chavannes.

(Geb. am 14. Dezember 1824 zu Lyon, gest. am 24. Oktober 1898 zu Paris.)

(Hierzu Bildnis No. 349.)

PUVIS DE CHAVANNES nimmt in der neueren Kunstgeschichte Frankreichs eine besondere Stellung ein; seine Kunst ist so durchaus individuell, so ganz aus seinem Inneren erwachsen, dass wir fast die Empfindung haben, hier hätten nicht Zeit, nicht Ort bestimmend mitgewirkt. Es ist nicht nur schwer Beziehungen zu den älteren Schulen zu erkennen, auch nicht wie die revolutionären Kraftnaturen des Impressionismus betont er in fanatischer Opposition gegen das Alte das absolute

Neue oder sprach er je von seiner Kunst als der einzig wahren. Er war eine milde Natur. Aus seinem Empfinden heraus entwickelte sich allmählich sein Stil, wie er denn auch erst mit den Jahren sich der Kunst zuwandte und nicht frühzeitig mit alle Hindernisse überwindender Gewalt seine Neigung hervorbrach. Eine Krankheit hatte ihn kurz vor dem Examen zum Polytechnikum, denn er wollte wie sein Vater Ingenieur werden, zu zweijähriger Ruhe gezwungen. Da hatte er sich sammeln können, und die Gepflogenheiten seiner Umgebung – er stammte aus alter, vornehmer Familie – haben wohl auch früh die Leidenschaften der Jugend gedämpft. Eine Reise führte ihn nach Italien, zurückgekehrt, erklärte er Maler werden zu wollen und begab sich nach Paris, wo er in das Atelier des Porträtmalers Henry Schaffier, eines Bruders von Ary, eintrat. Die Lehrzeit dort war ebensowenig wie die kurzen Tage, die er bei Delacroix und Courais verweilte, von wirklichem Erfolg. Er konnte sich in die koloristische Auffassung derselben nicht finden, und sah bald ein, dass der Mensch nur selbst aus sich heraus etwas machen kann.

Eine zweite Reise nach Italien, wo er über ein Jahr (1848) verblieb, hatte wohl seine Empfindung für die schöne Linie und Komposition geweckt, wie auch die Werke Poussins, welche er fleissig kopierte. 1849 zieht er sich ganz zurück, mietet eine Turnhalle und macht dort einstmals für sich eifrig Studien nach der Natur, die er zusammen mit Freunden in seinem Atelier am Place de Pigalle 1852 fortsetzte. Hier in der Zähigkeit und Ausdauer, mit der er seinem Ziel zustrebt, bewundern wir die Energie und Kraft dieser zarten, aber nur scheinbar schwachen Natur. Das Ideal mag dem Jüngling in nebelhafter Ferne unbestimmt vorgeschwebt haben, mit den Jahren tritt es in voller Klarheit hervor. Puvris will Maler-Dekorateur werden, grosse Wandflächen mit monumentalen Genälden beleben. „Le véritable rôle de la peinture est d'animer les murailles“, sagte er einmal. Technik und Charakter sind ihm eins, und so arbeitet er, bis er den seinen Temperament entsprechenden Stil gefunden. Er betonte immer den Individualismus und war auch weit davon entfernt, andern, etwa seinen Schülern, in akademischer Kurzsichtigkeit seine Malweise aufzudrängen. Mit gewissem Stolz nennt er sich einen Burgunder, den Nordländer im Süden wohnend, mit warmen Herzen und kaltem Kopf, der den Traum mit der Wirklichkeit, begeisterten Idealismus mit harter, verständnisvoller Berechnung verbindet. Und wahrlich, es paaren sich in ihm eine zielbewusste Betriebsamkeit und ein ausserordentlich feiner Geschmack, eine grosse Empfindsamkeit für die Harmonie des Ganzen, übrigens Eigenschaften, die

wir in mehr oder minderen Grade bei allen französischen Künstlern bewundern.

Sein Leben lang hat er all' seine Figuren nach dem Modell gezeichnet, freilich immer solange, bis die Studie ganz der Idee, die er sich vorher gebildet, entsprach. Wie Millet, betonte er immer, dass das Kunstwerk die Aussprache des inneren Menschen sein müsse und vorhandene Ideen verkörpern solle.

Der Mensch Puvris de Chavannes war heiter, lebenslustig, seines Ruhmes sich freudig, nicht wie die Geistes über der Welt stehend; seine Kunst offenbart sich in grossen Wandgemälden, deren weite Flächen gleichmässig bedeckt sind. Seiner milden, ausgeglichenen Natur entsprechend, sind starke Accente gemieden und nicht etwa wie in der italienischen Hochrenaissance konzentrierte Kompositionen aufgebaut. Puvris hat denn auch selten auf den gegebenen architektonischen Raum Rücksicht genommen. Seine Absicht war in seinen Bildern, die er übrigens nicht al fresco sondern im Atelier auf Kartons ausführte, helle freie Gemälde mit glücklichen Menschen zu geben. Er will heitere Gefühle, frohliche Stimmungen wecken, nicht beichten oder gewaltsam erheben. Das Liebliche nicht das Grosse strebt er.

Nirgends findet sich Detaildurchbildung oder Individualisierung. Die Figuren sind nackt oder in unauffälligen Gewändern, die Landschaft zeigt weite Ebenen, hier von einem Fluss durchzogen, dort gruppieren sich zu lichten Wald einige Bäume und die Ferne schliesst ab in sanft sich verlierenden Hügelzügen. Alles ist möglichst einfach, soll klar und übersichtlich sein und so beruhigend auf uns wirken. Darum wählt er den hohen Augenpunkt, meidet er Überschneidungen oder harte Kontraste. In der ersten Zeit tritt freilich noch hie und da eine Gestalt zu massig, zu plastisch hervor, giebt eine heftige Bewegung einer starken Erregung Ausdruck oder streben kräftige Farben die milde Harmonie – mit den Jahren gleicht sich alles mehr und mehr aus, stimmt es allmählich zu einer zarten Melodie zusammen. Die Figuren werden immer kleiner und der sanfte Schwung ihrer Silhouetten klingt mit den nur wenig bewegten Linien der Landschaft zusammen. Die Horizontalen und Vertikalen werden immer stärker betont, so dass jede feine Abweichung in die Diagonale zur Geltung kommt. In den Farben geht er schliesslich so weit, dass er die auf unser Auge am stärksten wirkenden Töne, gelb und rot, ganz meidet, dagegen weiss und manblau, besonders violett stark bevorzugt. Das Ganze hat nur noch einen matten Ton.

Seine grossen Hauptwerke befinden sich in dem Museum von Amiens: „Krieg“ und „Frieden“, welche

ihm 1861 als ersten Erfolg die II. Médaille brachten, „Ruhe“ und „Arbeit“ (1862), „Ave Picardie patria“ (1865), „L'ode pro patria“, auf welches er 1881 die médaille d'honneur erhielt; ferner in den Museen von Marseille, Poitiers, Lyon und Rouen. Für Paris malte er im Pantheon seit 1877 Gemälde zur Geschichte der Genoveva, für das Hémicycle der Sorbonne eine grosse Komposition und für das Stadthaus „Sommer“, „Winter“ und „Victor Hugo

der Stadt seine Dichter-Lyra übergebend“ in den 40er Jahren. Sein letztes Werk war ein grosses Wandgemälde für die Bibliothek zu Boston „Begeisterung des Genies durch die Museen“. Von den Tafelbildern sei nur „Der arme Fischer“ im Luxembourg genannt, das aussergewöhnlich trübe gestimmt, besonders durch die weite öde Landschaft mit dem sich breit und träge dahinziehenden Fluss, dem grauen Himmel darüber, gross wirkt.

Fritz Knapp.

## William Cullen Bryant.

(Geb. am 3. November 1794 zu Cummington, Mass., gest. am 12. Juni 1878 zu New York.)

(Hierzu Bildnis No. 350.)

Der erste amerikanische Dichter wurde geboren in einem Dorfe des westlichen Massachusetts im Jahre 1794, zu einer Zeit, als der erste Präsident der Union, Washington, noch das Geschick des jungen Staates lenkte. Kaum achtzehn Jahre zuvor war die Unabhängigkeitserklärung erschienen, jenes eigenartige Dokument, einzig in seiner Art in der Weltgeschichte, welches mit einem Schlage eine neue Rasse und ein neues Vaterland schaffen wollte. Der Ausführung dieses Gedankens widersetzten sich gewaltige Schwierigkeiten.

Dazu war die Arbeit von Generationen nötig. Aber Washington gelang es, den Boden vorzubereiten, die grellsten Widersprüche abzuschwächen und den Sonderinteressen der verschiedenen Ansiedlungen neue nationale Interessen zuzufügen. Schon früher war die englische Sprache die offizielle geworden, englische Sitten massgebend, die englische Rechtspraxis überall eingeführt; doch triessen diese Neuerungen auf mächtigen Widerstand seitens der Angehörigen anderer Rassen und mussten ihnen gewaltsam aufgezwungen werden. Unter Washington hörte die englische Sprache auf, bloss offiziell zu sein, und wurde allgemein gebräuchlich. Damit war der erste und wohl der wichtigste Schritt in der Ausführung des Vereinigungswerkes getan. Die Presse, jenes mächtige Verbrüderungselement, war aufgefesselt und gewann die Herrschaft über Alle. Es zeigten sich Anfänge zu einer nationalen Literatur.

Der siebenjährige Befreiungskrieg hatte alle Fäden, wirtschaftliche wie geistige, zwischen den beiden Weltteilen zerrissen, und, obgleich die Kongressunion, die gemeinsame Sprache und die gleiche Kulturentwicklung einen endgiltigen Bruch nicht zuliessen, so stellte es sich doch bald heraus, dass

eine neue, jungfräuliche Welt eine mächtige Verwandlung in dem alten Stamm ausgeübt hatte und einen neuen Menschenschlag mit eigenen Bedürfnissen und Talenten zu schaffen versprach. Dieser Vorgang, obgleich er rapid kam, war nicht mit einem Schlage durchzuführen. Er spiegelt sich in der heranwachsenden Literatur ziemlich klar wieder, die sich allmählich von den englischen Vorbildern frei machte, um in Walt Whitman endlich ein überzeugendes Wahrzeichen seiner Existenz, wenngleich keinen formvollendeten Ausdruck derselben zu liefern.

Von jener überschäumenden Lebensfreude, von jener schrankenlosen Energie und Leidenschaft, die aus Whitmans Rhapsodien strömen, suchen wir vergebens eine Spur in den Werken des Gründers der neuen Schule. Bryants Anrecht auf diesen Titel besteht hauptsächlich darin, dass er der Erste war, welcher seiner heimatlichen Landschaft Ausdruck in seiner Poesie gab. Er war der erste Dichter, welcher die Entdeckung machte, dass die Bäume und Blumen und Vögel der neuen Welt andere waren, als jene, welche den Engländern ihre Gleichnisse und Bilder gaben. Seit der Veröffentlichung seiner ersten Gedichtsammlung „verstumte die Nachtrill in dem amerikanischen Blätterwald“.

Bryant war der Sohn eines Landarztes, welcher zugleich die Interessen seines Städtchens in dem Abgeordnetenhaus seines Staates vertret. Seine Mutter stammte von jenem John Alden ab, dessen Werben um seine Frau Priscilla von Longfellow, der auch ein Abkömmling jener Ehe war, in dem Gedichte „Die Werbung des Miles Standish“ besungen wurde. Als Kind war Bryant klein, schmächtig und fast immer unter seines Vaters ärztlicher Behandlung. Freizeitig gewöhnte er sich an eine

strenge spartanische Lebensweise, welcher er zweifellos das von ihm erreichte hohe Alter verdankt. Bis zu seinem Tode pflegte er sehr früh zu Bette zu gehen und vor Morgengrauen aufzustehen; er ass und trank nur die einfachsten Speisen und Getränke in geringen Quantitäten und liess sich regelmässig im Turnen. Die Energie und Selbsterbeterung, welche eine solche Zucht verlangt, besass er in hohem Grade. Sie kennzeichnen sowohl den Dichter als den Menschen, denn wenn sie dem letzteren ein langes thätiges Leben verleiht, so geben sie dem ersteren kristallene Reinheit und Kühle des Stils.

Er war ein frühreifes Talent. In seinem zehnten Jahre schon schenkte ihm der Grossvater einen Silbergroschen für eine gelungene gereimte Wiedergabe eines Kapitels des Hiob. Als Kind schon hatte er sich vorgenommen, Dichter zu werden, und deklamierte aus dem Gedächtnis die ungeschliffenen protestantischen Kirchenlieder Watts wie die formvollendeten Verse Popes. Letzterer blieb sein Meister und Vorbild: „ein guter Meister für Rhythmus und Reim“. Bryant besuchte im Winter eine Hochschule, im Sommer musste er, wie fast alle grossen Amerikaner, als Knabe auf der väterlichen Farm arbeiten. Auf Wunsch seines Vaters, aber gegen seine eigene Neigung ging er dann auf die Universität, um Jus zu studieren. Es ist wieder ein Zeichen seiner Gewalt über sich, dass er seine Studien mit Auszeichnung vollendete, und sich nach viele Jahre der unehrsamen Beschäftigung opferte, bis endlich sein wachsender Ruhm ihm ein Auskommen durch literarische Arbeiten sicherte. Dann übersiedelte er im Jahre 1823 nach New York, wurde nacheinander Reporter, Kritiker, Mitarbeiter, Redakteur bei verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften, bis er zuletzt Besitzer und Hauptredakteur der Evening Post wurde, in welcher Stellung er bis zu seinem Lebensende im Jahre 1878 blieb.

Bryant ist vielleicht der populärste Poet Amerikas geworden. Viele seiner kürzeren Gedichte sind in den Besitz des Volkes übergegangen oder werden wenigstens von Schulkindern recitiert. Grössere Dichtungen hat er nicht geschrieben. Sein längstes Werk sind „Die Menschenalter“, ein didaktisches Gedicht über die Entwicklung des Menschengeschlechtes, erfüllt von starkem Optimismus, jubelnd im Bewusst-

sein des Fortschritts und voll Zuversicht auf eine glückliche, tugendhafte Zukunft. Bryant war ein Gelegenheitsdichter in dem Sinne, dass seine Gedichte die momentanen Regungen und Stimmungen seiner Seele ausdrückten. Ihm fehlte der Weitblick, die Intensität, das Kooperationsstalent. Er ist nicht frei von konventioneller Ehrfurcht, die traditionellen Gebote der Kirche, der respektablen Weltanschauung, der überlieferten Sitte sind ihm heilig.

Seine Vorzüge sind neben seinem glühenden Patriotismus und speziell Amerikanismus eine edle Einfachheit der Empfindung, Grazie und Zartheit und ein hervorragendes Beschreibungstalent. Er hängt nicht tiefere Gedanken an jeden Grashalm, den er beschreibt, noch zerfliesst er in Wehmur über jedes welke Blatt. Er ist vor allem durchsichtig und verabscheut das Mysterische, Symbolische. Er bezwingt nicht durch Kraft, sondern durch Liebenswürdigkeit. Sein Pathos ist beruhigend, nicht aufregend und immer rein und echt. Er malt die amerikanische Landschaft mit ihrer legendenhaften Atmosphäre und ihren Erinnerungen an die Indianer wie kein Zweiter. Von ihm wurde einmal gesagt, dass er die Natur beobachtete mit dem Scharfblick des Forschers, aber zugleich mit der Schwärmerci des Liebhabers.

Schon das Aufzählen der Ueberschriften seiner Gedichte giebt ein klares Bild seiner Eigenart und seiner Grenzen. Zu den besten gehört „Das gelbe Veilchen“ (eine amerikanische Abart), „Inscription für den Eingang eines Waldes“, „Spaziergang am Abend“, „Indianer am Grabe seiner Vater“, „Klage der Indianerin“, „Blumentod“, „Waldhymne“, „An den Nordstern“, „Der Neumond“ u. s. w.

Das Folgende ist ein Versuch, den Schluss der „Thanatopsis“, die gewöhnlich als Bryants Meisterstück anerkannt wird, ins Deutsche zu übersetzen. Es ist eine Art Requiem nach dem Triumph des Todes und versinnlicht Bryants Weltanschauung in klarer Weise.

„Leb' so, dass, wann der Ruf für Dich erschallt,  
Dich anzuschliessen dem gewaltigen Zug  
Nach jenem Wunderreich, wo Jenes harrt  
Sein Winkel in der stummen Foderhalle,  
Du nicht gehst wie der Sklave, Nachts, gepölscht  
In seine Zell', Erhöhen und gestirkt,  
Voll Zuversicht nah' Dich dem Grab,  
Wie Einer, der sich holt in seine Decke  
Und sich zu Ruhe legt und süssern Träumen.“

Edward Falk.

## Peter Christian Wilhelm Beuth.

(Geb. am 28. Dezember 1781 zu Cleve, gest. am 27. September 1855 zu Berlin.)

(Hierzu Bildnis No. 151.)

Die aufsteigende Entwicklung heimischen Gewerbetheisses und eines starken industriellen Interesses in unserem Vaterlande bildet ein hervorragendes Moment in dessen Geschichte während des 19. Jahrhunderts, und von den Männern, die weitschauenden Blickes diese Richtung erkannt und sie in Bahnen zu lenken verstanden haben, die das Gesamtwohl zu fördern geeignet sind, steht unter den ersten Wilhelm Beuth.

Von Beruf Jurist und Verwaltungsbesitzer, besaß Beuth ein wahrhaft bewundernswertes technisches Genie, gepaart mit durchdringenden, scharfem praktischen Blick, der gar bald in allen Dingen, die er angriff, den Kern der Sache zu erfassen und den rechten Weg zum Ziele zu erkennen wußte. Eine reiche künstlerische Begabung gesellte sich dieser Genialität hinzu; ein fester Charakter, eine seltene Energie, ein gedegenes, vielseitiges, eindringendes Wissen, eine ausdauernde Arbeitskraft und die Gewandtheit des erfahrenen Geschäftsmannes sind in ihm in seltener Vereinigung verkörpert und begründen das imponierende seiner Erscheinung.

Als Sohn eines Arztes am 28. Dezember 1781 zu Cleve geboren, genoss er in seiner Vaterstadt, später als Alumnus des Joachimsthalschen Gymnasiums, seine Vorbildung und trat nach absolvirtem Rechtsstudium in Halle im Jahre 1801 als Referendar bei der Kurmärkischen Domänenkammer in den Staatsdienst ein. In demselben Jahre noch wurde er an das Manufaktur- und Kommerz-Kollegium versetzt. Somit ist Beuth fast seit Beginn seiner amtlichen Laufbahn auf dem Gebiete thätig gewesen, auf dem er späterhin so erfolgreich hat wirken können. 1806 ging er als Kammer-Inspektor nach Bayreuth, um 1809 nach Potsdam als Regierungsrat berufen zu werden. Seit 1810 Geheimer Ober-Steuerrath in Berlin, arbeitete Beuth in Hardenbergs Bureau und konnte aktiv an der grossen Reformgesetzgebung Anteil nehmen. Aber auch auf dem Felde der Ehre konnte Beuth dem neuerstandenen Preussen seine Dienste leisten. Der „Geheimrath“ trat als Freiwilliger ein in Lützows Freiachar, ward mit Auszeichnung zum Offizier befördert und erwarb sich durch Tapferkeit vor dem Feinde in dem Gefecht an der Höhe das eiserne Kreuz. Seit 1814 Geheimer Ober-Finanzrath in der Abteilung für Handel und Gewerbe des Finanz-Ministeriums, übernahm er die Leitung dieser Abteilung im Jahre 1818, die er bis zu seinem Austritt aus dem Staatsdienste 1845 behielt. In diesem Geschäftskreise,

der sich damals noch auf des Bauwesens erstreckte, öffnete sich für ihn die Bahn des Wirkens, für das er wie kaum ein zweiter geschaffen zu sein schien. Er hat denn auch der Förderung der Gewerbetheigkeit in Preussen sein ganzes Thun und Denken gewidmet. Sein tiefes Gemüth und sein warmes Herz hat er in allem Thun stets offenbart.

Beuth erkannte in dem Gewerbetheisse die Grundlage des Reichthums einer Nation, „und da wahrer Gewerbetheiss nicht ohne Tugend denkbar ist“, so ist er ihm auch die Grundlage der Nationalkraft überhaupt. Er erklärte es gerade heraus, dass es im Leben ein Stillstehen nicht geben könne, nur Fortschritt oder Rückschritt sei hier die Alternative. Zu einem Fortschritte des vaterländischen Gewerbestandes in stirklicher Kraft und Tüchtigkeit, in Gedächlichkeit der Ausbildung und vervollkommneter Technik, um durch die Veredelung seiner Produktion im Wettkampfe mit dem Auslande zu erstarken, dem durch Fürsorge und anregende Mitwirkung des Staates die Wege zu ebauen, war sein Streben. Schon in den schweren Tagen der Fremdherrschaft nahm Beuth in seiner amtlichen Thätigkeit an allen den Massnahmen der Gesetzgebung und der Verwaltung teil, die für die Entwicklung der Kräfte des Landes, für die selbständige Thätigkeit das Feld zu öffnen geeignet waren und dazu dienten, die hemmenden Schranken zu ertternen und dem Handel und Verkehr neue Wege zu erschliessen. Zu einer Zeit, da das öffentliche Verkehrswesen noch kaum entwickelt war, traf er Fürsorge für den Bau von Kunststrassen und die Vervollkommnung der Wasserstrassen in Preussen. Er hat das Verdienst, in den Ostseeprovinzen Navigationsschulen zuerst begründet zu haben; auch durch Edition von Ostseefacten und durch Förderung der nautischen Jahrbücher erwarb er sich um die Seeschiffahrt ein hohes Verdienst und wandte vor allem als Direktor der allgemeinen Bauschule im Verein mit seinem Freunde Schinkel der Baukunst erfolgreiche Pflege zu, der ein Aufschwung des gesamten Bauwesens zu danken ist. Die Hebung und Förderung aller Gewerbe des Handwerks wie der Fabrikindustrie in Preussen erstrebte Beuth durch Errichtung von provinziellen Gewerbeschulen, der Baugewerbeschule in Berlin, der Schiffbauerschule zu Stettin. Diese Schulen boten der gewerbetreibenden Jugend jeden Faches eine gründliche wissenschaftliche Vorbildung, die Beuth noch zu unterstützen suchte durch Lehrbücher und

gediegene Vorlageblätter für Baumeister und Bauhandwerker, für Mechaniker, Maurer und Zimmerleute. Er ist als Begründer des 1829 ins Leben getretenen technischen Gewerbe-Instituts in Berlin zugleich einer der Schöpfer der heutigen ersten deutschen technischen Hochschule geworden. Ausgezeichnete Lehrkräfte, unterstützt von den besten Lehrmitteln, denen sich eine Maschinenbau-Werkstatt, eine Kunstgiesserei und weitere Kunstwerkstätten anschlossen, sahen den aus allen Ständen zahlreich in das Institut eintretenden jungen Männern eine höhere technisch-wissenschaftliche Ausbildung bieten und diese durch Gewährung von Stipendien unterstützen. Hier hat Beuth praktisch ungemein segensreiche Frucht gezogen. Aus diesem Institut ist uns ein für Entwicklung industriellen Betriebs wie für die Vervollkommenung technischen Könnens sich bewährender Stamm von leistungsfähigen Technikern und Künstlern erwachsen, dem Deutschland seinen industriellen Aufschwung in der Gegenwart mit verdankt. Als Leiter der „technischen Deputation für Gewerbe“ konnte Beuth in jeder Weise durch Rat und That dem heimatischen Gewerbe Nutzen schaffen.

Der 1820 durch ihn ins Leben gerufene „Verein zur Beförderung des Gewerbefleißes in Preussen“ verfolgte den Zweck, die heimische und die fremde Industrie kennen zu lehren, neue Erfindungen zu prüfen, sie zu verbreiten und zu belohnen, sowie durch Preisaufgaben und durch Unterweisung den Aufschwung aller Gewerbe zu fördern. Erprobte Sachverständige studierten im Ausland auf Veranlassung und mit Unterstützung des Vereins die fortschreitenden technischen Hilfsmittel; neue und vervollkommnete Maschinen wurden zur Prüfung und als Vorbilder beschafft. Junge Leute wurden durch den Verein zur weiteren Umschau auf technischem Gebiete ins Ausland entsandt; hier sollten sie sich technisch weiter bilden und die bei uns noch nicht heimischen Industriezweige studieren, um sie mit Hilfe aufmunternder Zuschüsse in Preussen einführen zu können. Die Vervollkommenung des Mühlenwesens nach amerikanischem Vorbild, die Verbesserung der für die grossen Manufakturzweige so wichtigen Appretur, die Verbreitung

der Dampfmaschinen, der gesamte Maschinenbau, für den die Werkstätte des Gewerbe-Instituts die vorzüglichsten Muster bieten konnte, danken den Bemühungen Beuths im wesentlichen ihren Aufschwung. Im Verein mit Rauch und Schinkel hat Beuth mit unsichtiger Energie die Kunst mit dem Gewerbe iunig zu verschmelzen, den Sinn für schöne, edle Formen in die gewerblichen Werkstätten einzubürgern sich in unvergesslichem Eifer bestrebt. Die Ausbildung im Zeichnen und Modellieren diente für die Zöglinge des Gewerbe-Instituts diesen Zwecken, und an den klassischen Vorbildern suchte man den Geschmack der heranwachsenden Generation von Baumeistern, Technikern und Gewerbetreibenden zu bilden. Die unter Beuths und Schinkels Leitung von der „technischen Deputation für Gewerbe“ edierten „Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker“ fanden selbst eine wohlwollende Aufnahme durch Goethe.

Der imposante Aufschwung unseres heimischen Handels und Gewerbefleißes, der tiefgehende Bildungstrieb des deutschen Volkes, der immens gesteigerte Weltverkehr hat alle Keime, die Beuth entwickelt half, zur Blüte und Frucht emporwachsen lassen. Ihm, dem sorgsamsten Pfleger dieses Wachstums, bleibt das von Mitwelt und Nachwelt anerkannte, unvergessliche Verdienst, sein Leben ganz der Wohlfahrt und dem Kulturfortschritt seines Heimatlandes geweiht zu haben.

Aus Scheu, die zunehmende Schwäche des Alters möchte ihn sich selbst unbemerkt ungleich machen, zog Beuth sich im Herbst 1853 aus dem von ihm durch mehr als ein Vierteljahrhundert geleiteten Zweige der Verwaltung zurück. Doch blieb er Mitglied des Staatsrates bis zu seinem am 27. September 1853 erfolgten Tode.

Es hat dem schlichten, edlen Manne während seines arbeitsreichen Lebens niemals an äusserer Anerkennung gefehlt, und sein neben Schinkel und Thier, dem wissenschaftlichen Begründer des rationalen Landbaues sich erhebendes Erzbild zu Berlin ist als ein dauerndes Merkmal des Dankes anzusehen, den das Vaterland seinem Wohltäter schuldet.

Georg Stamper.

## Ludwig Knaus.

(Geb. am 5. Oktober 1819 zu Wiesbaden.)

(Hess. Bäder No. 55.)

Der Genre- und Bauern-Maler Ludwig Knaus ist der Sohn eines Optikers und Mechanikers. Er wuchs in Wiesbaden unter sehr bescheidenen Verhältnissen auf, ja er lernte in seinen Kinderjahren geradezu die Not des Lebens kennen. Doch hatte ihm das göttliche Schicksal gegen alle Bitternisse und Kümernisse dieses Daseins einen mächtigen Schild verliehen in seinem Talent, das sich sehr früh offenbarte. Ueberdies hat Knaus das seltene Glück gehabt, bereits als Knabe so tüchtige Zeichenlehrer zu finden, dass er sich ihnen bis auf den heutigen Tag in Dankbarkeit verpflichtet fühlte.

Dagegen veranlaßte ihm die Düsseldorfer Kunst-Akademie, die er als 16-jähriger Jüngling bezog, wenig zu bieten, so dass er sie bald wieder verliess. Er ging aufs Land. In dem hessischen Dorfe Villinghausen, wo die alte Volkstracht noch allgemein getragen wurde, liess er sich nieder und malte ein halbes Jahr hindurch frischweg Studien nach der Natur. Diese Studien hat er benutzt zu seinen „hessischen Kirnstanz unter der Linde“, auf der die Dorfmusikanten sitzen. Mit dieser ersten grossen, figurenreichen Komposition trat der 20-jährige Künstler im Jahre 1840 keck und kühn in Düsseldorf vor die Öffentlichkeit und — trug einen glänzenden Sieg davon! Er ist geradezu wunderbar, wie früh sich sein hervorragendes Talent zur vollsten Blüte entfalte, und nicht minder wunderbar, wie der geniale Jüngling im ersten kühnen Ansturm die Herzen der Beschauer zwang. Knaus schritt unterdessen auf dem glücklich eingeschlagenen richtigen Wege zügig fort. Er ging in den Schwarzwald, in den sogenannten „Hegenwald“, zu den Hauensteinen, bei denen sich charakteristische Tracht und ursprüngliches Wesen besonders rein erhalten hatten. Dort malte er sein „Leichenbegängnis im Walde“. Eine Erinnerung an ein Erlebnis seiner eigenen Kinderjahre hatte die Anregung dazu gegeben. Die leidtragenden Verwandten bewegen sich mit dem Sarge durch einen Wald zum Gottesacker; voran die Kinder, unter Führung des Lehrers, mit brennenden Kerzen in den Händen. Da stösst der Zug plötzlich auf einen Verbrecher, der von einem Häschler zum Gefängnis geleitet wird. Auf beiden Seiten der lebendigste Eindruck. Die Kinder erschrecken, stutzen, fassen sich aber und ziehen singend vorüber. Der Verbrecher fühlt sich in seinem noch nicht gänzlich erstorbenen Gewissen erschüttert. Besteht eine Beziehung zwischen ihm und der Person, die kalt und starr im Sarge liegt?!

Diese Frage wird durch das Bild wohl erregt, aber nicht beantwortet. Das „Leichenbegängnis im Walde“ von dem bisher noch völlig unbekanntem „Ludwig Knaus in Düsseldorf“ bildete neben der „Lafayette Friedriehs des Grossen“ von Adolf Menzel den Stern der 1850er grossen akademischen Kunstausstellung zu Berlin. Beide Bilder erregten einen Sturm der Bewunderung und des Entzuckens. Sie erschienen nach Ludwig Pierschs Zeugnis der damaligen Generation geradezu als „Offenbarungen zweier Künstlergeister, die ihresgleichen nicht hatten unter den deutschen Malern unseres Jahrhunderts“. Die nun folgenden Bilder von Knaus wurden mit nicht geringerer Begeisterung aufgenommen. So war denn der Künstler in seinem deutschen Vaterlande gar bald ein berühmter Mann. Da zog es ihn hinaus in die weite Welt. Er ging nach Paris — auf einige Wochen, wie er dachte. Es sollten aber acht volle Jahre daraus werden. Knaus hat die Zeit von 1852 bis 60 im wesentlichen in Paris zugebracht. Courure, der Schöpfer der „Romains de la décadence“, stand damals im Mittelpunkt des malenden Paris und überhaupt der malenden Welt. In seine Werkstatt strömten die kunstbesseren Jünglinge aus aller Herren Länder zusammen. Knaus fand daselbst unter den Deutschen die Feuerbach, Victor Müller, Spangenberg, Henneberg, Gentz u. a. Die mannigfaltig auf ihn einströmenden Eindrücke der „Hauptstadt der Welt“ veranlaßten unseren Künstler nicht davon abzuhalten, seiner eigenen Art treu zu bleiben. Gewiss hat er in Frankreich viel gelernt, aber er ist doch der deutsche Knaus geblieben. Mitou in Paris malte er seinen berühmten „Morgen nach der Kirmess“ und erhielt damit von den Franzosen die zweite goldene Medaille. Er hat später auf der Pariser Weltausstellung von 1867 — auch die grosse goldene Medaille und das Offizierkreuz der Ehrenlegion von Napoleons Hand erhalten.

Gegen 1860 lernte Friedrich Paetz den damals ungefähr 30-jährigen Knaus kennen und schildert ihn als einen „von Genie, geistiger und körperlicher Ueberfülle der Kraft oft bis zu totem Uebermuth gesteigerten jungen Mann. Eher unter als über Mittelgrösse, aber breitschultrig und stark gebaut, blond, mit blauen durchdringenden Augen in einem auffallend regelmässig schönen, echt deutschen Gesicht, dem die Adlernase etwas Kähnnes, der feste Mund etwas Trotziges gab. Meister in allen körperlichen Übungen, frappierte er schon durch die

kerengesunde Harmonie der ganzen stählkräftigen Persönlichkeit!

Knaus hat, nach Deutschland zurückgekehrt, abwechselnd in seiner Vaterstadt Wiesbaden, in der preussischen Hauptstadt und in der Künstlerstadt Düsseldorf seinen Wohnsitz gehabt. Im Jahre 1874 erhielt er vom preussischen Kultusministerium einen Ruf als Leiter eines Meister-Ateliers in Berlin und lebt seitdem ständig in der deutschen Reichshauptstadt.

Man hat Knaus einen Humoristen genannt, aber die eigentlichen Humoristen der deutschen Malerei sind die Schwind, Spitzweg, gelegentlich auch Böcklin. Knaus dagegen ist nicht so sehr Humorist als scharfer Charakteristiker. Er macht Jagd auf allerlei komische Züge und weiss diese mit bewundernswerter Geschicklichkeit in seinen Genrebildern festzuhalten. Auch sucht er sich schon mit Vorliebe allerlei drollige Patrone aus, so die Vagabunden und Taschenspieler, Zigeuner und Dorfhexen, Taufväter und Protzenbauern und nicht zuletzt die wehberchtigten Schusterjungen. Ganz Vorzügliches leistet er auch in der drastischen Darstellung jüdischen Lebens, das er von der harmlos scharfhaften Seite aufzufassen pflegt. Und wie die Menschen, so versteht er es auch ganz vorzüglich, die Haastiere zu beobachten und mit ihren charakteristischen Eigentümlichkeiten wiederzugeben: die naschhaften Hunde und die geschmeidigen Kätzlein, die Tauben, die zierlichen Hühner und ganz besonders die frechen, zudringlichen, gefetzigen Gänse.

Seine Bilder sind so bekannt, dass fast eine Aufzählung ihrer Titel genügt, um sie in voller Klarheit in die Erinnerung zu zaubern. Seine Höheit auf Reisen, wie die Alten sangen, Solomons Weisheit, der Dorfprinz, die geistliche Ermahnung, die kartenspielenden Schusterjungen, ich kann warten, in tausend Aengsten und viele andere, schliesslich auch die heilige Familie, die allerdings ihre Abstammung von Murillo nicht verleugnen kann.

Knaus hat auch Bildnisse gemalt. Und zwar hat er, der geborene Genremaler, Genreporträts gemalt. Er malt seine Leute nicht schlecht hin ab, sondern er schildert sie, die er in Dreiviertel-Lebenagrosse zu geben liebt, inmitten ihrer Lieblingsbeschäftigung: den reichen Banquier Thiem im Reitkleid, im Begriff das Haus zu verlassen, um sich aufs Pferd zu schwingen; den Naturwissenschaftler Helmholtz bei seinen Instrumenten und Geräten; den Geschichtsschreiber Mommsen am Schreibtisch, über Dokumente und Bücher gebeugt, vor der Bronzebüste seines vergötterten Julius Cäsar; den Berliner Kunstsammler Raveré umgeben von seinen Schätzen und in den Anblick eines neu erworbenen Gemäldes versunken.

Knaus hat sich in jungen Jahren zu hohem Ansehen emporgerungen und dasselbe ein langes ruhmvolles Leben hindurch siegreich zu behaupten gewusst. Knaus ist auch heute noch der erlirte Liebling des grossen Publikums, besonders des Berliner Publikums. Einen ganz ausserordentlichen Genuss vermögen uns seine Studien und Handzeichnungen zu bereiten; so die Studien nach Schwarzwälder, Tiroler und bairischen Bauern, die lebensprühenden Skizzen, die er im Jahre 1870 auf der Walmer Heide nach gefangenen Turken gezeichnet hat; endlich seine oft geradezu köstlichen Kinderstudien.

Knaus' Blütezeit oder, richtiger gesagt, die Epoche seines höchsten Ruhmes fällt in das dritte Viertel unseres Jahrhunderts. Man muss Pitsch und Pecht, die literarischen Vorkämpfer der damaligen koloristischen Bewegung, nachlesen, um sich zu vergegenwärtigen, was der Künstler damals gefolgt hat. Die grosse Masse liebte in ihm den Genremaler, die Künstler und Kenner bewunderten in ihm den Maler. Man muss sich in jene Zeit geistig zurückversetzen, wenn man Knaus geschichtlich begreifen, wenn man ihm wahrhaft gerecht werden will. Es ist bekannt, dass Carstens und Cornelius die Verbindung mit der inhaltlich greisenhaft gewordenen Malerei des vergangenen Jahrhunderts abgebrochen und eine neue, jugendfrische deutsche Malerei geschaffen haben. Diese junge Kunst war, wie jede junge Kunst, reich im Inhalt, aber arm in der Form. Die deutsche Malerei hat sich nun das ganze Jahrhundert hindurch eifrig bemüht, sich eine reichere Formenwelt und zugleich das Reich der Farbe zu eröffnen. Sie hat zu diesem Zwecke einen weiten und mühseligen Weg zurücklegen müssen. Wilhelm Kaulbach hat denselben zuerst schüchtern betreten. Piloty ist dann kühn und energisch auf denselben vorgeschritten. Was Piloty im grossen, aber hauptsächlich für Süd-deutschland einschliesslich Oesterreichs geleistet hat, das hat Knaus für den deutschen Norden gethan. Knaus ist zu seiner Zeit neben Adolf Menzel der bedeutendste Maler von ganz Norddeutschland gewesen. Die Philosophie des Cornelius, die Illustration Schnaars, die Märchendichtung Schwinds, die Geschichtsschreibung Kaulbachs, ja sogar die Malerei Pilotys war und ist für Ausländer mehr oder weniger unverständlich. Der leichtverständliche und scharf pointierende Erzähler Knaus dagegen, noch mehr aber der Maler Knaus hat nicht nur in seinem Vaterlande den Besten seiner Zeit genug gethan, sondern zugleich auch deutsche Kunst im Auslande wieder zu Ehren gebracht. Dies ist sein bleibendes Verdienst. Das wird und darf ihm die deutsche Kunstgeschichte nie vergessen.

Friedrich Haack.

## Julius Robert Mayer.

(Geb. am 25. November 1814 zu Heilbronn, gest. am 20. März 1878 ebenda.)

(Hierzu Bildnis No. 353.)

**JULIUS ROBERT MAYER**, der erste Entdecker des mechanischen Äquivalentes der Wärme und hervorragendste Begründer der Lehre von der Energie, ist geboren am 25. November 1814 zu Heilbronn als dritter Sohn des Apothekers Christian Mayer. Da er sehr früh eine entschiedene Neigung für die Naturwissenschaften zeigte, wurde er schon als Knabe von seinem Vater zum Studium der Medizin bestimmt. Bleibenden Eindruck machte auf ihn, als er kaum 10 Jahre alt war, ein verunglückter Versuch, ein Perpetuum mobile zu verfertigen; er selbst führte die Einsicht in die Unmöglichkeit, mechanische Arbeit aus nichts zu erzeugen, auf jenen misslungenen Versuch in seiner Kindheit zurück. Seine Vorbildung erhielt er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und in dem evangelisch-theologischen Seminar Schönthal. Er zählte nicht zu den sogenannten „besessenen“ Schülern, dafür war sein Geist zu produktiv; auch beschäftigte er sich lieber mit mechanischen und chemischen Versuchen, als mit den gleichzeitigen Zeitwörtern, obschon er empfänglichen Sinn für Sprachen besaß und Freude an dichterischen Erzeugnissen empfand. Nur in der Mathematik erwarb er die erste Note, — naturwissenschaftliche Unterriehe die Schule damals nicht. Ein Mitschüler Meyers in Schönthal, der spätere Kanzler der Universität Tübingen, Rummel, entwirft von dem heranwachsenden jungen Manne ein charakteristisches Bild. „Er gab sich stets ganz wie er war; es kam kein unwahres Wort aus seinem Munde; er hatte eine volle und freundige Anerkennung für fremde Vorträge. Alles, was er sagte und that, trug den Stempel der Originalität.“ Im Frühjahr 1832 bezog Mayer als Studierender der Medizin die Universität Tübingen, seine Studienzeit daselbst währte bis Ostern 1837. Nach einem kurzen Besuch der Kliniken von München und Wien promovierte er 1838 in Tübingen als Doktor der Medizin und Chirurgie und bestand noch im Sommer desselben Jahres in Stuttgart die medizinische Staatsprüfung.

Schon 1837 hatte er den Plan gefasst, als Arzt in den niederländischen Kolonialdienst zu treten, „um die Welt im grossen zu sehen und die Natur von einem sehr allseitigen Standpunkt kennen zu lernen“. Zwei Jahre später führte er diesen Plan aus; er empfing das Patent eines holländischen Sanitätsoffiziers — und nach einem kurzen Aufenthalte in Paris schiffte er sich im Februar 1840 in Rotterdam auf einem Kaufmann nach Java ein.

Die Reise nach Ostindien wurde für Mayer von entscheidender Bedeutung. Er fand im Verlaufe derselben die Grundlagen seiner Lehre. Schon auf der Hinfahrt hatte er sich mit der Theorie Lavoisiers vertraut gemacht, nach welcher die tierische Wärme das Ergebnis eines Verbrennungsprozesses ist, und so vorbereitet empfing er durch eine zufällige Beobachtung, die sogleich seine volle Aufmerksamkeit fesselte, die Anregung zu seiner Entdeckung. Bei Aderlassen auf Java fiel ihm die hellrote Färbung des venösen Blutes auf; er erklärte sich die Erscheinung im Sinne jener Theorie aus der geringeren Verbrennung des Blutes infolge veränderter Wärmesgabe in den Tropen, und indem er, die Anschauung Lavoisiers erweiternd, die gesamte Wärmeerzeugung des tierischen Körpers, auch die mechanische durch Reibung oder Stoss, auf Rechnung des verbrannten Materials setzte, schloss er folgerichtig auf die Äquivalenz von Arbeit und Wärme. Er hing dem Gegenstand, wie er später an Griesinger schrieb, mit solcher Vorliebe nach, dass er sich am liebsten an Bord aufhielt, wo er unausgesetzt arbeiten konnte, und wo er sich in manchen Stunden gleichsam inspiriert fühlte. Eine „Welt von neuen Wahrheiten“ breitete sich vor seinen Gedanken aus. Von der Physiologie sah er sich auf die Chemie, von der Chemie auf die Physik geführt, auf diese übertrug er die in der Chemie herrschenden Grundsätze. Und so kehrte er zurück, ganz von der Ueberzeugung erfüllt, dass Bewegung und Wärme nur verschiedene Erscheinungsformen eines und desselben Objektes, einer und desselben „Kraft“ seien und sich ineinander umsetzen und verwandeln lassen müssen. „Eine Kraft ist nicht weniger unzerstörlich wie eine Substanz.“

Nach seiner Rückkehr (Februar 1841) fand er vielbeschäftigter Arzt, dem das Vertrauen seiner Mitbürger das Amt eines Stadtarztes übertragen hatte, dennoch Zeit, die neuen Anschauungen zu entwickeln. Als die „Lebensfrage“ seiner Theorie erschien ihm alsbald die numerische Bestimmung der Grösßenbeziehung zwischen Arbeit und Wärme oder die Berechnung des mechanischen Wärmeäquivalentes. Mayer löste diese Aufgabe auf dem einzigen Wege, der damals ohne neue Versuche möglich war, und zwar mit klarem Bewusstsein der Richtigkeit seiner Methode. (Unter Zugrundelegung des Gay-Lussacschen Ueberströmungsversuches setzte er die bei der Kompression eines Gases ver-

brauchte Arbeit der durch die Kompression entwickelten Wärmemenge gleich.) In einem kurzen Aufsatz: „Bemerkungen über die Kräfte der unlebenden Natur“ veröffentlichte er das Ergebnis dieser Berechnung zugleich mit einigen Grundsätzen seiner Theorie. Der Aufsatz erschien in Liebigs Annalen der Chemie 1842. Im gleichen Jahre gründete Mayer seinen Hausstand, es war die glücklichste Zeit seines Lebens.

Entwied Mayer's erste Mitteilung, wie es ihrem Zwecke entsprach, nur die Fundamente der neuen Lehre, so giebt die zweite Schritt den Ausbau derselben und damit das Programm unserer heutigen Physik. Sie erschien (Heilbronn 1845) unter dem Titel: „Die organische Bewegung in ihrem Zusammenhange mit dem Stoffwechsel“. Dass dieser Titel nicht gut gewählt sei, hat Mayer später selbst empfunden. Er lenkt die Aufmerksamkeit von der Hauptsache, dem Anorganischen, ab, und sollte eigentlich lauten: die Energie und ihre Wandlungen. Das Prinzip der Erhaltung in seiner grössten Verallgemeinerung wird als leitender Grundsatz vorangestellt. „Die quantitative Unveränderlichkeit des Gegebenen ist ein oberstes Naturgesetz, das sich auf gleiche Weise über Kraft und Materie erstreckt. Was die Chemie in Bezug auf die Materie, das hat die Physik in Bezug auf die Kraft zu leisten. Es giebt in Wahrheit nur eine einzige Kraft. In ewigem Wechsel kreist dieselbe in der toten wie in der lebenden Natur. Dort und hier kein Vorgang ohne Formveränderung der Kraft.“ — Man missversteht diese Sätze und Mayer's Methode, wenn man sie als Dogmen auffasst, denen schon an sich selbst, auch ohne die Bestätigung durch Erfahrung, die Bedeutung von Naturgesetzen zukommen sollte. Mayer bediente sich ihrer zur denkenden Verknüpfung der Erscheinungen und Ergänzung des Erfahrungsbeweises, und dazu sind sie auch in der That nicht zu entbehren. Una stirbt heute vielmehr das Wort Kraft. Mayer wusste, dass der neue Gegenstand neue Begriffe verlange, er liess aber den neuen Begriffen die alten Namen, und wie er als „Ursache“ nur das in allen Vorgängen der Natur der Grösse nach konstant Bleibende bezeichnet, so nennt er, wie übrigens auch Helmholtz und Joule, Kraft, was heute Energie heisst. Als Hauptformen der „Kraft“ in seinem Sinne, also der Energie, stellt er auf: Fallkraft oder potentielle Energie, Bewegung, d. i. lebendige Kraft und Arbeit, Wärme, Elektrizität mit Magnetismus, chemische Differenz. Die Verwandlungen dieser Energieformen in einander werden übersichtlich zusammengestellt und durch Hinweis auf Experimente erläutert. Auf Einzelheiten aus der fast unerschöpflich reichen Schrift, so die energetische Theorie des Elektrophors, die Berechnung

des Grenzwertes der Intensität der Schwere, ist hier nicht einzugehen. Der weite Blick des Forschers umfasst die Erscheinungen der Natur von der Sonnenwärme als der Quelle der Bewegung und des Lebens auf Erden bis zu den Vorgängen in den pflanzlichen und tierischen Organismen. Der Physiologie hat Mayer's Schrift die wissenschaftliche Grundlage gegeben, sie hat den Begriff einer „Lebenskraft“ für immer aus der Wissenschaft verwiesen.

In seiner nächsten Abhandlung: „Beiträge zur Dynamik des Himmels“, 1848, macht Mayer von der mechanischen Wärmetheorie Anwendung auf Probleme, die bis dahin noch nicht einmal als solche erkannt waren. Er sucht die Kraftquelle zu ermitteln, welche die gewaltige jährliche Wärmeabgabe der Sonne deckt und so den Fortbestand ihres Leuchtens und Wärmens sichert. Auf Grund einer Berechnung des Wärmeeffektes kosmisch bewegter Massen findet er jene Quelle in dem Sturze von Meteoriten auf die Sonnenoberfläche. Betrachtungen über den Einfluss der Abkühlung und des Flutphänomens auf die Achsenneigung der Erde schlossen sich diesen Ausführungen an. — Mit dieser merkwürdigen Schrift schliesst die eigentliche Forscherlaufbahn Mayer's ab. Zwar erschien 1851 noch eine seiner wichtigsten Schriften, die Abhandlung: „Bemerkungen über das mechanische Aequivalent der Wärme“. Mayer berichtet darin über die Geschichte seiner Entdeckung und entwickelt mit grösster Präzision und Klarheit seine Ansichten über Ziel und Methode der Naturwissenschaft. Dann aber tritt in seinen Veröffentlichungen eine längere, durch einen Artikel aus dem Jahre 1862 kaum unterbrochene Pause ein, und was nachher, von 1869 an, noch folgt, besteht nur aus einer Anzahl populärer Vorträge und zwei kleinen Aufsätzen. Trübe Erfahrungen hatten in ihm die Kraft des Schaffens gelähmt.

Mayer teilte das Los jedes grossen Entdeckers, gegen den Widerstand der Welt, das heisst hier der Schule, kämpfen zu müssen. Er war aber von überaus erregbarer Natur, und es ging über seine Kräfte, die systematische Opposition, die man seinen so wohlbegünstigten Anschauungen entgegensetzte, zu ertragen und durch Gelassenheit zu überwinden. Enttäuschungen und Kränkungen in rascher Folge führten zu einer Ueberlastung seines Gemüths. Seine Prioritätswahrung gegen Joule wurde von diesem in einen Prioritätsstreit verwandelt. Seine Schriften erfahren fortdauernd eine misswillende Zurücksetzung gegenüber denen von Helmholtz, Joule und Helmholtz. Im Jahrgang 1890 der „Berliner Fortschritte der Physik“ wird seine Hauptschrift „Die organische Bewegung“ zusammen mit einer Abhandlung von Donders „der Vollständigkeit wegen“, wie

es dort heisst, angeführt und mit der Bemerkung abgethan, sie enthalte nur eine „Zusammenstellung der bekannten Fakta“; — Refereat war Helmholtz. Mayers Erbitterung stieg, als die Beilage der Allgemeinen Zeitung einen Artikel brachte, der in unwürdigen Töne seine wissenschaftlichen Arbeiten verurtheilte und selbst die Verwandlung von Bewegung in Wärme in Abrede stellte, obschon damals unter den wissenschaftlich Urtheilenden nicht mehr die Richtigkeit der Sache, sondern nur noch die Priorität der Entdeckung in Frage stand. Mayer konnte für das ihm widerfahrne Unrecht keine Genugthuung erlangen, seine Verwahrung gegen den Artikel blieb von der Redaktion unberücksichtigt, und diesem Umstande schrieb er es zu, dass er, eines Morgens in steigende Aufregung gerathend, in einem Anfall plötzlich ausgebrochenen Deliriums zwei Stockwerke hoch durch das Fenster auf die Strasse sprang. Er hatte ein schweres Krankenzimmer zu bestehen und befiel jahrelang von dem Sturz her einen schleppenden Gang. Die Wissenschaft war ihm zunächst verfallen, und mit der ihm eigenen Hast und Leidenschaftlichkeit warf er sich eine Zeit lang auf religiöse Spekulationen, wovon seine späteren Schriften noch hier und da Spuren zeigen. Nach einem erneuten Anfall liess er sich bewegen, in einer kurz zuvor gegründeten Anstalt zu Göttingen Heilung zu suchen. Von da wurde er wider seinen Willen nach Winnebstal geschleppt und hier 13 Monate hindurch nach der primitiven psychiatrischen Therapie jener Zeit mit allen erdenklichen somatischen und psychischen Misshandlungen bedacht, bis es ihm gelang, seine Befreiung zu erzwingen. Das Gefühl der Erbitterung über diese Behandlung hat ihn nie mehr verlassen; er sah sich für sein ganzes Leben als beschimpft und geschädigt an. Noch öfter wiederholten sich in fast regelmässigen Zwischenpausen die Anfälle krankhafter Ueberrregung; doch hat Mayer nie an Wahr-

vorstellungen oder fixen Ideen gelitten, sein Geist blieb Herr über ihn, nur der Wille vermochte den leidenschaftlichen Ausbrüchen auf unsere Eindrücke hin nicht zu gebieten.

Auf diese inneren Stürme folgten seit 1853 stille Jahre; Mayer war wie verschollen, er wird in Journalen und encyclopädischen Werken not gesagt. Da führte Tyndalls Eingreifen im Jahre 1862 eine Wendung herbei. Es bedurfte des Umwegs über England, um dem deutschen Forscher in seinem Vaterlande stündlich Anerkennung zu verschaffen. Man begann nach seinen beinahe vergessenen Schriften zu fragen, und 1867 konnte Mayer „Die Mechanik der Wärme“ herausgeben, worin seine Schriften gesammelt vorliegen, und 1874 noch selbst die zweite Auflage des Werkes besorgen. Auf der Naturforscher-Versammlung in Innsbruck 1869 nahm Helmholtz Anlass, Mayer als denjenigen zu bezeichnen, der „das Prinzip der Erhaltung der Kraft in vollständiger Verallgemeinerung dargelegt“ habe. 1870 erhielt Mayer von der französischen Akademie der Wissenschaften den prix Poncelet, 1871 verlieh ihm die royal society zu London die Copley-Medaille; doch sonst fehlte es ihm nicht an den üblichen Auszeichnungen, womit sich Akademien und gelehrte Gesellschaften in einem solchen Falle selbst zu ehren pflegen. — Julius Robert Mayer starb am 20. März 1878 in seiner Vaterstadt Heilbronn im Alter von 64 Jahren.

Der Einfluss seiner Ideen ist noch immer im Wachsen; es hat mehr als ein halbes Jahrhundert gebraucht, ehe man den Grundgedanken seiner Lehre in der Einfachheit und Freiheit von allem Hypothetischen begriff, womit er selbst ihn ursprünglich erfasst hat. Was Lavoisier für die Chemie, hat Mayer für die Physik gethan. Die Geschichte wird ihn dem Begründer der wissenschaftlichen Chemie zur Seite stellen: Lavoisier und Robert Mayer.

A. Reihl.

### François Mignet.

(Geb. am 8. Mai 1796 zu Aix, gest. am 24. März 1884 zu Paris.)

[Hierzu Bildnis No. 354.]

Die Verbreitung der beiden Bände über die „Geschichte der französischen Revolution“ weit über Frankreichs Grenzen hinaus hat dem Namen ihres Verfassers einen Weltruf verliehen. Und in der That nimmt Mignet unter den grossen nationalen Geschichtsschreibern Frankreichs im neunzehnten Jahrhundert eine besonders charakteristische Stellung ein.

Wie die grosse Revolution einen Bruch des französischen Volkes mit seiner Geschichte darstellt, so ist auch die Tradition der Geschichtsschreibung eines Voltaire abgebrochen. Von den Geschichtsschreibern des neuen Jahrhunderts musste eigentlich jeder seinen eigenen Weg sich bahnen. Guizot, Thiers, Mignet, Michelet, Henri Martin, Taine, so-

viele Schriftsteller, soziale Richtungen. Neben der pragmatischen Geschichtsschreibung Guizots und Mignets steht die halb philosophische, halb poetische, stets stark nach bestimmter Wirkung zielende, ungenügend fessende Darstellung des Republikaners Michelet; neben dem Schöpfer der napoleonischen Legende, Thiers, erblicken wir den fanatischen Republikaner Henri Martin und Hippolyte Taine, den Frankreichs Niederlagen zum streng dokumentarischen, aber in seiner Tendenz durchaus patriotischen Geschichtsschreiber gemacht haben. Taine fand, dass die in Frankreich infolge der Sünden des bourbonischen Königtums und in den Stürmen der Revolution entstandene centralisierte Regierungsform, die persönliche Energie vollständig getöbete habe, ein Umstand, der seine Niederlagen und seinen Rückgang begünstigt machte.

Alexis François Auguste Mignet ward am 21. Herbst des Jahres IV der Republik (8. Mai 1796) zu Aix geboren. Mütterlicherseits provenzalischer Abkunft, fließt in seinen Adern doch Blut aus der Vendée, wo die Familie seines Vaters angesessen war. Der Vater des Geschichtsschreibers war ein durch seine Schändekunst weithin bekannter Meister, ein eifriger Anhänger der neuen Ordnung und ein feuriger Patriot. An der „Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte“, die in seiner väterlichen Wohnung aufgehängt war, mag unser Mignet sich zuerst im Lesen historischer Quellen geübt haben, und oft ist der Mann später mit Freunden an die Sitze seiner Jugend, in die schöne Provence zurückgekehrt.

Der lernfrühe Knabe besuchte zuerst eine Mittelschule, dann, als sein Talent sich zeigte, das Lyceum in Avignon, auf dem er seine Studien beendete. Militärisch dort erzogen, war der Beruf des Soldaten sein Wunsch, allein er entsagte auf die Bitten seiner Mutter diesem Wunsche, und 1815 schon finden wir ihn an demselben Lyceum die Geschichte lehren, wo er jüngst noch Lernen-der gewesen war. In jenen Tagen knüpfte Mignet die Freundschaft mit seinem Landsmann Adolphe Thiers, die sich mehr als sechzig Jahre hindurch zwischen ihnen ungetrübt erhalten hat. Aus dem klösterlichen Leben des Lyceums heraus trat Mignet auf Anraten seines Freundes in die Amtsstube eines Notars, um gleich jenem sich dem Rechtsstudium zu widmen. Den beiden jungen Leuten, voll von politischer Leidenschaft und literarischem Eifer, genügte bald ihre Umgebung nicht mehr, und als Beide für wissenschaftliche Arbeiten von den Akademien in Aix und Nîmes Preise erhalten hatten, und Mignet für eine Arbeit über die „Regierung und Gesetzgebung des heiligen Ludwig“ von der Pariser „Akademie der Inschriften“ noch einen Teil-

preis erlangte, begaben sich beide Freunde im Jahre 1821 nach Paris.

Mit Empfehlungen an Manuel, den Vertreter der Vendée versehen, gelang es den Freunden für den in jenen Tagen der Restauration so wichtigen liberalen „Courrier français“ Beiträge zu liefern, und insbesondere wurde der kühne und kenntnisreiche, junge Journalist Mignet von Royer-Collard und Talleyrand, den Führern des Liberalismus, in die politische Laufbahn eingeführt. Mignet besaß neben der Haupteigenschaft für einen Geschichtsschreiber, einer umfassenden Intelligenz und einem ernstem, für seine Jugend ungewöhnlich gefesteten, sittlichen Charakter, eisernen Fleiß und lebhafte Begeisterung für die „Ideen von 1789“, und in dem Streite der Parteien, die die Revolution priesen und die sie verfluchten, beide ohne sie zu kennen, begriff er und sein Freund Thiers bald, dass man den Feinden der Revolution mit keiner Waffe wirksamer entgegenzutreten konnte, als mit der Darstellung ihrer Geschichte. Hierzu waffneten sich die jungen Journalisten, hörten sie doch in den literarischen Salons von Paris und aus dem Munde Talleyrands die Ereignisse, wie sie von den Teilnehmern selbst erzählt wurden. Ohne Furcht und Rivalität schritten sie ans Werk und schrieben die Geschichte der grossen Revolution, beide in gleichem Geiste, aber jeder in selbständiger Form. Thiers hat in zehn Bänden die Ereignisse der Revolution bis zum 18. Brumaire erzählt, während die zwei Oktavbände Mignets die Geschichte der Revolution, des Konsulats und des Kaiserreichs umfassen. Dieses Buch, das zahlreiche Auflagen und Uebersetzungen erlebte, hat der Verfasser nach den Vorbereitungen in vier Monaten 1824 in seiner provenzalischen Heimat niedergeschrieben. Mignet hat sich allein zum Geschichtsschreiber gemacht und zeigt sich in diesem Werke sofort in seinem schriftstellerischen Charakter. Historische Präcision, logische Verknüpfung der Ereignisse, künstlerische Anordnung des Stoffes mit steter Rücksicht auf die Bedeutung des Einzelnen, ein Stil, dem man es anmerkt, wie er dem Gedankengefüge des Autors entspringt, und der sich dem Gedächtnis des Lesers einprägt; all' dies rechtfertigte die Begeisterung der Zeitgenossen für das Buch, das in der Darlegung des ursächlichen Zusammenhanges der Ereignisse, mit der Kraft der klaren, anziehenden Erzählung sich im Jahre 1824 noch nicht auf ausgedehntes Archivmaterial stützen konnte. Die politische Haltung des Buches bei der starken Betonung der „Sistersison“ muss man dem Zeitgeist, zum Teil auch dem Temperament des Autors zu gute halten, der hier gleichsam als Verteidiger einer grossen Epoche in der Geschichte seines Vaterlandes auftritt.

Der junge Geschichtsschreiber las im Winter 1822/23 im Pariser „Athenäum“ einen Kursus über französische Reformationsgeschichte und 1823/24 einen solchen über die englische Revolution des 17. Jahrhunderts, in denen er als Verteidiger des Rechtes und der Freiheit auftrat. Die Jugend und der Ernst des Vortragenden kontrastierten mit der Kraft und der Autorität seiner Erzählung, deren Zuhörer wie Sainte-Beuve sich noch nach 30 Jahren mit Begeisterung erinnerten. Die ausbrechende Julirevolution rief Mignet zu der Seite seiner Freunde Thiers und Armand Carrel auf den politischen Kampfplatz, den er erst nach dem Siege der liberalen Sache verliess. Von nun an jedoch hat Mignet auf die weitere politische Laufbahn verzichtet. Er wurde Direktor der Archive im „Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten“ mit dem Titel eines „Staatsrats“, war von 1832—1835 Mitglied der Kammer, und hat nur noch 1833 eine kurze politische Mission am spanischen Hofe ausgeführt. Als 1834 auf Guizots Anregung das „Komitee für die Geschichte Frankreichs“ begründet wurde, zur Fortsetzung der ununterbrochenen Veröffentlichungen der Bändkrieger, übernahm Mignet die Bearbeitung der auf die spanische Erbfolge sich beziehenden Geschichtsquellen. Hieraus erwachsen

die *Négociations relatives à la succession d'Espagne* (1836—44), in denen lebendige Portrets von schlichter Wahrheit die gemessene Menschenkenntnis und erhellte Treffsicherheit des Urteils bezeugen. Die Beziehungen zwischen Frankreich und Spanien, namentlich im 16. und 17. Jahrhundert, sind ausserdem in seinen Werken über Antonio Perex und Philipp II., über die Abdankung Kaiser Karls V. und über die Kämpfe König Franz I. und Kaiser Karls V. ausführlich behandelt worden. Die Februarrevolution von 1848 herab trat Mignet seiner Stelle im Staatsrat, und von nun an lebte er als ein echter „Akademiker“ allein seiner Wissenschaft. An ein Buch über Maria Stuart und ein Lebensbild Franklin reihen sich die geistreichen Gedächtnisreden, die Mignet oftmals in der Akademie gehalten hat. Leider hat seine Gewissenhaftigkeit ihn von der Veröffentlichung seiner Studien über die Reformationsgeschichte zurückgehalten, denn er wollte nur Vollendetes aus der Hand geben. Ein edler Mensch, ein echter Liberaler, der treueste Freund seiner Freunde ist dieser liebenswürdige Provençale, der seine politischen Sporen einst in den Julitagen sich verdient hatte, zugleich unter die geistreichsten und glänzendsten Geschichtsschreiber Frankreichs einzureihen.

Georg Stampfer.

## Friedrich Gottlieb Welcker.

(Geb. am 4. November 1784 zu Grünberg in Hessen, gest. am 17. Dezember 1868 zu Bonn.)

(Hierzu Bildnis No. 355.)

Wenn wir am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts rückschauend nach den Männern suchen, die vor allen anderen als die wahrhaften Lehrer unseres Volkes in dem geistigen Entwicklungs- und Bildungsgange dieses Zeitraums zu preisen sind, so ist Friedrich Gottlieb Welcker mit an erster Stelle zu nennen.

Geboren am 4. November 1784 zu Grünberg im Grossherzogtum Hessen, als der dritte Sohn (ein jüngerer Bruder Karl ist der bekannte Politiker) eines Pfarrers, verlebte Welcker in dem kleinen Dorfe Oberulden nahe bei Homberg a. d. Ohm, wohin der Vater schon 1785 versetzt wurde, eine glückliche Kindheit, deren er in dem prächtigen Bruchstück einer Selbstbiographie mit dankbarer Freude gedenkt. Ein zumeist von dem Vater selbst in geschicktester Weise geleiteter Unterricht förderte den Knaben mit seinem klaren, schnell fassenden Verstande und seinem sündigen Auffassungsvermögen so schnell, dass er, erst sechzehnjährig, zu Ostern

1801 ohne das Pädagogium zu besuchen sich gleich in die theologische Fakultät der Heimatsuniversität Giessen einschreiben lassen konnte. Seinem Lieblingswunsche, F. A. Wolf in Halle zu hören, aus Rücksicht auf seine Brüder, die gleichfalls studieren sollten, entsagend, nahm Welcker im April 1803, da er sich zu dem Predigerberufe nicht entschliessen konnte, eine Lehrerstelle an dem Pädagogium in Giessen an. Von Weihnachten desselben Jahres an hielt er auch Vorlesungen an der Universität, die ausser theologischen Studien schon die Gebiete seiner späteren wissenschaftlichen Thätigkeit (Pindar, Aeschylus) berührten. Die Mängel seiner im wesentlichen autodidaktischen Bildung wurden dann aufs glänzendste ausgeglichen durch eine zweijährige italienische Reise (1806—1808), die als die eigentliche Grundlage der wissenschaftlichen Entwicklung Welckers zu bezeichnen ist, weil ihm in Rom ausser der unmittelbaren Erkenntnis der Antike aus den Denkmälern Lehraeister wurden wie Wilhelm von

Humboldt, Thorwaldsen und der feinsinnige Däne Georg Zoega. Nach der Heimat zurückgekehrt wurde er im Oktober 1809 ordentlicher Professor „der griechischen Literatur und Archäologie“ in Gießen; Ende 1813 trat er dem hessischen freiwilligen Jägerkorps bei, ohne indes wie es seine glühende, patriotische Sehnsucht war, in den Kampf zu kommen. Widerwärtigkeiten mancherlei Art ließen ihn im September 1816 seine Entlassung aus dem hessischen Staatsdienste nehmen; wenige Wochen später leistete er einen unerwarteten, ehrenvollen Rufe nach Göttingen Folge, wollte hier aber nur drei Jahre, um schon im Frühjahr 1819 an die neue rheinische Universität Bonn überzugehen. Bonn wurde für Welcker zur zweiten Heimat, zum fruchtbarsten Boden seiner umfassenden, nur zuweilen durch längere oder kürzere Reisen unterbrochenen Thätigkeit als Lehrer, wie als Organisator der Universitäts-Bibliothek, die er bis 1854 leitete, und des akademischen Kunstmuseums. Was er hier in der Spanne eines halben Jahrhunderts, bis zu seinem am 17. Dezember 1868 erfolgten Tode geleistet hat, ist ein Ruhmesblatt in der Geschichte der Bonner Universität, ein Ruhmesblatt aber auch in der Geschichte der deutschen Wissenschaft.

Friedrich Gottlieb Welcker — ein verehrungswürdiger Name für alle, die trotz der vielen feindlichen Strömungen unserer Zeit noch immer an der Ueberzeugung festhalten, dass die Erfassung der Antike, die Durchdringung deutschen Geistes mit hellenischem Geiste seit den Tagen Goethes und Schillers eines der wichtigsten Förderungsmittel deutscher Kultur und Bildung bedeutet, und dass somit die, die tiefer als andere mit ihrem Sehensauge in jenen hellenischen Geist seiner Menschlichkeit hineingeschaut haben, auch heute noch als unsere geistigen Führer nach-eifernder Bewunderung würdig sind.

Welckers Bedeutung in der Geschichte der Altertumswissenschaft unseres Jahrhunderts kann hier nur mit wenigen andeutenden Strichen gezeichnet werden. Ein volleres Bild seines Lebens und Wesens besitzen wir von der Hand Reinhard Kekulé's in dem klassischen Buche: Das Leben Friedrich Gottlieb Welckers. Leipzig 1880. Ein dem Welckerschen verwandter Geist geht hier mit liebevoller Versenkung dem Entwicklungsgange jenes unendlich reichen Lebens nach von den glücklichen Zeiten der Kindheit in dem hessischen Pfarrhause zu Oberrolden bis zu den letzten Tagen, in denen der hochbetragte, fast völlig erblindete Greis noch ergreifende Worte findet über die Heiterkeit und Schönheit der griechischen Religion. Was wir aus dieser Lebensbeschreibung aber vor allem gewinnen, ist das Bild einer Persönlichkeit, wie sie geschlossener und harmonischer selten gefunden

wird. Innerstes Wesen und Wissenschaft stehen bei Welcker in unzerstörlicher Verbindung. Wenn er wie kaum ein anderer unverwandt den Blick auf das Ganze anderer Kulturäußerung gerichtet hielt, so erfüllte er damit eine Forderung seiner eigenen Natur, die ihn, wie Otto Jahn es ausdrückt, stets dem Ganzen zudrangte, weil sie eine tief poetische war. „Vor seinem sinnenden Blick entbüllte sich die Tiefe des Altertums; im Glauben des Volkes, im Kultus, im Stufengange der sich entwickelnden Poesie, in den schönen Gestalten der bildenden Kunst offenbarte sich ihm derselbe Geist, und was vor ihm in Trümmern lag, erstand vor dem Blicke des Sehers zum Ganzen im Glanze des Hohen und Edlen, dem seine Seele von Jugend auf allein zugewandt gewesen ist.“ So wurde das, was Welcker lehrte und schrieb in seiner Wissenschaft, zugleich zu einer Verkündigung dessen, was in seinem Herzen lebte. Kein Wunder, dass das Sieghafte, was einer wahrhaften Ueberzeugung, einer harmonischen und gewinnenden Persönlichkeit stets inne wohnt, diesen Mann zu einem Lehrer werden liess, mit dem nur wenige vergleichbar erscheinen. Trotz formaler Mängel, wie sie auch in seinen Schriften bemerkbar sind, hatten seine Vorlesungen, die systematischen insbesondere, wie sein Schüler Johannes Classen sie uns schildert, „für jeden empfänglichen Zuhörer schon durch seine edle Persönlichkeit, welche sich immer in gehaltener, würdiger Form aussprach, etwas Gewinnendes. Seine Redeweise, die sich nur auf dem Grund einzelner Aufzeichnungen frei bewegte, machte den Eindruck einer von warmer Teilnahme ausgehenden Geistesarbeit. Eben darum war sein Vortrag zwar nicht leicht hinrissend, vielmehr durch das Nachsinnen über eine treffende Beziehung nicht selten stockend; aber stets führte er den zu Grunde liegenden Gedanken zur Klarheit und zum vollen Verständnis durch. Zugleich hatte das lebendige Gefühl, das die Zuhörer erfüllte, dass sie einem grossen Gelehrten und einem ganzen Manne gegenüberstanden, eine eindringende und überzeugende Kraft“.

Es war eine glückliche Fügung, dass Welcker, ob er gleich als Autodidakt und nicht geleitet von einem bahnweisenden Lehrer an die Altertumswissenschaft herantret, gleich von vornherein den Blick auf eine Einheit richtete: den „Charakter und die Seele“, das „geistige Leben des hellenischen Volkes, wie es auf den Gebieten des Glaubens, der Dichtung und der bildenden Kunst sich kundgegeben und in unsterblichen Schöpfungen sich selbst verherrlicht hat“ in seiner Gesamtheit zu umfassen, „über Religion, Poesie und Kunst der Griechen in drei ineinander greifenden Büchern zu schreiben“, wie er schon 1821 an Wilhelm von

Humboldt schrieb, das war die Aufgabe, zu deren Lösung er sich berufen glaubte, und der er nachstrebte mit einer unermüdeten Forscherlust, der auch das Einzelste nie zu gering erschien, geleitet vor allem aber von jener wunderbaren, schöpferischen Phantasie, die nur dem wesensverwandten Geiste eigen zu sein pflegt. Ueber mehr als sechzig Jahre, von der Giessener Habilitationsschrift im Jahre 1803, die sich mit dem Odysseus des Homeros beschäftigte, bis zu dem fünften Teile seiner „Keinen Schriften zur griechischen Mythologie, Kunst und Literaturgeschichte“ (1866), erstreckte sich die wissenschaftliche Tätigkeit Welckers in seinen Schriften, deren bloße Aufzählung bei Kekulé beinahe dreissig Seiten füllt. Unvergleichliches hat er hier geleistet und auf vielen Gebieten der Erkenntnis des Hellenentums geradezu unverrückbare Grundsteine gelegt.

War es ihm in der griechischen Poesie auch nicht vergönnt, zu einer abschliessenden, umfassenden Darstellung ihres Entwicklungsganges zu gelangen, so ist doch hier kaum ein Gebiet zu finden, auf dem Welckers Arbeiten nicht bleibende Spuren hinterlassen hätten. Er machte zuerst den kühnen Versuch, aus den spärlichen Trümmern der griechischen Lyrik die Gestalten der Dichterpersönlichkeiten in bewundernswerten Einzelbildern (Simonides, Sappho, Pindar, Alkman u. a.) hervorzurufen zu lassen, und wie bei Theognis von Megara (Ausgabe 1826) uns auch den politischen und sozialen Hintergrund zu zeichnen, der uns die Dichtungen erst völlig verständlich macht. Seinem intuitiven Blick und seiner glänzenden Kombinationsgabe erschloss sich die Bedeutung der Tragödie, jener wunderbaren Offenbarung hellenischer Dichtkunst und Weltanschauung, und ihres gewaltigsten Meisters, des Aeschylus. Das ihm hier gebührige Hauptwerk vom Jahre 1824 „die Aeschylische Tragödie Prometheus und die Kabirenweibe auf Lemnos, nebst Winken über die Teilung des Aeschylus überhoopft“ (mit dem Nachtrag von 1826), das zu einer scharfen Polemik mit Gottfried Hermann führte, der indes schliesslich Welckers Fundamentalsatz anerkennen musste, mag in vielen Einzelheiten und Rekonstruktionsversuchen über den Wert geistvoller Hypothese nicht hinausgehen, in seinem Grundgedanken, dass, wie die erhaltene Oresteia, so auch die übrigen Stücke des Aeschylus in einer Dreierheit zusammengehörig seien, dass die trilogische Kompositionsweise also die eigentliche Kunstform des Aeschylus sei, hat sie unserer gesamten Forschung über die attische Tragödie die Wege gewiesen. Auch die epische Dichtkunst der Griechen umfasste Welcker mit der gleichen Tiefe eindringender, nachschauender Forschung in den grossen Werken „der epische Cyklus oder über die homerischen Dichter“

1835 und 1840 und in dem weiteren, mit dem er die Brücke zwischen Epos und Tragödie schlug, „die griechischen Tragödien mit Rücksicht auf den epischen Cyklus geordnet“ (3 Bände 1839/41). Ueberall ist es in diesen Werken das „ästhetische Ganze“ im Goetheschen Sinne, das Erfassen der Totalität, was uns Seite für Seite mit fortreisst; hier ist mehr als Wissenschaft, ein dem hellenischen verwandter Dichtergeist kräftig das Wirken des Forschers.

Und wie der Dichtung der Hellenen, so steht Welcker auch ihrer bildenden Kunst gegenüber. Er schaltet, wie Michael Bernays in seiner glänzenden Charakteristik Welckers (zu dessen achtzigstem Geburtstag 1864) sagt, im Altertum wie in seiner Heimat „mit der ihm eigenen Tiefe und Innerlichkeit des Sinnes, ohne die das Erhabene nicht empfunden wird, naht er den Kunstwerken, nicht als der Fremdling, der sich ängstlich um ihr Verständnis abmüht, nein, als der befreundete Eingeweihte, dem sie lieblich sich mitteilt; er bedarf keiner Hebel und Schrauben, um ihr das Geheimnis ihres Wesens abzuwingen, sie selbst mag es ihm gern und willig offenbaren“. So ist es weniger die historische Seite der Kunstforschung, die Förderung durch ihn erfahren hat, als die Kunsterklärung, wozu er uns noch heute das fast unerreichte Vorbild ist. Wie er sich liebevoll in ein Kunstwerk hineinversetzte, wie er den Gedanken, den leisesten Regungen des schaffenden Künstlers nachging, stets sicher geföhlt von seiner umfassenden Kenntnis der Monumente, dies zu preisen wissen die, denen er Führer und Lehrer war, nicht Worte genug zu finden. Seine vielfachen archaischen Aufsätze, die in „Rheinischen Museum“, in Gerhards „Archaischer Zeitung“, in den „Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften“ u. s. w. erschienen waren, fasste Welcker zusammen in dem Werke „Alte Denkmäler“, 5 Bände 1849—1864.

Das gleiche Streben, wie wir es hier auf den Gebieten der Poesie und bildenden Kunst beobachten, das Hindrängen nach einer Einheit, von der aus die Einzelercheinungen Beurteilung finden, leitete Welcker auch in seinen Arbeiten über die griechische Mythologie, oder wie er es lieber nennt, die Religion der Hellenen. Sein tiefes Naturgefühl, sein liebevolles Verständnis für volkstümliche Anschauungs- und Empfindungsweise erschlossen ihm in seltener Weise die religiösen Grundanschauungen; Zeus, der „Gott im Himmel“ — das ist der Ausgangspunkt der „Griechischen Götterlehre“ (3 Bände, 1837—1862), dieses umfassenden Bildes der hellenischen Glaubenswelt, dessen Vollendung dem fast Achtzigjährigen noch beschieden war — ist das Urwesen, die Einheit, der

weltbeherrschende Allgeist, von dem sich erst allmählich im Laufe der Volksentwicklung das Reich der Olympier und die ganze Welt der Heroen selbständig absonderten. —

Seiner äusseren Erscheinung nach, wie sie uns Kukulé im Vorwort der Biographie schildert, und wie sie zum Teil auch unser Bildnis zeigt, war

Welcker von mittlerer Grösse, starkknochig, der Schädelfumfang auffallend gross; die Haare blond, die Augen blau und von besonders schönem Ausdruck. Die Hüftlichkeit des Untergesichts, besonders der unschöne Zug der Unterlippe liess noch äusserlich das in seiner Natur nicht fehlende Element des Festen bis zum Trotz erkennen.

Paul Ankel.

## Christian Dietrich Grabbe.

(Geb. am 14. Dezember 1801 zu Detmold, gest. am 12. September 1836 ebenda.)

(Hierzu Bildnis No. 593.)

Ein Baum, der in die Wolken strebt und dessen Wurzeln der Wurm benagt, ein Gigant, der die Welt aus den Angeln zu heben sich vermisst und im nächsten Augenblick dies Wagnis und sich selbst verlässt, ein an die Erde gefesselter Himmelstürmer, ein gewaltiges Genie ohne Rückgrat, das war Christian Dietrich Grabbe! Mit mächtiger Phantasie, mit höchstem Selbstvertrauen, mit brennendem Ehrgeiz, mit Witz und Verstand begabt, ging er zu Grunde an dem, was ihm fehlte, und was die Vorbedingung aller Grösse ist: Charakter. Er schwankte hin und her, jeder Laune folgend, kein Gesetz achtend, ein Sklave, der im Bewusstsein seiner Freiheit schwelgt, ein Sklave des eigenen Ich. — Er spielte mit dem Leben, er zerbrach murwilling das Steuer seines Schiffes, und so musste er untergehen. Auf ihn in höherem Grade lässt sich das ergreifende Wort anwenden, das Goethe von Christian Günther gesagt hat: „Er wusste sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben, wie sein Dichten“.

Selten mögen die ersten Lindrücke eines hervorragend begabten Menschen so düstere gewesen sein, wie bei Grabbe. Er wurde am 14. Dez. 1801 zu Detmold geboren, wo sein Vater Verwalter des Zuchthauses war. Der ständige Anblick der Not, der Schande, der Verworfenheit konnte nicht ohne gefährlichen Einfluss bleiben auf das empfängliche Gemüth des Knaben, und das um so weniger, als in das Elternhaus selbst Missmut und Rohheit ihren Einzug gehalten hatten. Im Sumpf wuchs diese Menschenblüte auf, heisst es doch, dass die eigene Mutter den Sohn schon in den frühesten Kinderjahren zum Trunk angehalten habe. — Es ist im Grunde erstaunlich, dass der Sinn für das Schöne und Grosse in ihm überhaupt erwachte und ihn späterhin zu Werken begeisterte, die trotz ihrer Zerfahrenheit und Masslosigkeit deutlich die gewaltige ursprüngliche Kraft ihres Schöpfers erkennen lassen.

Zunächst absolvierte der Jungling mit gutem Erfolge das Gymnasium seiner Vaterstadt und ging 1820 nach Leipzig, um sich dem Studium der Rechte zu widmen. Aber das entsprach mehr dem Wunsch seiner Eltern, als seinen eigenen Neigungen, die ihn schon während der Schuljahre auf die Dichtkunst und die Werke der grossen Dichter der alten und neuen Zeit gebieterisch hingewiesen hatten. In Berlin, wohin er sich 1821 wandte, trat er in freundschaftliche Beziehungen zu Heinrich Heine, ein Verkehr, der ihn in seiner Vorliebe natürlich noch bestärkte und ihn bald veranlasste, sich ganz der Dichtkunst hinzugeben. Er ging nach Dresden, wo er Ludwig Tieck kennen lernte, dem er bereits einige Zeit vorher seine erste grössere dramatische Arbeit „Herzog Theodor von Gothland“ zugesandt hatte, und der grossen Anteil an ihm und seiner Entwicklung nahm. Aber vergebens waren Grabbes Bemühungen, eine feste Anstellung als Theaterdichter zu erlangen; er wandte sich nach Braunschweig und versuchte hier — Schauspieler zu werden, ein Versuch, der misslang und misslingen musste, da ihm jede Begabung hierzu fehlte. Aber noch hatte er soviel moralische Kraft, da er die Nothwendigkeit einer festen materiellen Grundlage erkannte, sich eine solche zu verschaffen; er wandte sich von neuem dem Studium der Rechte zu und bestand nach überraschend kurzer Zeit das Staatsexamen. 1833 erhielt er eine Stellung als Regimentsauditeur in Detmold, doch war er ganz und gar nicht geeignet, sie auszufüllen, weil er auch in geschäftlichen und amtlichen Dingen eine unglaubliche Nachlässigkeit zur Schau trug. — Es ist eine alte Wahrheit, dass der Mensch so ist, wie er aussieht: man braucht nur Grabbes Bildnis anzusehen, um zu begreifen, dass schon seine Persönlichkeit abstossen musste. Wohl lässt die mächtige Stirn den hohen Geist erkennen, der diesen Mann besetzte, aber trotzdem hat man den Eindruck eines haltlosen, ja niedrig gesinnten Menschen,

und so erschien er auch in seinem Wesen, das ihm natürlich nicht viele Sympathien erwarb. Er vernachlässigte seinen Dienst, und plötzlich kam er, wohl durch sein in der That bedeutendes Verständnis für historische Grösse, durch seine Genialität in der Wiedergabe kriegerischer Szenen verführt, auf den absonderlichen Einfall, zum Feldherrn geboren zu sein. Es kam hinzu, dass ihn sein Amt tagtäglich mit dem Soldatenwesen in Berührung brachte, und so versuchte er, eine Hauptmannsstelle zu erlangen. Sein Gesuch wurde abgelehnt, man gab ihm im Gegenteil den Rat, lieber seine amtlichen Obliegenheiten besser zu besorgen. Indes hatte solcher Tadel die entgegengesetzte Wirkung; seine Stellung ward ihm durchaus verleidet, und bald darauf legte er sie nieder. Das unordentlichste Wirtshausleben hatte ihn bereits zerrüttert, und selbst die inzwischen geschlossene Ehe mit der Tochter eines seiner Wohltäter, des Archivrats Klostermeyer, hatte keinen günstigen Einfluss geübt, keine Ruhe in sein wildes, wüstes Leben gebracht. Der Sinn für häusliches Glück ging ihm völlig ab, die Ehe ward bald so unglücklich, dass er die Gelegenheit seiner Amtsniederlegung ergriff, um sich von seiner Frau zu trennen. Er wandte sich nach Frankfurt und Düsseldorf. Von allen vernachlässigt und verachtet, versank er immer tiefer in den niedrigsten Cynismus, in die schrecklichste Gleichgültigkeit. Er musste froh sein, von Immermann, der sich zwar später als sein Gönner aufspielte, sich aber nie dazu verstand, eins seiner Stücke aufzuführen, mit mechanischen Arbeiten, wie Ausschreiben von Rollen und dergl. beschäftigt zu werden, um nur sein trauriges versumpftes Leben zu fristen. Ein einziger Freund war ihm geblieben, der Musiker Norbert Burgmüller, ein Mensch, der, ebenfalls hoch begabt, gleich ihm völlig verkommen war. Mit diesem Mann, der erst recht sein Dämon ward, verbrachte er seine Tage in den niedrigsten Genüssen, nur nach Betteibung suchend. Der Wahnsinn begann sich bereits auf ihn herabzusetzen, doch war auch seine Lebenskraft vollständig zerstört, und am 12. September 1836 starb er in Detmold, wohin den Todranken Reuz und Gewissensbisse getrieben hatten, in den Armen seiner Gattin, die ihn verziehen hatte.

In fast allen Dichtungen Grabbe findet sich ein ganz ungewöhnlicher Schwung der Phantasie und der Sprache, aber ebenso häufig auch das ärgste Gegenreil, die greulichste Trivialität. Die Kühnheit seiner Bilder ist in den meisten Fällen überwältigend, oft allerdings auch übertrieben — nur bei Byron findet sich Ähnliches. Und kühn

und gross erscheint er auch in der Wahl seiner Stoffe, in der Art, wie er sie anpackt; dann aber hält er nicht Wort, und oft genug verflacht sich sein Werk gegen den Schluss zu. So bei „Don Juan und Faust“, einem Stück, das schliesslich darauf hinausläuft, dass die beiden grossen sagenhaften Gestalten ihre Kraft in dem Kampf um ein Weib zu betätigen suchen. Wie in des Dichters Gesicht das Grosse mit dem Kleinlichsten gepaart erscheint — so auch in seinen Dichtungen. Aber schon der Mut erscheint bewundernswert, mit dem er Stoffe ergriff, wie in „Die Hohensaufen“, einer Reihe von Dramen, von denen er freilich nur „Friedrich Barbarossa“ und „Heinrich VI.“ ausführte. Oder „Marius und Sulla“, „die Hermannschlacht“, „Hannibal“ und „Napoleon oder die hundert Tage“. Treffend sind die grossen Mäner dargestellt, oft bemalte zu königlich und grossartig — und jedenfalls ist das hohe Mass des Verständnisses, das sich hier in der Zeichnung bedeutender Persönlichkeiten offenbart, ein schlagender Beweis, wieviel Bedeutendes in dem Dichter selbst lebte. — Aber von künstlerischer Abrundung, von geschlossener Komposition ist in diesen Stücken nirgends die Rede — jedes erscheint wie eine brodelnde Masse glühenden Metalls voller Schlacken und Schaum, das noch in keine Form gegossen worden, oder das vielmehr dünnernd die Form zersprengt hat. — Ganz besonders charakteristisch für Grabbe ist das dreitägige Lustspiel „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“, das voll barocker Ein- und Ausfälle und treffender Witze, doch teilweise der Feder eines Wahwitzigen zu entstammen scheint.

Grabbe hat kein Stück hinterlassen, das eine Bereicherung für die deutsche Bühne wäre, aber dennoch war sein Auftreten vielleicht ein Glück für sie. Er hatte wenigstens Geist und Feuer und bewies in einer Zeit trübflüssender, unerschütterter Jambendichterei Mark und Knochen, eine Eigenschaft, die trotz allem noch heute Freude an ihm erweckt und die auch ihre Früchte gebracht hat. Man hat Grabbe oft mit Heibel verglichen und in der That nicht mit Unrecht; aber wenn der letztere Bleibenderes schuf, weil er weitaus die grössere Künstlerschaft besass, so ist doch unverkennbar, dass Grabbe im Grunde das grossartigere Genie war. Man hat den Eindruck, als wäre die Utkraft seines Geistes so gross gewesen, dass er als einer der grössten Menschen erschienen wäre, wenn er vermocht hätte, sie zu bändigen. Aber als Mensch und Künstler stand er viel zu tief, und so ward sein Leben eine Tragödie, wenn nicht eine traurige — Komödie.

Paul Warnke.

## Henry Wadsworth Longfellow.

(Geb. am 27. Februar 1807 zu Portland im Staate Maine, gest. am 24. März 1882 zu Cambridge.)

(Hierzu Bildnis No. 157.)

**L**ONGFELLOW, der bekannteste unter den amerikanischen Dichtern, geb. 1807 zu Portland, der jetzigen Haupt- und Hafenstadt des Staates Maine, entstammte einer vornehmen englischen Familie, von welcher ein Zweig in Neu-England seit der Gründung der Kolonien aussässig war. Sein Vater, ein geschätzter Jurist, war Mitglied des Kongresses der Vereinigten Staaten gewesen. Seine Mutter stammte von jenem John Alden und der Puritanerin Priscilla ab, die Longfellow in seiner „Verhörung des Miles Standish“ besangen.

Das Leben Longfellows bietet wenig Interessantes. Er war ein milder, zurückhaltender Mann. Die Kindheit verlebte er in seinem Geburtsorte, wo die Liebe für das Meer, für Schifffahrt und Seelente, welche in vielen seiner literarischen Gedichte zum Ausdruck kommt, in ihm Wurzel fasste. Die einzige Begebenheit, welche die Ruhe seiner Kinderzeit störte und einen nachhaltigen Eindruck auf ihn machte, war der zweite, kurze Krieg gegen England im Jahre 1812. In seinem dreizehnten Lebensjahre schrieb er Gedichte, von welchen einige bereits in Zeitungen abgedruckt wurden. Im nächsten Jahre besuchte er „Bowdoin College“, wo Hawthorne sein Mitschüler war. Diese Hochschule liegt in einer wunderschönen Gegend, umgeben von Wäldern, die damals noch ein vollkommen indianisches Gepräge trugen. Während seiner Studienzeit veröffentlichte er ein Büchlein Gedichte, welche den Einfluss der legendenreichen Umgebung, aber auch viel aus Büchern Anempfundenes zeigen.

Nach vollendeten Studien erhielt er die Berufung zur Professor der neueren Literatur an seiner Alma mater mit der Bewilligung einer dreijährigen Studienreise nach Europa. Er besuchte Frankreich, Italien, Spanien, Deutschland und England, lernte die Sprachen dieser Länder und schöpfte gierig aus den Quellen europäischer Kunst und Literatur. Europa erweiterte seinen Gesichtskreis, ermutigte ihn zu selbstständigen Arbeiten und gab ihm eine Fülle poetischer Motive.

In den ersten Werken nach seiner Rückkehr ist ein grosser Umschwung in dem jungen Dichter deutlich zu erkennen. Ein Kritiker sagte von ihm: „Er sah die Welt nicht mehr im klaren Lichte der Natur, sondern wie durch gemalte Kirchenfenster.“ Eine Sammlung Reiseindrücke erschien 1833 unter dem Titel „Outremer: Eine Pilgerfahrt.“ Im nächsten Jahre wurde er nach Harvard, der ältesten und berühmtesten Universität in den Vereinigten

Staaten, berufen und reiste wieder nach Europa, diesmal um die skandinavische Literatur zu studieren. Der Reise folgte ein mehr oder minder autobiographischer Roman „Hyperion“, der grosses Aufsehen erregte. Der heutigen Generation erscheint das Werk unbedeutend, in der Sprache manieriert, im Stoff unwirklich und voll jener damals beliebten schwachlich-sentimentalen Romantik. Zu gleicher Zeit erschien eine Gedichtsammlung „Nachstimmungen“. Hawthorne schrieb über das Buch „Nichts Gleichwertiges ist in dieser Welt erschienen — in dieser neuen Welt, wollte ich sagen.“ Zwei Jahre später erschienen Balladen, in denen er zeigte, was er von den Deutschen Umland und Heine gelernt hatte, und die heute jedes amerikanische Schulkind kennt.

In Cambridge, dem Städtchen, in dem die Universitäts-Harvard liegt, bewohnte Longfellow ein prachtvolles altes Haus, das für Amerika historische Bedeutung besitzt als Wohnstätte Washingtons im Anfangsjahre des Unabhängigkeitskrieges. Als Professor wurde Longfellow ausserordentlich beliebt. Durch seine Vorlesungen über Dante und über die mittelalterliche Poesie gewann er europäischen Ruhm, der später durch seine vorzügliche Dante-Übersetzung gefestigt wurde.

Seine nächste poetische Schöpfung von Bedeutung war „Evangeline“, ein in der Form durch „Hermann und Dorothea“ angeregtes Idyll. Hawthorne hatte ihm den Stoff mitgeteilt, nachdem er ihn für eine novellistische Bearbeitung ungeeignet gefunden. Es behandelt eine Episode der Ausweisung französischer Kolonisten aus Akadien bei Neufundland durch die siegreichen Engländer im Jahre 1755. Ein junges Paar wird am Hochzeitstage getrennt; sie finden sich erst als Greise in einem Krankenhause wieder, sie als Wärterin, er als Invalide. Das Gedicht beschreibt die Irrfahrten und Wanderungen der Braut auf der Suche nach ihrem Bräutigam.

Es ist wohl das Schönste von Longfellows Werken, und dasjenige, auf welchem sein dichterischer Ruhm am sichersten begründet ist. Seine Schönheit besteht zum nicht geringen Teile in der meisterhaften Behandlung des daktylischen Hexameters, der bis dahin der englischen Sprache fremd war. Die spezifisch amerikanische Landschaft, mit dem für eigentümlichen Jahreszeitenwechsel, ist mit ausserordentlicher Feinheit und grosser Geschicklichkeit in die Erzählung eingewoben und gibt ihr in der heimischen Literatur einen besonderen Wert. Noch grösseres Aufsehen als „Evangeline“ erregte

„Der Sang des Hiawatha“, welchen er selbst eine indische „Edda“ nannte. Er besingt ein Wesen von übermenschlicher Herkunft, welches den Indianern gesandt wurde, ihnen den „Götze - Manitou“, den grossen Gott, zu offenbaren und ihnen die Künste des Friedens, die Jagd, die Fischerei und den Wert des Mais aufzuschliessen. Longfellow, ein eifriger Forscher in den älteren Literaturren, hebt in der Einleitung zu dem Gedicht hervor, dass es eine Nachahmung der finnländischen Edda „Kalevala“ sei, sowohl in der Wahl des Stoffes, als im Metrum. Die Sage des Hiawatha, wie auch die reizenden Episoden, die er dem Gedichte einverleibt, fand er in der indischen Tradition. Eine Uebersetzung Freiligraths fand grosse Verbreitung in Deutschland.

Durch den Beifall ermuntert, den diese beiden, in epische Form gefassten, amerikanischen Gedichte erzielten, veröffentlichte er im Jahre 1858 in ähnlicher Form die „Werbung des Miles Standish“. Diese drei Gedichte werden gewöhnlich als die Meisterwerke der amerikanischen Literatur angegeben.

Obgleich Longfellow sich in allen möglichen Formen der Dichtkunst versuchte, erkennt man ihn immer als subjektiven Lyriker. Seine Dramen „Der spanische Student“, „Die goldene Legende“ und „Die Maske der Pandora“ sind als solche ganz verfehlt, bringen aber eine Fülle des Schönen und Interessanten. Das zweite ist Stofflich Hartmann von der Aue „Armen Heinrich“ entlehnt und ist voll jenes

mystischen Halbtrunks, welches auf Longfellow in Europa so sehr eingewirkt hatte.

Longfellow war kein ursprünglicher, bahnbrechender Dichter. In der amerikanischen Literatur ist er wichtig als derjenige, welcher die europäischen Kunstprinzipien auf amerikanische Themas anwendete. Er war ein Meister der Sprache, ein Virtuos in den poetischen Formen und verkörpert für Amerika die in Europa herrschende Romantik der ersten Hälfte des Jahrhunderts. Er war immer tief christlich religiös und bekämpfte — aber ohne Intoleranz — den modernen, unruhigen, neugierigen Geist. Die Schule der Psychologen bezeichnete er als eine krankhafte Erscheinung. Er ist zweifellos der populärste Dichter seines Landes und, nach dem Absatz seiner Werke zu urtheilen, der meist gelese Dichter in englischer Sprache in diesem Jahrhundert. Seine Popularität verdankt er der normalen Gesundheit seines Geistes, seiner Ruhe und seiner Sympathie mit den Durchschnittsmenschen. Er war ein Mann von Geschmack und feinem Gefühl, voll Zierheit und milden Ernstes und besass eine hohe Fähigkeit, einfache und unerschliche Empfindungen in dichterischer Form wiederzugeben. Walt Whitman sagte von ihm: „Er ist der Sänger, welcher in unserem Zeitalter des Materialismus am notwendigsten ist, der Dichter des sanften Zwielichts der europäischen Kunsttradition, der Dichter der mitempfindenden Güte; der allgemeine Liebling von Frauen und Kindern.“

Edward Paick.

## Karl Löwe.

(Geb. am 30. November 1796 zu Löhjeln, gest. am 20. April 1869 zu Kiel.)  
(Miszta-Bildis No. 328.)

Im Jahre 1881 bildeten in Berlin einige kunstliebende Männer auf Anregung des Predigers Doktor Runze einen Verein, um für die Werke eines Komponisten einzutreten, der trotz der Anerkennung eines Richard Wagner und eines Schumann zu Lebzeiten eigentlich nur von Dilettanten geschätzt und gesungen wurde, und dessen Instrumentalmusik so gut wie verschollen war. Wie fruchtbar Karl Löwe auf allen Gebieten der Tonkunst gewesen ist, dass er ausser seinen Balladen und Liedern nicht weniger als 18 Oratorien, 5 Opern, verschiedene Klarierkonzerte, Kammermusikwerke, Chöre und Klavierstücke geschrieben hat, ist eine wenig bekannte Thatsache. Allein der Versuch, die grösseren Werke Löwes der Vergessenheit zu entreissen, dürfte kaum Aussicht auf Erfolg haben; für seine einstimmigen Gesänge je-

doch vermochten jene Bestrebungen ein um so lebhafteres Interesse zu erwecken, als sie durch hervorragende Künstler wie Eugen Gura u. A. thätkräftige Unterstützung erfuhren. Löwe gehört jetzt neben Schubert und Schumann zu den meist gesungenen Komponisten, und diese neu erwachte Teilnahme hat sich naturgemäss auch seiner Persönlichkeit wieder zugewendet.

Ueber des Komponisten Schicksale sind wir durch die von C. H. Ritter herausgegebene Selbstbiographie unterrichtet, der eine Anzahl Briefe, sowie die Aufzeichnungen der Tochter über die letzte Lebenszeit des Meisters beigegeben sind.

Johann Karl Gottfried Löwe entstammte einer alten Pastorenfamilie in Löhjeln, einem kleinen Marktflöcken zwischen Halle und Köthen. Dort wurde er am 30. November 1796 als Jüngster von

zwölf Geschwistern geboren. Sein Vater, der Kantor und Lehrer war, gab nicht nur seiner Erziehung eine streng religiöse Grundlage, sondern unterwies ihn auch in den Anfängen der musikalischen Praxis. Auf sein Gemüts- und Phantasieleben war die Mutter von nachhaltigen Einfluss, wie aus Löwes eigener liebevoller Beschreibung seiner Kindheit hervorgeht. Mit 10 Jahren kam er auf die Schule nach Köthen; vier Jahre später fand er Aufnahme in Halle als Zögling der Franckeschen Stiftung. Um diese Zeit begann seine musikalische Begabung sich bemerkbar zu machen. Schon in Köthen hatte er als Mitglied der abertümlichen Knabenkurrende auf den Strassen mitgesungen. In Halle genoss er den Unterricht des berühmten Theoretikers Türk und wuchs unter seiner Leitung, wohl auch unter dem Vorbilde Reichardts, der seine letzten Jahre in Giebichenstein bei Halle verbrachte, zu einem allseitig tüchtigen Musiker heran. 1817 bezog Löwe die Universität, um nach dem Wunsche seines Vaters Theologie und Philosophie zu studieren; immer mehr jedoch gewannen die künstlerischen Neigungen die Oberhand. Der junge Student verkehrte viel in den musikliebenden Familien Halles, und namentlich im Hause des Professors von Jakob war er ein gern gesehener Gast. Hier trat er mit A. B. Marx, Kieferstein u. A. in regen Verkehr, hier lernte er Männer wie Weber und Hummel kennen.

In diese Zeit fallen auch seine ersten Kompositionen, die Balladen „Edward“ und „Erikönig“, in denen die Eigenart des künftigen Meisters bereits vollständig ausgeprägt erscheint. Merkwürdigerweise trägt wie bei Schubert der Erikönig die Opuszahl 1; in der Schöpfung der Charakteristik, besonders des nordischen Kolorits übertrifft er beinahe sein berühmtes Gegenstück. Durch seine einflussreichen Beziehungen erhielt Löwe im Jahre 1820 mit dem Titel Musiklehrer einen Ruf nach Stettin als Lehrer am Gymnasium und Schullehrer-Seminar, sowie als Organist an der Hauptkirche St. Jakobi. Zuvor musste er sich in Berlin bei Zelter einer amtlichen Prüfung unterziehen. Er führte nun die jüngste Tochter seines Hallenser Freundes, Julie von Jakob, als Gattin heim. Nach ihrem frühzeitigen Tode heiratete er die talentvolle Sängerin und Malerin Auguste Lange, mit der er bis zu seinem Tode in glücklichster Ehe lebte. Vier und vierzig Jahre hindurch verblieb Löwe in seinem Aemtern in rastloser, vielseitiger Thätigkeit. Er gründete einen Gesangsverein, bildete Schüler heran und brachte das Musikleben Stettins auf ein höheres Niveau. Nur selten unterbrachen kleinere Reisen, die er gewöhnlich zur Ferienzeit unternahm, seinen ständigen Aufenthalt. In verschiedenen Städten pflegte er

dann seine Balladen in privaten Kreisen selbst vorzutragen, oder es lockte ihn, der Aufführung eines seiner Oratorien beizuwohnen. Diese Reisen föhrien ihn auch öfters nach Berlin, wo er sich der besonderen Gunst Friedrich Wilhelms IV. erfreute. 1824 kam Löwe nach Wien, im Sommer 1827 nach London. Nach seiner Pensionierung, die infolge eines Schlaganfalls im Jahre 1864 eintreten musste, lebte er noch zwei Jahre in Stettin; dann übersiedelte er nach Kiel, wo seine älteste Tochter an den Kapitän von Bothwell vermählt war. Hier machte am 20. April 1869 ein zweiter Schlaganfall seinem Leben ein Ende. Er ruht in Kiel, sein Herz aber ist zu Stettin in St. Jakobi begraben.

Löwes Stellung in der Musikgeschichte ist eine eigenartige. Die Bedeutung seiner Balladen steht in gar keinem Verhältnis zu der Bedeutung seines übrigen, ungemein reichen Schaffens. So gut wie nichts von den anderen Werken hat sich erhalten oder auch nur vorübergehend behaupten können. Obgleich sie im einzelnen manches Schöne enthalten, ergeben sie doch kein Gesamtbild, das uns berechnigte, Löwe neben die grossen Meister der Tonkunst zu stellen. Einzig auf dem Gebiet der Ballade hat er eine ebenso geistige wie fruchtbare Thätigkeit entwickelt. Bei seinen Vorgängern, von denen eigentlich nur der Süddeutsche Zunstrog in Betracht kommt, fand Löwe nur bescheidene Anflänge dieser Gattung vor. Er ist der eigentliche Schöpfer der Balladenform in der Musik und ihr bis heute unerreichter Vertreter. „Edward“, „Erikönig“, „Prinz Eugen“, „Die nächtliche Heereschau“, „Der Blumen Rache“, „Arctibald Douglas“, „Oluf“, „Das Hochzeitlied“ und vieles andere sind Meisterwerke ersten Ranges. Eine Abart der Ballade hat Löwe in den Legenden gepflegt, unter denen wohl der Cyklus „Gregor auf dem Stein“ als das Bedeutendste zu nennen ist. Weniger glücklich war die Bereicherung der musikalischen Formen, die er mit den für Männerstimmen geschriebenen a capella-Oratorien versuchte. Von seinen grösseren Werken haben „Die Siebenschläfer“ und „Johannes Huss“, sowie die von Raupach gedichtete Oper „Die drei Wünsche“ (Berlin, 1824) wohl die meisten Aufführungen erlebt. Löwes musikalische Individualität beruht auf der Gabe, scharf zu charakterisieren, und mit Sicherheit die gewollte Stimmung in dem Hörer zu erzeugen. Er ist der Zeichner in Tönen, der uns vor allem das Milieu, manchmal auch nur äussere Begleiterscheinungen eines Vorganges schildert. Die psychologische Tiefe des Laiekomponisten erreicht er nur selten; dagegen sind seine Tonfiguren, gleichviel ob er sie der Singstimme oder der Begleitung überträgt, von einer fast greifbaren Gegenständlichkeit,

die sofort die Phantasie zu bestimmten Vorstellungen zwingt. Darin und in dem stark vollstimmlichen Zuge seiner Melodik liegt das Geheimnis der Wirkung begründet, die Löhws Musik gerade auf reinere Hörer auszuüben pflegt. Aus dem Löwe-

Verein ist in wenigen Jahren eine Löwe-Gemeinde geworden, und die Schar seiner Anhänger ist noch beständig im Wachsen. So bleibt wenigstens dem roten Meister der freilich etwas späte Dank des deutschen Volkes nicht vorenthalten.

Leopold Schmitt.

## Franz Lachner.

(Geb. am 2. April 1803 zu Rain a. Lech, gest. am 20. Januar 1890 zu München.)

(Hierzu Bildnis No. 359.)

In dem Landstädtchen Rain am Lech der oberbayerischen Provinz Schwaben-Neuburg lebte vor hundert Jahren in dürftigen Verhältnissen eine Musikantenfamilie, deren Name durch eine Reihe aus ihrer Mitte hervorgehobener Talente bald in ganz Deutschland bekannt werden sollte. Lachner, der Vater, war ein tüchtiger Organist und offenbar ein ausgezeichneterer Musikpädagoge. Seinen Kindern wusste er eine so gründliche musikalische Erziehung zu geben, dass ihre Begabung schon in jungen Jahren zur Entwicklung kam. Ausser seinem ältesten Sohne aus zweiter Ehe, Franz, der nachmals als der bei weitem bedeutendste der Geschwister sich den grossen Meistern der nachklassischen Periode anreihete, sind noch als tüchtige Musiker zwei jüngere Brüder, Ignaz und Vincenz, ein Stiefbruder Theodor und die Schwestern Thekla und Christine zu Ansehen gelangt. Ignaz (1807—1893) war zuerst als Violonist und Organist, dann als Dirigent in Stuttgart, München, Hamburg, Stockholm, und schliesslich längere Zeit in Frankfurt a. M. thätig; Vincenz entfaltete namentlich als Hofkapellmeister in Mannheim 37 Jahre hindurch eine erspriessliche Wirksamkeit. Beide sind auch als Komponisten auf den verschiedensten Gebieten der Musik mit Erfolg hervorgetreten.

Franz Lachner wurde am 2. April 1803 geboren. Sein Vater, der den Kindern auch den ersten wissenschaftlichen Unterricht erteilte, wollte aus ihm einen Beamten oder Geistlichen machen und schickte ihn auf das Gymnasium nach Neuburg. Hier blieb Lachner bis zu seinem 16. Jahre und bildete sich zugleich im Klavier-, Orgel- und Cellospiel weiter. Für sein Kompositionstalent interessierte sich Professor Eisenhofer, dieser feinsinnige Aesthetiker und später Kapellmeister Er in München wurden seine Lehrer in der Theorie. Nach München hatte sich Lachner bald nach dem Tode des Vaters gewendet, um ganz der Tonkunst zu leben. Es ging ihm aber dort nur kümmerlich. Sein Blick richtete sich nach Wien, in dessen regem Musikleben er hoffen durfte, schneller emporzukommen.

Auf einem Flosse fuhr er im Herbst 1822 die Donau hinunter; an Stelle des Fahrgeldes, zu dem seine Barchaft nicht ausreichte, leistete er freiwillige Ruderdienste.

In Wien begann nun für Lachner eine arbeitsreiche Zeit, voll künstlerischer Anregungen und fördernder Erlebnisse. Hoforganist Sechter und Abt Stadler nahmen sich seiner an; bei ihnen vollendete er seine Studien in der Kompositionstechnik. Beethoven ermunterte ihn durch seine Anerkennung, und mit Franz Schubert wurde er eng befreundet. Der innige Verkehr mit dem Schöpfer der deutschen Lyrik regte auch Lachner besonders zur Liederkomposition an und hat wohl in ihm den Grund zu einer Klare, in welchen Formen sich bewegenden Melodik gelegt. Bald nach seiner Ankunft hatte er die Stellung als Organist an der protestantischen Kirche erhalten, die er bis zu seinem Fortgang von Wien beibehielt. 1826 engagierte ihn Dupont, der artistische Direktor des noch unter Barbajes Leitung stehenden Kärnthner-Theaters, als Vice-Kapellmeister. In diesem Amte bot sich Lachner, der an der Spitze von Privatorchestern schon seine Fähigkeiten zum Dirigieren erprobt hatte, Gelegenheit, die Erfahrungen und das Vorbild des weltlichen J. Weigl zu nützen.

Zwei Jahre später (1828) wurde er zum ersten Kapellmeister der Oper ernannt. In diese Zeit fällt die Komposition des Oratoriums „Moses“, der Kantate „Die vier Menachener“, mehrerer Sinfonien und Kammermusikwerke, darunter Serenaden für vier und fünf Celli, die in Wien und auswärts bedeutenden Erfolg hatten. Für Pest schrieb Lachner die Oper „Die Bürgschaft“. Da ihm aber, obwohl sein Ansehen von Jahr zu Jahr wuchs, die Stellung eines Hofkapellmeisters in Wien versagt blieb, folgte er 1834 einem Rufe nach Mannheim an das dortige Hoftheater. Auf der Reise nach seinem neuen Wirkungsorte berührte er München, und hier entschied sich sein Schicksal. Die D-moll-Sinfonie, die er bei diesem Besuche zur Auführung brachte, hatte einen so durchschlagenden

Erfolg beim Publikum und in den massgebenden Kreisen, dass man sich sofort beeilte, den Komponisten für den freigewordenen Kapellmeisterposten am Nationaltheater und an der Hofkirche zu gewinnen. Lachner war bis 1836 in Mannheim gebunden; dann trat er die glänzende Stellung in München an und verblieb in ihr 30 Jahre hindurch, als Dirigent der Oper wie der unter ihm emporblühenden Odeonskonzerte mit Auszeichnung und ungewöhnlichen Erfolgen tätig. Die Kapelle wurde unter ihm reformiert und durch seine unermüdlichen Bestrebungen zu weitberühmter Leistungsfähigkeit gesteigert. Dem Publikum war Lachner vor allem ein begeisterter Vermittler der Werke Haydns, Mozarts und Beethovens und hat damit im Süden Deutschlands geradezu eine kulturelle Mission erfüllt.

Trotz so umfangreicher Berufspflichten fand Lachner die Zeit, noch bis in sein Alter hinein schöpferisch tätig zu bleiben. Ausser einer stattlichen Reihe kleinerer Kompositionen entstanden zum Teil bedeutende kirchliche und sinfonische Werke und die Opern „Alcidis“ (1830), „Karinna Carnara“ (1841) und „Benvenuto Cellini“ (1849). Im Jahre 1833, als Lachner gelegentlich eines Besuches in Wien enthusiastisch gefeiert wurde, erfolgte, um ihn dauernd an München zu fesseln, seine Ernennung zum Generalmusikdirektor. Lachners Stellung war eine Mischstellung geworden. Das musste nur zu sehr die neue Richtung erfahren, die mit dem Erscheinen Richard Wagners in Deutschland sich Bahn zu brechen suchte. Lachner war ihr entschiedener Gegner. Als aber die Bewegung unaufhaltsam anschwellte, da wurde sein Einfluss erschüttert. Der zeitweise recht erbitterten Kampf mündete er 1865 seine Ämter, vorläufig provisorisch, nieder. Dass der alternde Meister, der ganz anderen Idealen gelebt hatte, dessen Entwick-

lung fast noch in die Periode unserer klassischen Musik hineinreichte, zu neuen Anschauungen sich nicht mehr bekehren konnte, wird ihm niemand verübeln dürfen; dass er sich aber zum Haupt einer Partei machen liess, die einer aufstrebenden Kunst-richtung Luft und Licht missgönnte, gereicht ihm allerdings zum Vorwurf. Lachner ging zunächst auf längeren Urlaub; 1868 wurde seine Pensionierung perfekt. Er lebte dann noch bis zu seinem am 20. Januar 1890 eingetretenen Tode in München. 1872 verlieh ihm die bayerische Landesuniversität den philosophischen Doktor honoris causa.

Lachner ist noch zu seinen Lebzeiten schnell unmodern geworden. In seinen besten Werken ein Epigone der Klassiker, hat er den Wandlungsprozess, der sich auf dem Gebiete der Tonkunst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts vollzog, nicht mitgemacht, und deshalb sah er sich einer jungen Generation mehr und mehr entfremdet. In allen Gattungen der Vokal- und Instrumentalmusik hat Lachner sich versucht und nahezu dreihundert Kompositionen veröffentlicht. Er zeigt sich in ihnen als ein vornehmer, dabei leicht und natürlich schaffender Künstler. Im Anschluss an die Wiener Schule strebt er vor allem nach festgefäugter melodischer Erfindung und Klarheit der Form, ein Meister der Technik des kontrapunktlichen Satzes. Sein Bestes hat er in den sieben Orchestersuiten gegeben, von denen die in D-moll (mit dem Marsche) am bekanntesten geworden ist. Sie können als Muster ihrer Gattung gelten. Der polyphone Satz der vorhaydnischen Zeit, die Instrumentalmusik Bachs und Händels ist darin gewissermassen in neuem Gewande auferstanden. Auf diese Saiten sollte man häufiger, als es jetzt geschieht, zurückgreifen; sie zeigen uns Lachner als einen Meister der Töne, der, abgesehen von seiner geschichtlichen Bedeutung, um einiger lebenskräftigen Werke willen nicht vergessen werden darf.

Leopold Schmidt.

## Ambroise Thomas.

(Geb. 5. August 1811 zu Metz, gest. 12. Februar 1896 zu Paris.)

(Hörzu-Bildnis No. 356.)

Unter den neueren französischen Komponisten darf neben Gounod und Bizet Ambroise Thomas als der populärste, wohl auch als der bedeutendste gelten. Zwei seiner Werke, die Opern „Hamlet“ und „Mignon“, haben die Runde durch alle Weltteile gemacht, und im besonderen die deutsche Bühne hat seit laugem die „Mignon“ in ihr ständiges Repertoire aufgenommen. Der Grund dieser Sympathie

ist wohl nicht allein in dem Umstand zu suchen, dass hier, wie bei der „Marguerite“, dem Textbuch ein Goethescher Stoff zu Grunde liegt; vielmehr auch darin, dass die Mignon-Musik selbst dem deutschen Wesen verwandte Züge aufweist. Wie bei Gounod begegnen wir bei Thomas einer ausgesprochenen Vorliebe für die deutsche Tonkunst und einer frühzeitigen Verehrung für ihre grossen

— 518 —

Meister, die denn auch nicht ohne Einfluss auf sein eigenes Schaffen geblieben sind. Das Leben des genialen Mannes, der die letzten Jahrzehnte an der Spitze des Musiklebens in Frankreich stand, gleich in seinem inneren Verhalte durchaus dem der meisten seiner berühmten Landsleute.

Geboren in Metz am 5. August 1811, war Charles-Louis-Ambroise Thomas von seinem vierten Jahre ab Schüler seiner Eltern, die beide die Musik als Profession ausübten. Er lernte singen und erwarb sich auf der Violine und dem Klavier tüchtige Kenntnisse, bevor er 1828 an dem Pariser Konservatorium, dem Ziel aller jungen Talente, Aufnahme suchte und fand. Dort wurde Zimmermann sein Klavierlehrer; Doutrin unterrichtete ihn in der Harmonielehre, Lesueur in der Komposition. Im Jahre 1832 gieng Thomas mit der Kantate „Herculanu et Kitty“ als Sieger unter den Bewerbern um den Grand prix hervor. Es ergab sich daraus für ihn der übliche mehrjährige Studienaufenthalt in Italien, von dem er die meiste Zeit in Rom in der Gesellschaft von Berlioz und anderen begabten jungen Franzosen zubrachte. Thomas arbeitete fleissig und sandte pünktlich jedes Jahr die Beweise seiner Thätigkeit an die Akademie. 1836 kehrte er über Wien nach Paris zurück, in der Tasche das Manuskript seiner „Souvenirs d'Italie“, einer Sammlung melodioser Kanzenen, die er als erstes Opus veröffentlichte. Bald aber wandte er sich der dramatischen Komposition zu, in der er seine eigentliche Lebensaufgabe erkannte.

Gleich die ersten beide Werke, „La double échelle“ (1837) und „Le perruquier de la Régence“, boten in der komischen Oper einen durchschlagenden Erfolg; ebenso wurde ein mit Benoît (1839) geschriebenes Ballet „Les gélys“ und der im selben Jahre entstandene anmutige Einakter „Le pauvre fleur“ ungemein günstig aufgenommen. Dann kehrte allerdings eine Zeit lang das Theaterglück unseren Komponisten den Rücken. Nicht weniger als sechs Werke gingen fast spurlos vorüber, bis 1849 mit der Oper „Caid“ und im folgenden Jahre mit dem „Songe d'une nuit d'été“ der Erfolg sich in erhöhtem Masse einstellte und den Ruf Thomas' ein für alle Mal befestigte. In unermüdelter Schaffenslust brachte er nun die Opern „Raymond“ (1851), „La Tonelli“ (1853), „La cour de Céleste“ (1855), „Psyché“ und „Le carnaval de Venise“ (1857) auf die Bühne; dann folgten nach mehrjähriger Pause seine beiden Meisterwerke „Mignon“ (1865) und „Hautin“ (1868).

Inzwischen war Thomas nicht nur beim Publikum wie bei den Kunstgenossen zu grösstem

Ansehen gelangt, sondern auch durch Verleihung von Aemtern und Würden in gebührender Weise ausgezeichnet worden. Als 1821 Spontini starb, erhielt er dessen Sitz in der Akademie; 1868 wurde er zum Kommandeur der Ehrenlegion, 1871 als Nachfolger Aubers zum Directeur des Konservatoriums ernannt. Damit bekleidete Thomas das höchste Amt, das einem Musiker in Frankreich verliehen werden kann.

Als Werke der letzten Periode sind noch die Opern „Gille et Gillette“ (1874), die Kantate „Hommage à Boieldieu“ (1875), die Oper „Françoise de Rimini“ (1884) und das Ballet „La Tempête“ (1889) anzuführen. Ausserdem hat Thomas ein Requiem, eine Messe, Motetten, Kammermusik, Klaviersücke (mit und ohne Orchester) und eine Anzahl Männerquartette geschrieben. Seine eigentliche Bedeutung jedoch geben ihm die beiden erwähnten Hauptwerke, „Mignon“ und „Hautin“, die Marksteine in der Geschichte der französischen Oper bilden. Auf das Anklingen eines deutschen Gefühlsstones in der „Mignon“ ist schon hingewiesen; in weit höherem Masse noch haben bei Thomas italienische Elemente Aufnahme in die Melodik gefunden. Sein Gesang ist reich verziert, die Phänie, die Ophélie sind Koloraturpartien, wie sie mit Ausnahme vielleicht der Lakmé Défilés' die moderne Oper nicht mehr hervorgebracht hat. In der Harmonik dagegen, und vor allem in der prägnanten, immer geistreichen Rhythmik ist Thomas durchaus Franzose. Sein Orchester zeichnet sich durch glänzende Farben, gelegentlich durch grosse Weichheit und Feinheit der Instrumentation aus. In ganzen kann man seiner Muse keine grosse Tiefe zusprechen, wohl aber Anmut, Eleganz und Originalität der Erfindung und Gestaltung. Thomas war eine schöpferische und echt musikalische Natur; für die dramatische Wirkung herrscht nach moderater Auffassung in seinen Opern das konzertierende, zuweilen virtuose Element allzu sehr vor.

Ambroise Thomas starb in hohem Alter zu Paris am 12. Februar 1896. Die inneren Wirren, unter denen Frankreich litt, machten es der Regierung unmöglich, die offizielle Beisetzung auf Staatskosten zu vollziehen. Aber die Totenfeier, die am 21. Februar stattfand, war darum nicht weniger imposant, nicht weniger durch die Teilnahme der Bevölkerung zu einem Nationalereignis erhoben. Am Sarge ihres einstigen Lehrers sprachen“ u. a. Théodore Dubois und Massenet Worte, die der Bedeutung des Meisters wie der Trauer seines Vaterlandes in herabdrückender Weise Ausdruck gaben.

Leopold Schmidt

Berlin, Druck von W. Bartsch.

H.p.f.540-3,

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Peter von Cornelius.

(Jugendliches Selbstporträt, auf demselben Blatt: Salomon'scher Oberbeck.)

H.p.f.540-3, Abb\_0241

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Peter von Cornelius.  
(Gemacht von Louis [?])

H.p.f.540-3, Abb\_0242

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Friedrich Eduard Beneke.  
(Nach einer Lithographie von Th. Iher.)

H.p.f.540-3, Abb\_0243

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Friedrich Fröbel.

(Gestochen von Schacht, lithographirt von Kuhn.)

H.p.f.540-3, Abb\_0244

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Albrecht Daniel Thaer.  
(Gezeichnet und Lithographirt von Schaecl.)

H.p.f.540-3, Abb\_0245

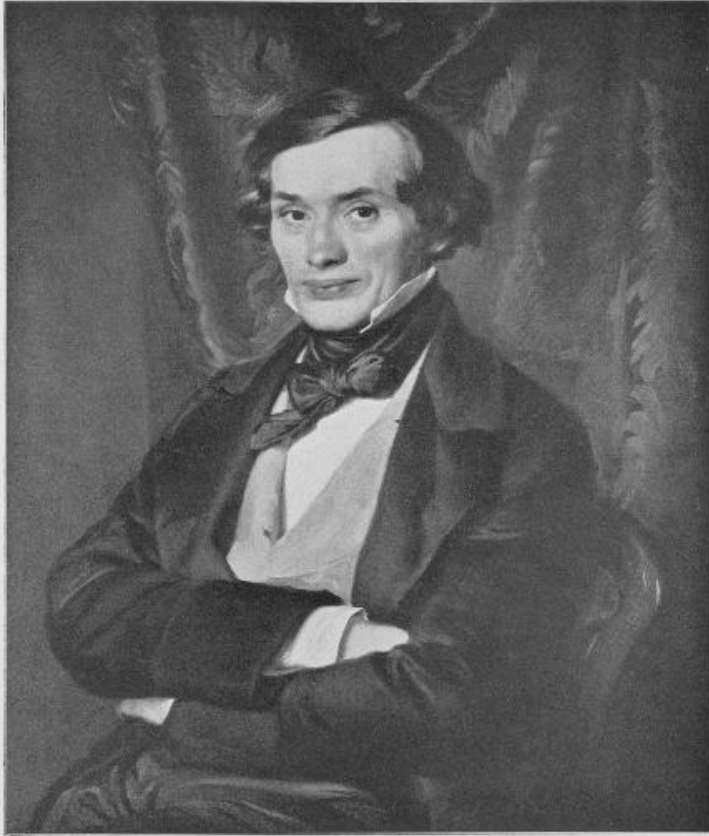
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Heinrich Wilhelm Dove.  
(Geschnitten und lithographirt von C. Seckner.)

H.p.f.540-3, Abb\_0246

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Thomas Graham.

(Gemalt von Transfeld.)

H.p.f.540-3, Abb\_0247

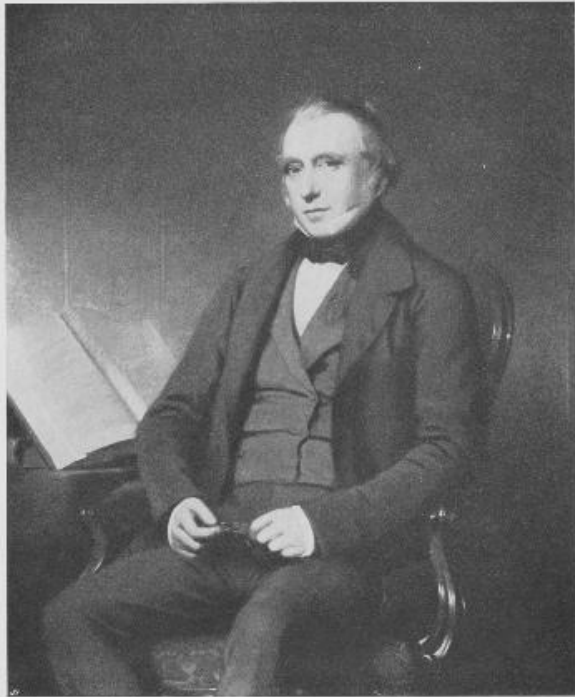
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Joseph Skoda.  
(Nach einer Lithographie von Döring.)

H.p.f.540-3, Abb\_0248

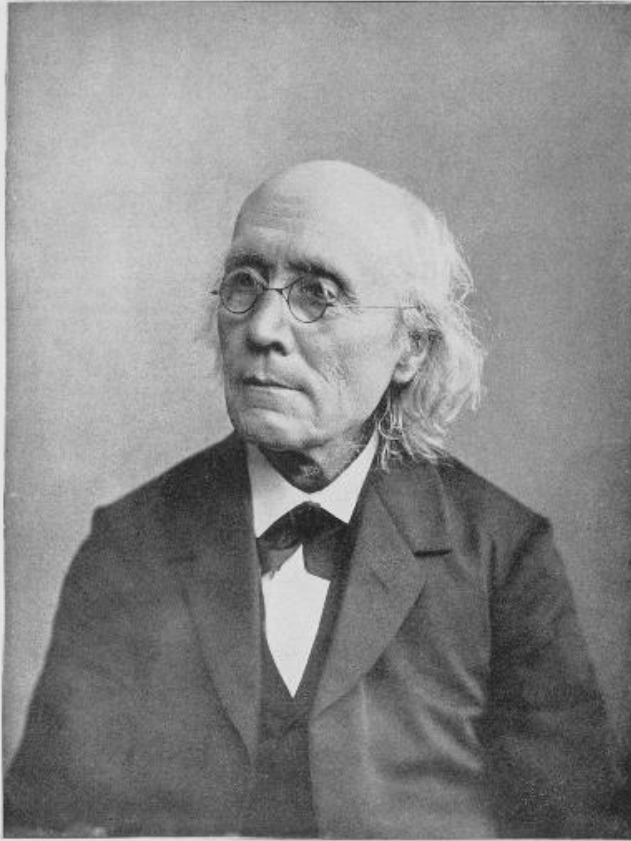
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Thomas Babington Macaulay,  
(Gemalt von W. Galtier.)

H.p.f.540-3, Abb\_0249

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Gustav Theodor Fechner.  
(Naturaufnahme von Georg Bodeker, Leipzig.)

H.p.f.540-3, Abb\_0250

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Friedrich Albert Lange.  
(Ärztliche nach dem Leben.)

H.p.f.540-3, Abb\_0251

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Johann Heinrich von Thünen.

[Nach dem Gemälde von Gemälde, Lithographie von Fankel.]

H.p.f.540-3, Abb\_0252

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Christian Friedrich Schönbein.  
(Gemalt von H. Kuhn.)

H.p.f.540-3, Abb\_0253

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



H.p.f.540-3, Abb\_0254

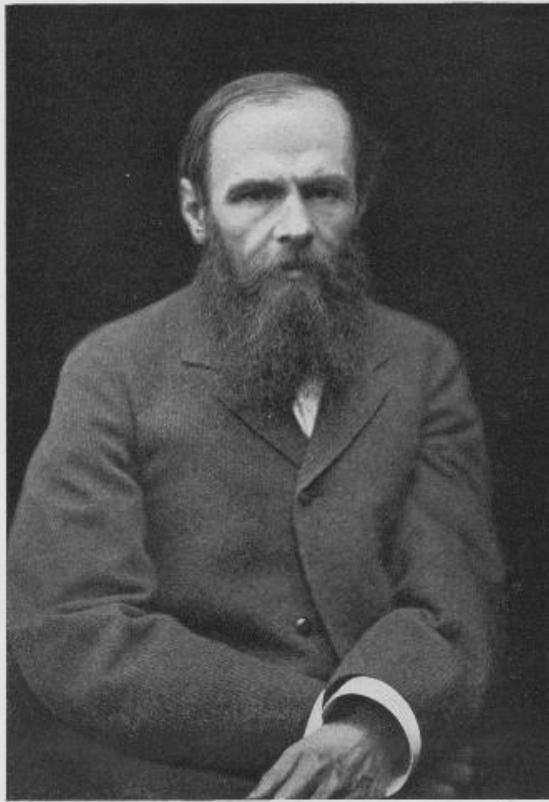
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Alexander Puschkin.  
(gemalt von W. Trojanski)

H.p.f.540-3, Abb\_0255

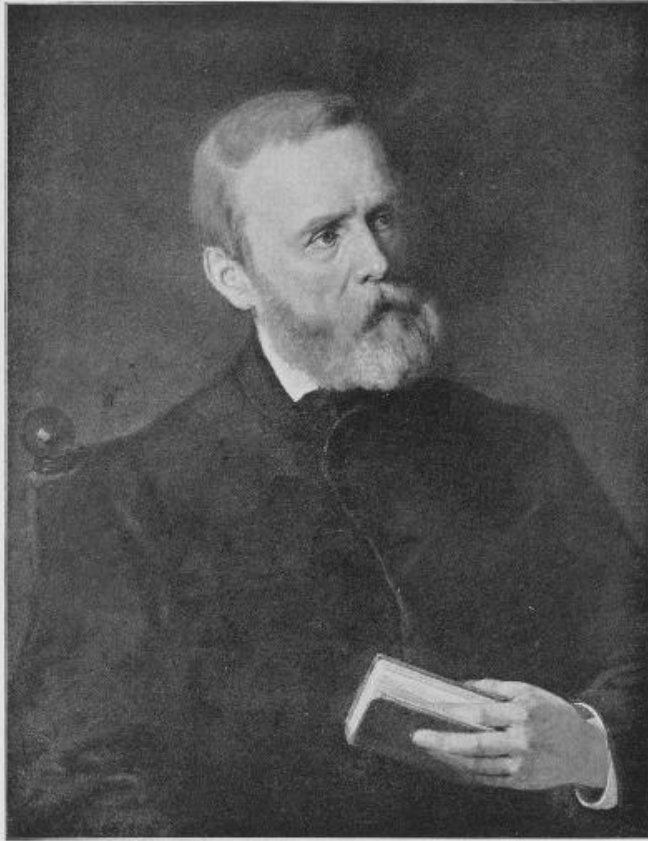
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Fedor Dostojewskij.  
(Aufnahme nach dem Leben.)

H.p.f.540-3, Abb\_0256

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

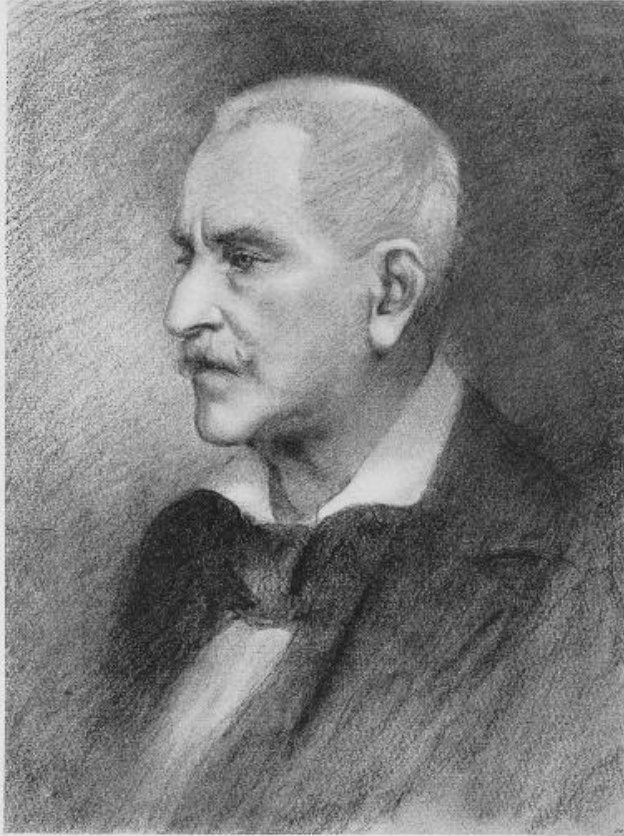


Friedrich Theodor Vischer.

(Gemalt von Emilie Wacker.)

H.p.f.540-3, Abb\_0257

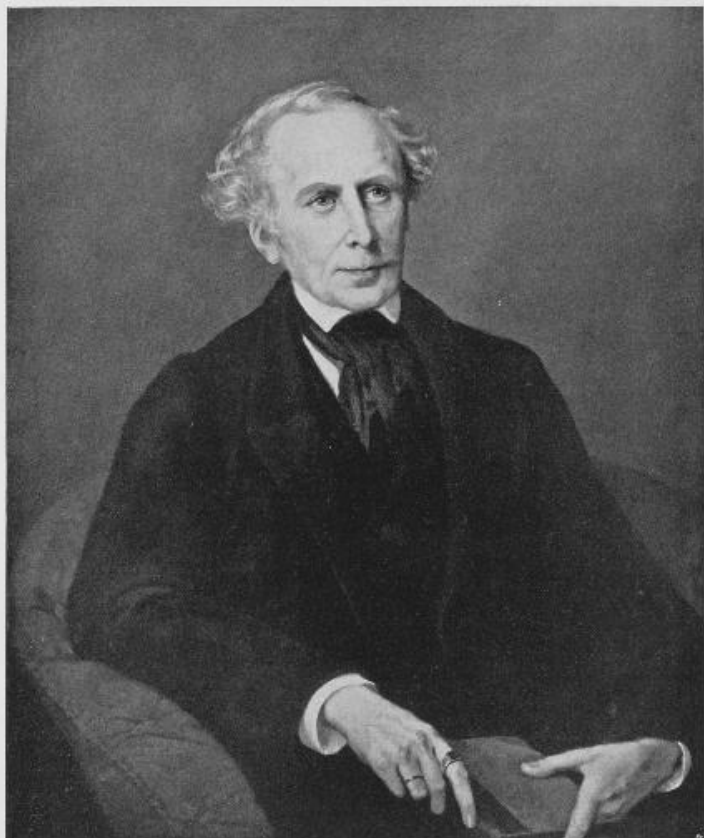
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Jakob Burekhardt.  
Gestichnis von Hans Lüdowik.

H.p.f.540-3, Abb\_0258

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Karl Schnaase.  
(Gemalt von Marie Wiegmann.)

H.p.f.540-3, Abb\_0259

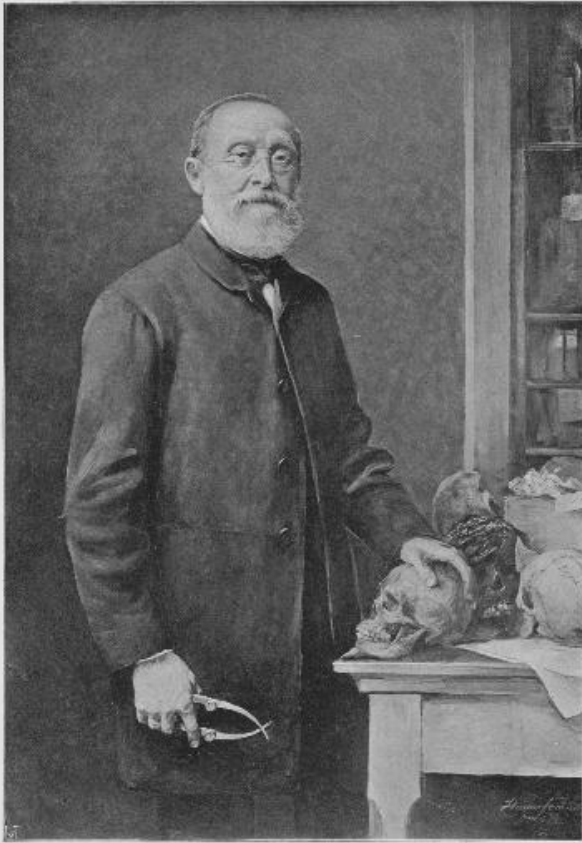
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Louis Blanc.  
(Gemalt von Pierre Dupuis.)

H.p.f.540-3, Abb\_0260

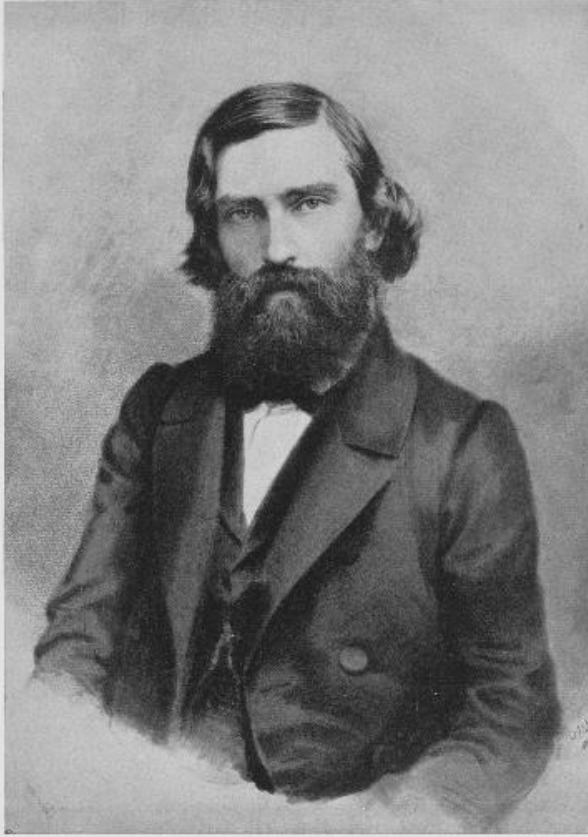
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Rudolph Virchow.  
(Gemalt von Hans Fiedler.)

H.p.f.540-3, Abb\_0261

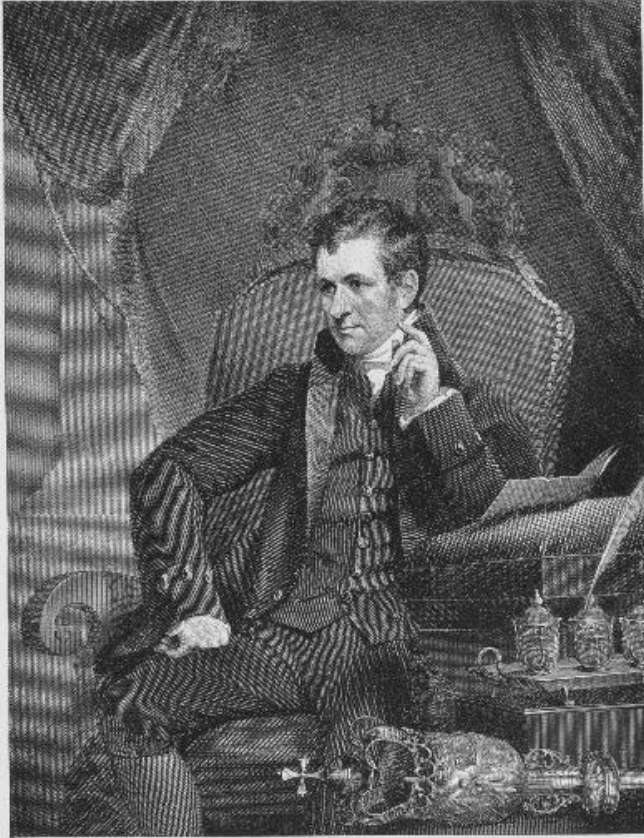
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Albrecht von Graefe.  
(Nach einer Zeichnung von C. Willk.)

H.p.f.540-3, Abb\_0262

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Humphrey Davy.

(Gemalt von Landale, gestochen von Worthington.)

H.p.f.540-3, Abb\_0263

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

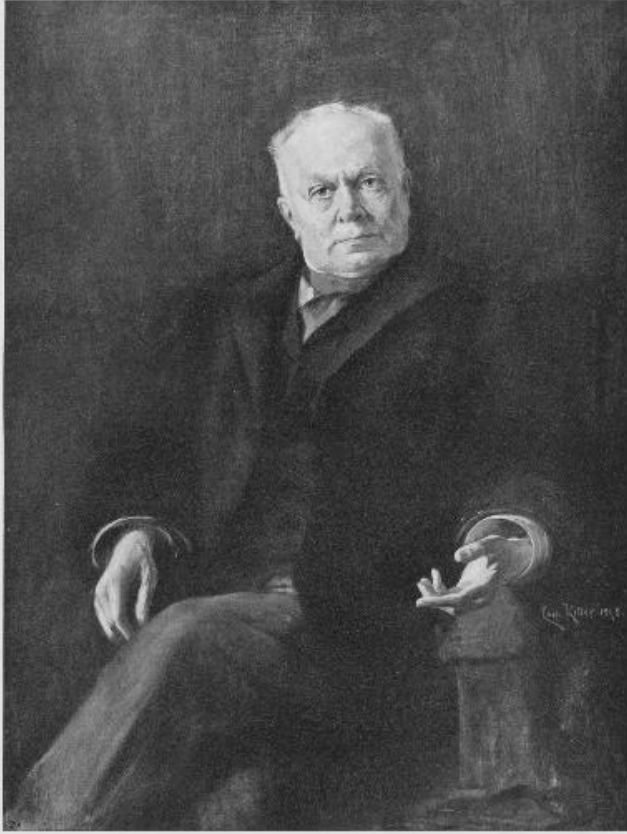


Hans Christian Oersted.

(Gesicht von C. A. Jensen. Lithographie von Krafmann.)

H.p.f.540-3, Abb\_0264

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Kuno Fischer.  
(Gemalt von Kasimir Bittler.)

H.p.f.540-3, Abb\_0265

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Ferdinand Gregorovius.

(Nach einer Naturgeschichte.)

H.p.f.540-3, Abb\_0266

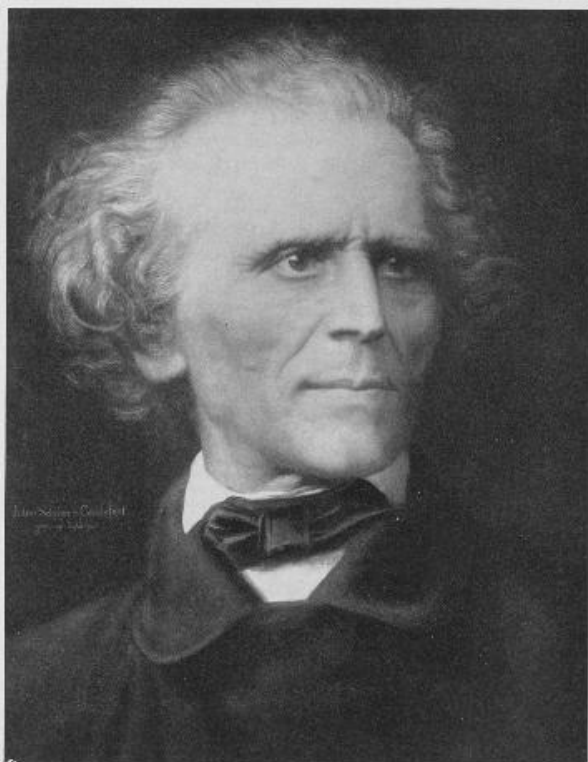
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Theodor von Schön.  
[Gezeichnet von Wolff]

H.p.f.540-3, Abb\_0267

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Julius Schnorr von Carolsfeld.  
(Büste von L. Geig.)

H.p.f.540-3, Abb\_0268

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Georg Simon Ohm.

(Nach einem Gemälde in der Münchener Akademie der Wissenschaften.)

H.p.f.540-3, Abb\_0269

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Joseph Ressel.  
(Nach der Lithographie von Vincenzo Pirelli.)

H.p.f.540-3, Abb\_0270

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Pierre Joseph Proudhon.

(Geschnitt von A. Calvert, lithographirt von Galmay.)

H.p.f.540-3, Abb\_0271

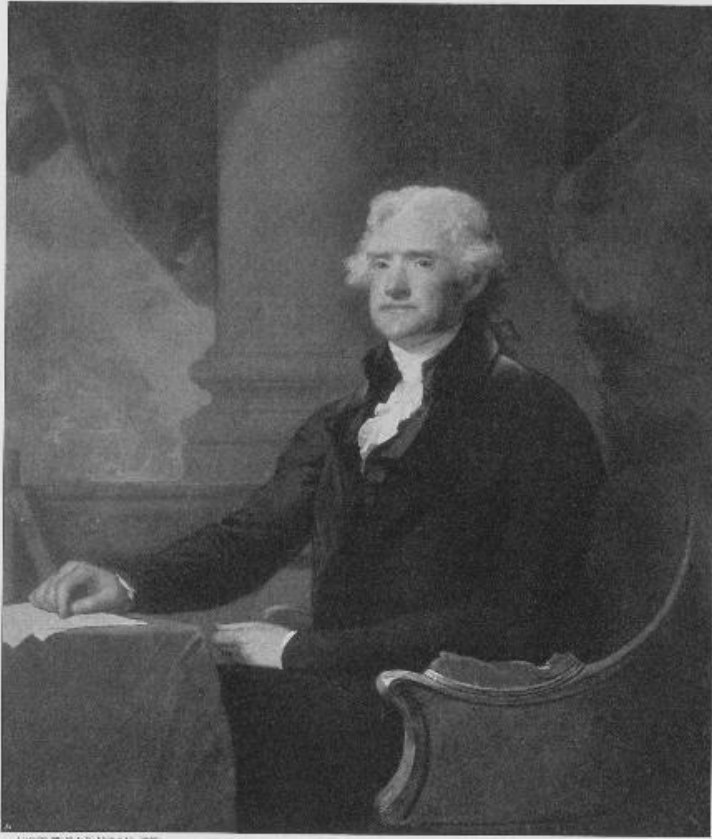
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Nikolaj Alexejewitsch Nekrassoff  
[Grazie von Krenschel]

H.p.f.540-3, Abb\_0272

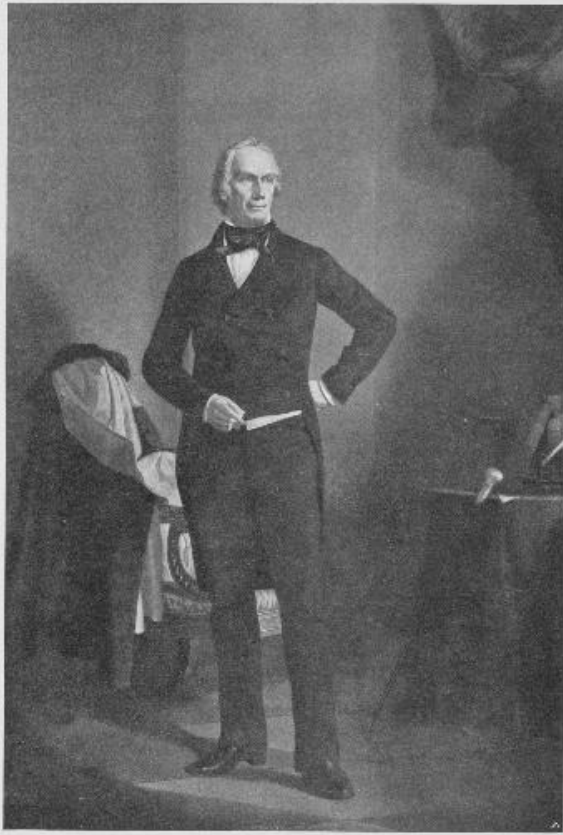
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Thomas Jefferson.  
(Gemalt von G. Sneyer.)

H.p.f.540-3, Abb\_0273

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

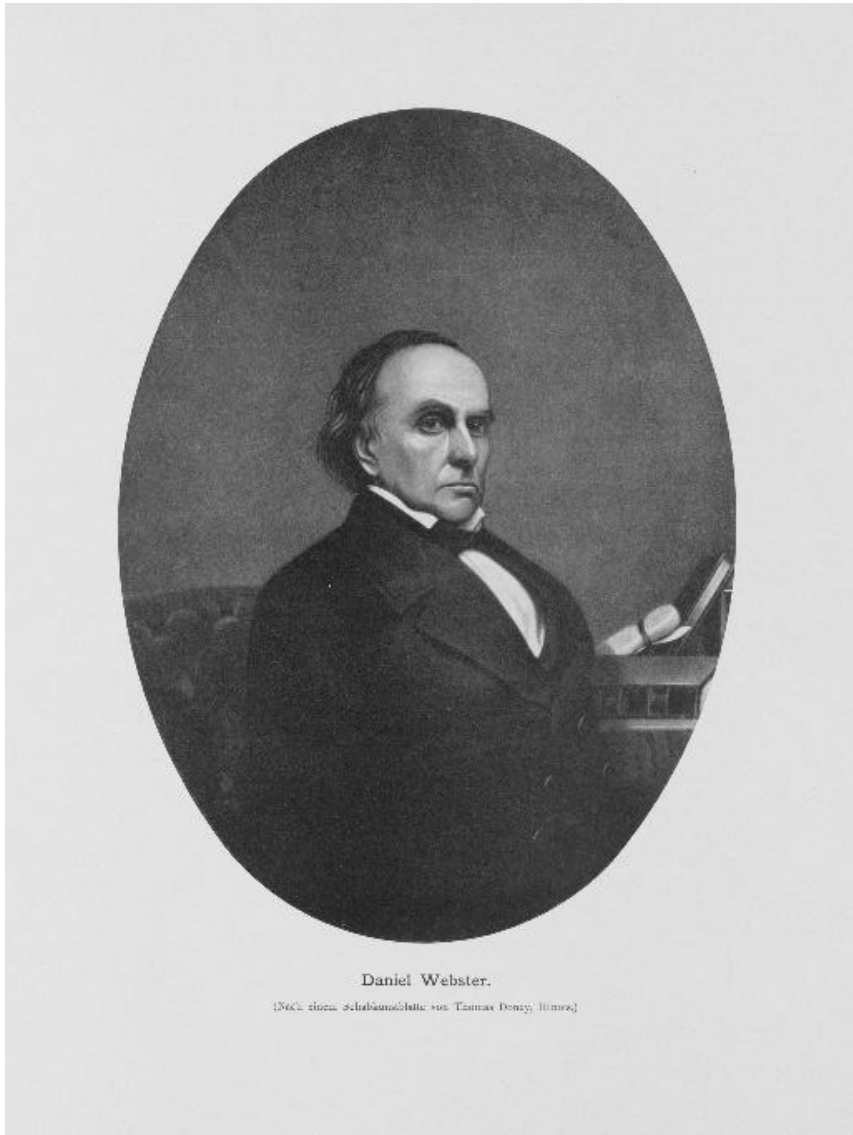


Henry Clay.

(Nach einem Bild, herausgegeben von William Pink, New York.)

H.p.f.540-3, Abb\_0274

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



H.p.f.540-3, Abb\_0275

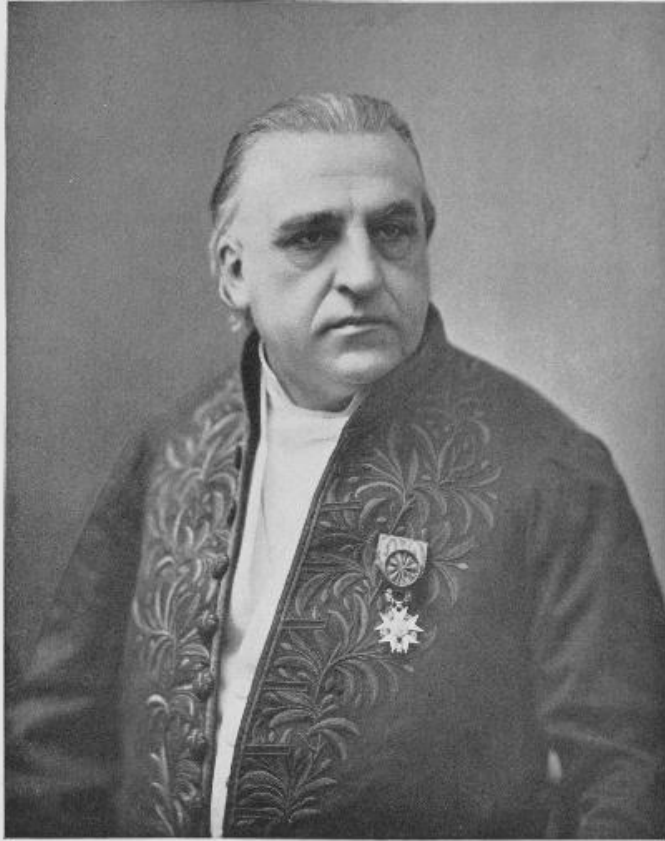
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Auguste Comte.  
(Nach der Lithographie von Tony Toulous.)

H.p.f.540-3, Abb\_0276

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Jean Martin Charcot.  
(Aufnahme nach dem Leben.)

H.p.f.540-3, Abb\_0277

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Jean François Champollion.

*(Gouache sur Holztafel.)*

H.p.f.540-3, Abb\_0278

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Louis Jacques Mandé Daguerre.

(Nach einer Lithographie von Göttschen.)

H.p.f.540-3, Abb\_0279

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg





Felicité de La Mennais.  
(Nach einer Lithographie von Billard.)

H.p.f.540-3, Abb\_0281

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Henry Lacordaire.  
(Gemalt von Jannet.)

H.p.f.540-3, Abb\_0282

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Charles de Montalembert.  
(Lithographie nach der Statue von Kiewski.)

H.p.f.540-3, Abb\_0283

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



John Caldwell Calhoun.

[Gemalt von T. Nicks, gestochen von A. K. Bittler.]

H.p.f.540-3, Abb\_0284

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Aimé Bonpland.  
(Nach einer Lithographie von Savary.)

H.p.f.540-3, Abb\_0285

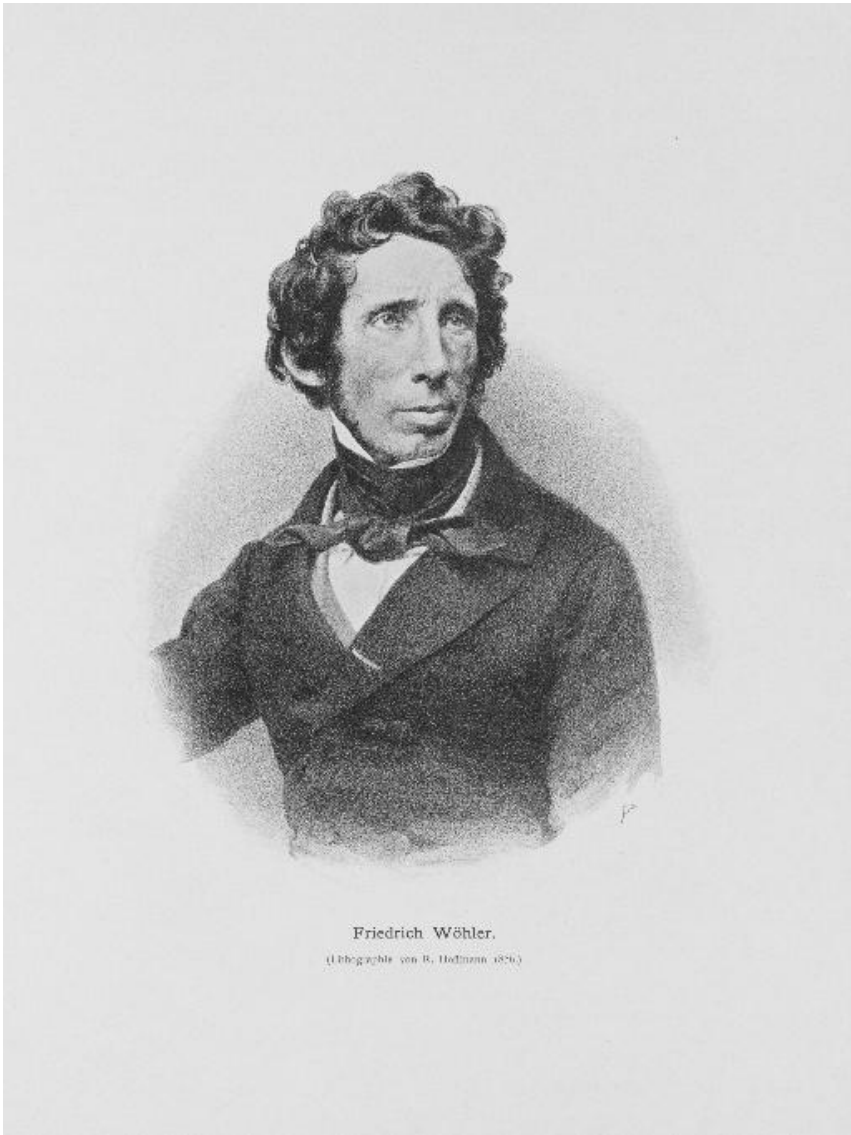
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Pyrame de Candolle.  
(Nicht eine, Lithographie von 1804.)

H.p.f.540-3, Abb\_0286

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



H.p.f.540-3, Abb\_0287

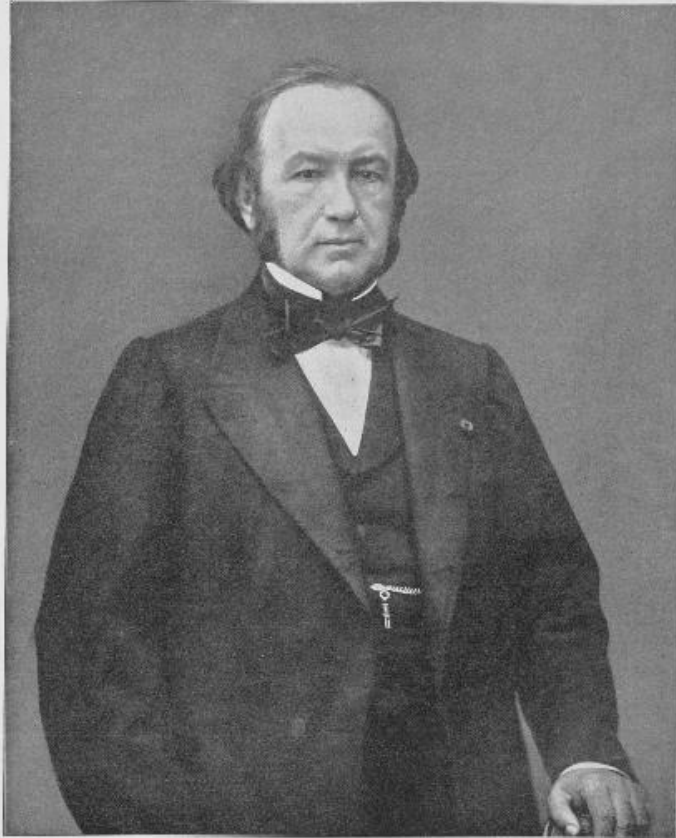
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Alexander Dumas der Ältere.  
(Nach einer Photographie von Franz Beck.)

H.p.f.540-3, Abb\_0288

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

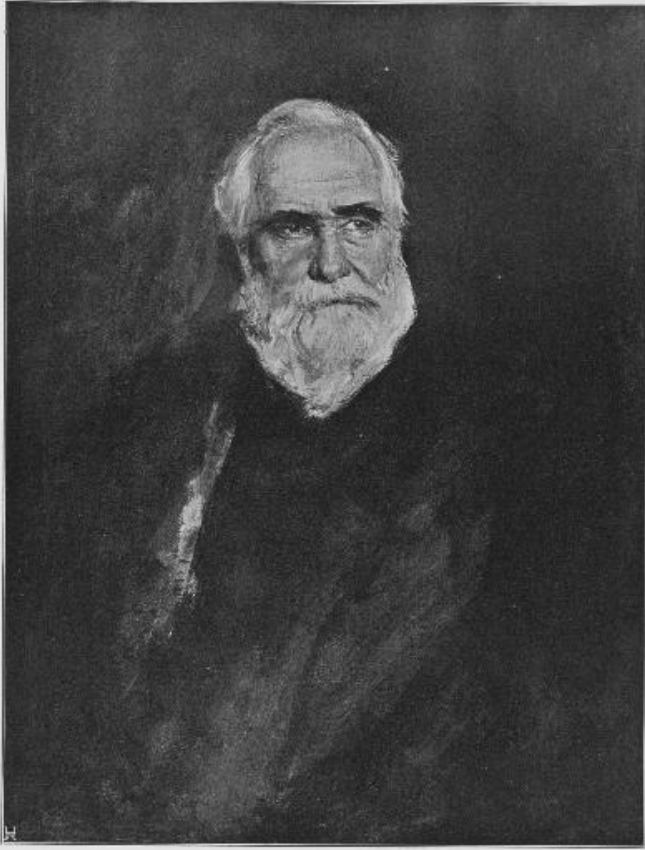


Claude Bernard.

(Nach einer Aufnahme von Pierre Petit, Paris.)

H.p.f.540-3, Abb\_0289

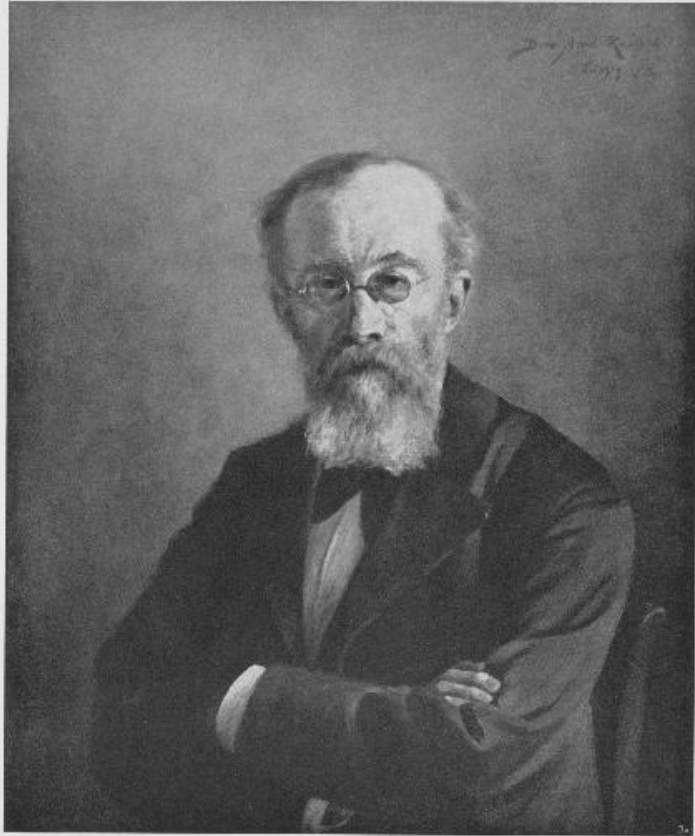
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Max Pettenkofer.  
(Gemalt von Lebsitz.)

H.p.f.540-3, Abb\_0290

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Wilhelm Wundt.  
(Gemalt von Ernst Ammann-Hasel.)

H.p.f.540-3, Abb\_0291

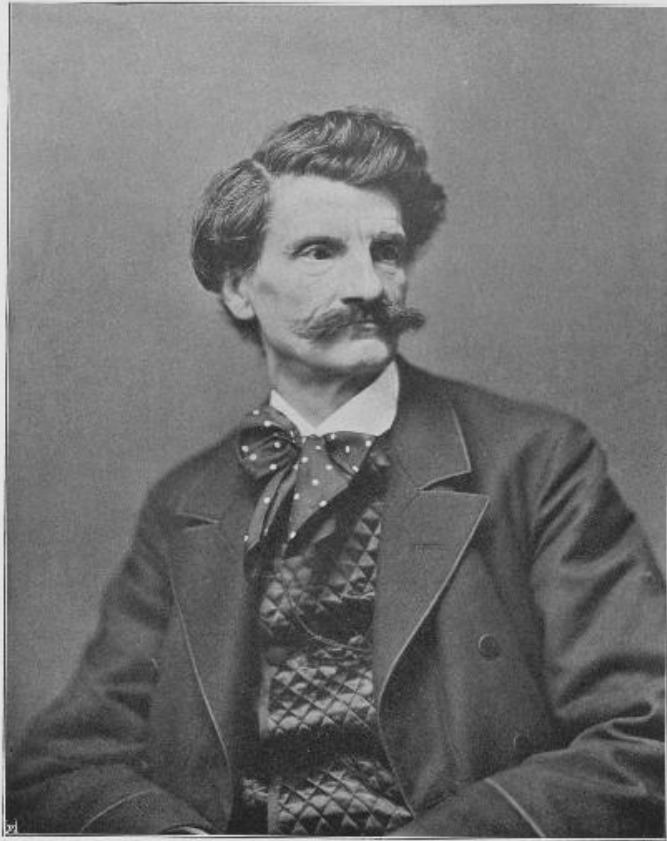
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Rudolf Jhering.  
(Nach einer Zeichnung von Pezä, Göttingen.)

H.p.f.540-3, Abb\_0292

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

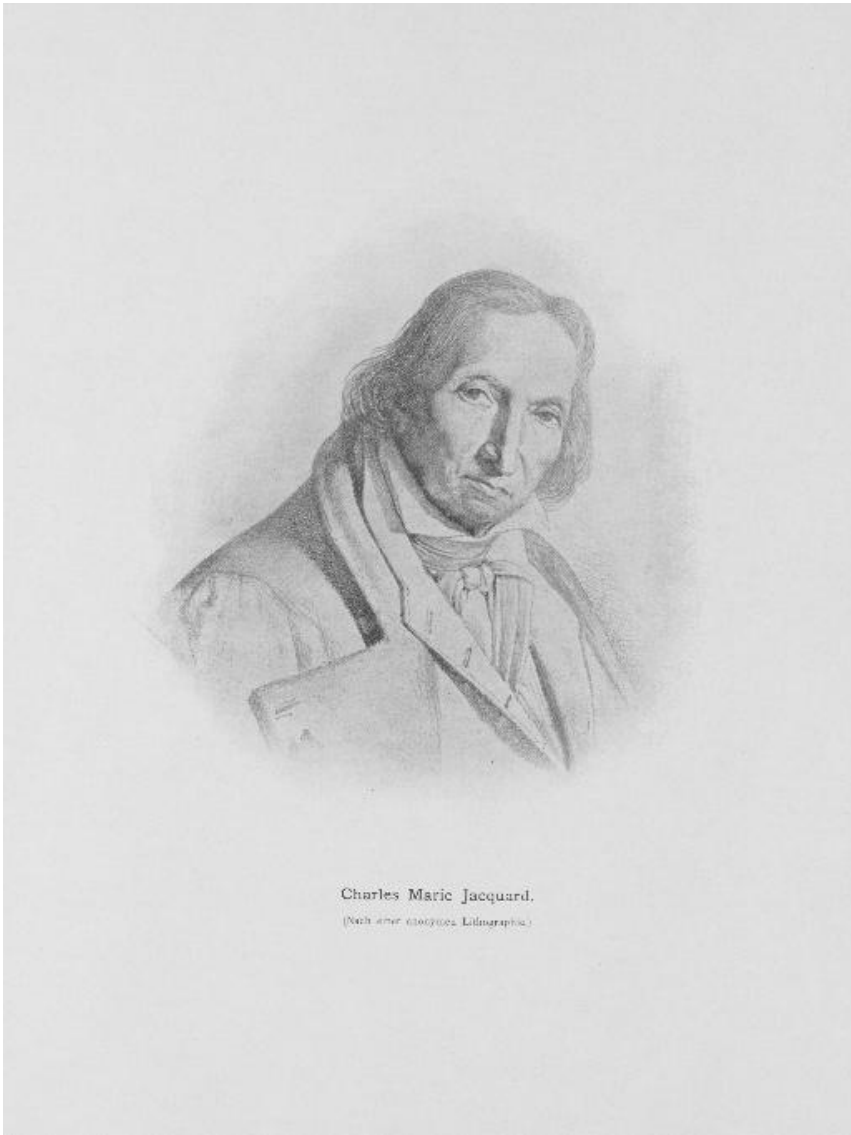


Carl Theodor Pilaty.

(Nach einer Aufnahme von Fr. Haufknecht, München.)

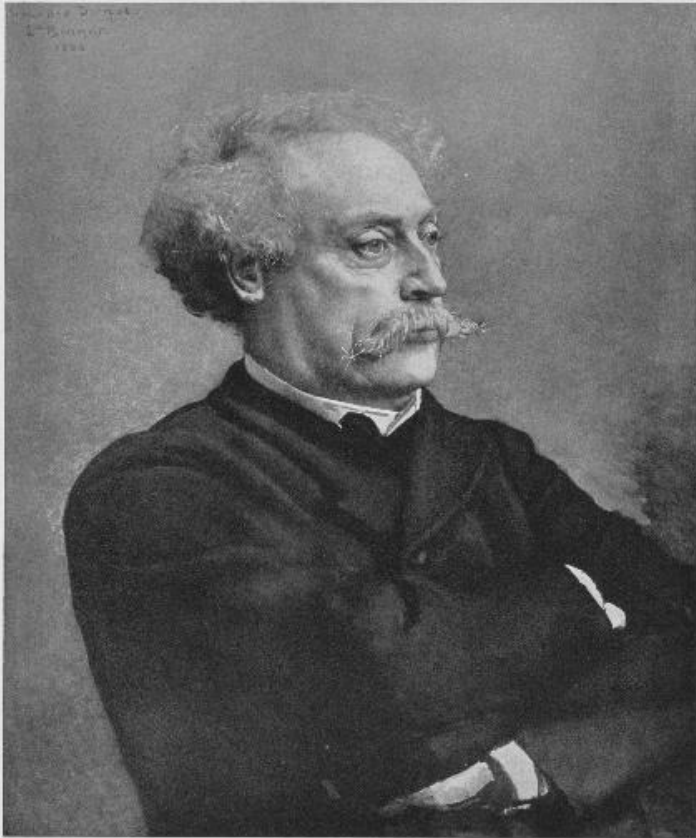
H.p.f.540-3, Abb\_0293

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



H.p.f.540-3, Abb\_0294

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

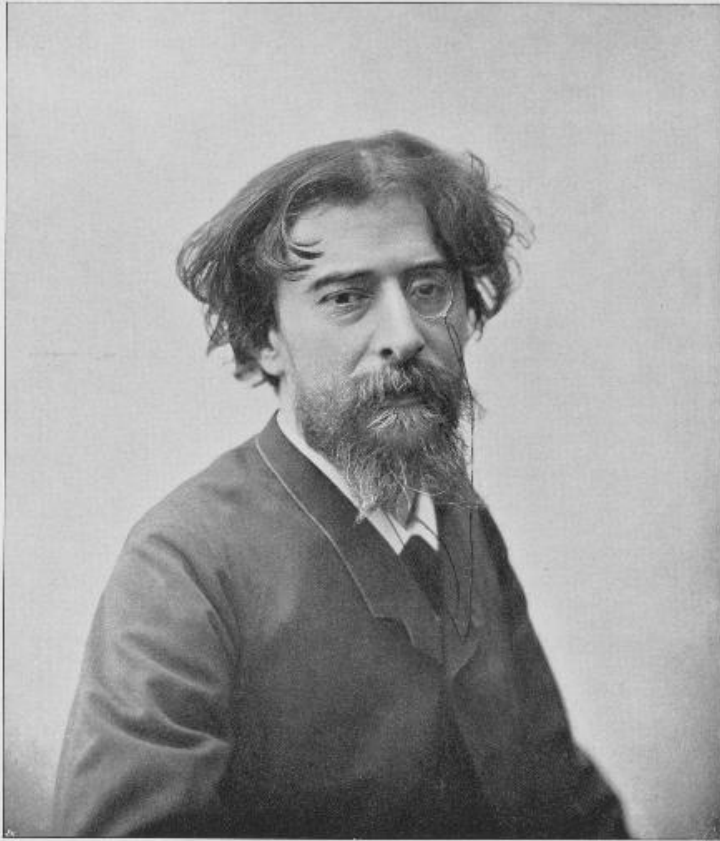


Alexander Dumas der Jüngere.

(Gemalt von Leon Banti.)

H.p.f.540-3, Abb\_0295

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

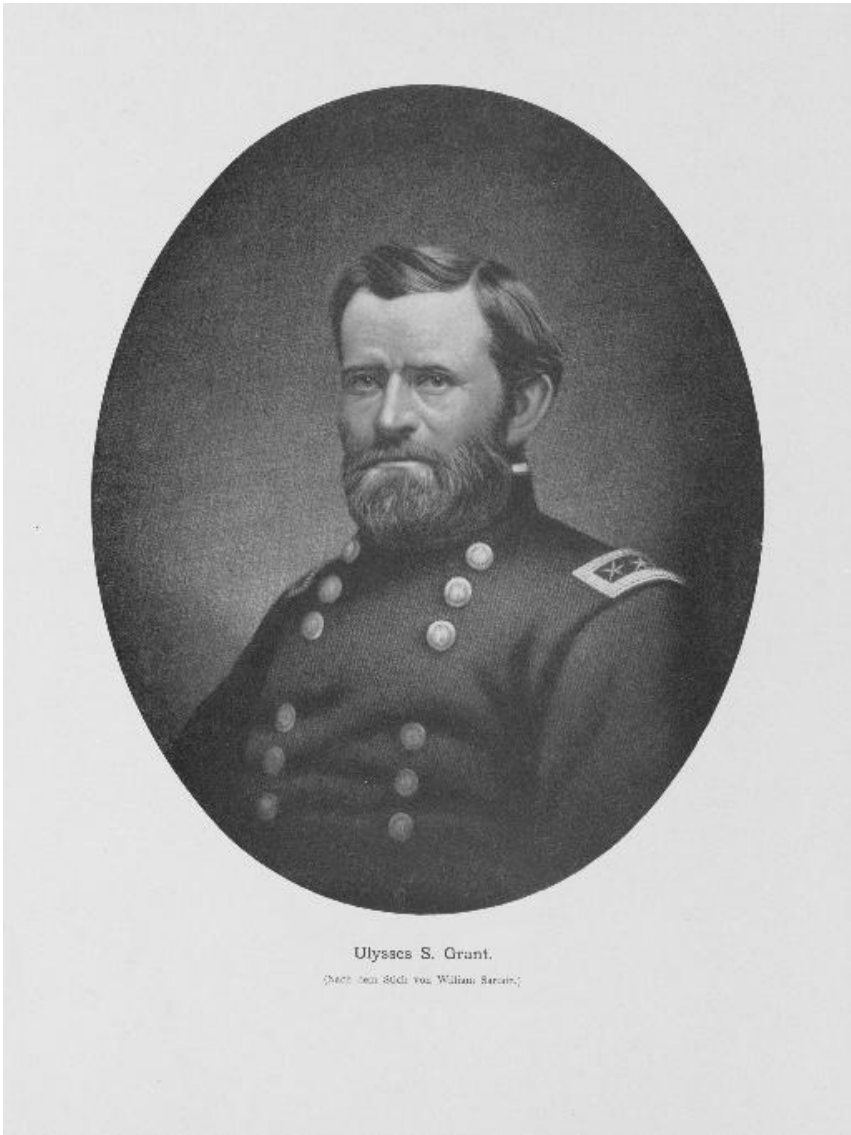


Alphonse Daudet.

(Nach einer Aufnahme von Eug. Lison, Paris.)

H.p.f.540-3, Abb\_0296

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



H.p.f.540-3, Abb\_0297

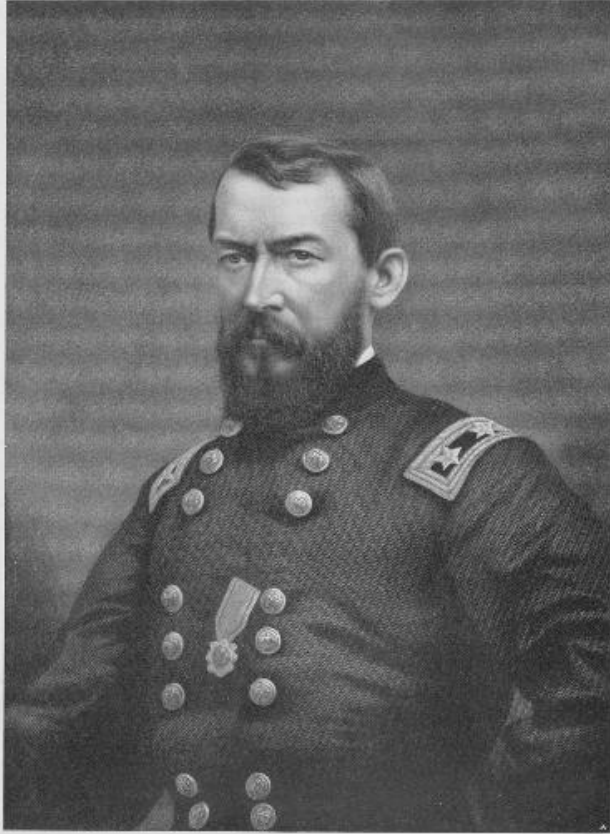
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



William T. Sherman.  
Nach dem Bildnis von J. C. Barry.

H.p.f.540-3, Abb\_0298

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Philip H. Sheridan.  
[Nach dem Bild von Geo. E. Parke.]

H.p.f.540-3, Abb\_0299

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Samuel F. B. Morse.  
[Nach dem Bild von J. L. S. S. S.]

H.p.f.540-3, Abb\_0300

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Emile de Girardin.  
(Gezeichnet und geschnitten von Klossow.)

H.p.f.540-3, Abb\_0301

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Paul Louis Courier.

(Görzeichnat von Vigueren, lithographirt von Gneiss.)

H.p.f.540-3, Abb\_0302

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Eugène Scribe.  
(Nach der Lithographie von Grévedon.)

H.p.f.540-3, Abb\_0303

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

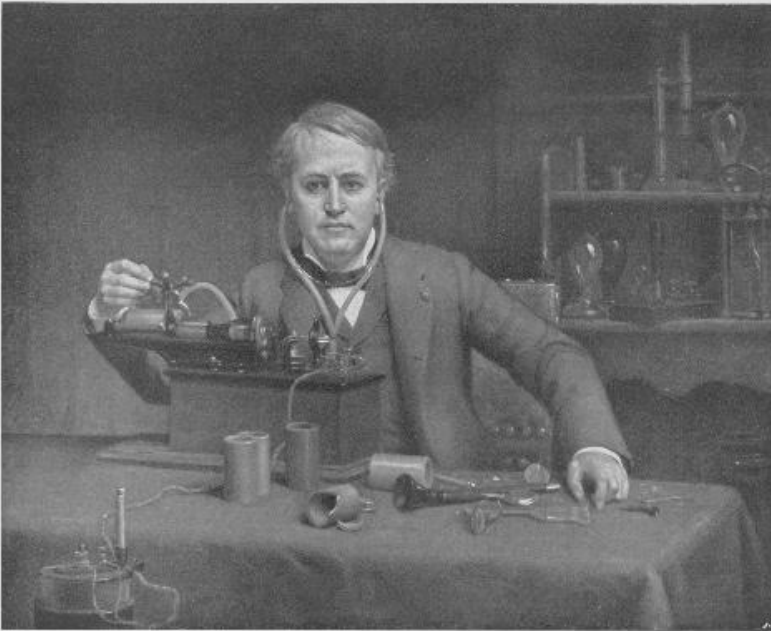


Adam Mickiewicz.

(Nach dem Aquarell von Topp.)

H.p.f.540-3, Abb\_0304

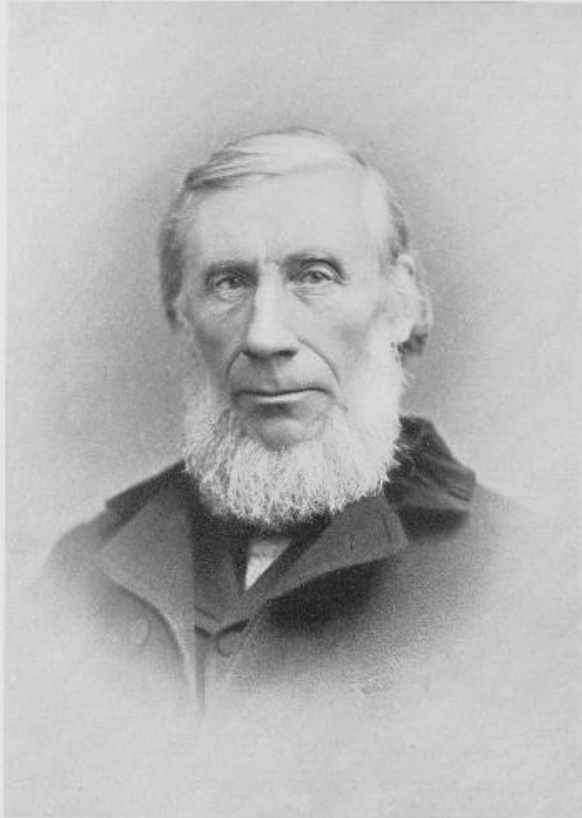
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Thomas Alva Edison,  
(Gemalt von A. A. Andrews)

H.p.f.540-3, Abb\_0305

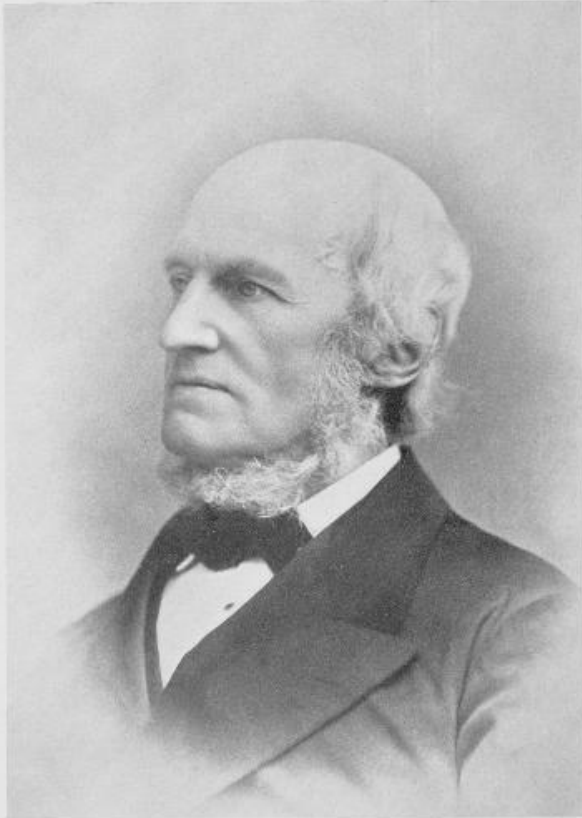
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



John Tyndall.  
(Anst. von Hill & Fry, London.)

H.p.f.540-3, Abb\_0306

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

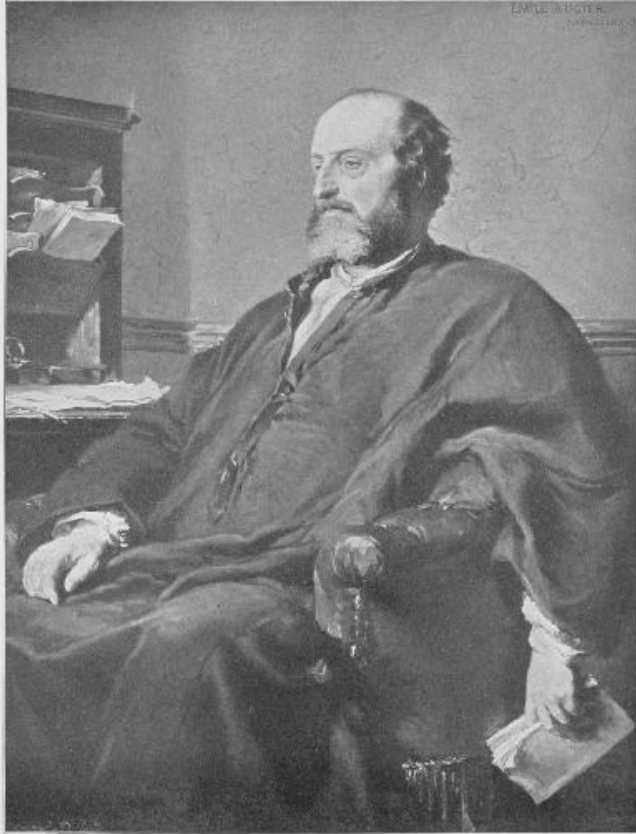


William Benjamin Carpenter.

(Aufnahme von Elliott & Fry, London.)

H.p.f.540-3, Abb\_0307

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Emile Augier.  
(Gemalt von Edward Delaunoy.)

H.p.f.540-3, Abb\_0308

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Johann Heinrich Dannecker.

(Gemalt von Schick.)

H.p.f.540-3, Abb\_0309

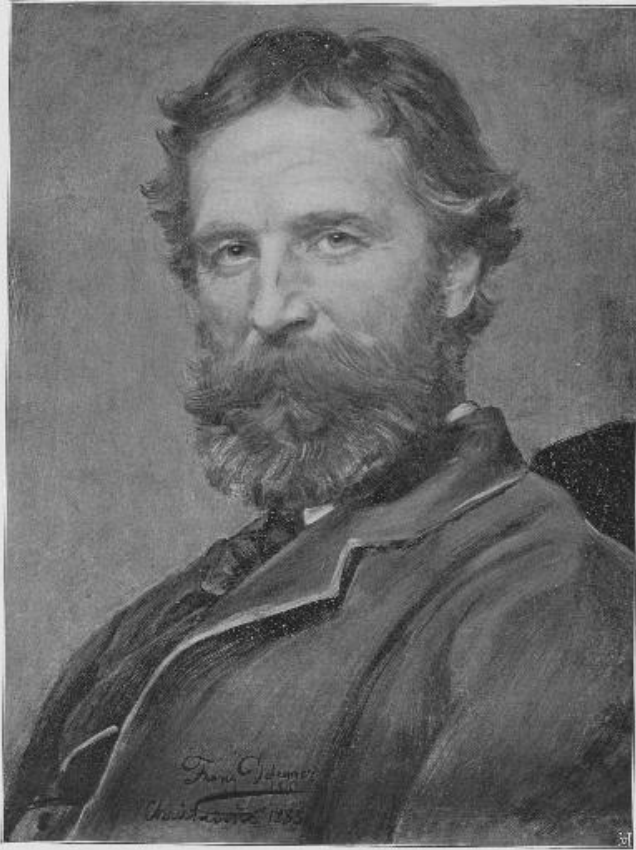
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Heinrich Marschner.  
Zitich nach einer Skizze von L. v. S.

H.p.f.540-3, Abb\_0310

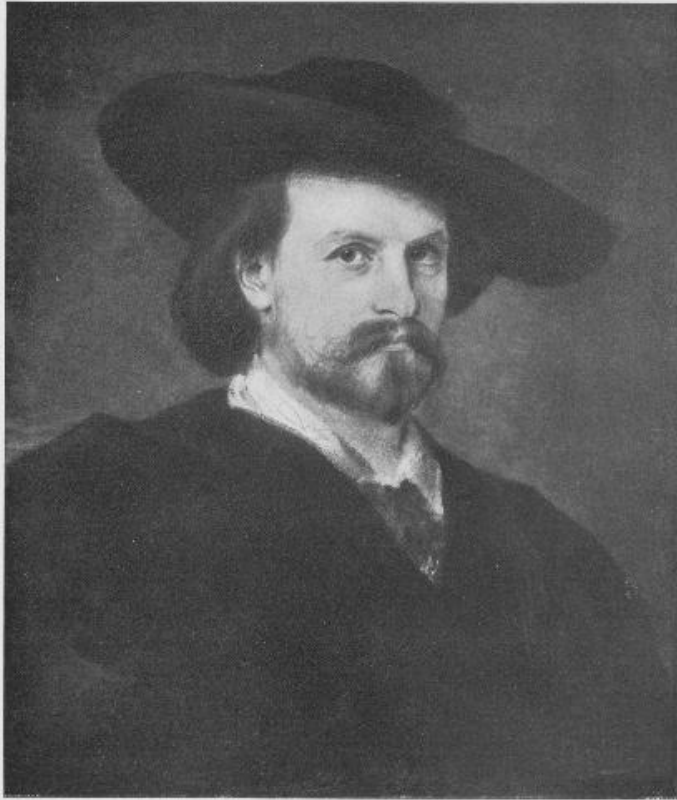
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Franz Defregger.  
(Selbstbildnis)

H.p.f.540-3, Abb\_0311

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

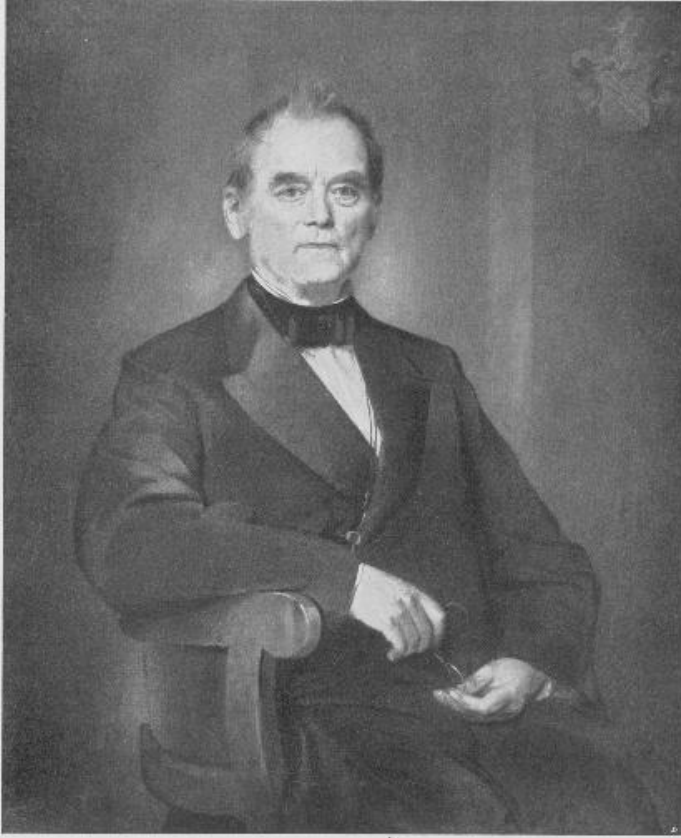


Adolph Wilbrandt.

[Gemalt von Lankisch]

H.p.f.540-3, Abb\_0312

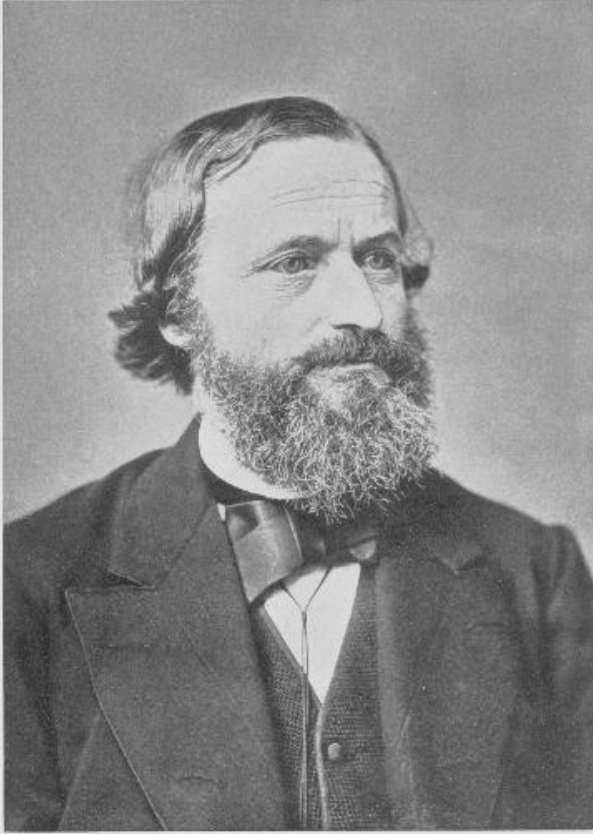
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Robert von Mohl.  
(Gemalt von Lebach.)

H.p.f.540-3, Abb\_0313

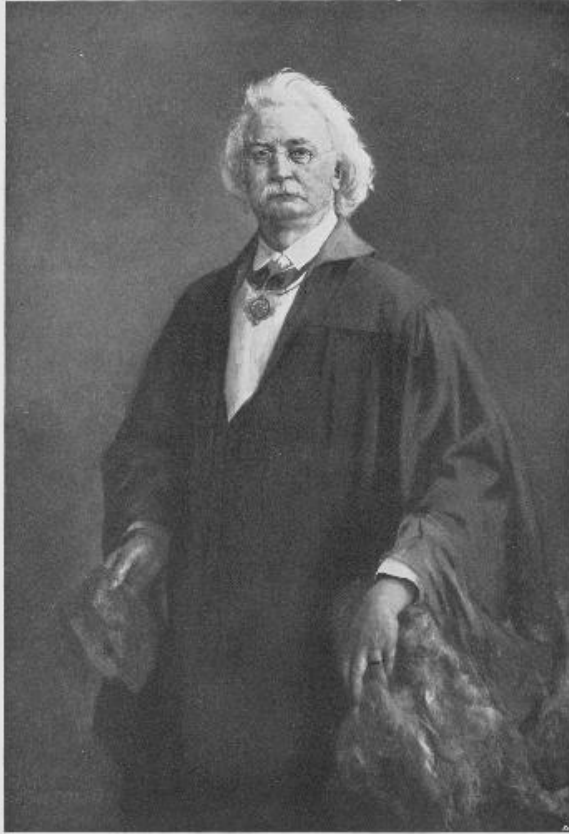
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Gustav Robert Kirchhoff.  
(Negrosaufnahme der Photographischen Gesellschaft.)

H.p.f.540-3, Abb\_0314

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Richard Lepsius.

[Gemalt von G. Bismont.]

H.p.f.540-3, Abb\_0315

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Jacques-Frumental Halévy.  
Stich von Weger.

H.p.f.540-3, Abb\_0316

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Heinrich Sienkiewicz.  
(Gemalt von Pachulski.)

H.p.f.540-3, Abb\_0317

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Rudolf Leuckart.

(Wiederaufnahme von Georg Reussisch, Leipzig.)

H.p.f.540-3, Abb\_0318

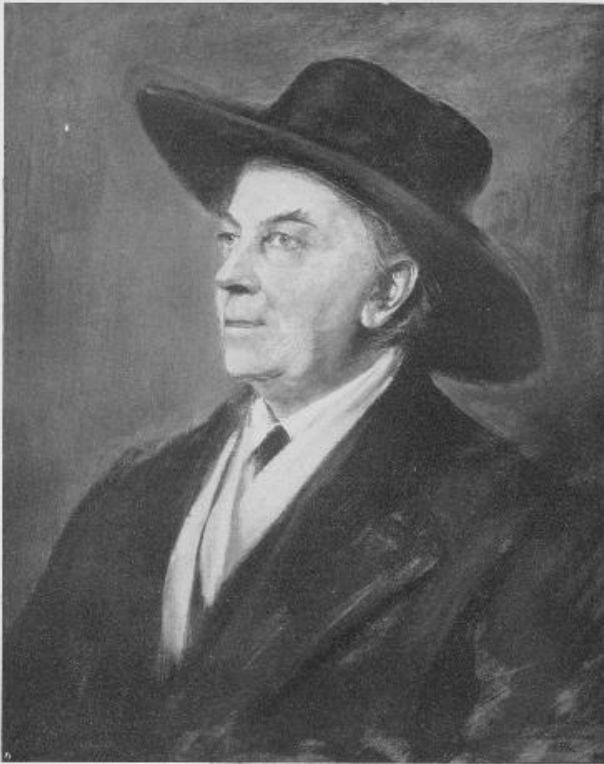
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Alfred Edmund Brehm.  
(Schriftsteler von *Parthia, Turan*.)

H.p.f.540-3, Abb\_0319

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

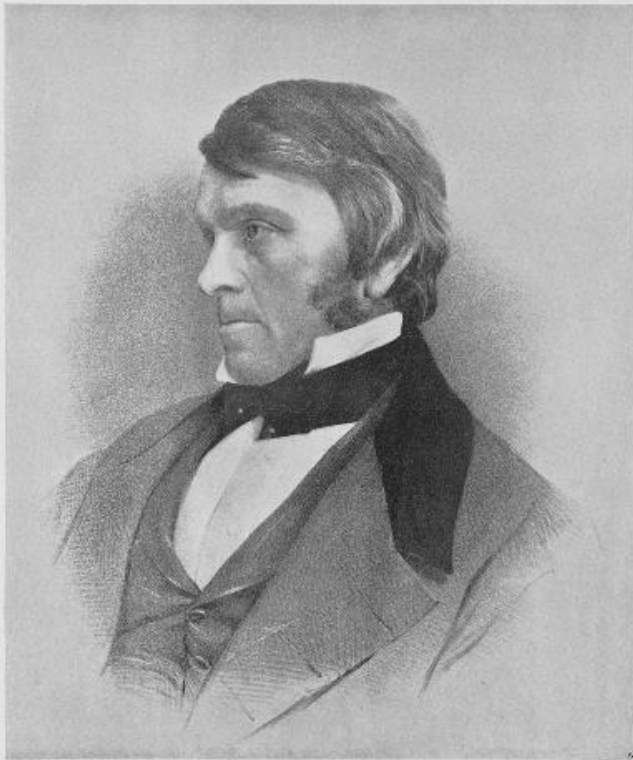


Karl Theodor Ernst von Siebold.

(Gemalt von Bockländer nach Lantieri.)

H.p.f.540-3, Abb\_0320

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

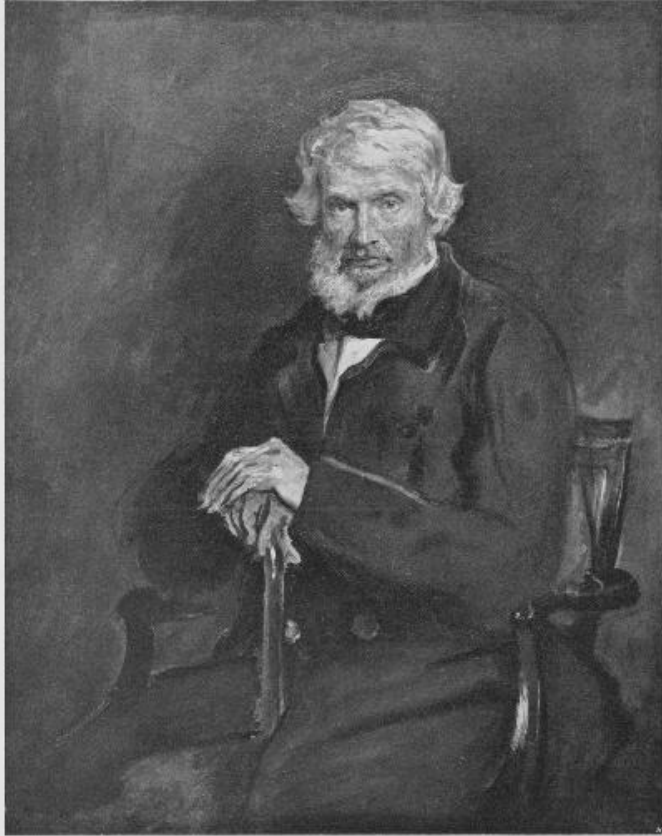


Thomas Carlyle.

(Steindruck von J. H. Lynch nach einem (Bisacretty).)

H.p.f.540-3, Abb\_0321

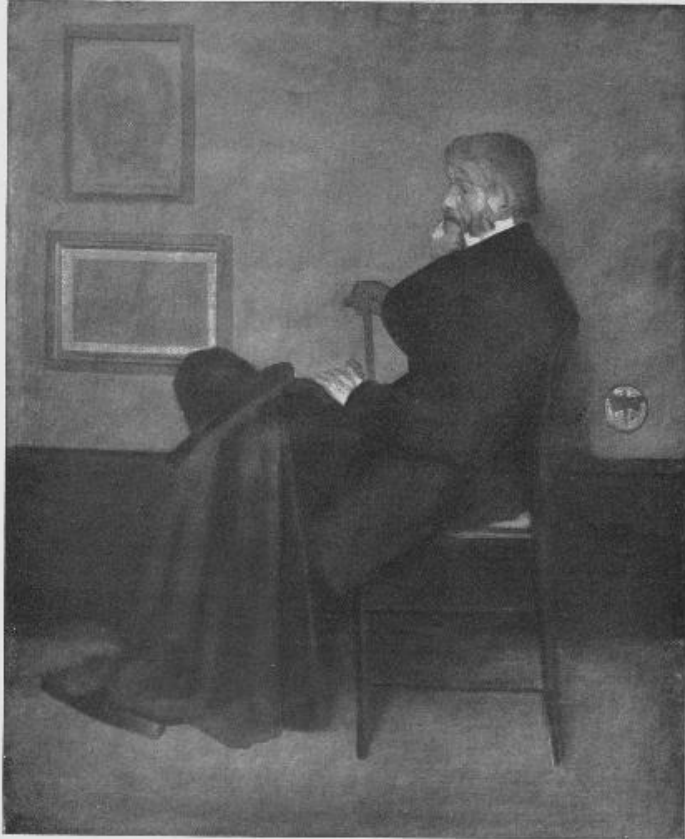
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Thomas Carlyle.  
[Gemalt von J. B. Mitton.]

H.p.f.540-3, Abb\_0322

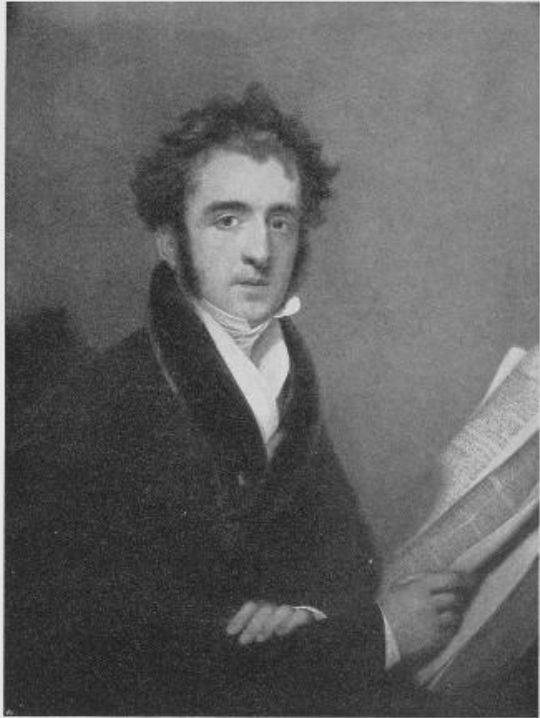
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Thomas Carlyle.  
*(Gemalt von Whistler)*

H.p.f.540-3, Abb\_0323

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Georg Grote.

(Gemalt von Thomas Stenzel.)

H.p.f.540-3, Abb\_0324

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Arnold Ruge.  
[Nach einem Daguerstyp]

H.p.f.540-3, Abb\_0325

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



William Hickling Prescott.

(Nach einer Zeichnung von George Richmond, R. A., im Besitze des Earl of Carlisle.)

H.p.f.540-3, Abb\_0326

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Richard Cobden.

(Kupferstich von Du Val, gezeichnet von Litzke.)

H.p.f.540-3, Abb\_0327

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Gustave Courbet.  
(Samenströmung von Nadir, Paris.)

H.p.f.540-3, Abb\_0328

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Percy Bysshe Shelley.  
(Goussier sur Amalie Curran.)

H.p.f.540-3, Abb\_0329

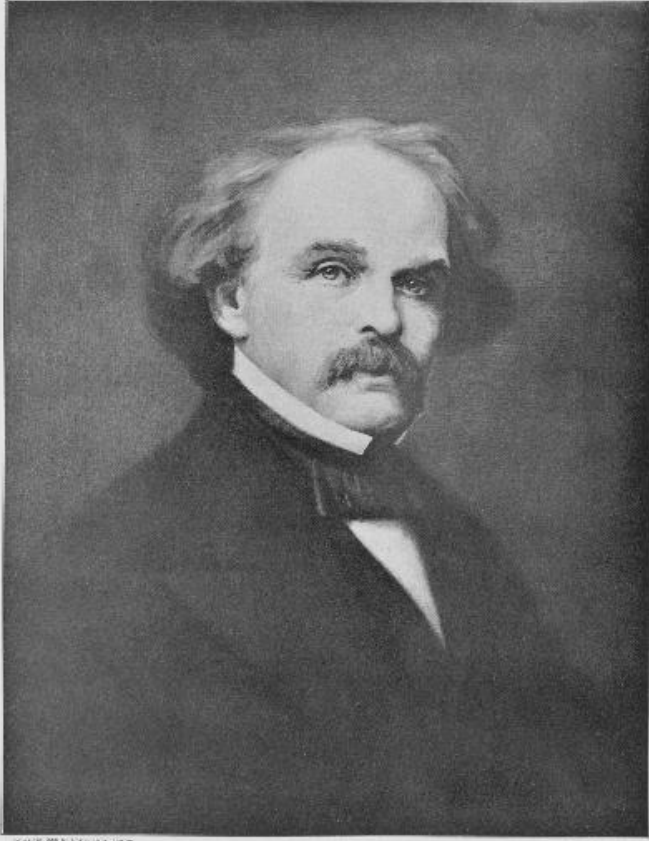
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Henry D. Thoreau.  
(Nach einem Lithographie.)

H.p.f.540-3, Abb\_0330

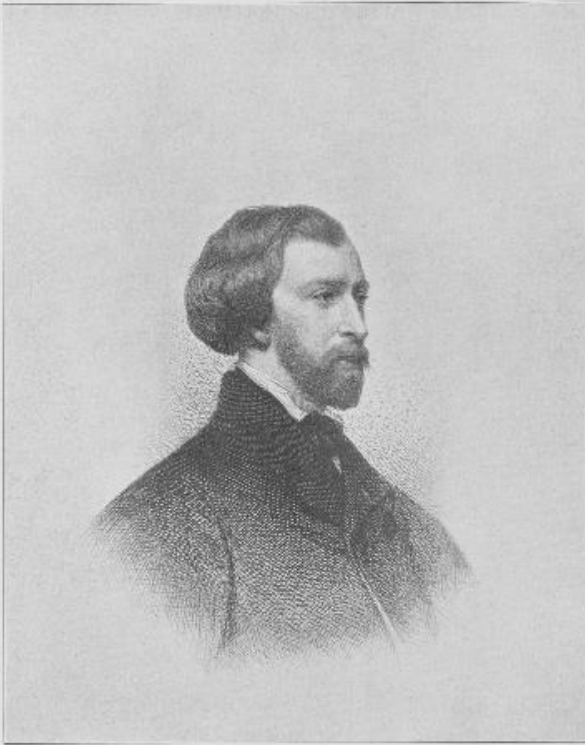
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Nathaniel Hawthorne.  
(Gemalt von A. R. Smith.)

H.p.f.540-3, Abb\_0331

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

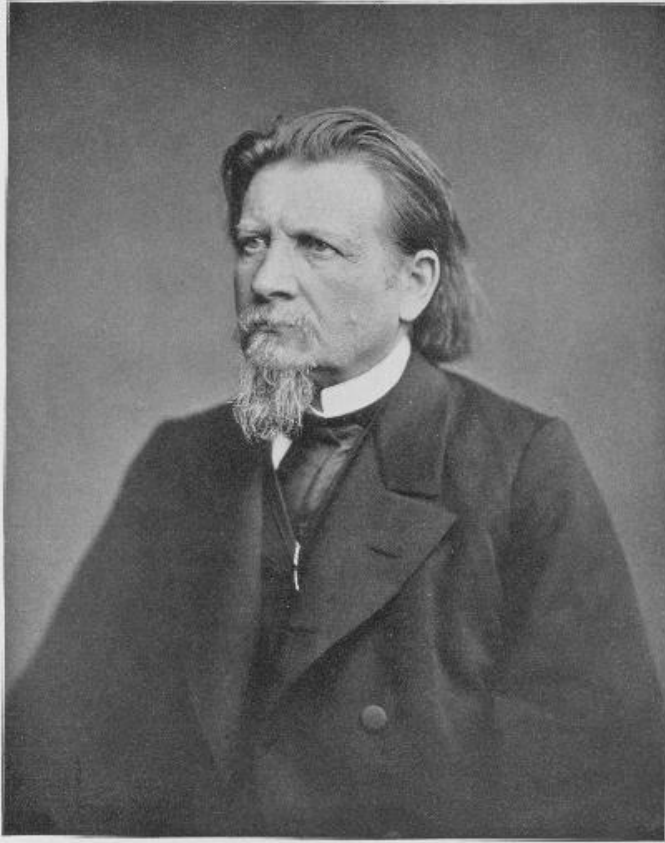


Alfred de Musset.

(Nach dem Gemälde von Landola, gezeichnet von Pilsz.)

H.p.f.540-3, Abb\_0332

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Karl Gutzkow.  
(Nach einer Photographie.)

H.p.f.540-3, Abb\_0333

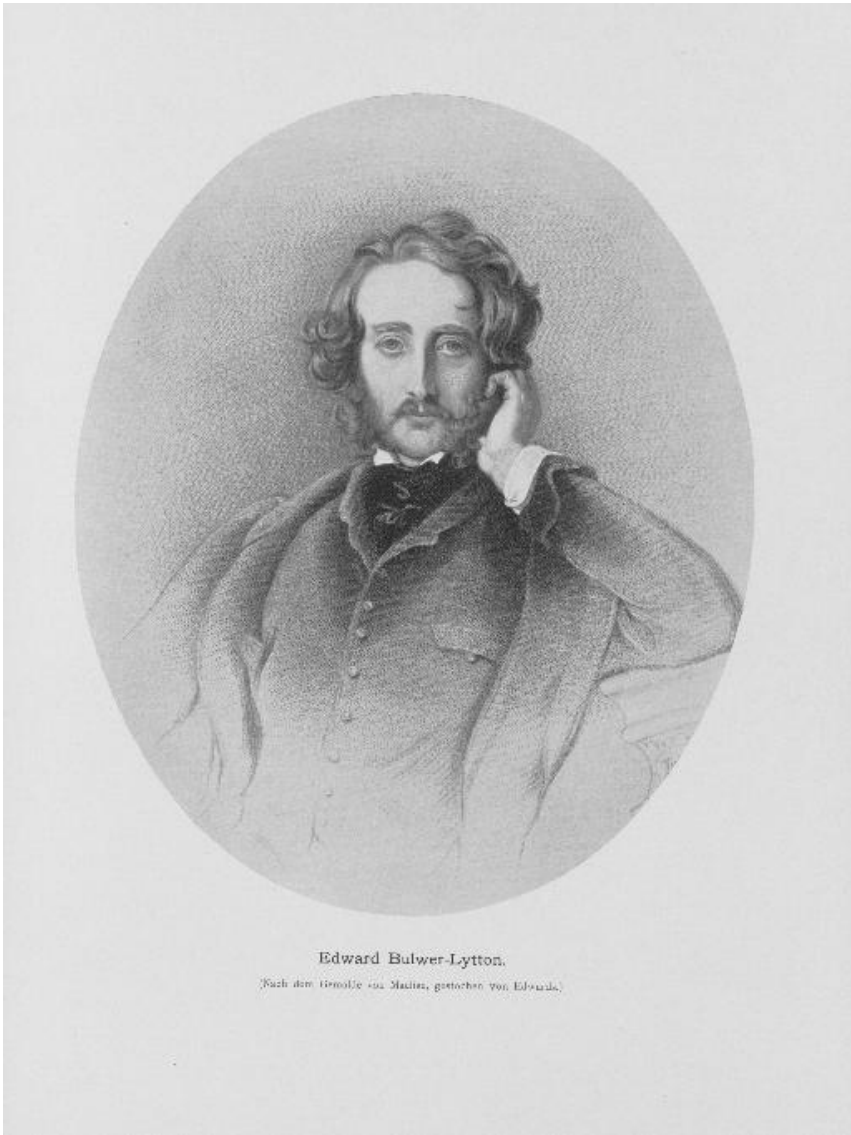
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



François Coppée.  
(Naturmalerei von Nadar, Paris.)

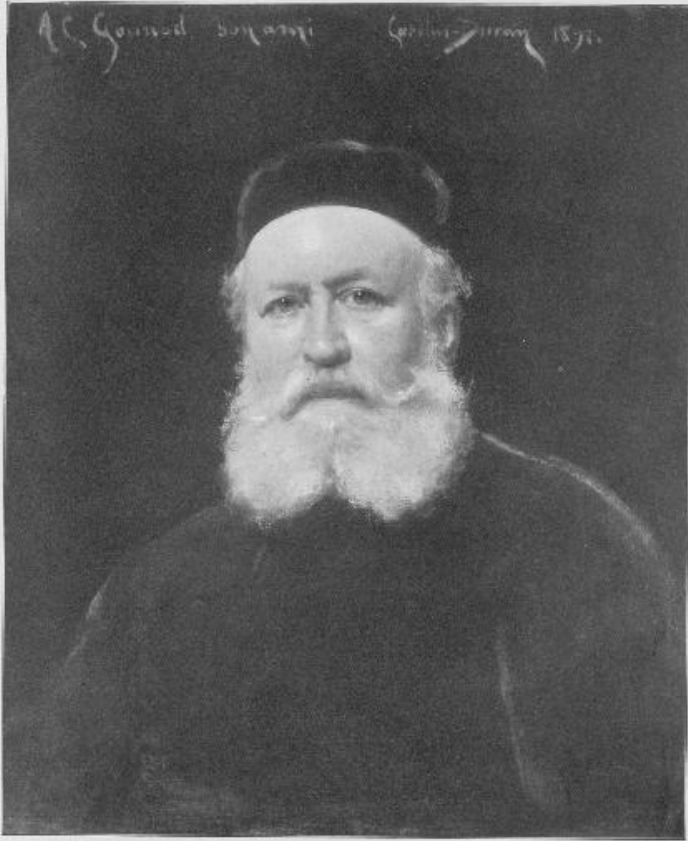
H.p.f.540-3, Abb\_0334

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



H.p.f.540-3, Abb\_0335

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Charles Gounod.  
(Gemalt von Charles-Parrot.)

H.p.f.540-3, Abb\_0336

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Franz Bopp.  
[Nach einer Porträtfolge.]

H.p.f.540-3, Abb\_0337

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

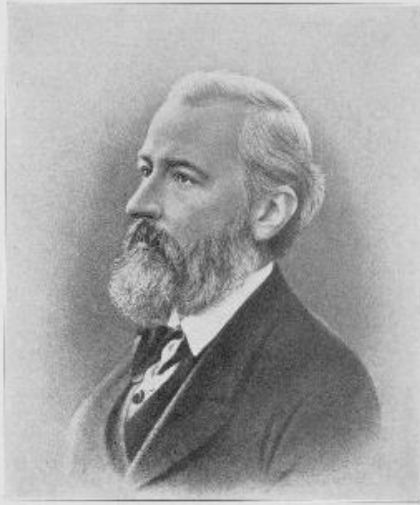


Karl Rokitansky.

(Nach dem Sitze von Louis Jacoq.)

H.p.f.540-3, Abb\_0338

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Johann Nepomuk Czermak.  
*(Nach einer Photographie.)*

H.p.f.540-3, Abb\_0339

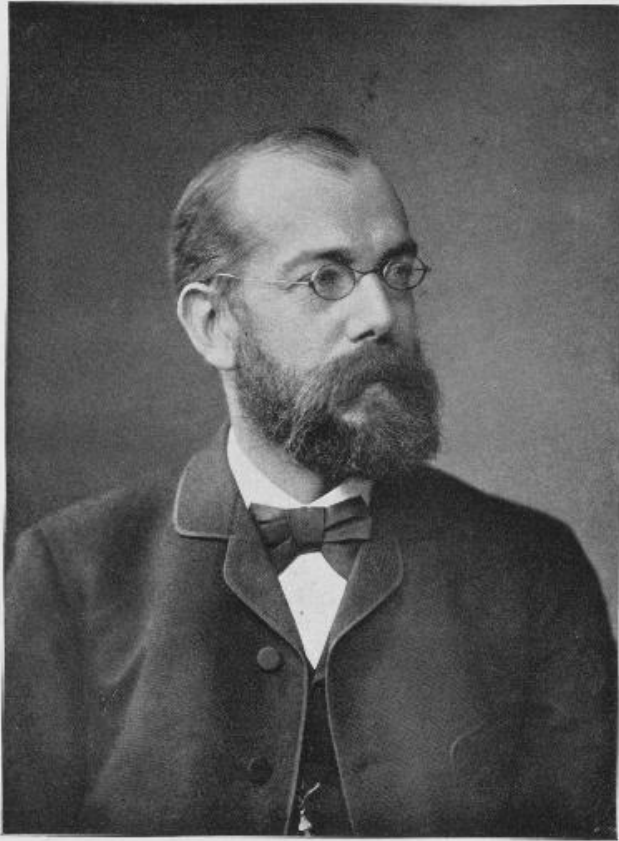
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Theodor Billroth.  
(Skizzenmalerei von J. Lenz, Wien.)

H.p.f.540-3, Abb\_0340

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

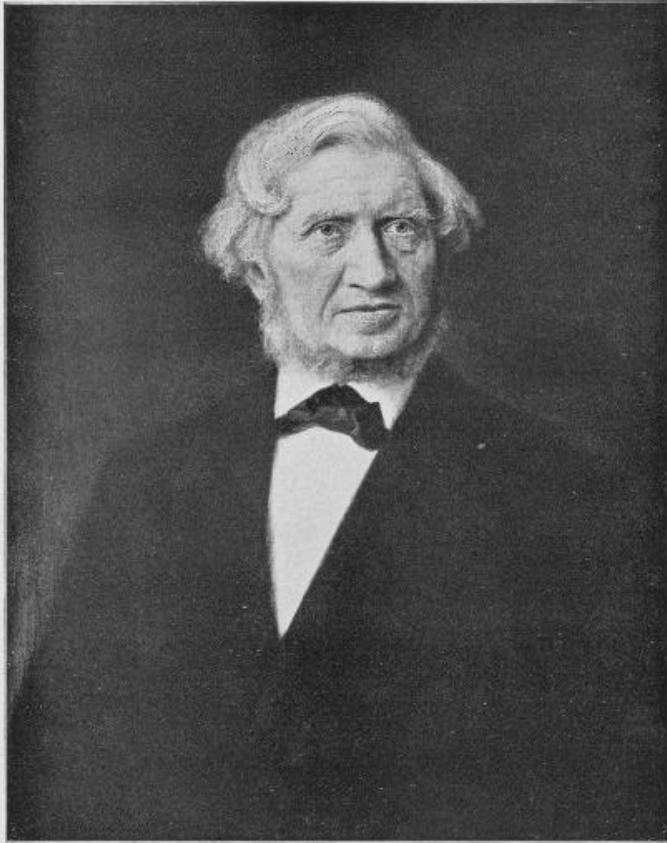


Robert Koch.

[Nach einer Negativabnahme von J. C. Schmaroucker, k. k. Hofphotograph, Berlin.]

H.p.f.540-3, Abb\_0341

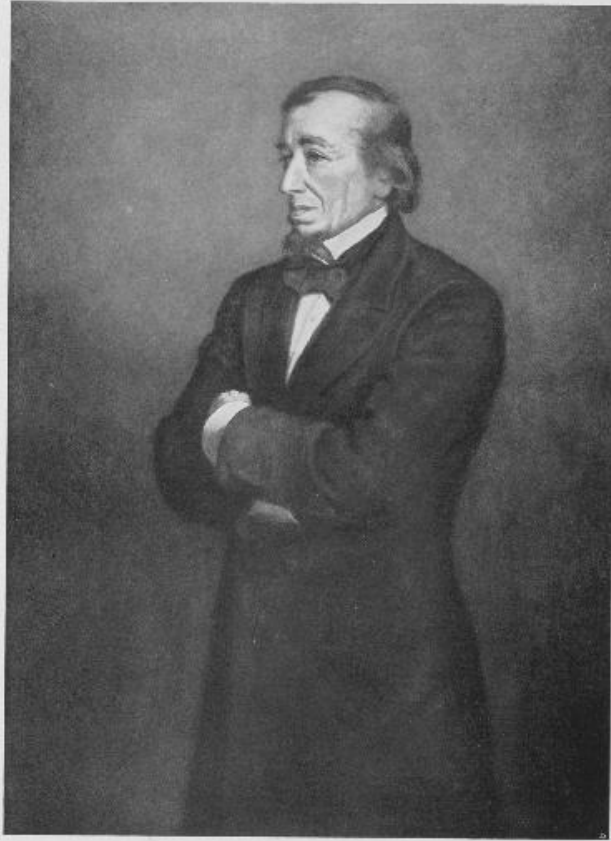
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Friedrich Wilhelm Giesebrecht.  
(Gemalt von Gerhards.)

H.p.f.540-3, Abb\_0342

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

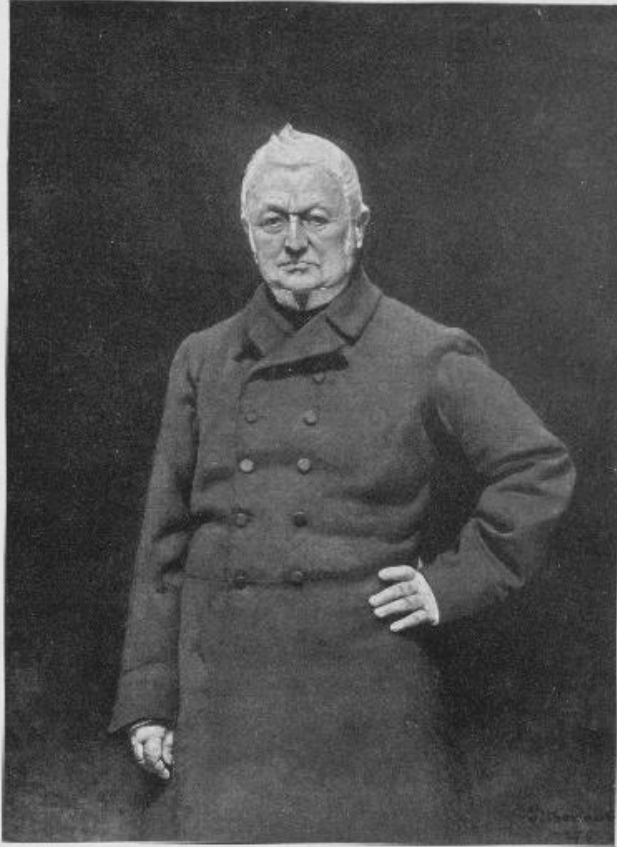


Benjamin Disraeli.

(Reproduced from J. E. Mitton.)

H.p.f.540-3, Abb\_0343

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Louis Adolphe Thiers.  
(Gemalt von John Volz.)

H.p.f.540-3, Abb\_0344

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg

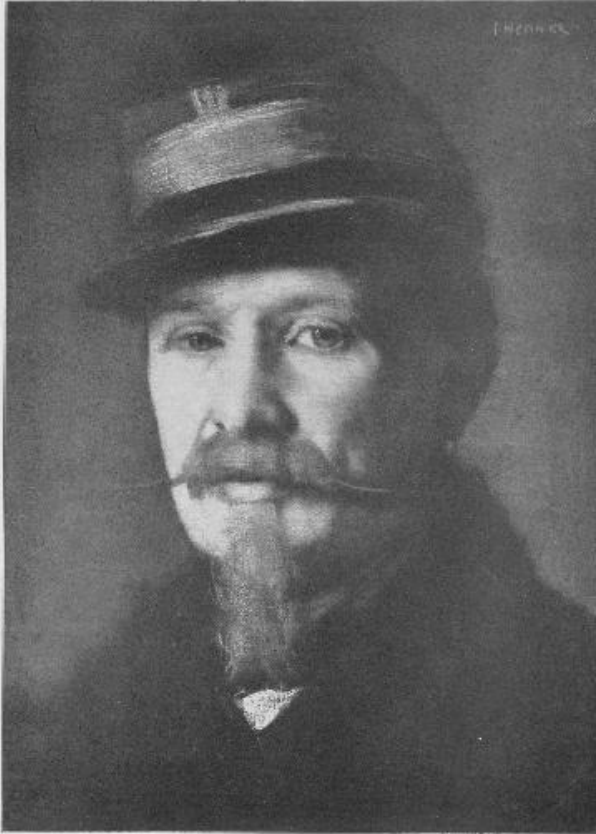


Léon Gambetta.

(Nach einer Naturaufnahme von Campé, Paris.)

H.p.f.540-3, Abb\_0345

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Antoine Eugène Alfred Chanzy.  
(Gezeichnet von J. Henner.)

H.p.f.540-3, Abb\_0346

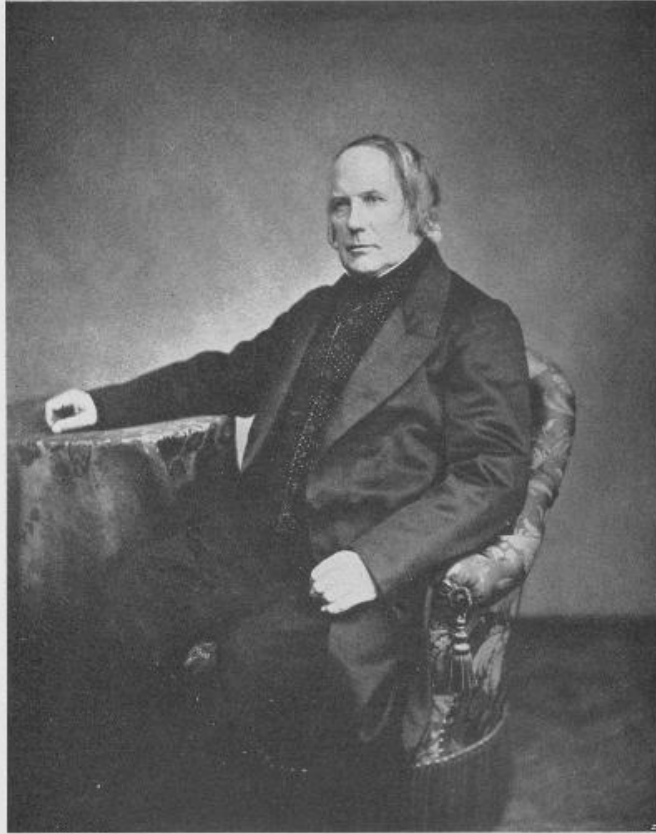
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Théophile Gautier.  
(Narcisusmähne von Noddy, Paris.)

H.p.f.540-3, Abb\_0347

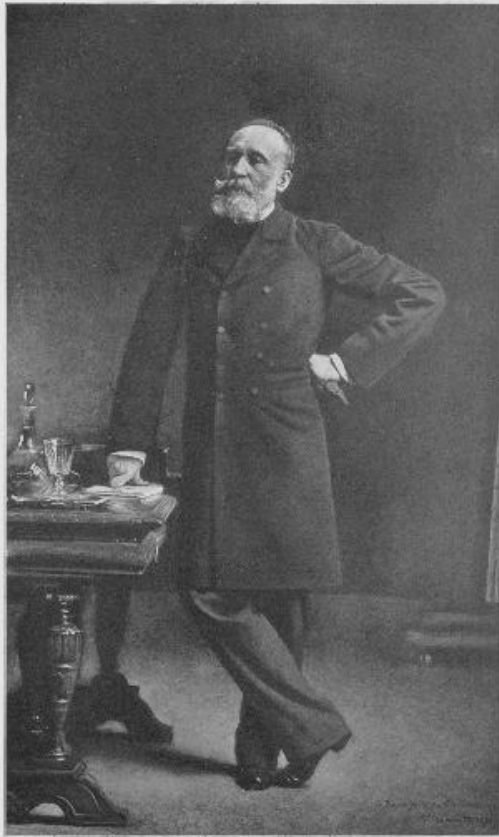
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Edgar Quinet.  
(Nach einer Photographie.)

H.p.f.540-3, Abb\_0348

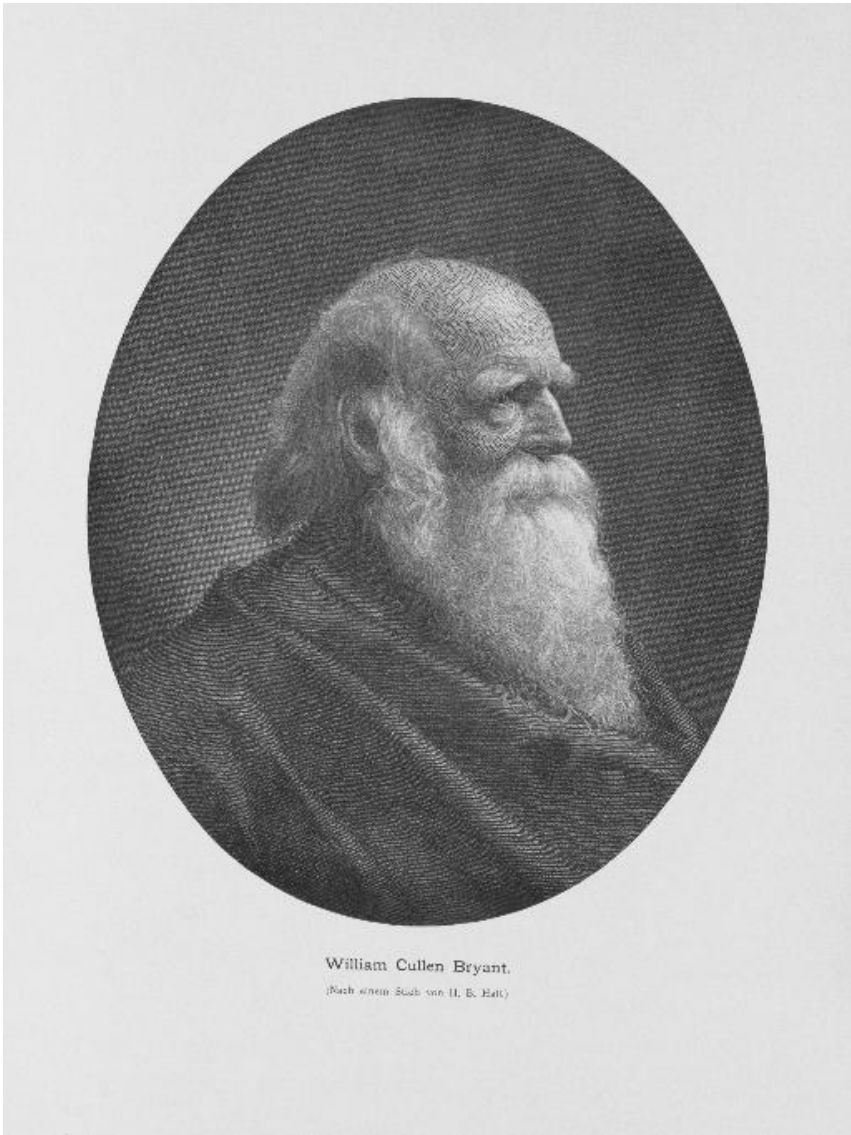
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Pierre Puvis de Chavannes.  
(Gouache von Léon Portier.)

H.p.f.540-3, Abb\_0349

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



H.p.f.540-3, Abb\_0350

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Peter Christian Wilhelm Beuth.  
Gezeichnet von Krüger. Holographier. von Zschack.

H.p.f.540-3, Abb\_0351

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Ludwig Knaus  
(Selbstbildnis)

H.p.f.540-3, Abb\_0352

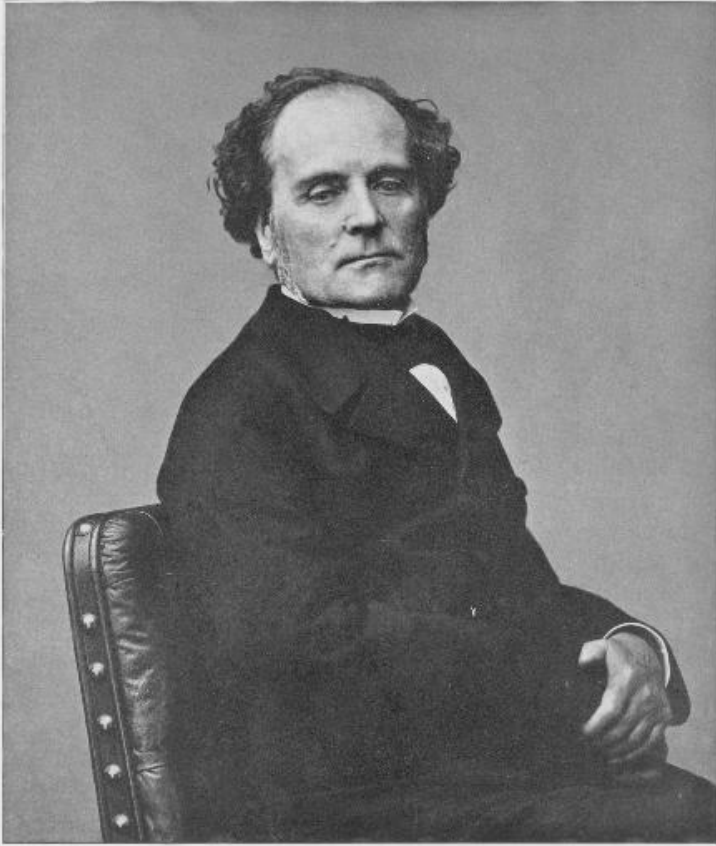
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Julius Robert Mayer.  
(Nach einer Naturstudie.)

H.p.f.540-3, Abb\_0353

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



François Miguet.

(Statuenhalle des Peters-Pöhl, Paris.)

H.p.f.540-3, Abb\_0354

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Friedrich Gottlieb Welcker.

(Gemalt von Vogel.)

H.p.f.540-3, Abb\_0355

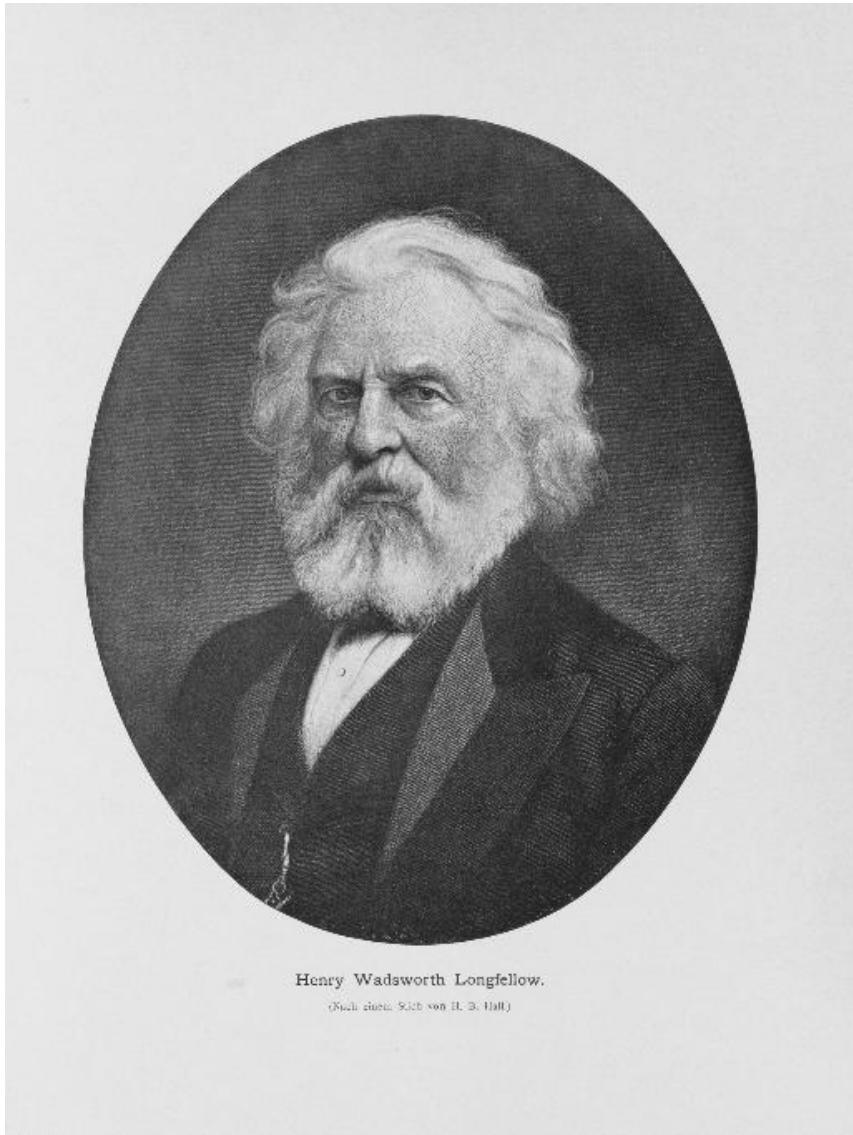
© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Friedrich Christian Grabbe.  
Nach einer Lithographie von Weberstahl.

H.p.f.540-3, Abb\_0356

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Henry Wadsworth Longfellow.

(Nach einer Zeichnung von H. B. Hall.)

H.p.f.540-3, Abb\_0357

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Karl Löwe.  
[Gouache von Hans Fischer.]

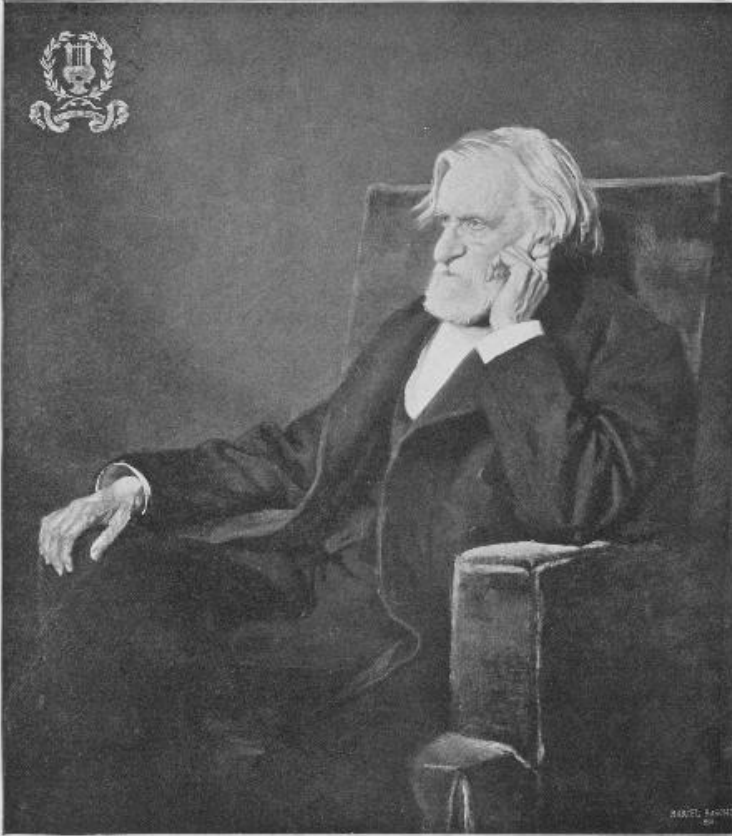
H.p.f.540-3, Abb\_0358

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



H.p.f.540-3, Abb\_0359

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg



Ambroise Thomas.

(Gemalt von Marcel Baschet.)

H.p.f.540-3, Abb\_0360

© 2026 Universitätsbibliothek Würzburg